W. G. Belinski – Ausgewählte philosophische Schriften

Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau 1950

Ausgewählte Aufsätze
1834-1836

Literarische Träumereien

(Eine Elegie in Prosa)[1]

„Die Wahrheit will ich über dich so boshaft sagen,
Daß schlimmer noch als Lüg' sie ist. Doch möcht' ich fragen,
Wie man solch widrig Volk bei bravem Namen nennt? ...
Gribojedow, „Verstand schafft Leiden"

„Haben Sie gute Bücher? – Nein, doch wir haben große Dichter. –
So haben Sie doch allenfalls ein Schrifttum? –
Im Gegenteil, wir haben nur einen Buchhandel."

Baron Brambäus

Erinnert man sich noch an jene selige Zeit, als in unserer Literatur ein frischer Lebensodem aufkommen wollte, als ein Talent nach dem anderen auftrat, Poem auf Poem, Roman auf Roman, Zeitschrift auf Zeitschrift, Almanach auf Almanach erschienen; jene schöne Zeit, als wir uns so mit unserer Gegenwart brüsteten, uns in Zukunftsträumen wiegten und, stolz auf unsere Wirklichkeit und noch mehr auf unsere kühnen Hoffnungen, fest davon überzeugt waren, unsere eigenen Byron, Shakespeare, Schiller und Walter Scott zu besitzen? O weh, wo bist du, bon vieux temps [gute alte Zeiten], wo seid ihr, liebliche Träume, wo bist du, trügerische Hoffnung? Welch großer Wandel in so kurzer Zeit! Welch eine bittere, herzzerreißende Enttäuschung nach einem so machtvollen, betörenden Wahn! Zerbrochen liegen die Stelzen unserer Literaturathleten, eingestürzt sind die Schaubühnen aus Pappe, die die goldene Mittelmäßigkeit einst zu erklettern pflegte, und zugleich sind auch die wenigen, nicht übermäßig starken Begabungen verstummt, entschlafen, entschwunden, auf die wir uns Anno dazumal so viel einbildeten. Wir schliefen und sahen uns schon [4] als Krösus, wachten aber als Jeremias auf! O weh! Wie gut passen auf alle unsere Genies und Halbgenies die rührenden Dichterworte:

„Kaum erblüht und schon verwelkt
Am trüben Lebensmorgen."

Ja, *einst und jetzt, damals und heute*! Großer Gott! ... Puschkin, der russische Dichter par excellence, Puschkin, in dessen starken, ergreifenden Liedern man zum erstenmal Rußlands Lebensodem verspürte, dessen graziöses und vielseitiges Talent so viel Liebe und Pflege in Rußland fand, auf dessen harmonische Klänge es so begierig lauschte und auf die es mit so viel Liebe Echo gab, Puschkin, der Verfasser von „Poltawa" und „Boris Godunow" – und Puschkin, der Verfasser von „Angelo" und anderen toten, seelenlosen Märchen...[2] Koslow, der tiefsinnige Sänger der Leiden eines Mönches, die seinen schönen Leserinnen so manche Träne entlockten, dieser Blinde[3], der uns einst seine großartigen Visionen so wohllautend

[1] Die „Literarischen Träumereien" sind erstmalig in der Wochenzeitung „Molwa", Jahrgang 1834, erschienen. Die Unterschrift lautete: -on .inski.
[2] Es handelt sich um die in der „Molwa" erschienenen widerspruchsvollen Urteile über den „Angelo" von Puschkin.
[3] Der „Blinde" ist I. I. Koslow, ein Dichter und Übersetzer, der im Alter von 43 Jahren erblindete und erst danach seine literarische Laufbahn begann.

mitteilte, und Koslow – der Verfasser von längeren und kürzeren Balladen und sonstigen in der „Lesebibliothek“ erschienenen Gedichten, über die man nichts weiter sagen kann, als daß „*nichts gegen sie einzuwenden ist*“, wie es schon in der „Molwa“ stand! ... was für ein Unterschied! ... Viele, sehr viele solcher trauriger Vergleiche, solcher betrüblicher Kontraste könnten wir noch anführen, aber... kurz, wie Lamartine sagt:

„Les dieux étaient tombés, les trônes étaient vides!“*

Wer sind nun die neuen Götter, die die vakanten Plätze der alten eingenommen haben? O weh, sie haben sie abgelöst, ohne sie ersetzen zu können! Einst, im Übermut der jugendlichen Hoffnungen, die dazumal aller Welt den Sinn betörten, riefen unsere Aristarche[4] in kindlich einfältigem Freudentaumel: *Puschkin* – das ist der *Byron des Nordens, der Vertreter der modernen Menschheit*! Heute posaunen unsere unermüdlichen Herolde auf den Jahrmärkten der Literatur mit lauter Stimme aus: *Kukolnik, der große Kukolnik, Kukolnik ist Byron, Kukolnik ist der kühne Rivale Shakespeares*! *Auf die Knie vor Kukolnik*![5] Die Baratynski, Podolinski, Jasykow, Tumanski, Osnobischin sind nun von den Herren Timofejew und Jerschow abgelöst; auf dem Felde ihres verklungenen Ruhms machen sich nun die Herren Brambäus, Bulgarin, Gretsch und Kalaschnikow breit, nach dem alten Sprichwort: Unter Blinden ist auch der Ein-[5]äugige König. Jene erfreuen uns gelegentlich entweder mit ein paar alten Possen nach alter Melodei oder halten bescheiden den Mund. Diese beweihräuchern sich gegenseitig, betiteln einer den anderen mit „Genie“ und brüllen sich die Kehlen wund, man solle ihre Bücher rascher kaufen. Wir haben beim Austeilen von Genie-Lorbeerkränzen, beim Lob der Koryphäen unserer Dichtung niemals maßhalten können: das ist ein altes Übel bei uns; jedenfalls war die Ursache früher ein harmloser Selbstbetrug, der einer edlen Quelle, nämlich der Liebe zum Heimatlichen, entsprang, heute dagegen beruht alles einzig auf eigennützigen Erwägungen; außerdem gab es früher doch noch etwas, womit man sich brüsten konnte; heute dagegen... Ohne dem prächtigen Talent des Herrn Kukolnik in irgendeiner Weise zu nahe treten zu wollen, können wir doch unbedenklich und mit aller Bestimmtheit erklären, daß zwischen Puschkin und ihm, dem Herrn Kukolnik, ein himmelweiter Abstand liegt, daß es von Herrn Kukolnik bis zu Puschkin ebensoweit ist:

„Wie zu des Himmels fernem Sternenlicht! „

Jawohl – Krylow und Herr Silow, Sagoskins „Juri Miloslawski“ und die „Schwarze Frau“ des Herrn Gretsch, Lashetschnikows „Der letzte Novize“ und die „Strelitzen“ des Herrn Massalski oder der „Maseppa“ des Herrn Bulganin, die Romane von Odojewski, Marlinski und Gogol und die – mit Verlaub zu sagen – Romane des Herrn Brambäus!!! ... Was hat das alles zu bedeuten? Warum diese Leere in unserer Literatur? Oder stimmt es wirklich, daß wir – *keine Literatur haben*? ...

(*Fortsetzung zugesagt*)

* Die Götter waren gefallen, die Throne waren leer.

[4] Der Name Aristarchs, des ersten Kommentators des Homer, wurde zum Inbegriff eines strengen Kritikers. Der führende der hier gemeinten „Aristarche“ war N. Polewoi.

[5] An der Spitze der „unermüdlichen Herolde“, die den Ruhm Nestor Kukolniks verkündeten, stand O. I. Senkowski, der meist unter dem Pseudonym „Baron Brambäus“ schrieb.

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„Pas de grâce![*]“

Victor Hugo, „Marion de Lorme“

Ja, wir haben keine Literatur!

„Das ist ja großartig! Eine schöne Neuigkeit!“ – höre ich tausend Stimmen auf meine tolldreiste Behauptung antworten. „Und unsere Zeitschriften, die sich so emsig in den Jagdgründen der euro-[6]päischen Aufklärung für uns tummeln, und unsere Almanache voll genialen Fragmente aus unvollendeten Dichtungen, Dramen, Phantasiestücken, und unsere Bibliotheken, bis zum Bersten angefüllt mit vielen Tausenden von Büchern russischer Fabrikation, und unsere Homer, Shakespeare, Goethe, Walter Scott, Byron, Schiller, Balzac, Corneille, Molière, Aristophanes? Haben wir nicht einen Lomonossow, Cheraskow, Dershawin, Bogdanowitsch, Petrow, Dmitrijew, Karamsin, Krylow, Batjuschkow, Shukowski, Puschkin, Baratynski usw. usw. Aha! Was können Sie hierauf antworten?“

Folgendes, hochverehrte Herren: obgleich ich nicht die Ehre habe, Baron zu sein, besitze ich doch ein wenig eigene Phantasie, die mich beharrlich an dem verhängnisvollen Gedanken festhalten läßt, daß ungeachtet der Tatsache, daß unser Sumarokow in seinen Tragödien die Herren Corneille und Racine und in seinen Fabeln den Herrn La Fontaine weit hinter sich gelassen hat; daß unser Cheraskow als Sänger des stolzen Reußenruhms Homer und Virgil gleichkommt und unter dem Schutzmantel Wladimirs und Iwans[6] schlecht und recht in den Tempel der Unsterblichkeit eingedrungen ist[**]; daß unser *Puschkin* es in kürzester Frist fertiggebracht hat, an die Seite Byrons zu treten und zum Repräsentanten der Menschheit zu avancieren; ungeachtet dessen, daß unser unverwüstlicher Faddej Wenediktowitsch Bulganin, wahrhaft eine Geißel und ein Verfolger aller bösen Laster, schon seit zehn Jahren in seinen Schriften nachweist, daß es sich für einen Menschen comme il faut [richtig] nicht schickt, zu gaunern und zu schwindeln, daß Saufen und Stehlen unverzeihliche Sünden sind, und mit seinen Sittenschilderungen und sitten-satirischen (oder vielleicht richtiger: *sittenpolizeilichen*) Romanen und populärhumoristischen Artikelchen unser *gastfreundliches* Vaterland, was Sittenhebung[7] anbelangt, um ein ganzes Jahrhundert vorwärtsgebracht hat; ungeachtet dessen, daß der junge Löwe unserer Dichtkunst, unser mächtiger Kukolnik, beim ersten Sprung schon den allumfassenden Riesen Goethe[8] einholte und nur beim zweiten ein wenig hinter *Krjukowski* zurückblieb; ungeachtet dessen, daß unser hochachtbarer Nikolai Iwanowitsch Gretsch, der (in holden Eintracht mit Faddej Wenediktowitsch) unsere Sprache seziert, sie in alle ihre Knöchelchen zerpflückt und ihre Gesetze in seiner dreieinigen Grammatik[9] niedergelegt hat – in diesem wahren Allerheiligsten, das [7] außer ihm, Nikolai Iwanowitsch Gretsch, und seinem Busenfreund Faddej Wenediktowitsch bis heute noch kein Uneingeweihter betreten hat, jener Nikolai Iwanowitsch Gretsch, der sein Leben lang keinen einzigen grammatikalischen Schnitzer gemacht hat und bloß in seinem hinreißenden poetischen Werk: „Die schwarze Frau“, wie der empfindliche

---

[*] Keine Gnade!

[6] Eine Anspielung auf Cheraskows meistgelesene Dichtungen „Wladimir der Wiedergeborene“ und „Rossiada“; die letztgenannte besingt die Einnahme Kasans durch Iwan IV.

[**] Mit anderen Worten: in die „Allgemeine Weltgeschichte“ von Herrn Kaidanow. – *W. B.*

[7] Die Worte „unser *gastfreundliches* Vaterland“ enthalten eine Anspielung auf die polnische Abstammung F. Bulgarins und den Verrat, den dieser dadurch beging, daß er unter den Fahnen Napoleons gegen Rußland kämpfte. Das hinderte ihn allerdings nicht, später wieder die russische Staatsbürgerschaft anzunehmen.

[8] Anspielung auf Senkowski (Baron Brambäus), der Kukolnik „unseren jungen Goethe“ genannt hatte.

[9] Gemeint ist die dreibändige „Grammatik der russischen Sprache“ von N. Gretsch.

Fürst Schalikow nachweist, gleich beim ersten Anhieb mit der Grammatik in Konflikt geriet, wahrscheinlich weil die Phantasie mit ihm durchging; ungeachtet dessen, daß unser Herr Kalaschnikow mit seinen üppigen Beschreibungen der uferlosen Öde Sibiriens – des russischen Amerikas – und mit der Ausmalung seiner wilden Schönheit einen Cooper glatt in die Tasche gesteckt hat; ungeachtet dessen, daß unser genialer Baron Brambäus in seinem umfangreichen *phantastischen* Buch[10] Champollion und Cuvier, zwei große Scharlatane und Schwindler, die das unwissende Europa bisher dumm genug war, für große Gelehrte zu halten, auf den Tod blamiert und mit seinem beißenden Witz einen Voltaire, den prominentesten Witzbold und Possenreißer der Welt, an die Wand gedrückt hat; ungeachtet, sage ich, der überzeugenden und beredsamen Widerlegung des absurden Gedankens, wir hätten keine Literatur, einer Widerlegung, die der scharfsinnige asiatische Kritiker Tjutjundshi-Oglu[11] in der „Lesebibliothek“ mit so viel Geist und Verve vorgebracht hat – ungeachtet alles dessen wiederhole ich: *wir haben keine Literatur*!... Uff, ich kann nicht mehr! Laßt mich Luft schöpfen – ich bin völlig außer Atem! ... Wirklich, nach einer so langen Periode wird sich sogar der Baron Brambäus räuspern müssen, obgleich er selber ein großer Meister in gewaltigen Perioden ist... Was ist Literatur?

Die einen sagen, unten der Literatur eines Volkes sei der gesamte Komplex seiner geistigen Betätigung zu verstehen, soweit sie ihren Niederschlag im Schrifttum findet. Demnach bestünde zum Beispiel unsere Literatur aus der „Geschichte“ Karamsins und der „Geschichte“ der Herren Emin und S. N. Glinka, den historischen Untersuchungen Schlözers, Ewers’, Katschenowskis, dem Aufsatz des Herrn Senkowski über die isländischen Sagas, aus den Physikbüchern von Wellanski und Pawlow, der „Zerstörung des kopernikanischen Systems“, samt dem Broschürchen über *die Wanzen und Küchenschaben*; aus dem „Boris Godunow“ von Puschkin und ein paar Szenen aus historischen Dramen mit obligaten *Kohlsuppen und* [8] *Anisschnäpsen*, den Oden Dershawins und der „Alexandreis“ des Herrn Swetschin usw. Wenn das stimmt, dann haben wir eine Literatur, und zwar eine Literatur, reich an klangvollen Namen und nicht minder klingenden Werken.

Andere wiederum verstehen unter Literatur die Zusammenfassung einer bestimmten Anzahl schöngeistiger Werke, d. h. wie die Franzosen sagen, chefs-d’œuvre de littérature[*]. Auch in diesem Sinne haben wir eine Literatur, denn wir können mit mehr oder minder zahlreichen Schriften von Lomonossow, Dershawin, Chemnitzer, Krylow, Gribojedow, Batjuschkow, Shukowski, Puschkin, Oserow, Sagoskin, Lashetschnikow, Manlinski, Fürst Odojewski und noch verschiedenen anderen aufwarten. Gibt es denn aber irgendeine Sprache auf Erden, die nicht wenigstens ein paar vorbildliche Kunstschöpfungen aufzuweisen hätte, und wären es auch nur Volkslieder? Ist es da verwunderlich, wenn Rußland, das an Raum ganz Europa und an Bevölkerungszahl jeden einzelnen europäischen Staat übertrifft, ist es verwunderlich, wenn dieses neue Römische Reich der Zahl nach mehr talentierte Männer hervorgebracht hat als beispielsweise ein Serbien, ein Schweden, ein Dänemark und andere Zwergländer? Das ist nur ganz natürlich, und daraus folgt noch lange nicht, daß wir eine Literatur haben.

Aber es gibt noch eine dritte Auffassung, die mit keiner der beiden vorhergehenden etwas gemein hat, eine Auffassung, nach der der Name Literatur der Sammlung solcher künstlerischer Schriftwerke zukommt, die aus der freien Inspiration und den einmütigen (wenn auch unverabredeten) Bemühungen von Menschen hervorgehen, die für die Kunst geschaffen sind, nur für sie leben und ohne sie zugrunde gehen müßten, von Menschen, die in ihren schöngeistigen

[10] Mit dem „umfangreichen *phantastischen* Buch“ ist die „Phantastische Reise des Barons Brambäus“ gemeint, in der zahlreiche Philosophen und Gelehrte von Weltruhm lächerlich gemacht werden, unter ihnen auch der französische Ägyptologe Champollion und der französische Naturforscher Cuvier. Gleich nach dem Erscheinen des Buches trat W. Odojewski in seinem Artikel „Über die Feinde der Aufklärung“ gegen diese grobe Taktlosigkeit auf.
[11] Tjutjundshi-Oglu ist ein weiteres Pseudonym von O. I. Senkowski.
[*] Meisterwerke der Literatur

Werken vollauf den Geist des Volkes, in dem sie geboren und erzogen sind, dessen Leben sie teilen und dessen Geist sie atmen, ausdrücken und wiedergeben, die in ihren Schöpfungen das innere Leben und Weben ihres Volkes bis in seine geheimsten Tiefen und Regungen zum Ausdruck bringen. Eine Literatur in diesem Sinne kennt in ihrer Geschichte keine Sprünge, und kann sie nicht kennen. Im Gegenteil, in ihr ist alles folgerichtig, natürlich, es gibt keine gewaltsamen oder erzwungenen Brüche, wie sie durch fremde Einflüsse zustande kommen. Eine solche Literatur kann nicht zugleich französisch, deutsch, englisch und italienisch sein. Dieser Gedanke ist nicht neu: er ist längst wohl tausendmal ausgesprochen worden. [9] Es scheint also keinen Grund zu geben, ihn zu wiederholen. Aber leider gibt es viele Binsenwahrheiten, die man bei uns tagaus, tagein immer von neuem wiederkäuen und zu aller Ohren bringen muß. Ja, bei uns, deren literarische Meinungen so schwankend und vage und deren literarische Probleme in so geheimnisvolles Dunkel gehüllt sind; bei uns, wo der eine den zweiten Teil des „Faust“ nicht leiden kann und der andere sich an der „Schwarzen Dame“ begeistert; wo der eine sich über die blutigen Greuel der „Lucrezia Borgia“ entrüstet und tausend andere sich an den Romanen der Herren Bulgarin und Orlow nicht satt lesen können; bei uns, wo das Publikum ein getreues Abbild der Menschheit nach dem Turmbau von Babel darstellt, wo der eine hü! und der andere hott! ruft; bei uns endlich, wo die Genie-Lorbeerkränze für so billiges Geld verkauft und gekauft werden, wo sich jedes bißchen Gescheitheit mit der nötigen Dreistigkeit und Skrupellosigkeit einen Namen machen und sich unter der Maske irgendeines Barons[12] schamlos an allem Heiligen und Großen der Menschheit vergreifen kann; bei uns, bei denen ein Kaufvertrag auf die gesamte Literatur und alle ihre Genies so manchem geschäftstüchtigen Journal Tausende von Subskribenten verschafft; bei uns, wo läppische Faseleien, in denen die längst vergessene Gelahrtheit eines Tredjakowski und eines Emin fröhliche Urständ feiert, als *weltbewegende* Artikel ausposaunt werden, die berufen seien, einen entscheidenden Umschwung in der russischen Geschichte herbeizuführen? ... Nein, es schreibe, rede, schreie ein jeder, in dessen Brust auch nur ein Fünkchen von uneigennütziger Liebe zum Vaterland, zum Rechten und Wahren glüht. Ich sage nicht: *Erkenntnis*, denn viele traurige Erfahrungen haben uns gezeigt, daß Erkenntnis des Wahren und Gelehrsamkeit bei weitem nicht ein und dasselbe sind wie Unvoreingenommenheit und Gerechtigkeit...

Rechtfertigt nun also unser Schrifttum die letzte der von mir eben angeführten Definitionen des Begriffes Literatur? Um diese Frage zu lösen, wollen wir einen flüchtigen Blick werfen auf die Entwicklung unserer Literatur von Lomonossow, ihrem ersten Genie, bis zu Herrn Kukolnik, ihrem letzten.

(*Die nächste Nummer wird es zeigen*) [10]

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„La vérité! La vérité, rien
plus que la vérité!“*

„Wie, was wird das denn? Etwa gar ein Rundblick?“ höre ich meine entsetzten Leser fragen.

Jawohl, meine verehrten Herren, zwar nicht ganz ein Rund. blick, aber doch so etwas Ähnliches. Also – silence! Doch was sehe ich? Sie verziehen das Gesicht, Sie zucken die Achseln, Sie rufen mir im Chor entgegen: „Nein, mein Lieber, der Trick ist alt, darauf fallen wir nicht

[12] Die Wendung „Unter der Maske irgendeines Barons“ enthält eine Anspielung auf denselben O. I. Senkowski (Baron Brambäus).

* Die Wahrheit! Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit!

mehr ’rein... Wir erinnern uns noch zu gut der früheren Rundblicke, bei denen uns angst und bange wurde! Wir wollen dir lieber vorher alles auswendig hersagen, was du uns vorpredigen willst. Das wissen wir alles genau so gut wie du. Die Zeiten haben sich geändert; früher einmal war es für euereinen, für die ungebetenen Rundblickschreiber, ein leichtes, uns arme Leser hinters Licht zu führen, heute dagegen hat sich jeder sein eigenes bißchen Verstand zugelegt und kann selbst nach rechts und links über alles mitreden...“[13]

Was soll ich auf diese Bewillkommnung, die kommen mußte, antworten? ... Mir fällt beim besten Willen nichts Passendes ein... Aber halt... Lesen Sie nur weiter, bloß so aus Langerweile – es gibt ja heutzutage, wissen Sie, nichts Rechtes zu lesen... da kommt das gerade gelegen... Vielleicht – (der Teufel spielt ja manchmal Streiche) – finden Sie in meinem kurzen – (haben Sie gehört –*kurzen*!) – Rundblick, wenn nicht allzu gescheite, so doch auch nicht allzu dumme, wenn nicht allzu neue, so doch nicht allzu abgedroschene Gedanken... Schließlich sind doch Wahrheit, Unvoreingenommenheit und guter Wille auch etwas wert? ... Wie, Sie wollen mir nicht glauben? – Sie wenden sich von mir weg, schütteln den Kopf, wehren mit der Hand ab und halten sich die Ohren zu?

Nun, Gott befohlen, beschwören werde ich Sie nicht. Lesen Sie, wenn Sie Lust haben, oder lassen Sie es bleiben; man sagt ja: des Menschen Wille ist sein Himmelreich... Im übrigen, was lasse ich mich da in lange Dispute mit Ihnen ein? Nein – nehmen Sie‘s mir bitte nicht übel; ob Sie wollen oder nicht, Sie müssen lesen; [11] wozu haben Sie sonst lesen und schreiben gelernt? Also denn, mit Gottes Segen ans Werk!

Die hochgeehrten Leser werden gewiß erwarten, daß ich nach dem löblichen Brauch unserer hochgelahrten und vielgewandten Aristarche meine Betrachtung mit dem Anfang aller Anfänge, den Eiern der Leda, beginnen werde, um Ihnen anschaulich darzulegen, welchen Einfluß die Erschaffung der Welt, der Sündenfall des ersten Menschen, alsdann Griechenland, Rom, die Völkerwanderung, Attila, das Rittertum, die Kreuzzüge, die Erfindung des Kompasses, des Pulvers, des Buchdrucks, die Entdeckung Amerikas, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg und so weiter und so weiter auf die russische Literatur ausgeübt haben? Sie haben gar schon ernstlich Angst bekommen, ich würde Sie aller Höflichkeit zum Trotz einfach beim Wickel nehmen, Sie auf den Dampfer „John Bull“ schleppen und auf ihm wie auf dem Fliegenden Teppich direkt nach Indien fahren, in die göttliche Heimat des Menschengeschlechts, in das Wunderland des Himalaja, der Elefanten, Tiger, Löwen, Schlangen, Affen, des Goldes, der Edelsteine und der Cholera. Sie denken vielleicht, ich werde Ihnen den Inhalt des „Râmâjana“ und des „Mahâbhârata“ auseinandersetzen, Ihnen die unvergleichlichen Reize der „Sakuntala“ aufzeigen, Sie mit dem ganzen Reichtum der vielschichtigen, üppigen Mythologie der Priester des Mahâdêva und des Schiwa bekannt machen und beiläufig ein paar Worte über die erstaunliche Ähnlichkeit des Sanskrits mit dem Slawischen einflechten? Nein, verehrte Herren, geben Sie sich nicht solchen schmeichelhaften Hoffnungen hin. Sie werden nicht in Erfüllung gehen, und ich glaube, Sie dürfen sich darüber freuen, denn – ich gestehe es offen – die heiligen Bücher, die Weden, sind für mich das reinste Rotwelsch, und indische Dichtungen und Dramen sind mir nicht mal in Übersetzungen zu Gesicht gekommen. Erwarten Sie auch nicht, daß ich Sie von den Ufern des heiligen Ganges an die blühenden Gestade des Euphrat und Tigris führen werde, wo der Mensch in seinem Säuglingsalter die Götzenbilder zerschlug und dem Feuer huldigte. Erwarten Sie nicht, daß ich mit frevelnder Hand den Jungfernschleier von den Mysterien der alten Magier oder der Priester der Isis und des Osiris am Ufer des wasserreichen Nils niederreißen werde. Glauben Sie auch nicht, ich werde Sie im Vorübergehen in die Arabische Wüste begleiten, um Ihnen, umgeben vom

[13] In den 20er und zu Anfang der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts waren zusammenfassende literarische Betrachtungen unter Titeln wie „Revue“, „Übersicht“, „Rundblick“ in den russischen Zeitschriften die große Mode.

Sandmeer, an einem murmelnden Quell, im Schatten einer breitblättrigen Palme [12] die berühmten sieben Moallakât* zu erklären. Allerdings sind mir die Wege in diese Länder nicht minder bekannt als allen unseren Rundblickverfassern. Aber ich habe Bedenken, mich mit Ihnen in solche Weiten zu wagen; Sie tun mir leid, Sie könnten ermüden oder sich verirren. Auch über Griechenland und seine vortreffliche, reichhaltige Literatur werden Sie von mir nichts hören; ebenso werde ich das ewige Rom mit finsterem Schweigen übergehen. Nein, fürchten Sie nichts. Ich beabsichtige nicht – in Nachahmung unserer vergangenen, gegenwärtigen und vielleicht auch zukünftigen Rundblickautoren, die stets auf die gleiche Manier mit den Eiern der Leda beginnen und mit rein Nichts enden; die, wenn ihr langes, bescheidenes Schweigen schon peinlich wird, unter Anspannung ihrer geistigen Fähigkeiten mit einem einzigen Ruck den ganzen unerschöpflichen Vorrat ihrer enormen und vielseitigen Kenntnisse aus ihren Köpfen schütten, um ihn dann auf ein paar kleinen Seiten eines wohlgeneigten Blattes oder Jahrbuchs unterzubringen – ich beabsichtige also nicht, in den Gebeinen Homers, Virgils, Demosthenes' und Ciceros herumzuwühlen; sie haben auch ohne mich genug auszustehen, die Armen. Ich werde Ihnen nicht nur keine Auskünfte geben, ob es *Hymnen* oder *Gebete* waren, mit denen die Dichter der Urzeit ihr Schaffen begannen, ich erspare Ihnen sogar das Präludium über die Literatur des Mittelalters und der Neuzeit und fange vielmehr direkt mit der russischen Literatur an. Damit nicht genug, will ich mich nicht einmal über den *Klassizismus* und die *Romantik* seligen Angedenkens auslassen; die Erde möge ihnen leicht werden!

Nun sagen Sie selber, liebe Leser, bin ich nicht einfach ein Tölpel? Wie? – Eine so wichtige Obliegenheit wie die Abfassung eines Rundblicks auf sich nehmen und dann nicht die vorzügliche Gelegenheit ergreifen, seine tiefgründige, bei allen russischen Zeitschriften ausgeborgte Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen, eine Menge von brillanten, messerscharfen, wenn auch jedermann längst bekannten und zum Halse heraushängenden Wahrheiten zum besten zu geben und das ganze Gemengsel, den ganzen Salat dann mit Anspielungen auf dies und jenes zu würzen und mit ein paar Kalauern und einem kaleidoskopisch glitzernden Stil zu dekorieren, auch wenn es dem gesunden Verstand zuwiderläuft! ... Wie, meine hochverehrten Herrschaften, Sie wundern sich? Nun, sehen Sie, ich sagte Ihnen doch: lesen Sie nur, am Ende werden Sie es nicht bereuen... Denken Sie gut nach, und unterdes wiederhole ich Ihnen nochmals, daß Sie zu [13] Ihrem größten Leidwesen nichts dergleichen zu erwarten haben – warum, das werden Sie gleich erfahren –, und Sie werden staunen.

Erstens, weil ich Sie nicht mit Gähnkrämpfen plagen will, an denen ich selbst genug leide.

Zweitens, weil ich kein Scharlatan bin, d. h. nicht von oben herab über Dinge sprechen will, von denen ich keine Kenntnis habe, und wenn doch, dann nur eine sehr vage und unbestimmte.

Drittens, weil das alles sehr schön sein mag, wo es am Platze ist, mit der russischen Literatur jedoch, dem Gegenstand meiner Betrachtung, nichts zu tun hat: Ich hoffe, ich werde die Schatulle viel einfacher aufschließen.

Viertens, weil ich immer an den klugen Wahrspruch unseres seligen Kritikers Nikodim Aristarchowitsch Nadoumko denke, der lautet: *Es ist dumm, wenn man, um im Kahn über eine Pfütze zu fahren, eine Seekarte vor sich ausbreitet.* Sagen Sie, was Sie wollen, aber ich möchte schwören, daß der Verblichene recht hatte. Es gab eine Zeit, wo sich alle die Ohren zuhielten, um seine unzarten Ausfälle gegen die *Genies* von damals nicht zu hören, heute aber bedauern alle, daß niemand mehr da ist, der die Genies von heute hübsch in Schach hielte. Da soll man es nun jedermann recht machen! Übrigens habe ich das nur so apropos gesagt – ich beeile mich, anzufangen.

---

* sieben arabische Gedichte aus dem 6. Jahrhundert n. Z.

Die Franzosen nennen die Literatur den *Ausdruck der Gesellschaft*, diese Definition ist nicht neu: wir kennen sie seit langem. Aber trifft sie auch zu? Das ist eine andre Frage. Wenn wir unter dem Wort *Gesellschaft* einen auserwählten Kreis hochgebildeter Menschen verstehen sollen, kurz die *Große Welt*, le *beau monde*, dann hat diese Definition Geltung und Sinn, und zwar einen tiefen Sinn, allerdings nur bei den Franzosen. Entsprechend seinem Charakter, der sich aus den örtlichen Gegebenheiten, der Einheit oder der Vielfalt der Elemente, die sein Leben geformt haben, und den historischen Umständen ergibt, unter denen dieses sich entwickelte, spielt jedes Volk in der großen Familie des Menschengeschlechts seine besondere, ihm von der Vorsehung vorgezeichnete Rolle und liefert seinen Anteil, seinen Beitrag zu dem gemeinsamen Schatz der Erfolge der Menschheit auf dem Wege ihrer Selbstvervollkommnung; mit anderen Worten: jedes Volk bringt im Leben der Menschheit irgendeine Seite zum Ausdruck. So bemächtigen sich die Deutschen des grenzenlosen Gebiets der philosophischen Spekulation und der Analyse, die Engländer zeichnen sich durch praktische Tüchtigkeit, [14] die Italiener durch künstlerische Veranlagung aus. Der Deutsche stellt alles unter allgemeine Gesichtspunkte, leitet alles aus einem Prinzip ab; der Engländer überquert die Meere, baut Straßen, zieht Kanäle, treibt mit der ganzen Welt Handel, schafft sich Kolonien an und stützt sich bei alledem auf die Erfahrung, die Berechnung; das Leben des Italieners in früheren Zeiten war nichts als Liebe und Schaffen, Schaffen und Liebe. Die Franzosen sind auf das Leben, das praktische, sprühende, ruhelose, stets in Bewegung befindliche Leben eingestellt. Der Deutsche bringt Gedanken hervor und entdeckt neue Wahrheiten; der Franzose bedient sich ihrer, benutzt sie und nutzt sie sozusagen ab. Die Deutschen bereichern die Menschheit mit Ideen, die Engländer mit Erfindungen, die das Leben annehmlicher machen. Die Franzosen dekretieren uns die Mode und schreiben die Regeln des Anstands, der Höflichkeit und des guten Tons vor. Kurz, das Leben des Franzosen spielt sich in der Gesellschaft, auf dem Parkett ab. Das Parkett ist sein Wirkungsfeld, dort kann er seinen Geist, seine Kenntnisse, sein Talent, seinen Witz, seine Bildung sprühen lassen. Für den Franzosen ist ein Ball oder eine Abendgesellschaft dasselbe, was für die Griechen der *öffentliche Platz* oder die *Olympischen Spiele* waren: es ist eine Schlacht, ein Turnier, bei denen statt mit Waffen mit Geist, Witz und Bildung gekämpft wird, wo Ehrgeiz gegen Ehrgeiz ficht, wo viele Lanzen gebrochen und viele Siege errungen und verwirkt werden. Das ist der Grund, warum kein Volk es mit den Franzosen aufnehmen kann an jener Artigkeit, anmutiger Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, für die wiederum nur die französische Sprache die adäquaten Worte besitzt; warum alle Bemühungen der europäischen Völker, es den Franzosen in dieser Hinsicht gleichzutun, stets zum Scheitern verurteilt waren; warum die Gesellschaft in allen anderen Ländern immer nur eine lächerliche Karikatur, eine klägliche Parodie, ein boshaftes Epigramm auf die französische Gesellschaft war, ist und sein wird; das ist, sage ich, der Grund, warum die Definition, nach der die Literatur der *Ausdruck der Gesellschaft* sein soll, für die Franzosen so tief richtig und wahr ist. Die französische Literatur war von jeher eine getreue Widerspiegelung der Gesellschaft und ging stets, die Volksmassen vergessend, Arm in Arm mit ihr daher, weil die französische Gesellschaft die höchste Erscheinungsform des französischen Volksgeistes und Volkslebens ist Für die französischen Schriftsteller ist die Gesellschaft die Schule, in der sie den Ge-[15]brauch der Sprache erlernen, der sie ihre Denkart entlehnen und die sie in ihren Werken darstellen. Anders steht es bei anderen Völkern. In Deutschland z. B. gilt nicht derjenige als gelehrt, der reich ist und in den feinsten Häusern, in den vornehmsten Kreisen ein- und ausgeht: im Gegenteil, der deutsche Genius liebt die ärmlichen Dachstuben, die dürftigen Studentenbuden und die schlichten Pastorenhäuser. In Deutschland schreibt und liest alles, dort zählt das Publikum nach Millionen, und die Dichter zählen nach Tausenden. Kurz gesagt, die Literatur ist dort nicht Ausdruck der Gesellschaft, sondern des Volkes. In gleicher Weise, wenn auch nicht infolge der gleichen Ursachen, ist die Literatur auch anderer Völker nicht Ausdruck der Gesellschaft, sondern des Volksgeistes; denn es gibt kein anderes

Volk, dessen Leben so vorwiegend in seiner Gesellschaft in Erscheinung träte, und man kann wohl behaupten, daß Frankreich in dieser Hinsicht die einzige Ausnahme bildet. Die Literatur muß also unbedingt Ausdruck, muß Symbol des inneren Lebens eines Volkes sein. Dies ist überdies keineswegs ihre Definition, sondern eins ihrer notwendigsten Attribute und eine ihrer Voraussetzungen. Bevor ich dazu übergehe, Rußland unter diesem Aspekt zu behandeln, halte ich es für nötig, hier meine Auffassung von der *Kunst* überhaupt darzulegen. Ich möchte dem Leser verständlich machen, von welchem Standpunkt aus ich den Gegenstand, den ich behandeln will, betrachte und infolge welcher Ursache ich dies oder jenes so und nicht anders auffasse.

Die ganze unermeßliche herrliche Gotteswelt ist nichts anderes als der Odem einer einigen, ewigen *Idee* (des Gedankens des einigen, ewigen Gottes), die sich in zahllosen Formen als das gewaltige Schauspiel absoluter Einheit in unendlicher Vielfalt manifestiert. Nur das flammende Gefühl eines Sterblichen kann in seinen lichtesten Momenten die gewaltige Größe des *Leibes* dieser Seele des Universums ahnen, dessen Herz gewaltige Sonnen, dessen Adern Milchstraßen und dessen Blut der reine Äther bilden. Diese *Idee* kennt keine Ruhe; sie lebt unablässig, d. h. sie schafft unablässig, um zu zerstören, und zerstört, um zu schaffen. Sie verkörpert sich in der leuchtenden Sonne, dem herrlichen Planeten, dem wandernden Kometen; sie lebt und atmet sowohl im wogenden Auf und Ab von Flut und Ebbe wie auch im unbändigen Sturmwind der Wüste, im Rauschen der Blätter, im Murmeln des Baches, im Brüllen des Löwen, in den Tränen eines Kindes, im Lächeln der Schönheit, im [16] Willen des Menschen und in den wohlgeformten Werken des Genies ... Mit unfaßbarer Geschwindigkeit dreht sich das Rad der Zeit; in den unendlichen Weiten des Himmels erlöschen Sterne gleich ausgebrannten Vulkanen, und neue flammen auf; über die Erde ziehen Geschlechter und Generationen und werden von neuen abgelöst, der Tod zerstört das Leben, und das Leben vernichtet den Tod; die Naturkräfte kämpfen und streiten miteinander, werden von vermittelnden Kräften besänftigt, und Harmonie herrscht in diesem ewigen Gären, in diesem Kampf der Prinzipien und der Stoffe. Also – die *Idee* lebt, wir sehen es klar mit unseren schwachen Augen. Sie ist weise, denn sie sieht alles voraus, hält alles im Gleichgewicht; sie schickt Fruchtbarkeit nach Wassersflut und Lavafluß, nach verheerendem Ungewitter reine, erfrischende Luft, sie hat dem Kamel und dem Strauß in den Sandwüsten Arabiens und Afrikas und dem Rentier in des Nordens eisiger Ödnis Wohnung gegeben. Das ist ihre Weisheit, ihre physische Existenz: wo aber ist ihre Liebe? Gott schuf den *Menschen* und gab ihm Geist und Gefühl, auf daß er mit seinem Geist und seinem Wissen diese Idee begreife, damit er in heißer, lebendiger Sympathie an *ihrem* Leben teilhabe und im Gefühl der ewigen, schöpferischen Liebe *ihr* Leben teile! Sie ist also nicht nur weise, sondern auch liebend! Sei stolz, Mensch, sei stolz auf deine hohe Berufung; aber vergiß nicht, daß die göttliche *Idee*, die dich gebar, nach Recht und Billigkeit waltet, daß sie dir den Geist und den Willen gab, die dich über die ganze Schöpfung hinausheben, daß sie in dir lebt – Leben aber ist Wirken, und Wirken ist Kampf. Vergiß nicht, daß es höchste, unendliche Seligkeit für dich ist, dein *Ich* restlos in der Liebe aufgehen zu lassen. Und hier sind also die zwei Wege, die zwei Bahnen, zwischen denen es zu wählen gilt; verleugne dich selbst, unterdrücke deinen Egoismus, ersticke dein selbstsüchtiges *Ich*, lebe für das Glück der andern, opfere alles dem Wohl deines Nächsten, deines Vaterlands, dem Nutzen der Menschheit, liebe das Wahre und Gute nicht um eines Lohnes willen, sondern weil es wahr und gut ist, und erkaufe dir in bitteren Leiden deine Verschmelzung mit Gott, deine Unsterblichkeit, die das Auslöschen deines *Ichs* und das Gefühl unendlicher Seligkeit sein muß! ... Was sehe ich? Du kannst dich nicht dazu entschließen? Ein solcher Entschluß flößt dir Furcht ein, er erscheint dir allzu schwer? ... Nun, dann ist hier der andere Weg, er ist breiter, ruhiger, leichter: liebe dich selbst über alles auf der [17] Welt; jammere, tue Gutes nur um eines Vorteils willen; fürchte das Böse nicht, wenn es dir Nutzen bringt. Merke dir diese Regel, sie wird dir stets ein warmes Plätzchen sichern! Bist du

als einer der Starken dieser Erde zur Welt gekommen, so krümme dein *Rückgrat*, krieche unter den Tigern wie eine Schlange umher, stürze dich als Tiger unter die Schafe, würge, unterdrücke, trink Blut und Tränen, setz dir den Lorbeerkranz aufs Haupt, beuge die Schultern unter der Last unverdienter Ehren und Titel. In Glanz und Jubel wird dein Leben vergehen, du wirst nichts von Hunger und Kälte, von Unterdrückung und Demütigung zu spüren bekommen, alles wird vor dir zittern, ringsum Diensteifrigkeit und Unterwürfigkeit, von allen Seiten Lob und Schmeichelworte, und ein Dichter schreibt eine Ode auf dich, in der er dich mit den Halbgöttern vergleicht, und ein Zeitungsschreiber schreit in die Welt hinaus, du seist ein Beschützer der Schwachen und Bedürftigen, eine Stütze des Vaterlandes, die rechte Hand des Herrschers! Was kümmert es dich, daß sich in deiner Brust jeden Augenblick ein schreckliches, blutiges Drama abspielt und du ständig mit dir selbst haderst, daß deine Seele vor Hitze verschmachten, dein Herz aber frieren wird, daß das Stöhnen derer, die du knechtest, dich zum üppigen Schmaus und aufs weiche Lager verfolgen, daß die Schatten derer, die du ins Unglück gestürzt hast, dein Krankenlager umringen, Höllentänze aufführen und sich mit höhnischem Lachen an deinen Todesqualen weiden werden, daß du stets das furchtbare Bild sittlicher Auflösung und ewiger Qualen nach deinem Tode vor Augen haben wirst!

Oh, mein Bester, du hast recht, das Leben ist ein Traum und fliegt vorüber, kaum, daß man sich's versieht. Dafür lebst du in Freuden, ißt gut, schläfst weich, läßt deinen lieben Nächsten deine Macht fühlen, und das ist doch nicht zu verachten! Hat dir die Natur dagegen bei deiner Geburt den Stempel des Genies auf die Stirn gedrückt, hat sie dir den weisen Mund des Propheten und die süße Stimme des Dichters verliehen, hat es dem weltenbestimmenden Schicksal gefallen, dich zu einer Triebkraft der Menschheit, zu einem Künder von Wahrheit und Wissen zu machen, so hast du wiederum zwischen zwei Wegen die unausbleibliche Wahl. Fühle dich eins mit der Natur und ergründe sie voller Liebe, schaffe selbstlos, ohne an Entgelt zu denken, mache die Seele des Nächsten empfänglich für das Gute und das Wahre, geißle das Laster und die Unwissenheit, erdulde die Nachstellungen der Schlechten, iß dein Brot mit Tränen und richte [18] den sinnenden Blick stets zum schönen, dir so nahen Himmel auf. Schwer? Mühsam? ... Nun gut, so treibe Handel mit deiner göttlichen Gabe, verlange für jedes kündende Wort, das Gott in den heiligen Augenblicken der Eingebung dir niederschickt, einen klingenden Preis: Käufer finden sich, sie werden dich freigebig entlohnen, du mußt nur lernen, das Weihrauchfaß der Schmeichelei zu schwenken und das lorbeerbekränzte Haupt in den Staub zu neigen, vergiß den Ruhm, die Unsterblichkeit, die Nachwelt und sei zufrieden, wenn die gefällige Feder eines korrupten Journalisten einen großen Dichter, ein Genie, einen neuen Byron oder Goethe aus dir macht! ...

Das ist das sittliche Leben der ewigen *Idee*. Ihre Erscheinungsform ist der Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Liebe und Egoismus, ebenso wie im physischen Leben der Kampf zwischen Zusammenziehungs- und Ausdehnungsfähigkeit. Ohne Kampf keine Verdienste, ohne Verdienste keine Belohnung und ohne beständige Tätigkeit kein Leben. Was für das Individuum gilt, gilt auch für die Menschheit im ganzen; sie kämpft jeden Augenblick und wird mit jedem Augenblick besser. Die Barbarenhorden, die von Asien her Europa überfluteten, haben das Leben nicht etwa erstickt, sondern im Gegenteil die im Verfall begriffene Welt zu neuem Leben erweckt. Aus dem verwesenden Leichnam des Römischen Reiches gingen mächtige Völker hervor, die zu Trägern des Heils wurden... Was bedeuten die Heereszüge eines Alexander des Großen, das rastlose Wirken eines Cäsar, eines Karl? – Die Bewegung der ewigen *Idee*, deren Leben unausgesetzte Tätigkeit ist.

Was ist nun die Bestimmung und der Zweck der Kunst? ... *Die Idee des allumfassenden Lebens der Natur in Wort und Klang, in Linien und Farben darzustellen und wiederzugeben*; das ist das eine und ewige Thema der Kunst! Die dichterische Inspiration ist ein Abglanz der Schöpferkraft der Natur. Darum muß der Dichter mehr als jeder andere die stoffliche und die geistige

Natur erforschen, sich hebend in sie einfühlen; mehr als jeder andere muß er reinen, jungfräulichen Herzens sein; dies Heiligtum darf man nur mit bloßen Füßen und reinen Händen, mit dem Geist eines Mannes und dem Herzen eines Kindes betreten, *denn nur ihrer ist das Himmelreich*, denn nur in der Harmonie von Geist und Gefühl liegt die höchste Vollendung des Menschen! ... Je stärker das Genie eines Dichters, desto tiefer und breiter umfaßt er die Natur und desto erfolgreicher wird er sie uns in ihrer höchsten Verbundenheit und [19] Lebendigkeit darstellen. Wenn *Byron Leid und Grauen malte*, wenn er nur Herzensqualen und die Hölle der Seelenpein sah und gestaltete, so bedeutet das, daß ihm das Sein des Universums nur von *einer* Seite zugänglich war, daß er nur *eines* seiner Blätter herausgerissen und uns gezeigt hat. Schiller tat uns die Geheimnisse des Himmels auf, er zeigte uns nur das Schöne im Leben, wie er selbst es verstand, er sang uns nur seine eigenen, tiefinnersten Gedanken und Träume: das Böse im Leben erscheint bei ihm entweder unrichtig oder durch Übertreibung verzerrt; in dieser Hinsicht steht Schiller auf einer Ebene mit Byron. Shakespeare dagegen, der große, göttliche, unerreichte Shakespeare, kannte gleichermaßen Hölle, Himmel und Erde: als König der Natur verlangte er dem Guten wie dem Bösen den gleichen Tribut ab und erkannte mit ahnungsvollem Scharfblick den Pulsschlag des Alls! Jedes seiner Dramen ist eine Welt in Miniatur: er hat keine Lieblingsideen und Lieblingshelden wie Schiller. Man sehe nur, wie unbarmherzig er diesen armen Hamlet verlacht, diesen Mann mit dem Gedankenflug eines Riesen und dem kindlich-schwachen Willen, ihn, der bei jedem Schritt unter der Last des großen, seine Kraft übersteigenden Vorhabens zusammenbricht. Fragt Shakespeare, fragt diesen größten aller Zauberer: warum hat er seinen Lear zu einem hinfälligen, halbirren Greis gemacht statt zum Ideal eines zärtlichen Vaters, wie Ducis oder Gneditsch es getan hätten; warum gab er in Macbeth einen Bösewicht aus Charakterschwäche und nicht aus innerem Hang zum Bösen und in Lady Macbeth einen Bösewicht aus Temperament; warum zeigte er Cordelia als liebende, sorgende Tochter mit dem weichen Frauenherzen und lud alle Furien des Neides, des Ehrgeizes und des Undanks auf ihre Schwestern? Er würde euch antworten: so ist es eben auf Erden, anders kann es nicht sein! Ja, diese Unparteilichkeit, diese Kälte des Dichters, der gewissermaßen sagt: *so war es, aber im übrigen, was geht es mich an*!, ist der Gipfel der künstlerischen Vollendung, ist wahres Schöpfertum, ist das glückliche Los weniger Auserlesener, von denen es heißt:

„Sein Herz schlug im Takte der Mutter Natur,
Das Murmeln des Baches verstand er,
Er spürte das Keimen der grünen Flur,
Die Sprache der Baumwipfel kannt' er.
Er las in der Sterne beredter Ruh',
Ihm sangen die Wellen des Meeres zu."[14]

[20] In der Tat – kann man die eine oder die andere Erscheinung schön, jene aber häßlich im absoluten Sinne nennen? ... Hat denn nicht ein und derselbe Geist Gottes das fromme Lamm und den reißenden Tiger, das stattliche Roß und den häßlichen Walfisch, das schöne Tscherkessenweib und den ungeschlachten Neger geschaffen? Liebt etwa Gott die Taube mehr als den Sperber, die Nachtigall mehr als den Frosch, die Gazelle mehr als die Riesenschlange? Warum sollte euch da der Dichter nur das Schöne, das Herz und Sinn Ergreifende darstellen? Wenn ein „Hann der Isländer" in der Natur vorkommen kann, dann verstehe ich wirklich nicht, warum er schlechter sein sollte als ein Karl Moor oder sogar als ein Marquis Posa. Ich liebe Karl Moor als Menschen, ich verehre Marquis Posa als Helden und hasse Hann den Isländer als ein Ungeheuer – als Geschöpfe der Phantasie jedoch, als Teilerscheinungen des allgemeinen Lebens sind sie für mich gleicherweise schön. Wenn ein Dichter euch, wie ein Kapitän Sue[15] das tut, nur das Grausige, nur das Böse in der Natur zeigt, dann beweist das, daß sein geistiger Horizont beengt, sein schöpferi-

[14] Aus dem Gedicht „Auf Goethes Tod" von Baratynski.
[15] Gemeint ist der französische Schriftsteller Eugène Sue, der Verfasser der „Geheimnisse von Paris" und des „Ewigen Juden". Er war übrigens nicht, wie Belinski meint, Kapitän, sondern Schiffsarzt.

sches Genie beschränkt ist, aber es zeigt ihn keinesfalls als einen schlechten, unmoralischen Menschen. Anders, wenn er uns mit seinen Schriften zwingen will, das Leben von seinem Standpunkt aus zu betrachten – in diesem Fall ist er kein Dichter mehr, sondern ein Denker, und zwar ein übler, böswilliger, fluchwürdiger, denn die Poesie hat keinen Zweck außer ihrer selbst. Solange der Dichter spontan dem plötzlichen Aufflammen seiner Phantasie folgt, so lange ist er sittlich, und so lange ist er Dichter; sobald er jedoch einen Zweck verfolgt und sich ein Thema stellt, ist er bereits Philosoph, Denker, Moralist, verliert er seine Zaubergewalt über mich, bricht den Bann und läßt mich ihn bedauern, wenn er mit echtem Talent einen löblichen Zweck verfolgt, oder ihn verachten, wenn er meine Seele mit schädlichen Gedanken bestricken will. Dershawins Ode „Gott“ gefällt Ihnen? Doch derselbe Dershawin schrieb auch den „Müller“[16]. Sie verurteilen Puschkin wegen so mancher kleiner Freiheiten in „Russlan und Ludmilla“? Aber derselbe Puschkin schuf den „Boris Godunow“. Woher kommen diese Widersprüche in ihrem künstlerischen Schaffen? Daher, daß sie nach der Regel handeln:

„Im Nu ergreif das schöne Leben,
Den Augenblicken gib Gestalt,
Auf daß das Zeichen, das sie geben,
In deinem Liede widerhallt.“[17]

[21] Ja, *die Kunst ist der Ausdruck der großen Idee des Alls in ihren unendlich vielgestaltigen Erscheinungen*! Irgendwo las ich den vorzüglichen Ausspruch, daß *eine Erzählung eine kurze Episode aus dem unendlichen Dichtwerk der Menschenschicksale ist*! Diese Definition paßt auf alle Gattungen der Kunstschöpfung. Die ganze Kunst des Dichters muß darin liegen, den Leser auf eine Warte zu heben, von der er die ganze Natur zusammengeballt, gleichsam in Miniatur, überschauen kann wie den Erdball auf einer Landkarte, ihn den Hauch, den Atem des Lebens fühlen zu lassen, das das All beseelt, und seiner Seele das Feuer mitzuteilen, das es erwärmt. Der Genuß des Schönen seinerseits muß in einem minutenlangen Vergessen unseres *Ichs*, im lebendigen Einssein mit dem gesamten Leben der Natur bestehen; und der Dichter wird dieses schön Ziel immer erreichen, wenn sein Werk die Frucht hohen Geistes und heißen Gefühls ist, wenn es frei und unbeabsichtigt seiner Seele entströmte...

(*Wieder nicht das Ende*)

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„Ach, müssen wir schon zehren stets von fremdem Gut,
Laßt uns von China lernen, das sein Volk so gut
Vor Auslandssitten weise schützt! Ich möchte meinen:
Befrein wir uns von fremder Moden Diktatur,
Damit dem guten, muntern Russenvolk auch nur
Der Sprache nach wir nicht als Deutsche mehr erscheinen!

Gribojedow, „Verstand schafft Leiden“, III. Akt

Wir müssen also jetzt folgende Frage beantworten: Was ist unsere Literatur: Ausdruck der Gesellschaft oder Ausdruck des Volksgeistes? Die Antwort auf diese Frage wird zur Geschichte unserer Literatur und gleichzeitig zur Geschichte des allmählichen Fortschreitens unserer Gesellschaft seit der Zeit Peters des Großen. Meinem Versprechen getreu, will ich nicht erzählen, womit die Literaturen aller Völker ihren Anfang nahmen und wie sie sich entwickelten, denn das muß ein Gemeinplatz für jeden lesenden Menschen sein.

[16] „Der Müller“ ist ein erotisches Gedicht.
[17] Aus dem Gedicht „Ich fühl’s, es brennt in mir...“ von D. Wenewitinow.

[22] Nach dem unwandelbaren Gesetz der Vorsehung hat jedes Volk durch sein Leben irgendeine Seite des Lebens der gesamten Menschheit auszudrücken; andernfalls lebt dieses Volk nicht, sondern vegetiert nur, und seine Existenz ist zu nichts nütze. Einseitigkeit ist für jeden Menschen schädlich, insbesondere aber für die Menschheit im ganzen. Als die ganze Welt sich in Rom verwandelte, als alle Völker römisch zu denken und zu fühlen begannen, riß die Fortentwicklung des Menschengeistes ab, weil dieser kein Ziel mehr vor sich sah, weil es ihm schien, als habe er schon die Herkulessäulen seiner Laufbahn erreicht. Der müde Weltbeherrscher ruhte auf seinen Lorbeeren aus; sein Leben war am Ende, weil seine Tätigkeit am Ende war und weil selbst sein Drang nach Betätigung nur noch in wüsten Orgien Ausdruck fand. Er beging einen furchtbaren Fehler, wenn er glaubte, es gäbe außerhalb von Rom, dem die Schätze der griechischen Bildung als Eroberung zugefallen waren, keine Welt, kein Licht, keine Bildung! Ein unseliger Irrtum! Er war einer der Hauptgründe für den moralischen Tod dieses gewaltigen Kolosses. Damit die Menschheit sich erneuere, mußte in dieses Chaos von Tod und Verwesung hinein das gnadenspendende Wort des Menschensohns ertönen: „*Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken*!“, mußten Barbarenhorden dieses kolossale Machtgebilde zerstören, es mit ihrem Schwert in eine Vielzahl von Machtgebieten aufspalten, den neuen Glauben annehmen und getrennt, auf eigenen, besonderen Wegen, demselben Ziel zustreben.

Ja, nur auf verschiedenen Wegen kann die Menschheit ihr gemeinsames großes Ziel erreichen; nur indem es sein eigenes Leben führt, kann jedes Volk seinen Teil zum allgemeinen Reichtum beitragen. Worin besteht nun diese Eigenart eines jeden Volkes? In der besonderen, nur ihm eigenen Denkweise und Auffassung der Dinge, in der Religion, der Sprache und vor allem in den *Gebräuchen.* Alle diese Umstände sind sehr wichtig, sind eng miteinander verbunden und bedingen einander, und sie alle entspringen einer gemeinsamen Quelle – dem Grund aller Gründe –, *dem Klima und dem geographischen Milieu.* Unter diesen Unterscheidungsmerkmalen eines jeden Volkes stehen die *Gebräuche* wohl an erster Stelle und bilden wohl ihr charakteristischstes Merkmal. Man kann sich unmöglich ein Volk ohne religiöse Vorstellungen in den Formen eines Gottesdienstes denken; man kann sich unmöglich ein Volk ohne eine allen Ständen gemeinsame Sprache denken; aber noch weniger läßt sich [23] ein Volk denken, das nicht seine besonderen, nur ihm eigenen Gebräuche besäße. Diese Gebräuche bestehen in der Tracht, deren Prototyp vom Landesklima bestimmt ist; in den Formen des häuslichen und des öffentlichen Lebens, deren Gründe in den Glaubensvorstellungen, den Traditionen und den Begriffen des Volkes zu suchen sind; in den Formen, die den Verkehr der individuell geprägten Staaten miteinander bestimmen und deren Nuancen sich aus den zivilen Rechtsnormen und den Standesunterschieden herleiten. Alle diese Gebräuche werden durch die Zeit gefestigt, durch die Tradition geheiligt und gehen als Erbe der Ahnen von Geschlecht auf Geschlecht, von Generation auf Generation über. Sie bilden die Physiognomie eines Volkes, und ohne sie ist das Volk ein Gebilde ohne eigenes Gesicht, ein irreales und unmögliches Phantasiegebilde. Je kindlicher ein Volk ist, um so ausgeprägter und buntfarbiger sind seine Gebräuche und um so größere Bedeutung mißt es ihnen bei; Zeit und Aufklärung wirken nivellierend auf sie ein; aber sie können sich nur leise, unmerklich und dabei einer nach dem anderen wandeln. Das Volk selbst muß aus freiem Willen auf einige seiner Gebräuche verzichten und neue annehmen; aber auch dabei geht es nicht ohne Kampf ab, ohne Schlachten auf Leben und Tod, ohne Altgläubige und Sektierer, Klassiker und Romantiker. Das Volk hängt verehrend an seinen Gebräuchen, als an seinem heiligsten Besitz, und sieht in jedem Versuch einer plötzlichen, tiefeingreifenden und von ihm nicht sanktionierten Reform einen Anschlag auf sein Dasein. Man sehe sich China an: die Volksmasse hängt dort verschiedenen Religionen an; der oberste Stand, die Mandarine, glaubt an gar nichts und befolgt die religiösen Riten nur anstandshalber; und doch, welch eine Einheit und Gemeinsamkeit in den so selbständigen, besonderen und charakteristischen Gebräuchen! Und wie hartnäckig sie daran festhält! Ja, die Gebräuche sind etwas Heiliges, Unantastbares, sind keiner

Gewalt unterworfen außer der Macht der Umstände und den Erfolgen der Aufklärung. Auch der verkommenste und lasterhafteste Mensch, der alles Heilige verspottet, fügt sich den Gebräuchen, selbst wenn er sich innerlich über sie lustig macht. Man zerstöre sie plötzlich, ohne sie sofort durch Neues zu ersetzen, und man wird alle Grundpfeiler zerstören, alle Bindungen der Gesellschaft zerreißen, mit einem Worte, das Volk vernichten. Warum ist das so? Ebendarum, weshalb sich der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft, das Säugetier auf der Erde und der Wurm [24] im Erdreich in ihrem Element fühlen. Ein Volk, das gewaltsam in eine ihm fremde Sphäre versetzt wird, gleicht einem gefesselten Menschen, den man mit Peitschenhieben zum Laufen zwingt. Ein jedes Volk kann von einem andern etwas übernehmen, aber es drückt notwendig den Stempel des eigenen Genies auf diese *Anleihen*, die bei ihm den Charakter von *Nachahmungen* annehmen. In diesem Drang nach Selbständigkeit und Originalität, der in der Liebe zu den heimischen Gebräuchen zum Ausdruck kommt, liegt die Ursache des gegenseitigen Hasses bei den noch im Kindesalter stehenden Völkern. Aus ebendiesem Grunde nannte der Russe den Deutschen einst einen „Unchristen“ und hält der Türke auch heute noch jeden Franken für einen Unreinen und weigert sich, mit ihm aus einer Schüssel zu essen; die Religion spielt in diesem Fall nicht die einzig ausschlaggebende Rolle.

Im Osten Europas, an der Grenze zweier Weltteile, ließ die Vorsehung ein Volk erstehen, das sich scharf von seinen westlichen Nachbarn unterschied. Seine Wiege war der lichte Süden; das Schwert des asiatischen Reußen verlieh ihm den Namen; das verendende Byzanz vererbte ihm die segenspendende Heilslehre; die Fesseln des Tataren verbanden die getrennten Teile dieses Volkes durch feste Bande, die Faust der Khane schweißte es mit seinem eignen Blut zusammen; Iwan III. lehrte es, seinen Zaren zu fürchten, zu lieben und ihm zu gehorchen, und brachte es dazu, im Zaren die Vorsehung, die oberste Schicksalsmacht zu sehen, die einzig kraft ihres Willens straft und Gnade walten läßt und einzig den Willen Gottes über sich anerkennt. Und es ward dies Volk kalt und ruhig wie der Schnee seiner Heimat, solange es friedlich in seinen Hütten hauste; schnell zufahrend und dräuend wie die Donnerschläge seines kurzen, aber sengenden Sommers, wenn des Zaren Arm ihm den Gegner wies; unbändig und ausgelassen wie die Schneestürme und die Unwetter seines Winters, wenn es in seiner Freiheit beim Gelage saß; schwerfällig und träge wie der Bär im undurchdringlichen Dickicht seiner Wälder, wenn es Brot und Met in Fülle besaß; findig, schlau und listenreich wie die Katze, sein Hausgott, wenn die Not es kein Gebot kennen lehrte. Wie ein Mann stand es für die Kirche Gottes ein, für den Glauben seiner Vorväter, hielt seinem rechtgläubigen Väterchen Zar unerschütterlich die Treue; sein Lieblingsspruch war: *wir alle gehören Gott und dem Zaren*; Gott und der Zar, Gottes Wille und des Zaren Wille verschmolzen [25] in seiner Vorstellung zu einem einzigen Begriff. Es hielt sich getreulich an die einfachen, rohen Sitten der Vorfahren und sah in seiner Herzenseinfalt fremdländische Gebräuche als *Teufelsspuk* an. Aber darauf beschränkte sich auch die ganze Poesie seines Lebens: denn sein Geist dämmerte in stillem Schlaf dahin und trat niemals aus seinen althergebrachten Schranken; denn es beugte nicht das Knie vor der Frau, und seine stolze, wilde Kraft verlangte von ihr sklavische Unterwerfung statt süßer Minne; denn sein Leben war eintönig, und nur wüste Spiele und tolle Jagd verliehen ihm etwas Farbe; denn nur der Krieg vermochte alle Kräfte seiner eisern kalten Seele in Wallung zu bringen, und nur auf der blutigen Walstatt konnte sie sich nach Herzenslust austoben und gütlich tun. Es war ein urwüchsiges und charakteristisches, aber einseitiges und isoliertes Leben. Zu einer Zeit, als sich das intensiv tätige Leben der älteren Vertreter des Menschengeschlechts mit unbeschreiblicher Buntheit vorwärtsbewegte, griff es mit keinem Rädchen in das Getriebe des russischen Lebens ein. So mußte dieses Volk selbst den Anschluß an das allgemeine Leben der Menschheit suchen, ein Bestandteil der großen Familie des Menschengeschlechts werden. Und da trat nun in diesem Volke ein großer, weiser Herrscher[18] auf, mild ohne Schwäche, furchtgebietend

[18] „Ein großer, weiser Herrscher“ – Belinski hat hier den Zaren Alexej Michailowitsch (1645-1676) im Sinn.

ohne Despotismus. Er merkte als erster, daß die Deutschen keine „Bassurmany“* waren, sondern daß sie vieles besaßen, was auch seine Untertanen gut gebrauchen konnten, und vieles, was für seine Untertanen ganz und gar nicht taugte. Und so ging er daran, die Deutschen mit Freundlichkeit an sich heranzuziehen, sie mit dem Brot und Salz seiner Gastfreundschaft zu päppeln, und wies dabei seine Leute an, ihnen ihre raffinierten Kunstfertigkeiten abzugucken. Er baute ein kleines Schiff und wollte das Meer befahren, das seinem Volk bis dahin als etwas schreckensvoll Unbekanntes erschienen war; er hieß überseeische Komödianten seine Kaiserliche Hoheit ergötzen und verbot gleichzeitig dem rechtgläubigen Russen, auf die Gefahr des Verlusts der Nase, mit aller Strenge, Tabak zu schnupfen, dieses abscheuliche, gottverfluchte Kraut. Man kann sagen, daß Rußland zu seiner Zeit zum erstenmal einen Hauch überseeischen Geistes verspürte, von dem vorher nichts zu sehen und zu hören war. Und dann starb [26] dieser gute Zar, und den Thron bestieg sein jugendlicher Sohn[19], der gleich den Recken der Wladimirzeit schon im Kindesalter hundert Pud schwere Keulen bis in die Wolken schleuderte, sie mit seinen Händen krumm bog und auf seinen Knien zerbrach. Er war die verkörperte Macht, das verkörperte Ideal des russischen Volkes in den tätigen Momenten seines Lebens; er war einer jener Riesen, die den Erdball auf ihre Schultern nahmen. Sein eiserner Wille, der kein Hindernis kannte, hatte nur ein Ziel – das Wohl des Volkes. Er faßte einen festen Entschluß, und einen Entschluß fassen hieß für ihn – ihn verwirklichen. Er hatte die Wunderdinge fremder Völker gesehen und wollte sie auf seinen Heimatboden verpflanzen, ohne daran zu denken, daß dieser Boden für ausländische Pflanzen noch zu hart und auch der russische Winter nicht für sie geeignet war. Er hatte die Früchte jahrhundertelanger Aufklärung kennengelernt und wollte sie im Handumdrehen seinem Volke zuführen. Gedacht – gesagt, gesagt– getan; der Russe liebt das Warten nicht. Jetzt hieß es für den Russen, „rüste dich *nach Zarengeheiß, nach Bojarenweis, nach deutscher Art und Sitte*“ ... Weg mit den ehrwürdigen Rauschebärten! Auch du, leb wohl, du einfacher, edler Haarschnitt rund um den Kopf, der du so schön zu den ehrwürdigen Bärten paßtest! Riesige mehlbestäubte Perücken lösten dich ab. Lebt wohl, ihr langschößigen, pelzgefütterten Bojarenröcke mit euren Gold- und Silberstickereien! Euch verdrängten breitschößige Röcke, Kamisole** mit Hosen und Röhrenstiefeln! Auch dir ein Lebewohl, du reizender poetischer Sarafan unserer Bojarenfrauen und -töchter, und auch du, leichtes Mullhemd mit den weiten Ärmeln, du hoher, perlenübersäter Kopfputz – du schlichte, bezaubernde Tracht, die du einen so hübschen Rahmen zu den hohen Brüsten und dem leuchtenden Wangenrot unserer hellgesichtigen und blauäugigen Schönen abgabst! Ihr mußtet Roben mit Spitzenfichus, Reifröcken und meterlangen Schleppen weichen! Puder und Schminke, macht den schwarzen Schönheitspflästerchen Platz! Auch ihr, lebt wohl, ihr schwermütigen, russischen Lieder und du, wohledler, anmutiger Rundtanz – nimmer werden unsere Schönen mehr wie Tauben gurren, wie Nachtigallen schluchzen und pfauengleich über den Boden dahinschweben! Nein! Arien und Romanzen mit tremolierenden hohen Noten kamen auf:

„... Du Himmelssproß!
Komm mit mir in mein goldnes Schloß!“

[27] die pittoreske Geziertheit des Menuetts, das wollüstige Dahinfliegen im Walzer ...

Und alles kreiste, wirbelte und jagte kopfüber dahin. Es schien, als wollte sich Rußland innerhalb von dreißig Jahren für ganze Jahrhunderte Stillstand schadlos halten. Wie auf den Wink eines Zauberstabs verwandelte sich das kleine Schiffchen des Zaren Alexej in die dräuende Flotte des Imperators Peter, die aufsässigen Strelitzenhaufen in wohlgeordnete Regi-

* Während der Tatarenherrschaft entstand in der Volkssprache offenbar verballhornt aus Musulman“, die Bezeichnung „Bassurman“ für Tatar, Fremder; diese Bezeichnung wurde später auf alle Fremdvölker ausgedehnt. – *Die Red.*

[19] Mit dem „jugendlichen Sohn“ ist Peter I. gemeint, der schon mit 10 Jahren den Zarenthron bestieg.

** eng anliegende Jacke

menter. Auf den Mauern von Asow wurde der Pforte der Fehdehandschuh hingeworfen; wehe dir, o Halbmond! Auf den Feldern von Lesnaja und an den Ufern der Worskla wurde die Schande der Schlacht von Narwa hart gerächt: sei bedankt, Menschikow, sei bedankt, Danilytsch! Kanäle und Straßen gruben sich in die jungfräuliche russische Erde, der Handel begann sich zu regen; Hämmer dröhnten, Werkbänke ratterten: die Industrie kam in Gang!

Ja, viel Großes, Nützliches, Rühmliches ward vollbracht! Peter hatte vollkommen recht; er hatte keine Zeit, zu warten. Er wußte, daß er nicht zwei Menschenalter leben würde, deshalb hatte er es eilig mit dem Leben, aber leben hieß für ihn schaffen. Doch das Volk sah die Dinge anders an. Es hatte lange geschlafen, und plötzlich riß eine machtvolle Hand es unsanft aus seinem Reckenschlaf: widerstrebend schlug es die schlaftrunkenen Lider auf und erblickte staunend, daß fremdländische Gebräuche gleich ungeladenen Gästen bei ihm eingedrungen waren, ohne die Stiefel auszuziehen, ohne vor den Heiligenbildern ihr Gebet zu verrichten, ohne sich vor dem Hausherrn zu verneigen; sie krallten sich in seinen Bart, der ihm teurer war als der ganze Kopf, und rissen ihn aus; sie zerrten ihm sein ehrbares Kleid vom Leibe und legten ihm ein Narrengewand an, sie entstellten und verunstalteten seine jungfräuliche Sprache und verhöhnten dreist die heiligen Gebräuche seiner Altvordern, seine herzensnahen Traditionen und Gewohnheiten: das erblickte es – und ward von Entsetzen gepackt ... Er fühlte sich geniert, behindert und unbeholfen, der Russe, wenn er mit den Händen in den Taschen herumspazierte; er stolperte, wenn er den Damen die Hand küßte, und glitt aus, wenn er einen schönen Kratzfuß machen wollte. Er übernahm die Formen des Europäismus, aber er wurde nur zur Parodie eines Europäers. Gleich dem heiligen Wort der Erlösung muß die Aufklärung mit maßvoller Allmählichkeit aufgenommen werden, aus Überzeugung des Herzens, ohne die geheiligten Vor-[28]vätersitten zu verletzen: das ist ein Gesetz der Vorsehung! ... Glaubt mir, das russische Volk war niemals ein geschworener Feind der Aufklärung, es war stets bereit zu lernen; nur mußte es sein Studium mit dem Abc anfangen und nicht mit der Philosophie, auf der Schulbank und nicht auf der Akademie. Man kann auch mit einem Bart die Sterne zählen; in Kursk weiß man das.[20]

Welche Folgen hatte all das? Die Volksmasse blieb beharrlich, was sie war; die Gesellschaft aber entwickelte sich in den Bahnen vorwärts, in die die kraftvolle Hand des Genies sie geschleudert hatte. Wie war diese Gesellschaft beschaffen? Ich will euch nicht viel davon erzählen, lest das „Muttersöhnchen“, „Verstand schafft Leiden“, „Eugen Onegin“, „Die Adelswahlen“ und den neuen Roman von Lashetschnikow, sobald er erscheint; lest, und ihr werdet sie selber besser kennen als ich ...

So lassen Sie uns doch wenigstens Ihren Rundblick auf die russische Literatur sehen, den Sie uns in jeder Nummer der „Molwa“ versprechen und den wir noch immer nicht zu sehen bekommen haben! Nach so langen Anläufen haben wir die größte Angst, daß er noch länger und langweiliger ausfällt als die „Phantastische Reise“ des Barons Brambäus.

Wie lang er werden wird, liebwerter Leser, das weiß ich selber nicht. Vielleicht kommt auch eine höchst ergötzliche Mißgeburt dabei heraus; ein Häuschen auf Hühnerbeinchen, ein Zar wie ein Daum’, mit ’nem Bart wie ein Baum und ’nem Kopf wie ein Bierfaß. Was kann ich tun, ich bin weder der erste noch der letzte dieser Art; das ist bei uns nun mal so Mode. Im übrigen werden Sie, wenn meine Anläufe Ihnen nicht die Lust genommen haben, den Schluß abzuwarten, und wenn Sie so viel Geduld beim Lesen aufbringen wie ich beim Schreiben, den Anfang und vielleicht auch den Schluß meines Rundblicks zu sehen bekommen.

(*In der nächsten Nummer*) [29]

[20] Eine Anspielung auf den Kaufmann F. A. Semjonow, einen Amateur-Astronomen, der sich in seiner Heimatstadt Kursk ein primitives Observatorium eingerichtet hatte.

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„Vorwärts, vorwärts, meine Geschichte!

Puschkin

Das *Volk*, oder richtiger: die Masse des Volkes, und die *Gesellschaft* schlugen also bei uns verschiedene Wege ein. Jenes blieb bei seinem früheren rohen und halbwilden Leben, seinen eintönigen langgezogenen Weisen, in denen es Leid und Freud seiner Seele verströmte; diese dagegen veränderte sich, um nicht zu sagen, verbesserte sich zusehends, streifte alles Russische ab und vergaß sogar *„russisch sprechen*"; sie vergaß die poetischen Überlieferungen der Volksphantasie ihres Heimatlandes, die wundervollen Lieder voll tiefer Schwermut, süßer Sehnsucht und übermütiger Ausgelassenheit und schuf sich eine Literatur, die ihr getreuer Spiegel war. Dabei muß bemerkt werden, daß sowohl die *Volksmasse* als auch die *Gesellschaft*, namentlich die letztere, sich in eine Menge von Arten, eine Menge von Abstufungen aufteilte. Die Volksmasse bekundete gewisse Anzeichen von Leben und Bewegung in den unmittelbar mit der *Gesellschaft* in Berührung stehenden städtischen Ständen, bei den Handwerkern, den Kleinhändlern und den Gewerbetreibenden. Die Not sowie die Konkurrenz der Ausländer, die sich in Rußland ansiedelten, ließen sie, sobald es um Gewinn ging, rege und unternehmend werden, scheuchten sie gewaltsam aus ihrer alten Trägheit hinterm Ofen hervor und weckten das Streben nach Verbesserungen und Neuerungen, die ihnen bis dahin so verhaßt waren. Ihr fanatischer Haß gegen die *Deutschen* milderte sich von Tag zu Tag und ist heute schließlich ganz geschwunden; sie lernten mit Müh und Not sogar ein bißchen lesen und schreiben und klammerten sich nur noch fester als früher an den weisen, althergebrachten Wahrspruch ihrer Väter: *Wissen ist Licht, Unwissenheit – Finsternis.* Das verheißt viel Gutes für die Zukunft, zumal diese Stände von ihrer volkstümlichen Physiognomie nicht ein Jota eingebüßt haben. Was die Unterschicht der *Gesellschaft*, d. h. den *Mittelstand*, anbelangt, so teilte sich dieser ebenfalls in viele Gattungen und Abarten, [30] unter denen die sogenannten *Rasnotschinzy*[*] ihrer überwiegenden Zahl nach an erster Stelle stehen. Dieser Stand hat Peters Hoffnungen am schwersten enttäuscht: er eignete sich stets für ein paar Groschen *Bildung* an und benutzte seine russische Hellköpfigkeit und Findigkeit zu der tadelnswerten Beschäftigung, *an den allerhöchsten Erlassen* zu *deuteln*, und selbst als er gelernt hatte, wie man sich verbeugt und den Damen die Hand küßt, verlernte er nicht, mit seinen vornehmen Händen recht unvornehme Exekutionen vorzunehmen. Die Oberschicht der Gesellschaft dagegen ahmte oder, richtiger gesagt, äffte nach besten Kräften den Ausländern nach...

Doch das steht auf einem anderen Blatt. Man sagt, die Musen lieben die Stille und scheuen den Lärm der Waffen; ein an sich grundfalscher Gedanke. Wie dem aber auch sei – zu Peters Zeiten bekam man nichts als Kanzelpredigten zu hören, an die sich heute bloß noch Gelehrte erinnern, aber nicht das Volk; denn diese *mosaikartig buntscheckige*, beredte oder, richtiger, *zerredete* Wortkunst war lediglich ein aufokulierter übler Sproß vom modernden Baum der katholischen Scholastik des westlichen Klerus, nicht aber die lebendige, überzeugende Stimme der heiligen Wahrheiten der Religion. Diese Literaturgattung ist bei uns noch nie richtig studiert und gewertet worden. Wollte man den begeisterten Stimmen unserer Literaturlehrer Glauben schenken, dann hätten wir auf dem Gebiet der geistlichen Redekunst so gut wie alle europäischen Völker übertroffen. Ich mache mich nicht anheischig, diese Frage zu entschei-

[*] Als „Rasnotschinzy" wurden um die Mitte des 19. Jahrh. in Rußland zusammenfassend die Leute bezeichnet, die, aus verschiedenen, nichtadligen sozialen Schichten stammend, zu gesellschaftlichen Funktionen und Posten aufstiegen, die früher nur dem Adel vorbehalten waren; so bildeten die „Rasnotschinzy" die Keimform eines gebildeten bürgerlichen Mittelstands, einer bürgerlichen Intelligenz. – *Die Red*

den, denn ich erwähne sie nur beiläufig, apropos, als einen Gegenstand, der nicht unmittelbar zum Thema meines Rundblicks gehört. Außerdem bin ich auch nicht hinreichend vertraut mit den Dokumenten unserer geistlichen Redekunst, die gewiß auch gelungene Versuche aufzuweisen hat.

Desgleichen will ich mich nicht über Kantemir auslassen; ich will nur sagen, daß ich seine poetische Berufung stark bezweifle. Mir scheint, daß seine vielgerühmten Satiren eher die Frucht einer verstandesmäßigen, kühlen Beobachtungsgabe als eines heißen, lebendigen Gefühls gewesen sind. Und ist es verwunderlich, daß er mit [31] Satiren, diesen Früchten des Herbstes, begann, und nicht mit *Oden*, wie sie der Frühling hervorbringt? Er war Ausländer, folglich konnte er sich nicht in das Volk einfühlen und seine Hoffnungen und Befürchtungen teilen: er hatte gut lachen. Daß er kein Dichter war, wird schon dadurch bewiesen, daß er vergessen ist. Altertümlicher Stil? Unsinn! ...[21] Die Engländer selber lesen ihren Shakespeare mit Kommentaren.

Tredjakowski besaß weder Geist noch Gefühl, noch Talent. Dieser Mann war für den Pflug oder die Axt geboren; aber das Schicksal zwängte ihn wie zum Hohn in einen Frack: soll man sich da wundern, wenn er so komisch und ungestalt wirkt?[22]

Ja, die ersten Versuche waren allzu schwach und unbeholfen. Aber da leuchtete plötzlich, wie sich einer unserer Landsleute vortrefflich ausgedrückt hat, an den Gestaden des Eismeeres, dem funkelnden Nordlicht gleich, Lomonossow auf. Das war eine Erscheinung von blendender Schönheit, ein Beweis dafür, daß der Mensch in jeder Verfassung und jedem Klima Mensch ist, daß das Genie alle Hindernisse, die ein feindliches Geschick ihm in den Weg wirft, siegreich zu überwinden vermag und daß schließlich der Russe in altem Großen und Schönen nicht minder befähigt ist als jeder Europäer. Aber gleichzeitig, möchte ich sagen, bestätigte diese tröstliche Erscheinung zu unserem Unglück auch die unumstößliche Wahrheit, daß der Schüler niemals über den Lehrer hinauswächst, wenn er in ihm das Vorbild statt den Rivalen sieht, daß das Genie eines Volkes, wenn es nicht auf seine eigene Art und Weise und selbständig auftritt, stets zaghaft und gehemmt sein wird und seine Werke in diesem Falle immer künstlichen Blumen gleichen werden: farbig, schön und üppig, doch ohne Duft, ohne Würze und Leben. Mit Lomonossow beginnt unsere Literatur; er war ihr Vater und ihr Bildner; er war ihr Peter der Große. Muß man da noch hinzufügen, daß er ein großer, mit dem Stempel des Genies ausgezeichneter Mann war? Das alles ist unbestritten. Muß man da noch nachweisen, daß er unserer Sprache und unserer Literatur, wenn auch nur für eine Zeit, die Richtung gewiesen hat? Das ist noch weniger bestritten. Aber was für eine Richtung? Das ist eine andere Frage. Über diesen Gegenstand werde ich nichts Neues sagen und vielleicht nur mehr oder weniger bekannte Gedanken wiederholen.

Ich halte es jedoch für nötig, eine Bemerkung vorauszuschicken. Wie ich schon sagte, herrscht in unserer Literatur auch heute noch [32] eine erbärmliche kindische Ehrfurcht vor den Autoren. Auch in der Literatur haben wir den größten Respekt vor der *Rangliste* und fürchten uns, über *hohe Persönlichkeiten* laut die Wahrheit zu sagen. Wenn wir über einen berühmten Schriftsteller sprechen, so begnügen wir uns stets mit nichtssagenden Interjektionen und phrasenhaften Lobsprüchen; die schroffe Wahrheit über ihn zu sagen, gilt bei uns als Blasphemie. Und es wäre noch gut, täten wir es aus Überzeugung. Nein, wir tun es einfach

[21] Belinskis Ansichten über Kantemir haben sich später geändert. So schrieb er in seinem ersten Aufsatz über Puschkin aus dem Jahre 1843, daß sich die Satire, nachdem Kantemir sie als erster eingeführt hatte, sozusagen in der russischen Literatur eingebürgert und einen wohltätigen Einfluß auf die Sitten der russischen Gesellschaft ausgeübt habe.

[22] Diese schroffe Ablehnung Tredjakowskis war in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts gang und gäbe.

aus törichten und schädlichen Anstandsbedenken oder aus Furcht, als Emporkömmling, als *Romantiker* betrachtet zu werden. Man sehe sich einmal an, wie es die Ausländer in solchen Fällen halten: dort wird jeder Schriftsteller nach seinen wirklichen Verdiensten gewertet. Dort begnügt man sich nicht mit der Behauptung, daß die Schauspiele des Herrn X. Y. viele herrliche Stellen aufweisen, wenn sie auch einige holprige Verse und ein paar Schnitzer enthalten, daß die Oden des Herrn X. Y. vorzüglich, seine Elegien aber schwach sind. Nein, man nimmt dort den ganzen Wirkungskreis dieses oder jenes Schriftstellers, bestimmt den Grad seines Einflusses auf die Zeitgenossen und die späteren Generationen, analysiert den Geist seines ganzen Werkes und nicht partielle Schönheiten oder Mängel, berücksichtigt seine Lebensverhältnisse, um festzustellen, ob er mehr hätte leisten können, als er geleistet hat, und um zu ergründen, warum er so und nicht anders verfuhr; und erst dann, nach allen diesen Erwägungen, entscheidet man, welcher Platz in der Literatur ihm gebührt und welcher Ruhm ihm zukommt. Den Lesern des „Teleskop“ sind gewiß viele solche kritische Lebensbeschreibungen berühmter Schriftsteller bekannt. Und wo finden wir sie bei uns? O weh! ... Wie oft hörten wir z. B., daß Lomonossows „Abend- und Morgengedanken über Gottes Größe“ herrlich, daß die Strophen seiner Oden klangvoll und erhaben, daß die Perioden seiner Prosa reich, rund und farbig seien; aber ist das Maß seiner Verdienste richtig abgewogen, sind neben seinen lichten Seiten auch die dunkeln Stellen gezeigt worden? Nicht doch – wie kann man nur! Das wäre sündhaft, dreist und undankbar! ... Aber wo bleibt dann die Kritik, die den Geschmack bildet, wo die Wahrheit, die höher als alle Autoritäten der Welt stehen sollte? ...

Große Kenntnisse und Erfahrungen, viel Mähe und Zeit sind erforderlich, um einen Menschen, wie Lomonossow es war, nach Gebühr zu würdigen. Mangel an Zeit und an Raum, vielleicht auch an [33] Können, verbieten es mir, mich in allzu eingehende Untersuchungen einzulassen; ich will mich auf allgemeine Betrachtungen beschränken. Lomonossow ist der Peter unserer Literatur: das ist, scheint mir, die richtigste Auffassung von ihm. In der Tat, läßt sich nicht eine auffallende Ähnlichkeit im Wirken dieser beiden großen Männer ebenso wie in den Folgen dieses Wirkens feststellen? An der Küste des Nördlichen Eismeers, im Reich des Winters und des Todes, wird einem armen Fischer ein Sohn geboren. Ein unbegreiflicher Dämon quält das Kind, läßt ihm weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe, flüstert ihm wundersame Reden ein, die sein Herz erbeben und sein Blut heißer pulsen lassen. Worauf immer der Blick dieses Kindes fällt, es will wissen: woher, warum und wie; endlose Fragen quälen und bedrücken sein junges Gemüt – und nirgends eine Antwort! Der Knabe lernt notdürftig lesen und schreiben, die heimlichen Einflüsterungen seines zudringlichen Dämons erklingen in seiner Seele wie die süßen Klänge des Zauberglöckchens und locken ihn in nebelverhüllte Fernen...[23] Und so verläßt er den Vater und eilt nach der weißen Steinstadt Moskau. Eile nur, Jüngling, eile! Dort wirst du alles erfahren, wirst am Quell des Wissens deinen brennenden Durst stillen! Aber nein, die Hoffnung trog: dein Durst ist noch brennender geworden – du hast ihn nur stärker noch gereizt. Weiter, immer weiter, kühner Jüngling! Dorthin, in das gelehrte Deutschland, dort liegt der Garten Eden, und in diesem Garten steht der Baum des Lebens, der Baum der Erkenntnis, der Baum des Guten und Bösen... Süß sind seine Früchte – eile, von ihnen zu kosten... Und er eilt, er betritt den Zaubergarten, er sieht den verführerischen Baum und verschlingt gierig seine Früchte. Wie viele Wunder, wie viele Wonnen! Wie bedauert er, daß er nicht alles zugleich mitnehmen und in das *teure Vaterland*, die heilige Heimat, verpflanzen kann! ... Aber wie? ... Sollte er es nicht dennoch versuchen? ... Er ist doch Russe, also vermag er alles, gibt es nichts Unmögliches für ihn; auf ihn wartet Schuwalow, also braucht er keine Vorurteile, keine Feinde und keine Neider zu fürchten! ... Und nun hallt Rußland von Oden wider, führt Tragödien auf, begeistert sich an der Epopöe, lacht über lustige Possen, lauscht

[23] In Shukowskis Poem „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“ wird Wadim, der Held, vom Klang eines Glöckchens fortgelockt.

Cicero und Demosthenes und redet wichtig über Elektrizität und Blitzableiter; warum da zögern? Nicht wahr, auch Peter hätte hier mit Vergnügen ausgerufen: *Das ist in unserem Geist*! Doch Lomonossow ging es genau so wie Peter. Vom Glanz der fremdländischen Aufklärung [34] geblendet, verschloß er die Augen vor dem Heimatlichen. Gewiß, als Kind lernte er die barbarischen Knüttelverse des Simeon Polozki auswendig, die Volkslieder und die Märchen aber ließ er unbeachtet. Offenbar hat er sogar nie von ihnen gehört. Spürt man in seinen Schöpfungen auch nur schwache Spuren eines Einflusses der alten Chroniken oder überhaupt der Volksüberlieferungen des Russenlandes? Nein – nichts dergleichen. Man sagt, er habe die Eigenarten der russischen Sprache zutiefst erkannt. Ich bestreite es nicht, seine Grammatik ist ein wunderbares, großes Werk. Wozu hat er aber die russische Sprache nach lateinischem und deutschem Muster zurechtgezogen und -gebogen? Weshalb ist jede Periode seiner Reden ohne zwingenden Grund mit so vielen Nebensätzen vollgestopft und läuft hinten spitz in das Zeitwort aus? Verlangte das etwa der Genius der russischen Sprache, den ebendieser große Mann aufgedeckt hatte? Eine Sprache läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, sie wird vom Volk geschaffen; die Philologen ergründen nur ihre Gesetze und bringen sie in ein System, und die Schriftsteller schaffen in ihr gemäß diesen Gesetzen. Auch in diesem letzteren Fall kann man sich über Lomonossows Genie nicht genug wundern: bei ihm gibt es Strophen und ganze Gedichte, deren sprachliche Reinheit und Richtigkeit sehr nahe an die heutige Zeit herankommen. Also hat ihn die blinde Nachahmungssucht zugrunde gerichtet; also trägt sie allein die Schuld, wenn ihn niemand mehr liest, wenn das Volk ihn nicht anerkennt und vergessen hat und sich nur Fachliteraten seiner erinnern. Manche sagen, er sei ein großer Gelehrter und Redner, aber kein Dichter gewesen; im Gegenteil, er war mehr Dichter als Redner; mehr noch, er war ein großer Dichter und ein schlechter Redner. Denn was sind seine „*Lobreden*“? Sammelsurien von klingenden Phrasen und Gemeinplätzen, teils bei antiken Rhetoren ausgeborgt, teils von ihm selbst stammend, Früchte bestellter Arbeit, wo alles nur Geklingel und Litanei ist, nicht aber Ausdruck eines heißen, lebendigen, echt empfundenen Gefühls, dem allein wahre Beredsamkeit entströmt. Einzelne stilistisch schöne Stellen beweisen gar nichts; es kommt auf das Ganze an. Und soll man sich wundern, daß es so gekommen ist? Auch heute bedürfen wir der schönen Rede recht wenig, um so weniger bedurfte man ihrer damals; folglich entstand diese Art Literatur ohne jede Notwendigkeit, aus bloßer Nachahmungssucht, und konnte deshalb auch nichts Ersprießliches hervorbringen. Dagegen tragen Lomonossows Ge-[35]dichte den Stempel des Genies. Gewiß überwiegt auch in ihnen der Verstand das Gefühl, aber nur, weil der Wissensdurst sein ganzes Wesen durchdrang und die ihn beherrschende Leidenschaft war. Er legte seiner energischen Phantasie stets die festen Zügel eines kühlen Verstandes an und erlaubte ihr nicht, sich allzusehr auszutoben. Voltaire, entsinne ich mich, sagte einmal von Corneille, daß dieser beim Schreiben seiner Tragödien an den großen Condé erinnere, der seine Schlachten kaltblütig plante, aber hitzig schlug. Da haben wir Lomonossow! Das ist gerade der Grund, warum seine Gedichte rhetorisches Gepräge tragen und durch das Prisma ihrer regenbogenbunten Farben oft das trockene Gerippe des Syllogismus sehen lassen. Das kam vom System, nicht aber von einem Mangel an poetischem Genie. Das System und die knechtselige Nachahmungssucht waren es, die ihn den prosaischen „Brief über den Nutzen des Glases“, zwei kalte, hochtrabende Tragödien und schließlich die plumpe „Petriade“ schreiben ließen, die die kläglichste Verirrung seines machtvollen Genies war.[24] Er war zum Lyriker geboren, und da, wo er sich nicht in ein System zwängte, tönten die Klänge seiner Leier wohllautend, edel und erhaben...

Was läßt sich über seinen Rivalen Sumarokow sagen? Er schrieb in allen literarischen Gattungen, in Vers und Prosa, und glaubte ein russischer Voltaire zu sein. Doch während er die

[24] Gemeint sind Lomonossows Tragödien „Tamir und Selim“ und „Demophon; als „Petriade“ ist hier das unvollendet gebliebene Poem „Peter der Große“ bezeichnet.

sklavische Nachahmungssucht mit Lomonossow teilte, besaß er keinen Funken von dessen Talent. Sein ganzes künstlerisches Bemühen war nichts als kümmerliche und lächerliche Künstelei. Nicht nur, daß er kein Dichter war, er hatte nicht einmal eine Idee, einen Begriff von Kunst, und seine Person ist die beste Widerlegung des sonderbaren Gedankens von Buffon, Genie sei Geduld in höchster Potenz. Und doch erfreute sich dieser armselige *Schreiberling* einer solchen Volkstümlichkeit! Unsere *Literaturbeflissenen* wissen nicht, wie sie ihm genug danken sollen, daß er der Vater des *russischen Theaters* war. Warum verweigern sie dann Tredjakowski den Dank dafür, daß er der Vater der russischen *Epopöe* war? Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Wir sollen Sumarokow nicht zu sehr dafür schelten, daß er ein Prahler war; er täuschte sich über sich selbst ebenso, wie seine Zeitgenossen sich über ihn täuschten: *Unter Blinden ist der Einäugige König*, folglich sei es ihm verziehen, zumal er kein Künstler war. Heute ist das etwas anderes... Es ist wirklich lächerlich und kläglich, wenn man sehen muß, wie gewisse Burschen ihren Eintritt in [36] die Welt in schlechten Dramen durch den Mund großer Dichter prophezeien lassen...

(*Mit der Bitte, sich noch etwas zu gedulden*)

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„Groß war die Zeit, als Katharinas Tat
Alt-Rußlands Ruhm zu neuem Leben weckte,
Die Tage, da Oleg Byzanz zertrat
Und Swjatoslaw der Donau Ruhe schreckte.
Kaghul, Tschesme, Chios, Rymnik,
  Die Adler vor der Griechen Toren,
  Die alte Tauris neugeboren,
  Ismails Fall,. das Siegesglück
  Von Prag, das Moskaus Mißgeschick
  Von einst zu rächen war erkoren.“

Shukowskj

Katharina II. bestieg den Thron, und für das russische Volk brach die Ära eines neuen, besseren Lebens an. Ihre Herrschaft war ein Heldenepos, gigantisch und verwegen erdacht, großartig und kühn angelegt, umfassend und erschöpfend geplant, glanzvoll und herrlich ausgeführt, ein Heldenepos, eines Homer oder eines Tasso würdig! Ihre Herrschaft war ein Drama, ein Drama mit vielfach und kunstvoll geschürztem Knoten, von raschem, lebhaftem Fluß der Handlung, bunt und leuchtend durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere, eine griechische Tragödie dank der majestätischen Hoheit und der titanischen Kraft der Helden, eine Schöpfung Shakespeares durch die Originalität und die farbige Eigenart der Figuren, den schnellen Wechsel der Szenen und ihre kaleidoskopische Belebtheit; ein Schauspiel schließlich, das dem Betrachter unwillkürlich Ausrufe der Bewunderung und der Freude entlockt! Staunend, ja sogar fast mißtrauisch, blicken wir auf diese Zeit zurück, die uns so nahe liegt, daß etliche ihrer Repräsentanten noch unter den Lebenden weilen; die uns so fern steht, daß wir sie ohne das Fernrohr der Geschichte nicht klar zu erkennen vermögen; die so wunderlich und staunenswert in den Annalen der Welt steht, daß wir sie für ein Stück sagenhafter [37] Vorzeit zu halten geneigt sind. Zum erstenmal nach dem Zaren Alexej zeigte sich damals der Geist des russischen Volkes in seiner ganzen Riesenstärke, in seinem unbändigen Schweifen und „*legte los*“, wie man zu sagen pflegt. Damals geschah es, daß das russische Volk, das sich endlich halbwegs mit den neuen, beengenden und ihm wesensfremden Lebensformen abgefunden, sich unter Müh und Leiden in sie eingelebt, ja sich fast mit ihnen ausgesöhnt hatte, als beuge es sich einem unerbittlichen und unabwendbaren Schicksalsspruch dem Willen Peters –, da-

mals also atmete es zum erstenmal frei auf, lächelte froh und hob stolz den Blick – denn nicht getrieben wurde es mehr zu dem großen Ziel, sondern nach seinem Willen befragt und mit seiner Zustimmung ihm zugeführt; denn verstummt war das drohende „*Im Namen des Gesetzes*“, und statt dessen erklang es vom Thron herab: „*Lieber will ich zehn Schuldigen vergeben, als einen Unschuldigen bestrafen*; *wir geruhen und rechnen es uns zum Ruhme an, zu sagen, daß wir für unser Volk leben*; *verhüte Gott, daß irgendein Volk glücklicher lebe als das russische*“; denn mit dem „Rangstatut“ und dem „Adelspatent“ verband sich nunmehr die Unantastbarkeit der Rechte des Adels; denn lieblich schaute der Donnerklang ununterbrochener Siege und Eroberungen an das Ohr Rußlands. Damals geschah es, daß der russische Geist erwachte, und nun werden Schulen errichtet, alle für eine elementare Schulbildung erforderlichen Bücher herausgegeben, wird alles Gute aus allen europäischen Sprachen übersetzt; das russische Schwert begann sich zu rühren, und schon wanken Monarchien in ihren Grundfesten, stürzen Reiche und verschmelzen mit Rußland! ...

Wissen Sie, was das Unterscheidungsmerkmal der Zeit Katharinas II., dieser großen Epoche, dieses lichten Momentes im Leben des russischen Volkes war? Ich glaube, es war der *Volksgeist*. Jawohl, der *Volksgeist*, denn Rußland, das sich nach wie vor fremder Art anpassen wollte, blieb damals, wie sich selbst zum Trotz, dennoch Rußland. Man denke an die würdevollen, freundlichen Bojaren, deren Häuser Allerweltsgasthöfen ähnelten, wo Geladene und Ungeladene Zutritt fanden und sich, ohne dem gastlichen Hausherrn ihren Gruß zu entbieten, am schweren, prächtig bestellten Eichentisch zu Schmaus und Trank niederließen; man denke an die majestätisch stolzen Würdenträger, die ein Leben *aus dem Vollen* liebten, deren Behausungen den Zarengemächern aus dem russischen Mär-[38]chen glichen, die einen ganzen Hofstaat von Höflingen, Schranzen und Schmeichlern um sich hatten, bei Feuerwerken staatliche Wertpapiere verbrannten; die verstanden, nach alter Vorväterweise zu bechern und zu feiern, von ganzem russischem Herzen, aber auch mit Schwert und Feder für ihr Mütterchen Zarin einzustehen: muß man nicht sagen, daß das ein Leben von selbständiger Art und eine Gesellschaft voll Originalität war? Man denke an diesen Suworow, der den Krieg nicht kannte, den aber der Krieg kannte; an Potjomkin, der sich bei Tafel die Nägel kaute und zwischen zwei Scherzen in Gedanken das Schicksal von Völkern entschied; an jenen Besborodko, von dem es heißt, er habe nach durchzechten Nächten der Zarin von leeren Blättern selbstverfaßte diplomatische Schreiben vorgelesen; an jenen Dershawin, der bei aller verzweifelten Nachahmung des Horaz gegen seinen Willen doch Dershawin blieb und mit dem Dichter des Augustus ebensoviel Ähnlichkeit hatte wie der mächtige russische Winter mit dem üppigen Sommer Italiens. Muß man da nicht sagen, daß die Natur jeden dieser Männer in eine ganz besondere Form gegossen und nach dem Guß diese Form wieder in tausend Stücke zerschlagen hat? ... Kann man aber originell und selbständig sein, ohne am *Volksgeist* teilzuhaben? ... Woher kam das alles? Daher, wiederhole ich, daß der russische Geist einen weiten Spielraum bekommen hatte, daher, daß der russische Genius nun mit entfesselten Händen einherschritt, daß eine große Frau sich den Geist ihres Volkes zu eigen gemacht hatte, daß sie alle Volkswerte hoch achtete, alles Russische so wert hielt, daß sie selbst verschiedene Schriften auf Russisch verfaßte, eine Zeitschrift leitete und ihre Untertanen wegen Verachtung der Muttersprache der höchst peinlichen Bestrafung durch die „Telemachide“ unterzog! ...[25]

Ja, wunderlich und staunenswert war diese Zeit, noch wunderlicher und staunenswerter war jedoch diese Gesellschaft! Was für ein Mischmasch, was für eine bunte Mannigfaltigkeit! Wie viele verschiedenartige, doch miteinander verschmolzene, von einem Geist beseelte Elemente! Atheismus und sturer Aberglaube, Roheit und Raffinement, Materialismus und

[25] Die „Bestrafung durch die ‚Telemachide‘“, die scherzweise am Hofe Katharinas II. zur Anwendung kam, bestand darin, daß der Schuldige je nach dem Grad seiner Schuld aus dem genannten Poem Tredjakowskis eine Seite vorlesen oder einige Zeilen auswendig lernen mußte.

Frömmelei, leidenschaftliche Begeisterung für alles Neue und fanatisches Festhalten am Alten, Orgien und Siege, Luxus und Genügsamkeit, Kurzweil und herkulische Taten, große Geister und große Charaktere aller Art und Farbe und dazwischen die Muttersöhnchen, die Prostakows, die Taras Skotinins und die Brigadiere[26]; ein Adel, dessen weltläufige Bildung den französischen Hof [39] in Staunen versetzte, und ein Adel, der gemeinsam mit seinen Knechten auf Raub auszog! ...

Und diese Gesellschaft fand nun in der Literatur ihre Widerspiegelung. Zwei Dichter, übrigens von höchst ungleichem Genie, waren es, die ihr vor allem Ausdruck verliehen. Die donnerhallenden Lieder Dershawins waren das Symbol für die Macht, den Ruhm und das Glück Rußlands; die bissigen und witzigen Karikaturen Fonwisins waren das Sprachrohr für die Begriffe und die Denkart der gebildetsten Menschenklasse der damaligen Zeit.

Dershawin – welch ein Name! ... Ja, er hatte recht, der einzige Reim, der zu ihm paßte, war – Nawin, wie die griechisch-orthodoxe Bibelübersetzung den Propheten Josua nennt. Wie trefflich steht ihm jene halb russische, halb tatarische Kleidung, in der wir ihn auf Gemälden abgebildet finden. Gebt ihm Oberons Lilienzepter in die Hand und denkt euch zu dem Zobelpelz und der Biberkappe einen eisgrauen Rauschebart hinzu, und ihr habt einen alten russischen Zauberer vor euch, unter dessen Odem der Schnee und das Eis der Flüsse schmelzen und Rosen erblühen, vor dessen Zauberspruch sich willig die Natur beugt und alle Formen und Gestalten annimmt, die immer er begehrt! Eine wunderbare Erscheinung! Ein armer Edelmann, fast Analphabet, seinen Begriffen nach ein Kind, sich selbst ein ungelöstes Rätsel. Wer gab ihm diese beredte Sprache des Propheten, die die Herzen aufwühlt und die Gemüter entflammt, diesen tiefdringenden und weitreichenden Blick, mit dem er die Natur in all ihrer Unendlichkeit umfaßt wie ein junger Aar mit seinen mächtigen Krallen die zitternde Beute? Oder ist ihm am Ende wirklich am *Scheideweg der sechsfach geflügelte Cherubim* erschienen? Oder gibt es tatsächlich Augenblicke, wo ein *flammendes Gefühl* den Sterblichen ohne sein Dazutun der Natur gleichstellt und diese ihm gehorsam ihre geheimsten Tiefen öffnet, ihn den Pulsschlag ihres Herzens sehen und aus dem Urquell ihres Schoßes jenes Lebenselixier schöpfen läßt, das selbst Metall und Marmor mit lebendigem Odem durchströmt? Oder macht das *flammende Gefühl* den Sterblichen wirklich *allsehend*, löst ihn in der Natur und die Natur in ihm auf, so daß er der Natur als ihr allmächtiger Beherrscher souverän gebietet und sich mit ihr, kraft seines Willens, einem Proteus gleich, in Tausenden von herrlichen Erscheinungen ergießt, sich in Tausenden von wunderbaren Gestalten inkarniert, die er dann seine *Schöpfungen* nennt? ... Dershawin ist der vollendete Aus-[40]druck, die lebendige Chronik, die Siegeshymne, der glühende Dithyrambus* der Zeit Katharinas mit ihrer lyrischen Begeisterung, ihrem Gegenwartsstolz und ihrem Zukunftshoffen, ihrer Aufgeklärtheit und ihrer Ignoranz, ihrem Epikureismus und ihrem gierigen Tatendrang, ihrem schwelgenden Müßiggang und ihrer unverwüstlichen praktischen Regsamkeit! Vergeblich wird man in den Klängen seiner Lieder, die bald kühn und triumphierend wie Siegesdonner, bald ausgelassen und scherzend wie die Tafelgespräche unserer Ahnen, bald zärtlich und süß wie die Stimme russischer Jungfrauen tönen – vergeblich wird man hier eine scharfsinnige Analyse des Menschen mit allen Windungen seines Herzens und seiner Seele suchen wie bei Shakespeare, auch keine süße Himmelssehnsucht und keine hochfliegenden Träume vom Heiligen und Ewigen des Lebens wie bei *Schiller*, kein wildes Klagen einer übersättigten und dennoch nimmersatten Seele wie bei *Byron*; nein – wir hatten damals keine Zeit, die menschliche Natur zu sezieren, keine Zeit, uns in die Geheimnisse des Himmels und des Lebens zu versenken, denn wir waren betäubt vom Siegesdonner, geblendet vom Ruhmesglanz und hatten vollauf mit neuen Verordnungen und Umgestaltungen zu tun; denn damals hatten

[26] Figuren aus zeitgenössischen Literaturwerken; hier sind deren Prototypen aus der Hofgesellschaft gemeint.
* Gattung der antiken griechischen Chorlyrik, ein Hymnos zu Ehren des Gottes Dionysos, vorgetragen im Rahmen der Dionysien im Wechselgesang zwischen Chor und Vorsinger.

wir noch keine Zeit gehabt, des Lebens überdrüssig zu werden, denn wir begannen eben erst zu leben und liebten deshalb das Leben: also – man suche nichts dergleichen bei Dershawin! Man suche bei ihm lieber nach der poetischen Kunde von der Größe der unerreichten *göttergleichen Feliza*[27], *der Beherrscherin der Kirgiskaisakischen Horde*, von diesem *Engel in Menschengestalt*, der überall Glück und Gedeihen ausstreute und gleich Gott aus dem Nichts alles schuf; von der Weisheit ihrer treuen Diener, ihrer emsigen Berater, von dem mitternächtigen Helden, dem *Wunderrecken*[28]: wie er Türme bis in die Wolken warf, wie vor seinem Haupt das Dunkel und vor seinem verwegenen Pfiff der Staub wich, wie unter seinem Tritt die Berge krachten und die Klüfte brodelten, wie vor ihm Städte sanken und Reiche stürzten, wie er im Sturmgebraus, im Schreckenskampf der ergrimmten Elemente die Feste Ismail niederwarf oder zwischen Abgründen hindurch über den Sankt Gotthard ging, lest vom *Leben* und *Treiben* der russischen Würdenträger mit ihrer unerschöpflichen *Gastfreundschaft*, ihrem *russischen Sybaritentum* [Schlemmertum], ihrem russischen Geist; lest, wie die heißen Blicke und die dichten, geschwungenen Brauen der russischen Mädchen die Seelen von Löwen und die Herzen von Adlern bezwingen, wie ihre [41] hellen Stirnen unter goldenen Bändern glänzen, ihr schneeiger Busen sich unter kostbarem Perlenzierat hebt, wie das rosige Blut durch ihre bläulichen Adern rinnt und auf ihren Wangen die Liebe feurige Grübchen gräbt!

Es ist unmöglich, die zahllosen Schönheiten der Schöpfungen Dershawins aufzuzählen. Sie sind ebenso mannigfaltig wie die russische Landschaft, aber ein gemeinsamer Farbton ist ihnen allen eigen: überall dominiert die Phantasie über die Empfindung, und alles nimmt übertriebene, hyperbolische Ausmaße an. Dershawin wühlt uns nicht die Brust auf mit starken Gefühlen, keine Träne entlockt er dem Auge, sondern wie der Adler seine Beute packt er uns jäh und unerwartet, um uns auf den Schwingen seiner wuchtigen Verse direkt der Sonne entgegenzuführen, und trägt uns, ohne uns zur Besinnung kommen zu lassen, durch die unermeßlichen Himmelsweiten. Die Erde entweicht dem Blick, ein angenehmes, mit Furcht gemischtes Staunen beklemmt das Herz, und der Mensch hat das Gefühl, als hätte ein Orkan ihn in das unermeßliche Weltenmeer hinausgeschleudert, wo ihn die Welle bald in die Tiefe reißt, bald himmelwärts emporträgt und der Geist sich in all der grenzenlosen Weite froh und ungebunden fühlt. Wie stark und gewaltig ist sein Gesang an Gott! Wie tief erschaute er die äußere Pracht der Natur, und wie getreulich schuf er sie in seiner wunderbaren Schöpfung nach! Und dennoch pries er in ihr nur Gottes Allmacht und Weisheit, die Güte Gottes aber, jene Güte, die den Menschen zurief: „*Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken*!“, jene Güte, die vom schmachvollen Marterkreuz zum Vater flehte: „*Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun*!“ – diese Güte deutet er nur an. Doch man breche deswegen nicht den Stab über ihn; die Zeiten waren anders als heute, man schrieb das achtzehnte Jahrhundert. Auch soll man nicht vergessen, daß Dershawins Geist der positive, allem Mystischen und Geheimnisvollen abholde, russische Geist war, sein Element und seine höchste Wonne – die äußere Natur, das beherrschende Gefühl – Patriotismus, so daß er in diesem Falle nur seiner unbewußten Tendenz folgte und mithin ehrlich war. Wie schaurig ist seine Ode „Auf den Tod Meschtscherskis“: das Blut gerinnt einem in den Adern, und das Haar steht auf, wie Shakespeare sagt, einer aufgeschreckten Heerschar gleich, wenn einem der ewige Schlag der *Zeitenuhr* in die Ohren dröhnt und das Schreckensbild des knochigen Sensenmannes dem Auge erscheint! [42] Welch eine kraftvolle, wilde Schönheit geht von seinem „Wasserfall“ aus, diesem Lied auf den düsteren Norden, das der greise Skalde in tiefer Nacht im heiligen Haine singt, an der lodernden, vom Blitzschlag in Brand gesetzten Eiche, beim donnernden Tosen des Wasserfalls!

---

[27] Die Worte von „*der ... göttergleichen Feliza...*“ sind, mit leichten Änderungen, den ersten zwei Verszeilen von Dershawins Ode „Feliza“ entnommen, die Katharina II. gewidmet war.

[28] Mit dem „*Wunderrecken*“ ist der Generalissimus A. W. Suworow gemeint. Belinski bedient sich hier der Worte Dershawins, aus dessen Suworow gewidmeten Odem.

Seine Episteln und Satiren stammen aus einer ganz anderen, nicht weniger schönen und bezaubernden Welt. In ihnen läßt sich die praktische Philosophie des russischen Geistes erkennen; was sie besonders auszeichnet, ist, daß sie den *Volksgeist* ausdrücken, Volksgeist nicht im Sinne einer Blütenlese von deftigen Bauernworten oder einer gewaltsamen Nachahmung alter Lieder und Märchen, sondern als russische Geisteshaltung verstanden, als russische Art und Weise, die Dinge zu betrachten. In dieser Hinsicht ist Dershawin im höchsten Maße volksmäßig. Wie lächerlich stehen diejenigen da, die ihn den russischen Pindar, Horaz oder Anakreon betiteln; denn allein schon diese Dreifaltigkeit zeigt, daß er weder das eine noch das andere, noch das dritte war, sondern alles auf einmal, und folglich höher stand als sie alle drei einzeln genommen! Wäre es nicht genau so absurd, wenn jemand Pindar oder Anakreon den griechischen und Horaz den römischen Dershawin nennen wollte, denn er, der selbst für niemand Vorbild war, hatte auch kein Vorbild. Überhaupt muß gesagt werden, daß seine *mangelnde Bildung* der Grund seiner Aufgeschlossenheit für den *Volksgeist* war, deren Wert er übrigens selbst nicht zu schätzen wußte; sie behütete ihn vor fader Nachahmung, und er war originell und volksmäßig, ohne sich dessen bewußt zu sein. Hätte er *Lomonossows* universelle Gelehrtheit besessen, wäre er als Dichter erledigt gewesen! Er hätte sich, Gott behüte, auf Tragödien und noch wahrscheinlicher auf Epopöen eingelassen: seine mißglückten Dramenversuche beweisen die Richtigkeit dieser Vermutung. Aber die Fügung hat ihn davor bewahrt – und so besitzen wir in Dershawin einen *großen und genialen russischen Dichter*, das treue Echo des russischen Volkslebens, den getreuen Widerhall der Zeit Katharinas II.

Fonwisin war ein ungewöhnlich kluger und begabter Mann, aber ob er auch zum *Komödiendichter* geboren war, ist eine Frage, die sich nicht so leicht bejahen läßt. Wirklich – läßt sich in seinen dramatischen Schöpfungen etwas von *der Idee des ewigen Lebens* erkennen? Eine drollige Anekdote, in Rede und Gegenrede aufgelöst, an der ein paar Viecher teilnehmen, ist doch noch keine Ko-[43]mödie. Gegenstand der Komödie ist nicht die Verbesserung der Sitten oder die Verspottung gewisser Laster der Gesellschaft, nein: die Komödie muß den *Zwiespalt zwischen Leben und Ziel* malen, muß die Frucht bitterer, durch die Erniedrigung der Menschenwürde erweckter Entrüstung sein, Sarkasmus und nicht Epigramm, konvulsivisches Lachen und nicht vergnügtes Lächeln, sie muß mit Galle und nicht mit Salzlösung geschrieben sein, sie muß das Leben in seiner tiefsten Bedeutung erfassen, d. h. in seinem ewigen Kampf von Gut und Böse, Liebe und Egoismus. Ist das bei Fonwisin der Fall? Seine Dummköpfe sind recht lächerlich und abstoßend, aber das kommt daher, daß sie nicht Schöpfungen der Phantasie, sondern allzu getreue Kopien nach der Natur sind; seine klugen Personen sind nichts anderes als Automaten, die eingelernte Moralsentenzen von sich geben; und das alles deshalb, weil der Dichter belehren und bessern wollte. Dieser Mann war von Natur zum Lachen aufgelegt; er platzte fast vor Lachen, wenn er im Theater Polnisch reden hörte; er war in Frankreich und Deutschland und sah überall nur das Lächerliche: damit erschöpft sich sein Sinn für das Komische. Ja – seine Komödien sind im Grunde genommen nichts anderes als Frucht seiner alles belachenden gutmütigen Lustigkeit, sind Kinder des Witzes, nicht aber Schöpfungen der Phantasie und des heißen Gefühls. Sie kamen zur rechten Zeit und hatten deshalb unerhörten Erfolg; sie waren Ausdruck der bei den Gebildeten herrschenden Denkweise, und daher gefielen sie. Ohne im vollen Sinne des Wortes Kunstwerke zu sein, stehen sie trotzdem unvergleichlich höher als alles in dieser Art bisher bei uns Geschaffene mit Ausnahme von „Verstand schafft Leiden“, von dem weiter unten die Rede sein wird. Schon dies allein beweist die Begabung dieses Schriftstellers. Seine sonstigen Schriften haben vielleicht noch höheren Wert, doch auch in ihnen ist er zwar ein kluger Beobachter und witziger Schriftsteller, aber kein Künstler. Sie zeichnen sich durch ihren spöttischen und scherzhaften Charakter aus. Außer daß sie echte Begabung anzeigen, sind sie auch durch den Stil bemerkenswert, der dem Karamsins sehr nahe kommt; besonderen Wert verleiht ihnen aber der Umstand, daß sie viele markante Züge des Geistes jener interessanten Zeit eingefangen haben.

Wie dürfte man Bogdanowitsch vergessen? Wie groß war sein Ruhm zu seinen Lebzeiten, wie bewunderten ihn seine Zeitgenossen, und wie bewundern ihn auch heute noch manche Leser! Worauf [44] gründet sich dieser Erfolg? Stellt euch vor, ihr wäret ganz betäubt vom Donnern und Rasseln geschraubter Worte und Phrasen, ringsum redete man nur in Monologen über die allergewöhnlichsten Dinge, und plötzlich begegnet euch jemand, der klug und einfach spricht: nicht wahr, ihr wäret doch höchst begeistert von diesem Menschen? Die Nachahmer Lomonossows, Dershawins und Cheraskow hatten mit ihren schallenden Odengesängen alle Welt taub gemacht; schon wollte man glauben, die russische Sprache tauge nicht für die sogenannte *leichte Poesie*, die bei den Franzosen so hoch in Blüte stand, und eben da tritt ein Mann mit einem Märchen hervor, das in einfacher, natürlicher und witziger Sprache und einem für die damalige Zeit erstaunlich leichten und flüssigen Stil geschrieben ist: alles war erstaunt und erfreut. Hier liegt die Ursache des ungewöhnlichen Erfolgs seines „Seelchen“, das übrigens nicht ohne Vorzüge und nicht ohne Talent ist. Der bescheidene Chemnitzer wurde von seinen Zeitgenossen nicht verstanden; mit Recht blicken heute die Nachfahren voll Stolz auf ihn zurück und stellen ihn einem Dmitrijew gleich. Cheraskow war ein guter, kluger, von den besten Absichten bewegter Mann und für seine Zeit auch ein vortrefflicher Verseschmied, bloß ganz und gar kein Dichter. Seine mittelmäßigen Dichtungen, die „Rossiade“ und der „Wladimir“, bildeten für die Zeitgenossen und die Nachfahren, die ihn den russischen Homer und Virgil betitelten und ihn im Zeichen seiner langen und langweiligen Gedichte in den Tempel der Unsterblichkeit geleiteten, lange Zeit einen Gegenstand der Bewunderung; sogar ein Dershawin erstarb in Ehrfurcht vor ihm; doch was half’s? Nichts hat ihn vor den alles verschlingenden Fluten der Lethe gerettet! Petrow ersetzte seinen Mangel an echtem Gefühl durch bombastischen Schwulst, und seine barbarische Sprache gab ihm den Rest. Knjashnin war ein fleißiger Schriftsteller und zeigte, was Sprache und Form anbelangt, entschieden Talent, das sich besonders in seinen Komödien bemerkbar macht. Obgleich er alles von den französischen Schriftstellern übernahm, macht ihm doch schon der Umstand große Ehre, daß er aus diesem geraubten Gut etwas Geschlossenes zu bilden wußte und Sumarokow, seinen Anverwandten, weit übertraf. Kostrow und Bobrow waren zu ihrer Zeit tüchtige Verseschmiede.

Damit hätten wir alle Genies aus der Epoche Katharinas der Großen beisammen; sie genossen alle schallenden Ruhm und sind mit Ausnahme von Dershawin, Fonwisin und Chemnitzer alle ver-[45]gessen. Doch sind sie alle wert, vermerkt zu werden, denn sie waren die ersten Akteure auf der Bühne des russischen Schrifttums; wenn man ihre Zeit und ihre Mittel berücksichtigt, waren ihre Erfolge bedeutsam; und sie entsprangen hauptsächlich dem Zeitgeist und der Förderung durch die Monarchin, die überall Talente suchte und zu finden verstand. Doch nur einer von ihnen, Dershawin, war ein Dichter von solchem Rang, daß wir ihn stolz den größten Dichtern aller Zeiten und Völker an die Seite stellen dürfen, denn nur er war der freie, feierliche Ausdruck seines großen Volkes und seiner wunderbaren Zeit.

(*Bis zur nächsten Nummer*)

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„Amicus Plato, sed magis amica veritas.“*

Die ersten Akteure auf der Bühne der Literatur werden niemals vergessen werden; begabt oder unbegabt, sind sie auf jeden Fall *historische Personen.* Nicht nur in der französischen Literaturgeschichte stehen vor den Namen Corneille und Racine stets die Namen Ronsard,

* „Platon ist mein Freund, aber mein bester Freund ist die Wahrheit.“

Garnier und Hardy. Die Glücklichen! Wie wohlfeil fällt ihnen die Unsterblichkeit in den Schoß! In meinem letzten Aufsatz ist mir ein unverzeihlicher Fehler unterlaufen: bei meiner Besprechung der Dichter und Schriftsteller der Zeit Katharinas II. habe ich etliche von ihnen vergessen. Deshalb halte ich es jetzt für meine unbedingte Pflicht, diesen Fehler wiedergutzumachen und hier an sie zu erinnern, nämlich an Popowski, einen wackeren Gedichteschreiber und Prosaiker seiner Zeit; an Maikow, dessen Schreibereien in allen Gedichtbüchern von Anno dazumal einer gewissen Gattung *komischer Poeme* zugezählt wurden und der nicht unbeträchtlich zur Verbreitung des schlechten Geschmacks in Rußland beigetragen und unseren berühmten Dramatiker Schachowskoi veranlaßt hat, ein recht zweifelhaftes Gedicht, betitelt „Die geraubten Pelze“, zu schreiben; an Ablessimow, der gleichsam durch Zufall oder aus Versehen unter vielen schlechten Schauspielen eine ausgezeichnete Volksposse geschrieben hat: den „Müller“, ein Stück, das sich bei unseren guten [46] Großvätern so ausgesprochener Beliebtheit erfreute und auch heute seinen Wert nicht eingebüßt hat; an Ruban, der durch die Gnade und *Nachsicht* unserer Literaturrichter von einst so billig wie keiner zum Nachruhm kam; an Neledinski, in dessen Liedern durch alle Sentimentalitätsschminke hindurch manchmal doch echtes Gefühl und ein Funke von Talent schimmerten; an Jefimjew und Plawilschtschikow, die einst als gute Bühnendichter galten, aber heutzutage, o weh, gänzlich vergessen sind, wiewohl der hochachtbare Nikolai Iwanowitsch Gretsch in eigener Person ihnen einige angebliche Vorzüge zuerkannte. Ansonsten stand die Herrschaft Katharinas II. im Zeichen einer so wundersamen, bei uns so seltenen Erscheinung, wie wir armen Sünder sie schwerlich so bald wieder erleben dürften. Wer würde nicht wenigstens vom Hörensagen den Namen Nowikow kennen? Es ist beklagenswert, daß wir von diesem außergewöhnlichen und, wie ich behaupten will, großen Manne so wenig wissen! So ist es ja immer bei uns; man erhebt nicht enden wollendes Geschrei um einen Sumarokow, einen gänzlich unbegabten Schriftsteller, und vergißt das gedeihliche Wirken eines Menschen, dessen ganzes Tun und Trachten dem Gesamtwohl zugewandt war! ...

Die Zeit Alexanders des Gesegneten gehört ebenso wie die Zeit Katharinas der Großen zu den lichten Augenblicken im Leben des russischen Volkes und bildete in gewisser Hinsicht deren Fortsetzung. Man lebte sorglos und heiter, war stolz auf die Gegenwart und voll Hoffnung für die Zukunft. Die weisen Gesetzesmaßnahmen und Neuerungen Katharinas faßten Wurzel und erstarkten sozusagen; die neuen wohltätigen Einrichtungen des jungen, mildherzigen Zaren festigten den Wohlstand Rußlands und ließen das Land rasch in den Bahnen des Gedeihens fortschreiten. In der Tat, was wurde nicht alles für die Bildung getan! Wie viele Universitäten, Lyzeen, Gymnasien, Kreis- und Gemeindeschulen wurden gegründet! Und die Bildung begann sich auf alle Volksklassen auszudehnen, denn sie wurde nun allen Volksklassen mehr oder weniger zugänglich. Die Gunst des aufgeklärten, gebildeten Monarchen, eines würdigen Enkels Katharinas, wußte überall talentvolle Menschen zu finden und bot ihnen Mittel und Wege, um auf dem gewählten Tätigkeitsfeld zu wirken. Zu jener Zeit meldete sich schon zum erstenmal der Gedanke, daß Rußland seine eigene Literatur brauche. Unter der Herrschaft Katharinas hatte es eine Literatur nur bei Hofe gegeben; man trieb Literatur, weil die Zarin es tat. Schlimm wäre es Dersha-[47]win ergangen, hätten seine „Epistel an Feliza“ und sein „Würdenträger“ nicht Katharinas Beifall gefunden. Schlimm wäre es Fonwisin ergangen, hätte die Zarin über seinen „Brigadier“ und sein „Muttersöhnchen“ nicht Tränen gelacht; wenig Hochachtung hätte man dem Dichter der Gesänge „Gott“ und „Wasserfall“ erwiesen, wäre er nicht *Wirklicher Geheimer Rat und Ritter mannigfacher Orden* gewesen. Unter Alexander begann alle Welt sich mit Literatur zu befassen, und der Titel verlor seinen Zusammenhang mit dem Talent. Eine neue, bis dato unerhörte Erscheinung machte sich bemerkbar: die Schriftsteller wurden zur treibenden Kraft, zu Lenkern und Bildnern der Gesellschaft; es kam zu Versuchen, eine Sprache und eine Literatur zu schaffen. Doch leider fehlte es diesen Versuchen an Dauer und Gründlichkeit; jeder Versuch setzt nämlich eine klare Ab-

sicht voraus, zu der es wiederum eines Willens bedarf, der Wille aber läuft oft den Umständen zuwider und steht im Gegensatz zu den Gesetzen des gesunden Menschenverstands. Es gab viele Talente, aber kein einziges Genie, und alle literarischen Erscheinungen entsprangen nicht innerer Notwendigkeit, entstanden nicht spontan und unbewußt, gingen nicht aus den Ereignissen und dem Volksgeist hervor. Man fragte nicht: was und wie müssen wir schaffen? Man sagte: macht es den Ausländern nach, und ihr werdet es gut machen. Ist es danach verwunderlich, daß wir bei allen Bemühungen, eine Literatur und eine Sprache zu schaffen, nicht nur damals, sondern auch heute weder das eine noch das andere erreicht haben. Ist es verwunderlich, daß wir gleich zu Beginn einer literarischen Bewegung so viele literarische Schulen und dennoch keine einzige wirkliche und fundamentale besaßen; daß sie wie die Pilze nach einem Sommerregen aus dem Boden sprossen und sich wie Seifenblasen in Nichts auflösten; und daß wir es, ohne überhaupt eine Literatur im vollen Sinne des Wortes zu haben, bereits zu Klassikern, Romantikern, Griechen, Römern, Franzosen, Italienern, Deutschen und. Engländern gebracht haben? ...

Zwei Schriftsteller leiteten die Zeit Alexanders ein und galten mit Recht als die schönste Zier ihrer ersten Anfänge: Karamsin und Dmitrijew. Karamsin – da haben wir den großen Mimen unserer Literatur, der schon bei seinem ersten Auftreten, seinem Debüt, mit lautem Händeklatschen und lautem Zischen empfangen wurde! Das ist der Name, um den so viele blutige Schlachten geliefert, so viele heiße Kämpfe ausgefochten und so viele Lanzen gebrochen wurden! [48] Ist dieses Kampfgeschrei, dieses Waffengeklirr nicht eben erst verstummt, haben die feindlichen Parteien nicht eben erst das Schwert in die Scheide gesteckt und bemühen sich nun herauszufinden, worum sie eigentlich gestritten haben? Wer von den Lesern dieser Zeilen entsinnt sich nicht jener literarischen Schlachten und hätte nicht das ohrenbetäubende, sinnlos übertriebene Lobgebrüll ebenso wie die oft gerechten, oft unsinnigen Schmähungen mit angehört? Und ist jetzt am Grabe des unvergeßlichen Mannes der Streit etwa schon entschieden, hat die eine oder die andere Seite den Sieg davongetragen? O nein, noch nicht! Von der einen Seite werden wir als *treue Söhne des Vaterlands* aufgefordert, *am Grabe Karamsins zu beten* und seinen *heiligen Namen flüsternd auszusprechen*; auf der anderen wird diese Aufforderung mit einem skeptischen und spöttischen Lächeln hingenommen. Ein interessantes Schauspiel! Der Kampf zwischen zwei Generationen, die einander nicht verstehen. Und wäre es nicht tatsächlich zum Lachen, wenn man sich die Herren Iwantschin-Pissarew, Somow und Konsorten als die endlichen Sieger vorstellt? Noch widersinniger allerdings, sich auszumalen, daß Herr Arzybaschew samt seiner Kumpanei den Sieg davontrüge.

Karamsin... mais je reviens toujours à mes moutons*...Wissen Sie, was der Verbreitung gründlicher Literaturbegriffe und einer Verbesserung des Geschmacks in Rußland bisher am meisten geschadet hat, schadet und, wie mir scheint, noch lange schaden wird? *Die literarische Götzendienerei*! Als Kinder, die wir sind, beten wir immer noch zu den zahlreichen Göttern unseres übervölkerten Olymps und geben uns nicht die geringste Mühe, öfters einmal in den Geburtsregistern nachzusehen, ob besagte Gegenstände unserer Anbetung wirklich himmlischer Abstammung sind. Was tun? Blinder Fanatismus ist immer das Los einer Gesellschaft in ihrem Säuglingsstadium. Entsinnt man sich noch, wie teuer Mersljakow seine kritischen Bemerkungen über Cheraskow zu stehen kamen? Erinnert man sich noch, was Herr Katschenowski wegen seiner Bemerkungen zur „Geschichte des russischen Staates“ auszustehen hatte? Wegen dieser Aussprüche eines Greises, in denen fast alles gesagt war, was die Jungen später über Karamsins Geschichte vorzubringen hatten? Ja, viel, allzuviel uneigennützige Wahrheitsliebe und Charakterstärke ist bei uns nötig, um auch nur eine kleine Pseudoautorität, geschweige denn eine wirkliche Autorität anzutasten: ist es etwa angenehm,

* aber meine Schafe bekommen mich immer wieder

wenn man sich in aller Öffentlichkeit einen Hasser des [49] Vaterlands, einen Neider des Talents, einen herzlosen Zoilus und *galligen Bösewicht*[29] nennen lassen muß? Und von wem? Von halben Analphabeten, von Nichtswissern, die wütend über jeden Fortschritt des Geistes herfallen und sich störrisch an ihr Schneckenhaus klammern, wenn alles ringsum läuft, rennt und fliegt! Und haben diese Leute in diesem Fall nicht sogar recht? Was bleibt beispielsweise einem Herrn Iwantschin-Pissarew, einem Herrn Wojejkow oder einem Fürsten Schalikow für sich zu hoffen übrig, wenn sie hören, daß Karamsin kein Künstler, kein Genie ist, und was dergleichen ketzerischer Ansichten mehr sind? Sie, die sich von den Brosamen vom Tisch dieses Mannes nährten und auf ihnen das Gebäude ihrer Unsterblichkeit gründeten? Tritt da ein Herr Arzybaschew mit kritischen Artikelchen auf, in denen er nachweist, daß Karamsin oft, und dabei ohne zwingenden Grund, von den ihm als Unterlage dienenden Chroniken abgewichen ist und häufig willkürlich oder einer Laune folgend ihren Sinn entstellt hat. Und was geschieht? Man sollte meinen, die Verehrer Karamsins hätten sich sofort an die Textvergleichung gemacht und Herrn Arzybaschew der Verleumdung überführt. Nichts dergleichen. Wunderliche Leute! Warum denn von Neid und Bosheit, von Steinmetzen und Bildhauern reden, warum sich auf nichtssagende kurze Sätze in den Anmerkungen stürzen, mit Schatten fechten und viel Lärm um nichts schlagen? Soll Herr Arzybaschew Karamsin ruhig um seinen Ruhm beneiden; glaubt mir, damit wird er Karamsin nicht umbringen, wenn sein Ruhm verdient ist. Soll er mit wichtigem Gebaren nachweisen, daß Karamsins Sprache *mißtönend* sei – du lieber Gott –, das ist nur lächerlich, aber kein Grund zum Ärgern. Wäre es nicht besser, die Chroniken zur Hand zu nehmen und nachzuweisen, daß entweder Herr Arzybaschew ein Verleumder ist oder daß die Schnitzer des Geschichtsforschers belanglos und geringfügig sind – oder am Ende gar einfach den Mund zu halten? Aber nein, das geht den Armen über ihre Kraft; die Chroniken haben sie nie mit eigenen Augen gesehen, und in der Geschichte sind sie schlecht bewandert.

„So sagt, warum ihr so in Wut geratet?“[30]

Doch kann man sagen, was man will, solche Leute gibt es leider gar zu viele.

„Das fabriziert die große Meinung,
Das ist der Angelpunkt der Welt.“[31]

[50] Der Name Karamsin bezeichnet eine Epoche in unserem Schrifttum; sein Einfluß auf die Zeitgenossen war so groß und mächtig, daß eine ganze Periode unserer Literatur von den neunziger Jahren bis in die zwanziger Jahre hinein mit Recht die Karamsinsche Periode genannt wird. Schon dies allein beweist zur Genüge, daß Karamsin, was seine Bildung anbelangt, seine Zeitgenossen um Haupteslänge überragte. Er bewahrt auch heute noch außer dem Ruf eines Geschichtsforschers den eines Schriftstellers, Poeten, Künstlers und Reimers, wenn auch nicht fest und unbestritten. Untersuchen wir, ob er ein Recht auf diese Titel besitzt. Für Karamsin gibt es noch keine Nachwelt. Wer von uns hätte sich als Kind nicht an seinen Erzählungen erbaut, wer über seinen Werken nicht geträumt und geweint. Und die Kindheitserinnerungen sind doch so süß und betörend: kann man da Objektivität wahren? Versuchen wir es dennoch.

Man stelle sich eine Gesellschaft von verschiedenartigem Charakter vor, uneinheitlich, mehrstämmig könnte man sagen; der eine Teil las, sprach, dachte und betete französisch; der andere kannte Dershawin auswendig, stellte ihn auf eine Stufe nicht nur mit Lomonossow, sondern auch mit Petrow, Sumarokow, Cheraskow; jener beherrschte das Russische sehr mangelhaft, dieser war an die schwülstige, scholastische Redeweise des Verfassers der „Rossia-

[29] Bezieht sich auf M. T. Katschenowski, wegen seiner bösartigen Angriffe gegen N. M. Karamsin.
[30] Aus „Verstand schafft Leiden“ von A. S. Gribojedow.
[31] Aus „Eugen Onegin“.

de“ und des „Kadmus und Harmonia“ gewöhnt; alle beide waren gleichermaßen halb wild und halb gebildet; kurz, eine Gesellschaft mit Neigung zur Lektüre, doch ohne jede klare Vorstellung von Literatur. Und da kommt ein Jüngling, dessen Seele für alles Gute und Schöne offen war, der aber, obwohl mit glücklichen Anlagen und klugem Geist begabt, hinsichtlich Aufgeklärtheit und gelehrter Bildung, wie wir im folgenden sehen werden, zu kurz gekommen war. Ohne auf der Höhe seines Jahrhunderts zu stehen, überragte er unbedingt die Gesellschaft seiner Zeit. Dieser Jüngling sah das Leben als Tat und dürstete, voller jugendlicher Kraft, nach Dichterruhm, dürstete nach der Ehre, an den Erfolgen des Vaterlands auf dem Wege zur Aufklärung mitbauen zu dürfen, und sein ganzes Leben war von diesem einzigen heiligen und schönen Tatengeist beseelt. Stimmt es nicht, daß Karamsin ein außergewöhnlicher Mensch war, dem höchste Verehrung, wenn nicht gar Ehrfurcht gebührt? Aber vergeßt nicht, daß man den *Menschen nicht mit dem Schriftsteller und Künstler* verwechseln darf. Ganz ohne Bezug auf Karamsin sei übrigens gesagt, daß andernfalls, Gott behüte, auch Rollin unter die Heiligen [51] geraten könnte. Vorsatz und Ausführung sind zwei verschiedene Dinge. Wir wollen nun untersuchen, wie Karamsin seiner großen Sendung gerecht geworden ist.

Er sah, wie wenig bei uns noch getan war, wie übel seine Kollegen vom Handwerk ihre Aufgabe auffaßten, er sah, daß die Oberschicht allen Grund hatte, die Muttersprache zu verachten, da die Schriftsprache mit der Umgangssprache im Streit lag. Die *Phrase* beherrschte das Jahrhundert, man haschte nach Worten und gab den Worten passende Gedanken nur dazu bei, damit das Ganze einen Sinn bekam. Karamsin besaß von Natur aus ein feines Ohr für die Musik der Sprache sowie die Fähigkeit, sich flüssig und beredt auszudrücken, folglich fiel es ihm nicht schwer, die Sprache umzugestalten. Man sagt, er habe unsere Sprache der französischen nachgebildet, ebenso wie Lomonossow sie der lateinischen nachgebildet hat. Das ist nur teilweise richtig. Wahrscheinlich war Karamsin bestrebt, so zu schreiben, wie man sprach. Sein Fehler war in diesem Fall, daß er die Idiome der russischen Sprache mißachtete, nicht auf die Redeweise des einfachen Volkes lauschte und überhaupt die heimatlichen Quellen unerforscht ließ. Diesen Fehler aber machte er in seiner „Geschichte“ wieder gut. Karamsin setzte sich das Ziel, *das russische Publikum an Bücher zu gewöhnen und ihm Geschmack am Lesen beizubringen.* Ich frage: läßt sich wahre Künstlerschaft mit einem vorgefaßten Ziel vereinen, wie herrlich dieses Ziel auch sein mag? Damit nicht genug! Darf ein Künstler sich zu einem Publikum herablassen, sich sozusagen erniedrigen, zu einem Publikum, das ihm nicht einmal bis ans Knie reicht und ihn deshalb auch nicht verstehen könnte? Nehmen wir an, er darf es; dann drängt sich eine neue Frage auf: kann er in diesem Fall in seinen Werken Künstler bleiben? Ganz zweifellos nicht. Wer sich mit einem Kinde unterhält, wird für diese Zeit selbst zum Kind. Karamsin schrieb für Kinder und schrieb kindlich. Soll man sich also wundern, wenn diese Kinder, sobald sie herangewachsen waren, ihn vergaßen und seine Schriften ihrerseits ihren Kindern zum Lesen gaben? Das ist der Lauf der Welt. Voll Zutrauen und glühenden Glaubens lauscht das Kind den Märchen seiner alten Amme, die es am Gängelband führt und ihm von Toten und Gespenstern erzählt; einmal groß geworden aber, lacht es über ihre Geschichten. Sie haben ein Kind zu erziehen: geben Sie gut acht, denn aus dem Kind wird ein Knabe, dann ein Jüngling, schließlich ein Mann, beachten Sie daher die Entwicklung [52] seiner Fähigkeiten und ändern Sie dementsprechend Ihre Unterrichtsmethoden, bleiben Sie Ihrem Zögling stets überlegen, sonst wird es Ihnen arg ergehen; dieses Kind wird Ihnen ins Gesicht lachen. Wenn Sie es unterrichten, müssen Sie selbst noch mehr dazulernen, sonst überholt es Sie: Kinder wachsen schnell. Und nun sagen Sie ehrlich, sine ira et studio*, wie unsere Fachgelehrten sagen, wer ist schuld daran, daß man heute über die „Arme Lisa“ ebenso lacht, wie man einst Tränen über sie vergoß? Sie mögen sagen, was

* ohne Zorn und Eifer

Sie wollen, meine Herren Karamsinverehrer, aber ich gebe mich lieber dazu her, einen Roman des Baron Brambäus zu lesen als die „Arme Lisa“ oder „Natalja, die Bojarentochter“! Andere Zeiten, andere Sitten! Karamsins Romane haben das Publikum zum Lesen gebracht, viele haben an diesen Büchern sogar lesen gelernt: seien wir also dem Verfasser dankbar; aber lassen wir seine Romane ruhen, ja, reißen wir sie unseren Kindern aus der Hand, denn sie werden bei ihnen nur Schaden anrichten: sie verderben mit ihrer süßlichen Sentimentalität das natürliche Empfinden.

Darüber hinaus verlieren Karamsins Werke heute auch darum viel von ihrem Reize, weil er sich in ihnen selten *aufrichtig* und *natürlich* gab. Das Jahrhundert der *Phrase* ist für uns im Abklingen; nach unseren Begriffen muß der Satz so aufgebaut werden, daß er Gedanken oder Gefühle ausdrückt; früher suchte man Gedanken und Gefühle als Bügel für klingende Phrasen zusammen. Ich weiß, daß wir in dieser Hinsicht auch heute noch nicht ganz frei von Sünden sind; aber wenn es auch jetzt nicht schwer ist, Flitter für Gold, gestelzte Gedanken und krampfige Gefühle für Gedankenspiel und Gefühlsüberschwang auszugeben, so doch nicht für lange, und je lebhafter die Täuschung war, um so rachsüchtiger wird die Enttäuschung; je inbrünstiger die falsche Gottheit angebetet wurde, um so grausamer wird die Schmach, die den Usurpator trifft. Überhaupt ist man heutzutage irgendwie offener; jeder wirklich gebildete Mensch wird lieber zugeben, daß er diese oder jene Schönheit bei einem Verfasser nicht begreift, als daß er Begeisterung mimt. Daher fände sich heute schwerlich ein Einfaltspinsel, der ehrlich glaubte, Karamsins reichliche Tränengüsse kämen aus dem Herzen und seien nicht bloß eine gern gebrauchte Koketterie seines Talents, bloß Stelzen, deren es sich gewohnheitsmäßig bedient. Diese Verlogenheit und Unnatürlichkeit des Gefühls ist um so bedauerlicher, wenn der Verfasser ein Mann von Talent ist. Es würde niemand einfallen, diesen [53] Mangel beispielsweise dem gefühlvollen Fürsten Schalikow vorzuwerfen, denn es fällt auch niemand ein, seine gefühlstriefenden Werke zu lesen. Autorität ist hier also nicht nur keine Rechtfertigung, sondern sogar eine doppelte Belastung. Mutet es in der Tat nicht befremdend an, wenn man einen erwachsenen Menschen sieht, auch wenn dieser Mensch Karamsin selbst ist, einen erwachsenen Menschen, der Tränenbäche vergießt sowohl beim Anblick des schielenden Auges des „großen Mannes der Grammatik“[32] als auch beim Anblick der unermeßlichen Sanddünen rings um *Calais* oder über Gräserchen, über Ameischen, Käferchen und Würmerchen... Hier kann man wohl sagen:

„Wir können doch beweinen nicht
All Unglück, das die Weit umschließt!“[33]

Diese Rührseligkeit – oder richtiger Weinerlichkeit – verdirbt oft die besten Seiten seiner „Geschichte“. Man könnte einwerfen: so war eben das Jahrhundert. Das ist nicht wahr: charakteristisch für das 18. Jahrhundert war keineswegs nur seine Rührseligkeit; außerdem ist der gesunde Menschenverstand älter als alle Jahrhunderte, und er verbietet zu weinen, wenn man lachen möchte, und zu lachen, wenn man weinen möchte. Das war einfach eine lächerliche und klägliche Kinderei, eine abstruse und unerklärliche Manie.

Nun eine andere Frage: hat Karamsin geleistet, was er leisten konnte, oder weniger? Ich behaupte mit Bestimmtheit: *weniger*. Er war viel auf Reisen: welch unvergleichliche Gelegenheit bot sich ihm, seinen Mitmenschen ein breit entfaltetes, verlockendes Bild von den Früchten jahrhundertelanger Aufklärung, den Erfolgen der Zivilisation und der Volksbildung bei den edlen Vertretern des Menschengeschlechts zu geben! ... Wie leicht hätte er das tun können! Er hatte ja eine so beredsame Feder! Er genoß doch so großen Kredit bei seinen Zeitgenossen! Und was tat er an Stelle dessen? Was steht in seinen „Briefen eines russischen Rei-

[32] „Der große Mann der russischen Grammatik“ ist der Titel eines Werkes von N. M. Karamsin.
[33] Aus Karamsins Märchen „Ilja Muromez“.

senden“? Wir erfahren größtenteils, wo er dinierte, wo er soupierte, welche Speisen man ihm vorsetzte und wieviel der Wirt ihm abnahm, wir erfahren, daß Herr B... hinter Frau N... her war und daß das Eichkätzchen ihm die Nase zerkratzte; wie die Sonne über einem Schweizer Dörfchen aufging, aus dem ein Hirtenmädchen mit einem Rosenstrauß am Busen eine Kuh auf die Weide trieb... Lohnte es sich, deswegen so weite Reisen zu machen? ... Man vergleiche in dieser Hinsicht [54] die „Briefe eines russischen Reisenden“ mit den früher geschriebenen „Briefen an einen Würdenträger“ von Fonwisin: welch ein Unterschied! Karamsin ist mit vielen berühmten Männern Deutschlands zusammengetroffen, und was hat er aus den Gesprächen mit ihnen erfahren? Daß sie alle biedere Leute sind, die sich eines ruhigen Gewissens und ungetrübten Geistes erfreuen. Und wie anspruchslos, wie platt sind seine Gespräche mit ihnen! In Frankreich hatte er in dieser Hinsicht aus einem gewissen Grund mehr Glück: man denke nur an die Begegnung des *russischen Skythen mit dem französischen Plato*[34]. Woher kam nun das alles? Daher, daß er für seine Reise nicht entsprechend vorbereitet war, daß er keine gründliche Bildung besaß. Aber davon abgesehen, ist doch mehr sein persönlicher Charakter daran schuld, daß die „Briefe eines russischen Reisenden“ so flach sind, als ein Mangel an Tatsachenmaterial. Die geistigen Nöte Rußlands kannte er nicht besonders gut. Über seine Gedichte ist nicht viel zu sagen: dieselben Phrasen, bloß gereimt. Auch hier ist Karamsin wie sonst überall Umbildner der Sprache, aber kein Dichter.

Das sind die Mängel der Werke Karamsins, und das ist der Grund dafür, daß er so bald vergessen wurde und beinahe seinen Ruhm überlebt hätte. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß seine Schriften da, wo er nicht in Sentimentalität verfällt und aus echtem Empfinden heraus schreibt, eine gewisse Herzenswärme ausströmen; besonders fällt das an den Stellen auf, wo er über Rußland spricht. Ja, er liebte das Gute, er liebte sein Vaterland und diente ihm nach Kräften, sein Name ist unsterblich, aber mit Ausnahme der „Geschichte“ sind seine Werke tot und werden nicht auferstehen, so laut auch Leute wie die Herren Iwantschin-Pissarew und Orest Somow rufen mögen! ...

Die „Geschichte des russischen Staates“ ist Karamsins bedeutsamste Tat; in ihr offenbart er sich ganz, mit allen seinen guten und schlechten Eigenschaften. Ich nehme es nicht auf mich, dieses Werk *wissenschaftlich* zu beurteilen, denn ich gebe offen zu, daß eine derartige Arbeit meine Kräfte übersteigen würde. Meine Ansicht (eine durchaus nicht neue) ist die eines Laien und nicht eines Fachmannes. Zieht man alles in Betracht, was vor Karamsin für eine systematische Geschichtsdarstellung getan worden ist, so kann man nicht umhin, festzustellen, daß seine Arbeit eine titanische Leistung war. Ihr Hauptmangel liegt in Karamsins Auffassung von den Dingen und [55] den Ereignissen, die oft kindlich und immer, milde gesagt, unmännlich ist; in dem rhetorischen Wortschwall und dem verfehlten Wunsch, zu ermahnen und zu belehren, wo die Tatsachen für sich selber sprechen; in der Voreingenommenheit für die Helden der Handlung, die zwar dem Herzen des Verfassers alle Ehre macht, nicht aber seinem Verstand. Ihr Hauptwert liegt in der fesselnden Darstellung und der meisterhaften Schilderung der Ereignisse, in der oft künstlerischen Charakterzeichnung, vor allem aber im Stil, in dem Karamsin sich hier selbst übertrifft. Was das letzte anbelangt, ist bei uns bis heute noch nichts Gleichwertiges geschrieben worden. In der „Geschichte des russischen Staates“ ist Karamsins Stil ein vorwiegend russischer Stil; man kann ihm nur ein Gegenstück in Versen entgegenstellen, Puschkins „Boris Godunow“. Das ist etwas ganz und gar anderes als der Stil seiner kleineren Schriften; denn hier schöpft der Verfasser aus den heimatlichen Urquellen, ist durchdrungen vom Hauch der historischen Überlieferung; abgesehen von den ersten vier Bänden, wo noch rhetorisches Geklingel überwiegt, die Sprache aber doch bereits erstaunlich geschliffen

[34] Die Worte „Begegnung des *russischen Skythen mit dem französischen Plato*“ beziehen sich auf den Besuch Karamsins bei dem französischen Archäologen Jean-Jacques Barthlemy, dem Verfasser des Romans „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland“.

ist, trägt sein Stil hier ein Gepräge von Bedeutsamkeit, Größe und Kraft und geht oft in echte Beredsamkeit über. Kurz, in der „Geschichte des russischen Staates“ besitzt unsere Sprache, nach dem Ausspruch eines unserer Kritiker, ein Denkmal, dem auch der Zahn der Zeit nichts anzuhaben vermag. Ich wiederhole: Karamsins Name ist unsterblich, seine Werke jedoch sind, mit Ausnahme der „Geschichte“, bereits tot und werden nie wieder auferstehen! ...

Fast gleichzeitig mit Karamsin betrat Dmitrijew (I. I.) den literarischen Schauplatz. Er war in gewisser Hinsicht ein Erneuerer der poetischen Sprache, und seine Werke galten vor Shukowski und Batjuschkow mit Recht als vorbildlich. Seine dichterische Begabung unterliegt übrigens nicht dem geringsten Zweifel. Das Hauptelement seines Talents war der Witz, und darum ist „Fremde Manier“ auch sein bestes Stück. Seine Fabeln sind vorzüglich, es fehlt ihnen nur das Volkstümliche, um vollkommen zu sein. Im Märchen schließlich sucht Dmitrijew vergeblich seinesgleichen. Darüber hinaus schwang sich sein Talent zeitweise zu echtem Lyrismus auf, wofür sein schönes Werk „Jermak“ Beweis ist, besonders aber seine Übersetzung, Übertragung oder Umdichtung (man nenne es, wie man wolle) eines unter dem Titel „Gedanken beim Donner“ bekanntgewordenen Gedichts von Goethe...

[56] Krylow brachte die Fabel bei uns zum nec plus ultra* der Vollendung. Muß erst bewiesen werden, daß er ein genialer russischer Dichter ist und unermeßlich höher steht als alle seine Rivalen? Das wird, scheint mir, von niemandem bezweifelt. Ich vermerke nur, und bin damit übrigens nicht der erste, daß die Fabel deshalb in Rußland einen so außergewöhnlichen Erfolg hatte, weil sie nicht zufällig, sondern als Auswirkung unseres Volksgeistes entstand, der nichts so liebt wie muntere Geschichten und Gleichnisse. Das ist der schlagendste Beweis dafür, daß die Literatur unbedingt volksmäßig sein muß, wenn sie Dauer und Ewigkeitswert haben will! Man denke nur daran, wie oft und erfolglos man im Ausland Krylow zu übersetzen versucht hat. Schwer irrt sich also, wer da meint, nur durch sklavische Nachahmung des Auslands könne man dessen Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Oserow wird bei uns sowohl als Erneuerer wie als Schöpfer des russischen Theaters geehrt. Er ist natürlich weder das eine noch das andere; denn das russische Theater ist ein Traumgebilde der erhitzten Phantasie unserer guten Patrioten. Richtig ist, daß Oserow unser erster Bühnenschriftsteller mit wirklichem, wenn auch nicht allzu großem Talent war; er hat kein Theater geschaffen, sondern das französische Theater bei uns eingeführt, d. h. er war der erste, der die unverfälschte Sprache der französischen Melpomene** bei uns erklingen ließ. Übrigens war er kein Dramatiker im vollen Sinne des Wortes; er kannte den Menschen nicht. Man führe einen Zuschauer, der weder Kenntnis noch Bildung besitzt, doch mit natürlichem Verstand begabt und aufnahmefähig für das Schöne ist, in eine Shakespeare- oder eine Schiller-Aufführung; er wird, auch ohne etwas von Geschichte zu wissen, leicht begreifen, worum es geht; wenn er auch die geschichtlichen Personen nicht versteht, wird er doch die menschlichen Personen vorzüglich verstehen; schaut er sich dagegen eine Tragödie von Oserow an, wird er entschieden gar nichts begreifen. Vielleicht ist das ein allgemeiner Mangel der sogenannten *klassischen Tragödie.* Aber Oserow hat auch andere Schwächen, die aus seinem persönlichen Charakter hervorgehen. Mit einer empfindsamen, aber nicht tiefen, leicht erregbaren, aber nicht kraftvollen Seele begabt, war er nicht fähig, starke Leidenschaften zu zeichnen. Deshalb sind auch seine Frauen interessanter als seine Männer, seine Bösewichte nicht mehr und nicht minder als die Personifizierung allgemeiner Gattungslaster; deshalb machte er aus Fingal einen [57] arkadischen [ideale, idyllische] Schäferjungen und ließ ihn Moina seine Liebe in Madrigalen [Schäferdichtung] gestehen, wie sie eher einem Erastes Tschertopolochow anstehen als dem furchtgebietenden Verehrer Odins... Sein bestes Stück ist zweifellos der „Ödipus“ und das schlechteste „Dmitri Donskoi „, diese schwülstige Tiraden-

* „Nicht mehr weiter“, „Nicht darüber hinaus“
** Muse der tragischen Dichtung und des Trauergesangs

sammlung in Dialogform. Oserows poetische Begabung steht heute außer Zweifel, doch wird ihn kaum noch jemand lesen, geschweige denn, sich für ihn begeistern.

Das Erscheinen Shukowskis versetzte Rußland in Staunen, und nicht ohne Grund. Er war der Kolumbus unseres Vaterlandes: er zeigte ihm die deutsche und die englische Literatur, von deren Existenz es nicht einmal eine Vorstellung hatte. Er hat außerdem unsere dichterische Sprache von Grund aus umgebildet und ist in der Prosa über Karamsin hinausgeschritten*: das sind seine Hauptverdienste. Er selbst hat nur wenig geschrieben, seine Arbeiten sind Übersetzungen oder Bearbeitungen oder Nachahmungen ausländischer Werke. Eine kühne, kraftvolle, wenn auch nicht immer mit dem Gefühl übereinstimmende Sprache und ein einseitiger Hang zur Träumerei, der sich, wie es heißt, aus gewissen Umständen seines Lebens ergab, sind das Charakteristische an Shukowskis Werken. Einen Irrtum begeht, wer ihn für einen Nachbeter der Deutschen und der Engländer hält: auch wenn er sie nicht gekannt hätte, würde er nicht anders geschrieben haben, wenn er sich treu bleiben wollte. Er war kein Sohn des 19. Jahrhunderts, aber er war sozusagen sein *Proselyt***. Man füge zu dem Obengesagten noch hinzu, daß seine Werke vielleicht wirklich durch seine Lebensverhältnisse bestimmt wurden, und man wird begreifen, warum sie keine weltumfassenden, keine Menschheitsideen in sich tragen, warum sich bei ihm unter den schwungvollsten Formen so oft fast Karamsinsche Gedankengänge verbergen (z. B. „Mein Freund, Beschützer, Engel du“ usw.), warum sich sogar in seinen besten Sachen (wie in dem „Sänger im Lager der russischen Krieger“) rein rhetorische Stellen finden. Er war in sich eingesponnen, und das ist der Grund seiner Einseitigkeit, die bei ihm aber als höchste Originalität auftritt. Der großen Anzahl seiner Übersetzungen nach steht Shukowski zu unserer Literatur, wie Voß oder August Schlegel zur deutschen. Kenner behaupten, er hätte nicht übersetzt, sondern die Schöpfungen Schillers, Byrons u. a. der russischen Literatur einverleibt; das steht wohl außer Zweifel. [58] Kurz, Shukowski ist ein Dichter von ungewöhnlich kraftvollem Talent, ein Dichter, der der russischen Literatur unschätzbare Dienste erwiesen hat, der niemals vergessen und der immer gelesen werden wird; dabei kann man ihn dennoch nicht einen eigentlich russischen Dichter nennen, dessen Namen auf dem großen Turnierfeld Europa erschallen dürfte, wo *Volks*ruhm mit *Volks*ruhm wetteifert.

Vieles von dem über Shukowski Gesagten läßt sich auch auf Batjuschkow anwenden. Dieser gehört entschieden zwei Jahrhunderten zugleich an; von dem scheidenden ließ er sich abwechselnd betören und abstoßen, das heraufziehende versagte ihm die Anerkennung, ebenso wie er es nicht anerkannte. Er war kein genialer, aber ein sehr begabter Mensch. Wie schade, daß er die deutsche Literatur nicht kannte; ihm fehlte nur wenig zu einer völligen literarischen Bekehrung. Man lese seinen Aufsatz über die auf Religion gegründete Moral, und man wird das Sehnen dieses Herzens verstehen, sein stürmisches Aufstreben zum Unendlichen aus dem Rausch der Sinne, das seine harmonischen Schöpfungen durchzieht. Er hat das Leben und die Eindrücke eines Dichters so beschrieben, daß unter kindlichen Gedanken plötzlich fast heutige Gedankengänge aufleuchten, und er schrieb gleichzeitig von sogenannter leichter Poesie, als ob es eine schwere Poesie gäbe. Trifft es nicht zu, daß er weder dem einen noch dem andern Jahrhundert ganz angehörte? Batjuschkow hat im Verein mit Shukowski die dichterische Sprache umgebildet, d. h. er hat eine klare, harmonische Sprache geschrieben; auch seine Prosa ist besser als die der kleineren Schriften Karamsins. Seiner Begabung nach gehört Batjuschkow zu unseren zweitrangigen Dichtern und steht meiner Ansicht nach unter Shukowski; der bloße Gedanke an eine Ebenbürtigkeit mit Puschkin ist lächerlich. Das Dreigestirn aber, das unsere Literaturbeflissenen aus Shukowski, Batjuschkow und Puschkin bilden wollten, konnte nur in den zwanziger Jahren Glauben finden.

---

* Ich habe hier Karamsins kleinere Schriften im Auge. – *W. B.*

** Neubekehrter, (im Altertum) besonders zum Judentum bekehrter Ungläubiger

Nun bleibt mir nur noch Mersljakow zu erwähnen, und ich bin am Ende der *Karamsinschen* Periode unserer Literatur und beschließe die Aufzählung aller ihrer Berühmtheiten, ihrer ganzen Aristokratie; was bleibt, sind die Plebejer, von denen nicht viel zu sagen ist, wenn man nicht gerade die Fadenscheinigkeit unserer vielgerühmten Autoritäten beweisen will. Mersljakow war ein Mann von außergewöhnlichen poetischen Gaben und ist eins der rührendsten Opfer des Zeitgeistes. Er hielt Vorlesungen über die Theorie des Schönen und da-[59]bei blieb ihm diese Theorie bis an sein Lebensende ein ungelöstes Rätsel; er galt bei uns als ein Orakel der Kritik und wußte dabei nicht, worauf die Kritik beruht; er täuschte sich endlich sein Leben lang über sein eignes Talent, denn er, der einige unsterbliche Lieder geschrieben hat, schrieb zugleich eine Unmenge Oden, in denen zwar hie und da ein paar Funken seines starken, von der Scholastik nicht umzubringenden Talents aufblitzen, alles übrige aber pure Rhetorik ist. Und dennoch wiederhole ich: er war eine kraftvolle und energische Begabung; welch tiefes Gefühl, welche grenzenlose Sehnsucht klingt aus seinen Liedern! Wie lebendig spricht aus diesen Liedern seine Einfühlung in das russische Volk, und wie echt hat er in ihren poetischen Klängen die lyrischen Seiten des russischen Volkslebens zum Ausdruck gebracht. Das ist etwas anderes als Delwigs Liedchen, das ist keine Imitation des Volksliedrhythmus – nein, das ist ein lebendig, natürlich strömendes Gefühl, an dem alles ungekünstelt und natürlich ist. Ist man nicht wirklich nach jedem seiner Lieder unwillkürlich bereit, auszurufen:

„Ach, dies Lied aus alten Zeiten
Griff ans Herz so sehnsuchtsvoll,
Und ich kann es nicht begreifen,
Daß ihr's nicht mehr hören sollt."[35]

Und dieser Mann, der die deutsche Sprache und Literatur kannte, dieser Mann mit einer Dichterseele und einem tiefen Gemüt, schrieb zeremoniöse Oden, übersetzte Tasso, verkündete vom Katheder herab, daß nur das *wundertätige Genie der Deutschen gern Galgen auf die Bühne bringe*, fand Geniales an Sumarokow, und er, der Goethe und Schiller las, war hingerissen und entzückt von der affektierten und geschminkten Poesie der Franzosen! Er war zum Praktiker der Dichtkunst geboren, aber das Schicksal machte ihn zum Theoretiker; sein heißes Fühlen zog ihn zum Lied, das System aber nötigte ihn, Oden zu schreiben und Tasso zu übersetzen!

Ich komme jetzt zu den übrigen an Talent oder Geltung bemerkenswerten Literaten der *Karamsinschen* Periode.

Kapnist gehörte drei Regierungszeiten an. Man hielt ihn früher für einen hervorragend begabten Dichter. Herr Pletnjow behauptete sogar irgendwo und irgendwann, Kapnist habe etwas an sich, was Lamartine fehle: *le bon vieux temps* [die guten alten Zeiten]! Kapnist ist heute gänzlich vergessen, wahrscheinlich, weil er in seinen Gedichten streng nach den Regeln einer *wohlgeordneten Chrie*[*] weinte, noch wahrscheinlicher [60] aber, weil so winzige Talentfünkchen einen Dichter noch nicht von den alles verschlingenden Fluten der Lethe retten können. Sein „Angeber" erregte zwar großes Aufsehen, aber dieser berühmte „Angeber" ist nicht mehr und nicht weniger als eine, selbst den Begriffen der damaligen Zeit nach, barbarisch geschriebene Farce.[36]

---

[35] Aus I. Lashetschnikows Lied „Sang so süß die Nachtigall"; zur Zeit, als Belinski diesen Aufsatz schrieb, wurde dieses Lied noch irrtümlicherweise Mersljakow zugeschrieben, und Belinski wiederholt hier diesen Irrtum. Siehe auch Belinskis entschuldigende Bemerkung in der Fußnote auf S. 100.

[*] schriftliche Ausarbeitung über eine Spruchweisheit nach einem festgelegten, formalen Schema

[36] In den 40er Jahren beurteilte Belinski die Komödie „Der Angeber" richtiger. So schrieb er in seinem ersten Aufsatz über Puschkin: „Dieses Werk ist in poetischer Hinsicht unbedeutend, gehört aber zu den historisch wichtigen Erscheinungen in der russischen Literatur, denn es ist eine forsche, entschiedene Attacke der Satire

Gneditsch und Milonow waren echte Dichter: wenn sie heute wenig gefeiert werden, so darum, weil sie zu früh auf die Welt kamen.

Herr Wojejkow (Alexander Fjodorowitsch, wie er in dem unter dem Titel „Geschichte der russischen Literatur“ bekannten literarischen Adreßbuch des Herrn Gretsch benannt ist) hat einstmals in unserem Schrifttum die Rolle einer *Berühmtheit* gespielt. Er übersetzte Delille (welchen er nicht nur für einen Dichter, sondern sogar für einen großen hielt); er wollte selbst ein Lehrgedicht verfassen (damals glaubte man noch fest an die Möglichkeit von Lehrgedichten); er übersetzte (so gut er konnte) die Alten; alsdann machte er sich an die Herausgabe verschiedener Zeitschriften, in denen er mit nie erlahmendem Eifer die berühmten Freunde der Herren Gretsch und Bulgarin ans Licht der Sonne zerrte (eine rühmliche Mission – das muß man schon sagen); auf seine alten Tage gefällt er sich jetzt abwechselnd oder, richtiger gesagt, sukzessive in Schimpfreden und Kniefällen vor dem Baron Brambäus, am eifrigsten aber lobt er Alexander Filippowitsch Smirdin dafür, daß er den Schriftstellern gute Honorare zahlt; er bringt in seinem Blatt Neudrucke von alten Versen und Aufsätzen aus der „Molwa“ vom Jahre 1831. Was kann man da machen? Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, hat schon Napoleon gesagt! ...

Fürst Wjasemski, der russische Charles Nodier, schrieb in Gedichten und Prosa über all und jedes. Seine kritischen Aufsätze (d. h. Vorworte zu verschiedenen Ausgaben) erregten zu ihrer Zeit Aufsehen. Unter seinen zahllosen Gedichten zeichnen sich viele durch sprühenden Geist, Natürlichkeit und Originalität, etliche sogar durch Gefühl aus; manche sind zwar gekünstelt wie etwa: „Ach, denk nicht daran“. Aber allgemein gesprochen, gehört Fürst Wjasemski zu unseren bemerkenswertesten Dichtern und Literaten.

(*Bis zur nächsten Nummer*)

Literarische Träumereien

(Fortsetzung)

„Das waren Zeiten! ...

Volkstümliche Redensart

Im vorhergehenden Aufsatz habe ich einen Rundblick auf die *Karamsinsche Periode* in unserer Literatur geworfen, eine Periode, die sich über ein volles Vierteljahrhundert erstreckte. Eine ganze Periode der Literatur, ein volles Vierteljahrhundert, steht unter dem Einfluß eines Talentes, im Zeichen eines Mannes, und ein Vierteljahrhundert will viel, sehr viel besagen für eine Literatur, der noch fünf Jahre bis zu ihrer ersten Jahrhundertfeier fehlen![*] Und was hat diese Periode an Großem und Dauerhaftem hervorgebracht? Wo sind heute die Genies, mit denen sie sich dazumal so brüstete und großtat? Von ihnen allen ist nur einer groß und unsterblich im absoluten Sinn, und dieser eine hat Karamsin den Tribut verwehrt, den dieser

gegen Rechtsverdrehung, Denunziantentum und Bestechlichkeit, die ein Krebsschaden der damaligen Gesellschaft waren.“

[*] Der Beginn unserer Literatur datiert zweifellos vom Jahre 1739, als Lomonossow seine erste Ode „Auf die Einnahme von Chotin“ aus dem Ausland schickte. Muß es wirklich wiederholt werden, daß unsere Literatur nicht mit Kantemir und nicht mit Tredjakowski, noch weniger mit Simeon Polozki begann? Bedarf es des Beweises, daß das „Igorlied“, die „Sage von der Schlacht am Don“ und die hochtrabende „Botschaft Wassians an Iwan III.“ und andere historische Sprachdenkmäler, die Volkslieder und die scholastischen Kanzelreden mit unserer Literatur genau so viel gemein haben wie Überreste eines vorsintflutlichen Schrifttums, falls man sie auffinden sollte, mit der griechischen, der lateinischen oder der Sanskritliteratur? Solche Binsenwahrheiten muß man bloß den Herren Gretsch und Plaksin klarmachen, mit denen ich mich aber nicht in gelehrte Kontroversen einlassen möchte. – *W. B.*

gewöhnlich auch von Leuten zu erheben pflegte, die ihm an Talent und Bildung überlegen waren: ich spreche von Krylow. Ich wiederhole: was wurde in dieser Periode für die Unsterblichkeit getan? Der eine machte uns ein wenig, und auch das einseitig, mit der deutschen und der englischen Literatur bekannt, ein anderer mit dem französischen Theater, ein dritter mit der französischen Kritik des 17. Jahrhunderts, der vierte... Aber wo bleibt die Literatur? Sucht sie nicht: es wäre vergebliche Mühe; verpflanzte Blumen leben nicht lange: das ist eine unbestreitbare Wahrheit. Ich sagte bereits, daß zu Beginn dieser Periode zum erstenmal der Gedanke an eine Literatur bei uns aufkam; in der Folge entstanden auch die ersten Zeitschriften. Aber was waren das für Zeitschriften? [62] Harmloser Zeitvertreib, Geschäftigkeit vor lauter Nichtstun, bisweilen auch ein Mittel zum Geldverdienen. Keine einzige von ihnen folgte aufmerksam den Fortschritten der Aufklärung, keine einzige unterrichtete ihre Landsleute über die Erfolge der Menschheit auf dem Feld der Selbstvervollkommnung. Ich entsinne mich, daß in irgendeinem gefühlvollen Blatt, ich glaube im Jahr 1813, zu lesen war, in England sei letzthin ein neuer Dichter, namens Byron, aufgetreten, der in einer Art von *romantischem Genre* schreibe und sich vor allem durch seine Dichtung „Childe Harold“ einen Namen gemacht habe; und das war alles. Allerdings wurde die Literatur damals nicht bloß in Rußland, sondern teilweise auch in Europa statt durch die klare Glasscheibe der Vernunft durch das trübe Ölpapier des französischen *Klassizismus* betrachtet; aber die Bewegung war dort schon im Gange, und die Franzosen waren, durch die Restauration zur Rute gebracht, im Gegensatz zu früher um vieles gescheiter geworden und hatten sich sogar gänzlich verändert. Unterdessen dösten unsere literarischen Beobachter dahin und wachten erst auf, als der Feind bereits in ihre Behausungen eingedrungen war und dort nach eigenem Gutdünken schaltete und waltete: erst da erhoben sie ein ohrenzerreißendes Geschrei: Hilfe, Zetermordio, die Romantik! ...

An die *Karamsinsche* Periode in unserer Literatur schloß sich die *Puschkinsche* an, die fast genau zehn Jahre dauerte. Ich sage die *Puschkinsche*, denn wer wollte leugnen, daß Puschkin der führende Kopf jenes Jahrzehnts war und daß damals alles von ihm aus- und zu ihm hinging? Übrigens meine ich hier nicht, daß Puschkin für seine Zeit genau dasselbe gewesen wäre wie Karamsin für die seine. Schon die eine Tatsache, daß er ganz spontan als Künstler schuf und nicht praktisch und vorsätzlich als Schriftsteller, setzt einen großen Unterschied zwischen ihm und Karamsin voraus. Puschkin herrschte einzig kraft seines Talents und durch die Tatsache, daß er ein Sohn seiner Zeit war; Karamsins Herrschaft dagegen beruhte in der letzten Zeit auf einer blinden Verehrung seiner Autorität. Puschkin erklärte nicht, Poesie sei dies oder dies und Wissenschaft das oder das; nein, mit seinen Schöpfungen gab er jener den Maßstab und machte bis zu einem gewissen Grade deutlich, was diese im *modernen* Sinn bedeutete. Zu jener Zeit, d. h. in den zwanziger Jahren (1817 bis 1824), spürte man bei uns einen dumpfen Widerhall der geistigen Umwälzung in Europa; damals begann man, wenn auch noch [63] zaudernd und unbestimmt, davon zu reden, daß der trunkene Barbar Shakespeare vielleicht doch turmhoch über dem steifleinenen Racine stehe, daß Schlegel vielleicht ein wenig mehr von Kunst verstehe als Laharpe, daß die deutsche Literatur der französischen nicht nur nicht unter-, sondern weit überlegen sei; daß die ehrenwerten Herren Boileau, Batteux, Laharpe und Marmontel die Kunst ganz schmählich verlästert haben, weil sie selbst nur eine schwache Ahnung von ihr hatten. Das alles wird heute natürlich nicht mehr bezweifelt, und man würde sich vor aller Welt lächerlich machen, wollte man derartige Wahrheiten beweisen; aber damals war niemand zum Lachen zumute; denn damals drohte einem sogar in Europa für solche Ketzergedanken das *Autodafé*[*] der Inquisition. Was riskierten dann erst in Rußland Leute, die zu behaupten wagten, daß Sumarokow kein Dichter, daß Cheraskow ein wenig schwerfällig sei usw.? Daraus geht klar hervor: Puschkins gewaltiger Einfluß beruhte

[*] Vollstreckung eines Urteils der Inquisition oder eines Glaubensgerichts

darauf, daß er, was Rußland anbelangt, ein Sohn seiner Zeit im vollen Sinne des Wortes war, daß er mit seinem Vaterland Schritt hielt, Repräsentant der Entwicklung seines Geisteslebens war; folglich war seine Herrschaft eine gesetzmäßige. Karamsin dagegen war, wie wir bereits gesehen haben, im 19. Jahrhundert ein Sohn des 18., das er in gewissem Sinne nicht einmal voll zum Ausdruck brachte; denn er schwang sich in seinen Ideen nicht einmal bis zu dessen Höhe auf, weswegen sein Einfluß höchstens bis zum Auftreten von Shukowski und Batjuschkow berechtigt war, von da an jedoch sein machtvoller Einfluß zu einem Hemmschuh für die Weiterentwicklung unserer Literatur wurde. Der Aufstieg Puschkins war ein herzbewegender Anblick. Der Dichterjüngling, auf den Weg geleitet durch den Segen des greisen Dichterfürsten Dershawin, der am Rand des Grabes stand, das lorbeerumkränzte Haupt schon dem Tod zugeneigt; der männlich-reife Dichter, der jenem über die unermeßliche Kluft eines ganzen Jahrhunderts hinweg, das die zwei Generationen in sittlicher Hinsicht trennte, die Hand reichte; der schließlich an seine Seite trat, um mit ihm das strahlende Zweigestirn am öden Himmel unserer Literatur zu bilden ...

Klassizismus und *Romantik* – das sind die zwei Schlagworte, von denen die *Puschkinsche* Periode unserer Literatur widerhallte; das sind die zwei Worte, über die Bücher, Essays, Aufsätze, ja selbst Gedichte geschrieben wurden, mit denen wir einschliefen und aufwachten, um die wir Kämpfe auf Leben und Tod ausfochten, über [64] die wir bis zu Tränen in Hörsälen und Salons, auf Plätzen und Straßen stritten. Jetzt sind diese zwei Worte irgendwie banal und lächerlich geworden; es kommt einem irgendwie kurios und befremdlich vor, wenn man in einem Buch oder einem Gespräch auf sie stößt. Aber wie lange ist es her, daß das *Einst* aufhörte und das *Jetzt* begann? Und da soll man nicht sagen, daß alles auf Windesflügeln vorwärts eilt? Höchstens irgendwo in *Daghestan* kann man noch mit wichtiger Miene über *Klassizismus* und *Romantik*, diese zwei sanft entschlafenen Märtyrer, räsonieren und als Neuigkeit verzapfen, daß Racine ein wenig süßlich sei, daß die Enzyklopädisten es mit der Wahrheit nicht so genau genommen hätten, daß Shakespeare, Goethe und Schiller groß seien und Schlegel recht habe usw. Und das ist nicht weiter erstaunlich: Daghestan liegt schließlich in Asien.

In Europa trat der *Klassizismus* als ein literarischer *Katholizismus* auf. Zu seinem *Papst* wurde auf einer Art inoffiziellem *Konklave*, ohne sein Wissen und Wollen, der verblichene Aristoteles gewählt; die *Inquisition* dieses *Katholizismus* war die französische Kritik, die *Großinquisitoren:* Boileau, Batteux, Laharpe und Kumpanei; Anbetungsgegenstände: Corneille, Racine, Voltaire u. a. Nolens volens [wohl oder übel] engagierten die Herren Inquisitoren für ihren Heiligenkalender auch die Alten, unter ihnen den unvergänglichen Altvater Homer (mitsamt Virgil) sowie Tasso, Ariosto, Milton, die (mit eventueller Ausnahme des in Klammern gesetzten) am *Klassizismus* mit Leib und Seele unschuldig sind, denn sie waren in ihren Werken natürlich. So blieb es bis zum 18. Jahrhundert. Dann kehrte sich alles um: Weiß wurde Schwarz und Schwarz – Weiß. Das heuchlerische, lasterhafte, süßliche 18. Jahrhundert segnete das Zeitliche, und mit dem 19. Jahrhundert wurden Geist und Geschmack zu neuem, besserem Leben wiedergeboren. Einem beängstigenden Meteor gleich, stieg zu Beginn dieses Jahrhunderts der Sohn des Schicksals auf, angetan mit all seiner schreckenerregenden Macht, oder richtiger, das Schicksal selber trat in Gestalt Napoleons auf den Plan, jenes Napoleon, der zum *Beherrscher unserer Geister* ward, bei dessen Erwähnung sich auch das brave Mittelmaß zu poetischer Höhe aufschwang.[37] Das Jahrhundert nahm gewaltige Ausmaße an und stellte sich in titanischer Größe dar; Frankreich schämte sich seiner selbst und begann hohnlachend mit dem Finger auf die armseligen Überbleibsel aus vergangenen Zeiten zu weisen, die, als bemerkten sie die großen Umwälzungen nicht, die sich vor ihren Augen vollzogen hatten, [65]

[37] Der Ausdruck „*Beherrscher unserer Geister*“ stammt aus Puschkins Gedicht „An das Meer“ und bezieht sich auf Napoleon.

selbst beim verhängnisvollen Übergang über die Beresina, auf einem Ast hockend, sich mit erstarrter Hand die Locken wickelten und mit dem traditionellen Puder bestreuten, während ringsum der Wintersturm des rachsüchtigen Nordens toste und starr vor Angst und Kälte Menschen zu Tausenden niederfielen ... So wurden die Franzosen, zutiefst betroffen von den gewaltigen Geschehnissen, nun gesetzter, solider und hörten auf, auf einem Bein zu hüpfen; das war der erste Schritt zu ihrer Bekehrung zur Wahrheit. Alsbald erfuhren sie, daß ihre Nachbarn, diese täppischen Deutschen, die sie stets als ein Muster des schlechten Geschmacks hingestellt hatten, eine Literatur besaßen, eine Literatur, die verdiente, eingehend und gründlich studiert zu werden, und zugleich erfuhren sie, daß ihre eignen, über alles gelobten Dichter und Philosophen dem Genius der Menschheit keineswegs Herkulessäulen errichtet hatten. Es ist allgemein bekannt, wie das alles geschah, und deshalb möchte ich mich hier nicht weiter darüber auslassen, daß Chateaubriand der Taufpate und Madame de Staël die Hebamme der jungen Romantik in Frankreich gewesen sind. Ich sage nur, daß diese *Romantik* nichts anderes war als die Rückkehr zur Natürlichkeit und somit zur Ursprünglichkeit und Volksmäßigkeit in der Kunst, als die Bevorzugung der Idee gegenüber der Form und die Abschüttelung der fremden, beengenden Formen der Antike, die zu den Schöpfungen der modernen Kunst genau so passen wie ein griechischer Chiton oder eine römische Toga zur Allongeperücke, zum betreßten Rock und den ausrasierten Backen. Daraus folgt, daß diese sogenannte Romantik eine sehr alte Neuheit war und keineswegs ein Kind des 19. Jahrhunderts; sie war sozusagen der *Volksgeist* der neuen christlichen Welt Europas. Deutschland war von alters her ein vorwiegend romantisches Land, sowohl seiner feudalen Regierungsweise als der idealistischen Richtung seines Geisteslebens nach. Die Reformation hat dort den Katholizismus und mit ihm auch den Klassizismus umgebracht. Diese selbe Reformation, wenn auch in etwas anderer Form, hat auch England die Hände frei gemacht: Shakespeare war Romantiker.[38] Offenbar war die Romantik nur für Frankreich etwas Neues und noch für die Staaten, die überhaupt keine Literatur besaßen, wie Schweden, Dänemark usw. So stürzte sich Frankreich denn mit dem ganzen ihm eigenen Elan auf diese alte Neuheit und riß auch die literaturlosen Länder mit. Das junge Schrifttum ist nichts anderes als die Reaktion auf das alte; und da in Frankreich das gesellschaftliche [66] Leben und die Literatur Hand in Hand gehen, so braucht es nicht wunderzunehmen, wenn seine heutige Literatur sich durch Überschwenglichkeiten auszeichnet[39]; reaktive Erscheinungen pflegen niemals gemäßigt zu sein. In Frankreich möchte heute jeder aus purer Mode so tiefgründig und willensstark sein wie etwa Ferragus[40], so wie einst jedermann, gleichfalls aus Mode, flatterhaft, leichtfertig, vertrauensselig und unernst sein wollte.

Und seltsam! Nie zuvor hat Europa ein so einmütiges und starkes Bestreben bekundet, die Fesseln des *Klassizismus*, des *Scholastizismus*, *Pedantismus* oder *Idiotismus* (das ist alles ein und dasselbe) abzuschütteln wie eben jetzt. Byron, der andere *Beherrscher unserer Geister*[41], und Walter Scott erdrückten mit ihren Werken die Schule von Pope und Blair und gaben England die Romantik zurück. In Frankreich trat Victor Hugo auf mit einer ganzen Schar weiterer starker Talente, in Polen Mickiewicz, in Italien Manzoni, in Dänemark Öhlenschläger, in Schweden Tegnör. Und nur Rußland sollte keinen literarischen Luther hervorgebracht haben?

Der *Klassizismus* in Europa war nichts anderes als ein literarischer *Katholizismus*; was aber war er in Rußland? Diese Frage ist unschwer zu beantworten: der *Klassizismus* in Rußland

[38] Ende 1839 änderte Belinski seine Anschauung und betrachtete Shakespeare und eine Reihe anderer Dichter nicht mehr als Romantiker.
[39] Mit dem Ausdruck „junges Schrifttum“ bezeichnet Belinski hier die französische Romantik.
[40] Ferragus ist der Held der gleichnamigen ersten Erzählung aus Balzacs Novellen-Trilogie „Geschichte der Dreizehn“.
[41] Die Wendung „der andere *Beherrscher unserer Geister*“ stammt aus Puschkins Gedicht „An das Meer“.

war nicht mehr und nicht weniger als ein schwacher Widerhall des europäischen Echos, und um dies zu erklären, muß man nicht erst auf dem Dampfer „John Bull“[42] nach Indien reisen Puschkin gab sich immer natürlich, er war in seinen Gefühlen immer wahrhaftig und aufrichtig, er schuf sich seine eigenen Formen für seine Ideen: darin besteht seine Romantik. In diesem Sinne war auch Dershawin fast ebenso Romantiker wie Puschkin; der tiefere Grund dafür liegt, wie ich wiederhole, in seiner *mangelnden Bildung.* Wäre dieser Mann gelehrt gewesen – wir besäßen zwei schwer zu unterscheidende Cheraskows.

So stand also das dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts im Zeichen des Einflusses von Puschkin. Was könnte ich über diesen Mann Neues sagen? Ich gestehe, ich empfinde es zum erstenmal als beschwerlich, daß ich mich unterfangen habe, ein Urteil über die russische Literatur abzugeben; zum erstenmal bedauere ich, daß mir die Natur die Dichtergabe versagt hat, denn es gibt Dinge in der Natur, über die in trockener Prosa zu sprechen sündhaft ist!

So langsam und zögernd die *Karamsinsche* Periode vorwärtsschritt oder, richtiger gesagt, hinkte, so rasch und eilend schritt die *Puschkinsche* Periode voran. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, [67] daß erst im letzten Jahrzehnt Leben in unsere Literatur gekommen ist, und was für ein Leben! erregt, brodelnd und tatenfroh! Leben ist Tat, Tat ist Kampf, und damals kämpfte und focht man auf Tod und Leben. Man verurteilt bei uns mitunter die Polemik, vor allem die in den *Zeitschriften.* Das ist ganz natürlich. Können Leute, die dem geistigen Leben gleichgültig gegenüberstehen, begreifen, daß jemand die Wahrheit dem Anstand vorziehen und aus Liebe zu jener Haß und Verfolgung auf sich nehmen kann? Oh, nie werden sie begreifen, welche Seligkeit und höchste Wonne es ist, irgendeinem *Genie a. D. in Zivil* ins Gesicht zu sagen, wie kläglich und lächerlich er ist mit seinen kindischen Ambitionen, ihm auseinanderzusetzen, daß er sein bißchen literarische Bedeutung nicht sich selbst, sondern einem Marktschreier von Zeitungsverleger verdankt; so einem alten Veteranen zu sagen, daß er seine Autorität auf Kredit, aus Pietät oder aus alter Gewohnheit bezieht; irgendeinem Literaturlehrer nachzuweisen, daß er kurzsichtig und hinter seinem Jahrhundert zurück ist und daß er nochmals beim Abc mit dem Lernen anfangen muß; einem Herrn von dunkler Abstammung, einem Intriganten und Vidocq[43], einem Literaturkrämer ins Gesicht sagen, daß er mit seiner Person die Literatur beleidige, mit der er sich befaßt, samt den guten Leuten, bei denen er Kredit genießt, daß er ebenso die Heiligkeit der Wahrheit wie die Heiligkeit des Wissens schändet; seinem Namen das Schandmal aufbrennen, ihm die Maske vom Gesicht reißen, sei es auch die Maske eines Barons, und ihn der Welt in seiner ganzen Nacktheit zeigen ...[44] Ich kann Ihnen verraten, daß darin eine unbeschreibliche Genugtuung und grenzenlose Wonne liegt! Natürlich werden die Regeln des guten Tons und Anstands bei den literarischen Raufereien nicht immer streng eingehalten: aber der kluge, gebildete Leser wird geschmacklose Anspielungen wie *Gelbhorn*, *Schnabeltier*, *Seminarist*, *Korn-* und *Fuselbrenner*, *Krämerseele* und *Ellenreiter*[45]überhören, er wird stets die Wahrheit von der Lüge, den Menschen von seinen Schwächen, das Talent von seinen Verirrungen zu trennen wissen, während die dummen Leser davon weder dümmer noch klüger werden. Würde alles immer glatt und sanft zugehen, würden bloß Komplimente und Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht werden,

[42] Anspielung auf A. A. Marlinski, der in einem kritischem Aufsatz über einen Roman von M. Polewoi auf die indische Literatur einging und unter anderem schrieb: „Durchwandern wir also Indien, der Dampfer ‚John Bull‘ raucht schon lange am Kai.“

[43] Die Ausdrücke „einem Herrn von dunkler Abstammung, einem Intriganten und Vidocq“ beziehen sich auf F. W. Bulgarin, den Puschkin in einer Glosse („Die Aufzeichnungen Vidocqs“) und in zwei Epigrammen in der Gestalt eines französischen Polizeiagenten mit Namen Vidocq dargestellt hatte.

[44] Anspielung auf Baron Brambäus (O. I. Senkowski), der in seinen Aufsätzen „die Heiligkeit der Wahrheit und die Heiligkeit des Wissens verhöhnte“. Siehe auch Anm. 10.

[45] Diese Bezeichnungen beziehen sich auf M. T. Katschenowski, N. I. Nadeshdin und N. A. Polewoi; Polewoi war Kaufmann und Inhaber einer Schnapsbrennerei.

dann hätten Gewissenlosigkeit, Unwissenheit und Scharlatanerie ein allzu weites Feld: es wäre niemand da, der entlarven, der ein hartes, wahres Wort aussprechen würde! ...

[68] Die *Puschkinsche* Periode zeichnete sich also durch ein höchst bewegtes Leben aus. In diesen zehn Jahren haben wir das gesamte geistige Leben Europas, dessen Echo über die Ostsee zu uns herüberschallte, in unser Fühlen, Denken und Leben aufgenommen. Wir haben immer von neuem alles durchberaten, alles durchdisputiert, alles uns angeeignet, ohne selbst irgend etwas hervorgebracht, aufgezogen oder geschaffen zu haben. Andere haben sich für uns abgemüht, wir aber haben nur Fertiges aufgenommen und uns zunutze gemacht: das ist das Geheimnis unserer unglaublich raschen Erfolge und ihrer unglaublich leichten Vergänglichkeit. Darin ist, scheint mir, auch die Erklärung dafür zu suchen, daß von diesem ganzen so lebensvollen und tatenfrohen, an Talenten und Genies so reichen Jahrzehnt fast nur der eine Puschkin übriggeblieben ist und nun, verwaist, bekümmert zusieht, wie die Namen derer, die einst mit ihm am Himmel unserer Literatur aufgegangen waren, einer nach dem andern im Abgrund der Vergessenheit verschwinden, wie das halb ausgesprochene Wort in der Luft verweht... In der Tat, wo sind sie heute, die vielversprechenden Jünglinge, auf die wir so stolz waren? Wo sind die Namen, die in aller Munde waren? Warum sind sie alle so plötzlich verstummt? Mag man sagen, was man will – mich will es bedünken, daß das nicht von ungefähr gekommen ist! Oder ist wirklich die Zeit der strengste und wahrhaftigste aller Aristarche? ... O weh! ... Sollte ein Oserow oder Batjuschkow wirklich weniger Talent besessen haben als, sagen wir, Herr Baratynski oder Herr Podolinski? Wären Kapnist, W. und A. Ismailow und W. Puschkin gemeinsam mit Puschkin in der Blüte der Jugend auf den Plan getreten, sie wären wahrlich selbst mit den dürftigen Begabungen, mit denen die Natur sie versehen hatte, nicht lächerlich erschienen. Und warum? Darum, weil Talente dieser Art sein oder nicht sein können, das hängt ganz von den Umständen ab.

Gleich Karamsin wurde auch Puschkin mit lautem Beifallsklatschen und Zischen empfangen, und dieser Lärm hat sich erst in letzter Zeit gelegt. Kein einziger Dichter in Rußland hat jemals zu seinen Lebzeiten eine solche Volkstümlichkeit, einen solchen Ruhm genossen, und kein einziger ist je so hart geschmäht worden. Und von wem? Von Leuten, die anfänglich vor ihm im Staube lagen und später *chute complète* [kompletter Sturz] schrien, von Leuten, die sich vor aller Ohren brüsteten, sie hätten im kleinen Finger mehr Geist als unsere sämt-[69]lichen Literaten in ihren Köpfen – o diese wunderbaren kleinen Finger, interessant, sie einmal anzuschauen! Aber nicht darum geht es hier. Man denke zurück an den Zustand unserer Literatur vor den zwanziger Jahren. Shukowski hatte damals sein Lebenswerk bereits zum größten Teil vollendet. Batjuschkow war für immer verstummt, für Dershawin wie für Sumarokow und Cheraskow begeisterte man sich an Hand der Vorlesungen Mersljakows. Kein Leben, nichts Neues, alles schleppte sich in den alten, ausgefahrenen Bahnen dahin; und plötzlich erschien „Russlan und Ludmilla“, eine Schöpfung, für die es, was die Harmonie des Verses ebenso wie die Form und den Inhalt angeht, entschieden kein Vorbild gab. Alle Leute, die keine gelehrten Ambitionen hatten und sich auf ihr Gefühl statt auf die offizielle Poetik verließen oder auch nur eine ungefähre Vorstellung vom modernen Europa hatten, waren hingerissen von diesem Phänomen. Die zünftigen Richter aber, die das Zepter der Literaturkritik schwangen, schlugen mit viel Wichtigkeit das „Lyzeum“ (in der Übersetzung des Herrn Martynow: „Lykeum“) von Laharpe und das „Wörterbuch der antiken und der neuen Poesie“ von Herrn Ostolopow auf und verkündeten, als sie feststellten, daß dieses neue Werk in keine der bestehenden Kategorien paßte und daß sich weder im Griechischen noch im Lateinischen ein Muster für dasselbe vorfand, feierlich, es sei ein uneheliches Kind der Poesie und der unverzeihliche Fehltritt eines Talents. Natürlich wollten das nicht alle glauben, und so begann der Tanz. Klassizismus und Romantik gerieten einander in die Haare. Aber lassen wir sie in Ruhe und reden wir von Puschkin.

Puschkin war der vollendete Ausdruck seiner Zeit. Mit hohem poetischem Feingefühl und einem erstaunlichen Vermögen begabt, die verschiedenartigsten Empfindungen aufzunehmen und zu reflektieren, versuchte er sich in allen Tonarten, Harmonien und Akkorden seines Jahrhunderts; er zollte allen großen Ereignissen, Erscheinungen und Ideen seiner Zeit Tribut, allem, wofür immer Rußland damals gefühlsmäßig zugänglich war, seitdem es aufgehört hatte, *die jahrhundertealten, von den weisesten Leuten aus den Schriften der großen Genies abgezogenen Regeln*[46]für unbezweifelbar zu halten, und dabei voller Erstaunen andere Denk- und Begriffswelten und neue, nie gekannte Auffassungen von längst bekannten Dingen und Ereignissen kennengelernt hatte. Es ist falsch, wenn man sagt, Puschkin habe Chénier, Byron und andere nach-[70]geahmt. Byron beherrschte ihn nicht als Vorbild, sondern als Erscheinung, als Beherrscher der Geister des Jahrhunderts, und ich sagte ja schon, daß Puschkin jeder großen Erscheinung Tribut zollte. Ja, Puschkin brachte die zeitgenössische Welt zum Ausdruck und repräsentierte den zeitgenössischen Menschen; aber es war die russische Welt und der russische Mensch. Was tun? Wir sind alle Genies aus eigenem Können, wir wissen alles, ohne je studiert zu haben, haben alles erworben, spielend und tändelnd, ohne einen Tropfen Bluts dabei zu vergießen! Kurz:

„Gelernt hat jeder von uns allen
Sein Pröbchen, minder oder mehr.“[47]

Nach den rauschenden Orgien einer ungebundenen Jugend ging Puschkin zu ernster Arbeit über,

„Um es an Bildung dem Jahrhundert gleichzutun“[48],

von der Arbeit wieder zu jugendlichem Schwelgen, süßem Nichtstun, ausgelassener Trunkenheit. Was ihm fehlte, war eine Künstlererziehung deutscher Art. Von der Natur verwöhnt, wie er war, raubte er ihr neckend und spielend ihre bestrickenden Bilder und Formen, sie aber, die Nachsichtige, beschenkte ihren Liebling in verschwenderischer Fülle mit jenen Farben und Klängen, für die andere ihr die Genüsse der Jugend hinopfern und mit dem Verzicht auf wirkliches Leben bezahlen... Einem Zauberer gleich, ließ er uns in einem lachen und weinen und spielte nach seinem Gefallen mit unseren Gefühlen... Er sang, und wie staunte Rußland über die Klänge seiner Lieder! Kein Wunder, dergleichen hatte es nie vernommen; wie gierig lauschte es ihnen: kein Wunder, jeder Nerv seines Lebens schwang in ihnen. Ich entsinne mich noch der Zeit – jener glücklichen Zeit! –, als tief in der Provinz, in der Weltabgeschiedenheit eines Kreisstädtchens, an Sommertagen aus weit offenen Fenstern diese Klänge durch die Luft zogen gleich *Wellenrauschen und Bachesmurmeln*...[49]

Es ist unmöglich, einen Blick auf alle seine Schöpfungen zu werfen und jede einzelne zu charakterisieren; das hieße alle Bäume und Blumen im Garten Armidas[50] bei Namen nennen und beschreiben. Puschkin hat wenige, sehr wenige kleine Gedichte geschrieben; die meisten seiner Sachen sind größere Dichtungen. Seine poetischen Totengesänge über den Urnen der Großen, d. h. sein „André Ché-[71]nier“, sein *machtvolles Zwiegespräch* mit dem Meere, seine *prophetischen Gedanken* an Napoleon – das alles sind größere Dichtwerke. Doch die kostbarsten Juwelen seiner Dichterkrone sind zweifellos „Eugen Onegin“ und „Boris Godunow“. Wollte ich über diese Werke zu sprechen anheben, ich fände kein Ende.

---

[46] Die kursiv gesetzten Worte stellen die freie Formulierung eines Satzes aus dem Artikel „Literarische Befürchtungen für das kommende Jahr“ von N. I. Nadeshdin dar.
[47] Aus „Eugen Onegin“ (Erstes Buch, Strophe V).
[48] Aus Puschkins Gedicht „An Tschaadajew“.
[49] Die Worte „Wellenrauschen“ und „Bachesmurmeln“ stammen aus Puschkins Poem „Die Zigeuner“ und aus seinem Gedicht „Die Nacht“.
[50] Armida – eine Gestalt aus Tassos Dichtung „Das befreite Jerusalem“. Die Schilderung ihres Zaubergartens im 16. Gesang ist berühmt.

Puschkin herrschte zehn Jahre lang. „Boris Godunow“ war seine letzte große Tat; im dritten Teil der Gesamtausgabe seiner Gedichte erstarb seine tönende Leier. Heute erkennen wir Puschkin nicht wieder: ist er tot oder vielleicht nur vorübergehend ohne Leben? Vielleicht existiert er nicht mehr, aber vielleicht wird er wieder auferstehen; diese Frage, dieses Hamletsche *Sein oder Nichtsein* verliert sich im Dunkel der Zukunft. Nach seinen Märchen, seinem Poem „Angelo“ und anderen Werken zu schließen, die im „Nowosselje“ und in der „Lesebibliothek“ aufgetaucht sind, können wir jedenfalls einen bitteren, unwiederbringlichen Verlust beweinen. Wo sind heute die Klänge, in denen wir einst bald wilde Ausgelassenheit, bald Sehnsucht des Herzens vernahmen, wo ist das helle Aufglühen eines feurigen, tiefen Gefühls, welches das Herz erbeben ließ und die Brust erregend beklemmte, wo das Auffunkeln dieses feinen, ätzenden Witzes, dieser zugleich mokanten und melancholischen Ironie, deren spielende Leichtigkeit so stark auf die Gemüter wirkte; wo sind sie nun, diese Lebens- und Naturbilder, vor denen das Leben und die Natur verblassen? ... O weh! Statt ihrer lesen wir heute Gedichte mit einwandfreier Zäsur, mit vollen und mageren Reimen, mit poetischen Lizenzen, über die sich der Archimandrit Apollos und Herr Ostolopow so umständlich, so befriedigend und tiefsinnig ausgelassen haben... *Ein seltsam und unbegreiflich Ding*! Soll wirklich diesem Puschkin, den weder die verzückten Lobeshymnen der Enthusiasten noch die Anpreisungen der Krämer, noch auch die heftigen, nicht selten berechtigten Angriffe und Rügen seiner Widersacher umzubringen vermochten, soll wirklich diesen Puschkin, sage ich, die „Nowosselje“ des Herrn Smirdin umgebracht haben? Doch wollen wir nicht übereilt und leichtfertig urteilen und es der Zeit überlassen, diese verwickelte Frage zu entscheiden. Über Puschkin ein Urteil zu fällen, ist nicht leicht. Man hat gewiß seine „Elegie“ im Oktoberheft der „Lesebibliothek“ gelesen. Man war gewiß erschüttert von dem tiefen Empfinden, das dieses Werk atmet. Außer den tröstlichen Hoffnungen, die sie im Hinblick auf Puschkin gewährt, ist die erwähnte [72] Elegie auch noch dadurch bemerkenswert, daß sie eine sehr getreue Charakteristik von Puschkin als Künstler enthält:

„Mich werden wieder Harmonien stillen,
Mir werden beim Gedichte Tränen quillen.“

Ja, ich glaube aus tiefstem Herzen, daß er die bittre Qual der verschmähten Liebe mit der jungen schwarzäugigen Tscherkessin oder mit seiner bezaubernden Tatjana, diesem schönsten und geliebtesten Ideal seiner Phantasie, vollauf geteilt hat; daß er mit seinem finsteren Girej an der nagenden Sehnsucht der Seele krankte, die, von Genüssen übersättigt, dennoch nimmer den wahren Genuß gekostet hat; daß er mit Sarema und Aleko in den rasenden Flammen der Eifersucht glühte und sich an der wilden Liebe der Semphira berauschte, daß er mit seinen Idealen Trauer und Freude erlebte und das *Säuseln* seiner *Verse* immer seinem inneren Lachen und Weinen entsprach... Möge man mir Voreingenommenheit, Götzendienst, Kinderei und Dummheit vorwerfen, aber ich will lieber glauben, daß Puschkin die „Lesebibliothek“ zum Narren hält, als daß sein Talent erloschen sei. Ich glaube und denke, und es macht mir Freude, zu glauben und zu denken, daß Puschkin uns neue Schöpfungen schenken wird, die noch höher stehen werden als die bisherigen...

Gleichzeitig mit Puschkin trat eine Menge von Talenten auf, die heute größtenteils vergessen sind oder vergessen zu werden im Begriff stehen, die aber einst Altäre und Anbeter besaßen. Heute kann man von ihnen sagen:

„Sie sind, wie Saadi spricht, verschwunden,
Weithin zerstreut und manche tot.“ [51]

Herr Baratynski und Puschkin wurden auf eine Ebene gestellt; sie wurden stets zusammen genannt, und einmal erschienen sogar zwei Werke der beiden Dichter in einem Bändchen,

[51] Aus „Eugen Onegin“ (Achtes Buch, Strophe LI).

unter einem gemeinsamen Deckel. Ich vergaß, zu sagen, daß man Puschkin erst heute nach Gebühr zu schätzen beginnt, denn die Reaktion ist schon verrauscht, und die Parteien haben sich abgekühlt. Heute wird selbst zum Scherz niemand mehr Herrn Baratynskis Namen neben den Puschkins setzen. Das hieße den ersten grausam verhöhnen und den Wert des zweiten völlig verkennen. Daß Herr Baratynski dichterische Begabung besitzt, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Gewiß hat [73] er das schlechte Poem „Die Gastmähler“, das schlechte Poem „Edda“ (die „Arme Lisa“ in Versen) und das schlechte Poem „Die Konkubine“ geschrieben, aber zugleich schrieb er mehrere herrliche, von echtem Gefühl getragene Elegien, von denen „Auf Goethes Tod“ vorbildlich genannt werden kann, sowie etliche Episteln, die sich durch ihren Witz auszeichnen. Früher wurde er über Verdienst gelobt, jetzt wird er, scheint es, ohne hinreichenden Grund heruntergemacht. Ich erwähne noch, daß Baratynski vormals Ansprüche auf kritisches Talent erhoben hat; inzwischen hat er, glaube ich, auch selbst den Glauben daran verloren.

Koslow gehört zu den hervorragendsten Talenten der *Puschkinschen* Periode. Seine Werke lehnen sich in der Form stets nahe an Puschkin an, aber das beherrschende Gefühlselement in ihnen ist offenbar von Shukowski beeinflußt. Koslows dichterisches Talent wurde bekanntlich durch einen Unglücksfall geweckt, und daher bilden eine gewisse Melancholie, Schicksalsergebenheit und Jenseitshoffnung den Grundzug seiner Schöpfungen. Sein „Mönch“, über dem die schönen Leserinnen so manche Tränen vergossen und der ein Abklatsch von Byrons „Giaur“ war, trägt vor allem das Merkmal dieser Einseitigkeit; seine nachfolgenden Dichtungen wurden immer schwächer und schwächer. Koslows kleinere Dichtungen zeichnen sich durch unverfälschtes Gefühl, malerische Pracht der Bilder und eine klangvolle, harmonische Sprache aus. Wie schade, daß er Balladen schrieb. Ohne Volksverbundenheit ist die Ballade eine verfehlte Gattung und kann keine Teilnahme erwecken. Dabei wollte Koslow mit aller Macht eine spezifische Art *slawischer* Balladen schaffen. Die alten Slawen lebten vor langer Zeit, und wir wissen wenig von ihnen; wozu da verdeutschte Wsemils und Ostanows auf den Schauplatz ziehen? Koslow hat seinem Ruf als Künstler auch dadurch viel geschadet, daß er mitunter gewissermaßen aus Langerweile schrieb; das läßt sich vor allem von seinen gegenwärtigen Erzeugnissen sagen.

Jasykow und Dawydow (D. W.) haben viel Gemeinsames. Sie sind beide beachtenswerte Erscheinungen in unserer Literatur. Der eine, ein von Sorgen unbeschwerter, von jugendlichem Gefühlsüberschwang sprudelnder Dichter-Student, besingt die Wonnen der Jugend, die am reichgedeckten Tisch des Lebens schwelgt, singt von den Purpurlippen, den nachtschwarzen Augen, lilienweißen Busen und [74] himmlischen Brauen der jungen Schönen, von glühenden Nächten und unvergeßlichen Landen,

„Wo ihm die heißen Jugendtage
Verflogen sind in Saus und Braus.“

Der andere, ein Dichter-Krieger, berichtet uns in seinen schmissigen Versen mit der ganzen Gradheit des Soldaten und dem ganzen Feuer eines von den Jahren und Mühen nicht abgekühlten Empfindens von Jugendstreichen, Husarenstückchen, von wilden Ritten und tollen Festen und von seiner Liebe zu einer stolzen Schönen. Der eine wie der andere entlocken ihrer Leier oft wuchtige, starke und feierliche Klänge; nicht selten ergreift das lebendige, feurige Gefühl, das sich in ihnen äußert. In ihrer Einseitigkeit liegt Originalität, ohne die kein wahres Talent denkbar ist.

Podolinski berechtigte zu den schmeichelhaftesten Hoffnungen, hat sie aber leider nicht erfüllt. Seine Sprache war dichterisch, auch kann man ihm das dichterische Empfinden nicht absprechen. Der Grund seines Mißerfolgs scheint mir darin zu liegen, daß er sich seiner eigentlichen Berufung nicht bewußt wurde und einen falschen Weg einschlug.

F. N. Glinka ... aber was kann ich über ihn sagen? Sie wissen ja selbst, wie süß die Blumen seiner Poesie duften und wie hochsittlich und wie weihevoll seine Kunst ist; das wirkt einfach entwaffnend. Aber bei voller Anerkennung seiner poetischen Begabung muß man doch zugeben, daß sie allzu einseitig ist. Die Sittlichkeit in allen Ehren, aber immer ein und dasselbe wird mit der Zeit langweilig. F. N. Glinka hat viel geschrieben, und daher finden sich unter vielen schönen Sächelchen ungewöhnlich viele ausgesprochen mittelmäßige. Der Grund scheint mir darin zu liegen, daß er sein Dichtertum als eine Art von Beschäftigung, als einen harmlosen Zeitvertreib auffaßt, und nicht als eine Sendung von oben, und daß er überhaupt zu vielen Dingen eine etwas banale Einstellung hat. Seine besten Gedichte verdankt er religiöser Inspiration. Seine Dichtung „Karelija“ enthält viele schöne Stellen, aber wohl noch mehr Mängel.

Delwig... aber Jasykow hat für Delwig eine wunderbare poetische Totenfeier geschrieben, und Puschkin hält Delwig für einen ungewöhnlich begabten Menschen, wie kann ich mit solchen Autoritäten streiten? Delwig galt einst als ein griechelnder Deutscher. Ob [75] das stimmt? *De mortuis aut bene aut nihil*[*], und deshalb möchte ich meine eigene Meinung über diesen Dichter für mich behalten. Der „Moskowski Westnik“ schrieb vor längerer Zeit folgendes über seine Gedichte: „*Man liest sie mit leichtem Vergnügen, und nicht mehr*.“ Das vergangene Jahrzehnt hatte solche Dichter in Menge.

(*Noch nicht alles*)

Literarische Träumereien

(Bald der Schluß)

„Land! Land! ...“

Abgedroschener Ausdruck

Die *Puschkinsche* Periode zeichnet sich durch eine ungewöhnlich große Zahl von Verseschmied-Dichtern aus; es ist entschieden eine Periode der völlig zur Manie gewordenen Versemacherei. Ganz zu schweigen von den unfähigen Verseschmieden, den Verfassern von kirgisischen, Moskauer und sonstigen Gefangenen, den Verfassern von Belskis und anderer Eugens unter verschiedenen Titeln[52] – wie viele Leute sind es, wenn nicht mit *Talent*, so doch mit einer erstaunlichen *Befähigung*, wenn nicht für Poesie, so doch fürs Versemachen. Ganze Generationen zahlreicher Journale und Jahrbücher waren mit ihren Gedichten und Poemfragmenten überschwemmt, während ihre poetischen Experimente, Gedichtbände und Poeme die Buchhandlungen überschwemmten. Und die Schuld daran trug allein Puschkin. Das ist wohl seine einzige, allerdings ungewollte Sünde an der russischen Literatur. Über die unbegabten Schreiber ist also kein Wort zu verlieren; es erübrigt sich auch, sie zu schmähen; die rächende Lethe hat sie längst gestraft. Sprechen wir lieber von denen, die sich durch einen gewissen Grad von *Talent* oder wenigstens von *Befähigung* ausgezeichnet haben. Warum ist ihre Berühmtheit so rasch zerstoben? Oder haben sie sich etwa ausgegeben? Nicht im mindesten. Viele von ihnen schreiben auch heute noch oder können wenigstens noch ebenso gut schreiben wie einst, aber, o weh, die einstige Begeisterung können sie ihren Lesern nicht mehr entlocken. Woher das kommt? Daher, wiederhole ich, daß sie *sein* und *nicht* [76] *sein* konnten, daß sie ihr jugendliches Tem-

[*] Über die Toten sagt man entweder gar nichts, oder nur gutes.

[52] Puschkins Dichtungen „Der Gefangene im Kaukasus“ und „Eugen Onegin“ riefen schon in den 20er Jahren viele süßliche Nachahmungen hervor: „Der kirgisische Gefangene“, ein Roman in Versen von N. Murawjow, „Der Moskauer Gefangene“, ein Ronan in Versen von F. S-w, und „Eugen Welski“ (nicht Belski, wie Belinski im Text vorn angibt), ebenfalls ein Roman in Versen.

perament für den Schauer der Inspiration gehalten hatten, die Fähigkeit, Eindrücke des Schönen in sich aufzunehmen, für die Fähigkeit, andere Menschen mit den Eindrücken des Schönen tief zu ergreifen, die Fähigkeit, *jeden gegebenen Stoff mit einem gewissen erfinderischen Nachahmungssinn* *in harmonischen Versen darzustellen, für die Fähigkeit, die Erscheinungen des allgemeinen Lebens der Natur in Worten wiederzugeben. Sie borgten sich bei Puschkin jenen harmonischen, wohllautenden Vers, teilweise auch jenen dichterischen Reiz des Ausdrucks, Eigenheiten, die doch nur die Außenseite seiner Schöpfungen bilden; das tiefe, leidende Empfinden jedoch, das ihnen entströmt und das allein der Lebensquell eines Kunstwerks ist, entnehmen sie ihm nicht. Deshalb gleiten sie gewissermaßen über die Erscheinungen des Lebens und der Natur hin, wie der bleiche Strahl der Wintersonne über die Dinge gleitet, aber sie dringen nicht mit ihrem ganzen Sein in sie ein; deshalb beschreiben sie die Dinge gewissermaßen nur oder räsonieren über sie, fühlen sie aber nicht. Das ist auch der Grund, daß man ihre Gedichte zuweilen auch mit Vergnügen, wenn nicht gar mit Genuß liest, aber sie hinterlassen nie einen prägnanten Eindruck in unserer Seele und prägen sich nie unserem Gedächtnis ein. Fügen wir dem Obengesagten noch die Einseitigkeit ihrer Richtung und die Eintönigkeit ihrer bevorzugten Träume und Gedanken hinzu, so haben wir den Grund, warum diese Gedichte, die uns einst so entzückten, unser Herz nicht im mindesten rühren. Die Zeiten haben sich geändert: nur mit Gedichten, die den Stempel großen Talentes, ja des Genies tragen, kann man sich heute beim Leser durchsetzen. Man will heutzutage Gedichte, die der Dichter *in Leiden geschaffen* hat und in denen die Seele in überirdischen Qualen schreit. kurz, heute heißt es:

„Verdrießlich wirken falsche Tränen,
Unechter Jammer wird verlacht.“[53]

Einer unserer vorzüglichsten jungen Literaten, Herr Schewyrjow, der sich schon in jungen Jahren der Wissenschaft und der Kunst weihte und sich von früher Jugend an auf dem edlen Feld des Gemeinwohls betätigte, hat diesen seinen Altersgefährten und Kollegen von der Feder fast ausnahmslos anhaftenden Mangel nur allzu gut erfaßt und erfühlt. Mit dichterischem Talent begabt, was vor allem seine [77] Schiller-Übersetzungen beweisen, deren vieler sich auch ein Shukowski nicht zu schämen brauchte, reich an Wissen und gründlich in der allgemeinen Literaturgeschichte bewandert, was viele seiner kritischen Arbeiten und besonders sein treffliches Walten als Professor an der Moskauer Universität bestätigen – faßte er, wie aus seinen eigenen Werken zu ersehen ist, den Entschluß, der ganzen herrschenden Literaturrichtung der damaligen Zeit entgegenzuwirken. Jedem seiner Gedichte liegt ein tiefer, dichterischer Gedanke zugrunde, man spürt das Streben nach der Gedankenweite und der Gefühlstiefe eines Schiller, und man muß ehrlich sagen, daß seine Gedichte sich stets durch kraftvolle Kürze und packendes Ausdrucksvermögen auszeichneten. Aber jede Zielsetzung schadet der Poesie; außerdem muß man, wenn man sich ein so hohes Ziel gesteckt hat, über große Mittel verfügen, um es würdig zu erreichen. Daher zeigt ein großer Teil der Originalwerke des Herrn Schewyrjow, mit Ausnahme einiger weniger, die echtes Gefühl verraten, bei allen ihren Vorzügen dennoch häufig mehr einen angestrengten Geist als eine frei strömende, glühende Begeisterung. Einzig Wenewitinow vermochte Gedanken und Gefühl, Idee und Form in Einklang zu bringen, weil von allen jungen Dichtern der *Puschkinschen* Periode nur er die Natur nicht mit kaltem Verstand, sondern mit glühendem Einfühlungsvermögen erfaßte und kraft seiner Liebe imstande war, in ihr Allerheiligstes einzudringen, imstande war,

„... in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen“[54]

---

* Siehe die „Poetischen Regeln von Apollos. – *W. B.*

[53] Aus Baratynskis Gedicht „Die Nachahmer“.

[54] Aus dem zweiten Monolog Fausts („Faust“ I, Wald und Höhle).

und dann in seinen Schöpfungen die erhabenen Geheimnisse wiederzugeben, die er an diesem hehren Altar erlauscht hatte. Wenewitinow ist unser einziger Dichter, der sogar von seinen Zeitgenossen verstanden und nach Gebühr gewürdigt worden ist. Er war die schöne Morgenröte, die einen schönen Tag verhieß; darin sind sich alle Parteien einig. Aus Gründen der Gerechtigkeit muß ich hier auch Poleshajew erwähnen, ein zwar einseitiges, aber dennoch bemerkenswertes Talent. Wer wüßte nicht, daß dieser Mensch ein trauriges Opfer seiner Jugendirrungen, ein unglückliches Opfer des Geistes jener Zeit ist, als die begabte Jugend mit Extrapost über die Straßen des Lebens dahinjagte, im Leben nur den Rausch suchte, statt es zu erforschen, und es als unbändige Orgie und nicht als mühselige Tat ansah. Man lese nicht seine Übersetzungen (ausgenommen [78] „L'homme à Lord Byron" von Lamartine), die irgendwie kalt lassen; man lese nicht seine Scherzgedichte, die allzu stark nach Kneipe riechen, auch nicht seine auf Bestellung gemachten Gedichte; aber man lese diejenigen seiner Werke, die mehr oder weniger mit seinem eigenen Leben verknüpft sind; man lese seine „Gedanken am Meeresstrand", seine „Abendröte", seine „Vorsehung", und man wird bei Poleshajew Talent und Gefühl finden! ...

Jetzt bleibt mir noch ein Dichter, der keinem der von mir erwähnten ähnelt, ein origineller und selbständiger Schriftsteller, der Puschkins Einfluß für sich ablehnte und ihm vielleicht sogar ebenbürtig war; ich meine Gribojedow. Dieser Mann hat allzu viele Hoffnungen mit ins Grab genommen; er war ausersehen, der Schöpfer der russischen Komödie, des russischen Theaters zu werden.

Das Theater! ... Lieben Sie das Theater so, wie ich es liebe, mit allen Fasern Ihres Herzens, mit all der Begeisterung und der Selbstvergessenheit, deren ein junges, glühendes, leidenschaftlich nach Schönem dürstendes Gemüt fähig ist? Oder besser, bringen Sie es über sich, das Theater nicht mehr als alles auf der Welt zu heben, ausgenommen das Wahre und das Gute? In der Tat, ist nicht im Theater alles vereinigt, was die schönen Künste Lockendes, Betörendes, Bestrikkendes haben? Ist es nicht der unumschränkte Beherrscher unserer Gefühle, die es jederzeit und unter allen Umständen zu bewegen und aufzuwühlen vermag, gleich dem Sturmwind, der in den Wüsten Arabiens den Sand aufwirbelt? ... Welche der Künste besäße gleich machtvolle Mittel, die Seele mit Eindrücken zu bestürmen und nach Gefallen mit ihr zu spielen? ... Lyrik, Epos, Drama, geben Sie einer dieser Gattungen bedenkenlos den Vorzug, oder lieben Sie sie alle gleichermaßen? Die Wahl ist schwer, nicht wahr? Wird doch in den wuchtigen Strophen des Riesen Dershawin und in den so mannigfaltigen Melodien des Proteus Puschkin dieselbe Natur gestaltet wie in den Poemen Byrons oder in den Romanen Walter Scotts, und in den letzteren die gleiche Natur wie in den Dramen Shakespeares und Schillers? Und doch liebe ich das Drama über alles, und das entspricht, scheint's, dem allgemeinen Geschmack. Die Lyrik drückt die Natur unbestimmt, ich möchte sagen, musikalisch aus; ihr Gegenstand ist die gesamte Natur in all ihrer Unendlichkeit; Gegenstand des Dramas hingegen ist ausschließlich der Mensch und sein Leben, in dem sich die höhere geistige [79] Seite des allgemeinen Lebens des Weltalls manifestiert. Unter den Künsten nimmt das Drama den gleichen Rang ein wie die Geschichte unter den Wissenschaften. Der Mensch war und bleibt die interessanteste aller Erscheinungen für den Menschen, und das Drama zeigt diesen Menschen in seinem ewigen Kampf mit seinem *Ich* und mit seiner Bestimmung, zeigt ihn in seiner ewigen Tätigkeit, die aus dem Drang nach einem dunkeln Ideal der Seligkeit entspringt, das er selten klar erkennt und noch seltener erreicht. Sogar das Epos bedient sich der Vorzüge des Dramas; ein Roman ohne dramatische Handlung ist fade und uninteressant. In gewissem Sinne stellt das Epos nur eine besondere Form des Dramas dar. Nehmen wir also als feststehend an, daß das Drama, wenn nicht die beste, so doch die uns am nächsten stehende Gattung der Dichtkunst ist. Was ist dann erst das Theater, wo dieses machtvolle Drama von Kopf bis Fuß mit neuer Macht ausgestattet wird, wo es sich mit allen Künsten verbündet, sie zu Hilfe ruft und sich aller ihrer Mittel und Rüstzeuge

bedient, deren jedes, für sich betrachtet, selbst stark genug ist, uns dem niederen Weltgetriebe zu entreißen und uns in die unermeßlichen Gefilde des Erhabenen und Schönen emporzuheben? Was ist das also, frage ich Sie, dieses Theater? ... Oh, es ist der wahre Tempel der Kunst, bei dessen Betreten man augenblicks der Erde entrückt und von allen irdischen Banden befreit wird. Schon wenn im Orchester die Instrumente gestimmt werden, erfüllt eine wunderbar süße Erwartung uns das Herz, und das beklemmende Vorgefühl einer unerklärlichen Seligkeit beschleicht unsere Seele. Alle die Menschen, die das hohe Rund des Theaters füllen, teilen unsere ungeduldige Erwartung, wir verschmelzen mit ihnen in einem einmütigen Gefühl; der prächtige, reichgeschmückte Vorhang, das Lichtermeer, alles deutet auf die Wunder und Herrlichkeiten hin, die über die ganze schöne Gotteswelt verteilt und hier auf dem engen Raum der Bühne vereinigt sind! Und nun setzt das Orchester ein, und unsere Seele kostet im voraus all die Eindrücke, die ihrer harren und sie überwältigen wollen; jetzt ist der Vorhang aufgegangen, und vor unsern Augen entrollt sich die unendliche Welt menschlicher Leidenschaften und Schicksale. Das flehende Jammern der sanften, liebenden Desdemona klingt in das wilde Gebrüll des eifersüchtigen Othello; in tiefer Mitternacht erscheint Lady Macbeth mit bloßem Busen und wallendem Haar und will vergebens die Blutstropfen von ihren Händen waschen, die sie in rächenden Gewissensqualen zu [80] sehen vermeint; der bleiche Hamlet tritt auf mit seiner Schicksalsfrage: *Sein oder Nichtsein*; der göttliche Träumer Posa zieht an Ihnen vorüber, und Max und Thekla[55], die zwei Blumen des Paradieses mit ihrer himmlischen Liebe, kurz, die ganze grenzenlose, mannigfaltige Welt, die Shakespeare, Schiller, Goethe, Werner aus ihrer schöpfergewaltigen Phantasie hervorgezaubert haben... Hier leben wir nicht unser eigenes Leben, leiden wir nicht unser eigenes Leid, jubeln nicht über eigene Glückseligkeit und bangen nicht um eigene Fährnis, hier löst sich unser kaltes *Ich* im glühenden Odem der Liebe auf. Wenn bedrückende Gedanken an die schweren Mühen des Lebens und die Hinfälligkeit unserer Kräfte uns quälen – hier finden wir Vergessen; wenn unsere Seele je nach Liebe und Wonne lechzte, wenn je, einer nächtlichen Vision gleich, eine geliebte, längst vergessene Gestalt wie ein unerfüllbarer Traum vor unserer Seele auftauchte – hier wird dies unser Verlangen mit neuer, unbändiger Kraft aufflammen, hier wird diese Gestalt von neuem uns erscheinen, wir werden ihre Augen sehnsuchtsvoll und hebend auf uns gerichtet sehen, werden uns berauschen an ihrem himmlischen Atem, werden erbeben von der feurigen Berührung ihrer Hand... Aber läßt sich die Zaubermacht des Theaters, seine ganze magische Gewalt über die Menschenseele überhaupt beschreiben? ... Oh, wie schön wäre es, wenn wir unsere eigene russische Volksbühne besäßen! Wahrlich, wenn man das ganze Russenland mit all seinem Guten und Schlechten, mit seinem Erhabenen und Lächerlichen auf der Bühne erblicken, wenn man seine glorreichen, durch die Kraft der Phantasie aus dem Grabe heraufbeschworenen Helden sprechen hören, wenn man den Pulsschlag seines gewaltigen Lebens fühlen könnte... Auf, auf, ins Theater! Dort sollt ihr leben und sterben, so ihr könnt!

Doch leider ist das alles Poesie und nicht die Prosa, ein Traum und nicht die Wirklichkeit! Denn

„Dort freilich, wo im Schaugepränge
Melpomene mit Leidenschaft
Vor einer stumpfen Hörermenge
Den flittergoldnen Mantel rafft“[56],

dort, d. h. in jenem großen Haus, das sich das russische Theater nennt, dort, sage ich euch, findet man nur Parodien auf Shakespeare und Schiller, lächerliche, abstoßende Parodien, dort werden Phan-[81]tasieverrenkungen als Tragödien ausgegeben, und man setzt Ihnen ein auf den Kopf gestelltes Leben vor!

[55] Max und Thekla aus Schillers Wallenstein“.
[56] Aus „Eugen Onegin“ (Siebentes Buch, Strophe L).

Ich rate Ihnen, gehen Sie nicht dorthin; es ist ein sehr schales Vergnügen! ... Doch wollen wir nicht allzu streng über das Theater richten; es ist nicht schuld, wenn es so schlecht ist. Wo sind unsere dramatischen Werke, wo unsere dramatischen Talente? Wo sind unsere Tragiker, unsere Komödiendichter? Es gibt ihrer viele, sehr viele, ihre Namen sind jedermann bekannt, und deshalb erspare ich mir, sie aufzuzählen, denn mein Lob würde nicht den großen Ruhm vermehren, den sie mit Recht genießen. Ich kehre also zu Gribojedow zurück.

Gribojedows Komödie oder Drama (ich verstehe den Unterschied zwischen den beiden Wörtern nicht ganz, und die Bedeutung des Wortes *Tragödie* ist mir vollends unklar) ging lange Zeit im Manuskript von Hand zu Hand. Wie über alle hervorragenden Menschen wurde auch über ihn viel gesprochen und gestritten. Er wurde von einigen unserer Genies beneidet, die gleichzeitig Kapnists „Angeber“ bewunderten, und jene Leute, die die Herren A. B., C. D., E. F. usw. bestaunten, wollten ihm keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber das Publikum entschied anders. Schon vor der Drucklegung und der Aufführung ergoß sich Gribojedows noch handschriftliche Komödie einer Sturmflut gleich über Rußland.

Die Komödie ist nach meinem Dafürhalten genau so gut ein Drama wie das, was gemeinhin als Tragödie bezeichnet wird; Gegenstand der Komödie ist die Darstellung des wirklichen Lebens in seinem Widerspruch zur Idee des Lebens. Ihr Element ist nicht der harmlose Witz, der sich einzig und allein, um zu grinsen, über alles gutmütig lustig macht; nein, ihr Element ist jener gallige *Humor*, jene zornige Entrüstung, die nicht amüsiert lächelt, sondern grimmig lacht, die die Nichtigkeit und die Ichsucht nicht mit Epigrammen, sondern mit Sarkasmen geißelt. Gribojedows Komödie ist eine echte *divina commedia*[*]! Sie ist alles, nur keine drollige Anekdote in Dialogform, keine Komödie, in der die handelnden Personen Liebherz, Schlauberg, Langfinger usw. heißen; ihre Gestalten sind uns aus der Wirklichkeit längst bekannt, wir sahen und kannten sie, bevor wir „Verstand schafft Leiden“ lasen, und doch bestaunen wir sie, als wären sie uns eine gänzlich neue Erscheinung; das ist die höchste Wahrheit der dichterischen Erfindung! Gribojedows Gestalten sind nicht ausgedacht, sondern in Lebensgröße der Natur abkonterfeit, [82] sind vom Grunde des realen Lebens geschöpft; sie tragen ihre Tugenden und ihre Laster nicht auf der Stirn geschrieben, aber sie sind gestempelt mit dem Brandmal ihrer Nichtigkeit, gestempelt durch die rächende Hand des Künstlers, der ihr Henker ist... Jeder Vers Gribojedows ist ein Sarkasmus, der sich in flammender Empörung der Seele des Künstlers entringt; sein Stil ist par excellence der der Umgangssprache. Unlängst bemerkte einer unserer beachtenswertesten Schriftsteller, der unsere Gesellschaft nur allzu gut kennt, daß nur Gribojedow die Redeweise unserer Gesellschaft in Verse zu fassen vermocht hat; zweifellos kostete ihn das nicht die geringste Mühe, was sein großes Verdienst keineswegs verringert, denn die Umgangssprache unserer Komödiendichter... Aber ich versprach ja, nicht über unsere Komödiendichter zu sprechen... Gewiß, dieses Werk ist in bezug auf seine Geschlossenheit nicht ohne Mängel, aber es war die erste Probe von Gribojedows Talent, die erste russische Komödie, ja mehr noch – alle Mängel, die ihm anhaften mögen, ändern nichts daran, daß es ein mustergültiges, geniales Werk ist, nicht nur in der russischen Literatur, die mit Gribojedow ihren Shakespeare der Komödie verloren hat...

Genug von den Versedichtern, reden wir über die Prosadichter. Wissen Sie, welcher Name in der *Puschkinschen Periode* unserer Literatur an erster Stelle steht? Der Name des Herrn Bulgarin, meine lieben Herrschaften! Das ist auch gar nicht verwunderlich. Herr Bulgarin war Bahnbrecher, und Bahnbrecher sind, wie ich bereits die Ehre hatte Ihnen mitzuteilen, stets unsterblich, und so erkühne ich mich, Ihnen zu versichern, daß der Name des Herrn Bulgarin im Bereich des russischen Romans ebenso unsterblich ist wie der Name des Moskauer Einwohners Matwej Komarow[**]. Die Namen des Petersburger Walter Scott, Faddej Wenedikto-

[*] Göttliche Komödie

[**] Komarow ist der Autor des „Polizion“, des „Englischen Lords“ und ähnlicher berühmter Werke. – *W. B.*

witsch Bulgarin, und des Moskauer Walter Scott, Alexander Anfimowitsch Orlow, werden jederzeit ein strahlendes Zweigestirn am Himmel unserer Literatur bilden. Der geistreiche Kossitschkin hat die Vorzüge der besagten Berühmtheiten bereits miteinander verglichen und beide nach Gebühr gewertet, und da ich nicht wiederholen möchte, was schon Kossitschkin gesagt hat, spreche ich hier eine Meinung über Herrn Bulgarin aus, die zwar jetzt allgemein verbreitet, aber schwarz auf weiß noch nicht niedergelegt ist.[57] Ist Herr Bulgarin tatsächlich [83] Herrn Orlow ganz gleichwertig? Nein, behaupte ich mit Bestimmtheit; denn als Schriftsteller im allgemeinen steht er unvergleichlich höher, als Künstler im besonderen jedoch ein wenig tiefer als dieser. Möchten Sie den Hauptunterschied zwischen diesen beiden Leuchten unseres Schrifttums erfahren? Der eine hat viel gesehen, viel gehört, viel gelesen, war und ist überall zu Hause. Der andere, der Arme! hat nicht nur Spanien niemals erblickt[58], sondern ist überhaupt nicht über die Grenze Rußlands hinausgekommen; bei einer gewissen Bekanntschaft mit dem Lateinischen (die allerdings durch keine Horaz-Ausgabe[59] mit eigenen oder fremden Anmerkungen bewiesen ist), beherrscht er auch seine Muttersprache nicht besonders, und das ist kein Wunder: er hat keine Gelegenheit gehabt, *den Reden der guten Gesellschaft zu lauschen.* Der ganze Unterschied ist also, daß die Werke des einen glattgeölt und blankgebohnert wie Salonparketts sind, während die des anderen nach dem Trödelmarkt riechen. Erstaunlich ist übrigens eins: obzwar jeder der beiden für eine andere Klasse von Lesern schrieb, fanden sie ihr Publikum in ein und derselben Klasse. Und es ist anzunehmen, daß dieses Publikum mehr Zuneigung zu Alexander Anfimowitsch haben wird, weil er mehr *Dichter* ist, im Gegensatz zu Faddej Wenediktowitsch, der mehr *Philosoph* ist, und die Poesie geht allen Klassen leichter ein als die Philosophie.

Fast gleichzeitig mit Puschkin betrat auch Herr Marlinski den literarischen Schauplatz. Er ist einer unserer allerbemerkenswertesten Schriftsteller. Er genießt heute unbedingt die denkbar größte Autorität; heute liegt alles vor ihm auf den Knien; wenn ihn noch nicht alle Weit wie aus einem Munde den *russischen Balzac* nennt, so nur darum, weil man fürchtet, ihn dadurch herabzuwürdigen, und abwartet, daß die Franzosen ihren Balzac den *französischen Marlinski* nennen. In Erwartung dieses Wunders wollen wir einmal etwas kaltblütiger untersuchen, welche Anrechte er auf eine so enorme Autorität hat. Natürlich ist es eine gewagte Sache, gegen die öffentliche Meinung zu Felde zu ziehen und sich offen gegen ihre Idole aufzulehnen; aber ich wage es dennoch, weniger aus Kühnheit als aus selbstloser Wahrheitsliebe. Allerdings ermutigt mich in diesem Fall der Umstand, daß diese vielgefürchtet öffentliche Meinung nach dem betäubenden Schlag, den ihr die Gesamtausgabe der „Russischen Novellen und Erzählungen“ des Herrn Marlinski versetzt hat, langsam wieder zu sich zu kommen beginnt. Man munkelt etwas von [84] Künstelei, Manieriertheit, langweiliger Einförmigkeit u. a. m. Und so wage ich es, mich zum Sprachrohr der neuen öffentlichen Meinung zu machen. Ich weiß, daß diese neue Meinung noch auf allzu viele Gegner stoßen wird, aber sei es, wie es sei, die Wahrheit geht über alle Autoritäten der Welt.

Bei der Öde an echten Talenten in unserer Literatur ist das Talent des Herrn Marlinski gewiß eine sehr beachtenswerte Erscheinung. Er verfügt über unverfälschten Witz, ist ein guter, oft lebendiger und packender Erzähler, und bisweilen gelingt es ihm, allerliebste Bildchen nach der Natur zu kopieren. Doch dabei muß man gestehen, daß sein Talent höchst einseitig ist, seine Ansprüche

[57] Der Verfasser des gegen Bulgarin gerichteten, mit dem Pseudonym F. Kossitschkin gezeichneten Artikels war Puschkin, der hier Bulgarin einem Kitschschriftsteller jener Zeit, A. A. Orlow, an die Seite stellte.

[58] Die Bemerkung, daß Orlow „Spanien niemals erblickt“ habe, enthält eine giftige Anspielung gegen Bulgarin, der im Jahre 1811 Rußland verriet und mit der napoleonischen Armee an den Feldzügen in Italien, Spanien und Rußland teilnahm.

[59] Puschkin schrieb anläßlich der von Bulgarin herausgegebenen „Ausgewählten Odem von Horaz“, daß Bulgarin kein Latein verstünde.

auf feuriges Gefühl hingegen recht verdächtig sind, daß seine Werke der Tiefe, der Philosophie und der Dramatik entbehren; daß folglich alle seine Helden über einen Leisten geschlagen sind und sich lediglich durch den Namen unterscheiden; daß er sich in jedem neuen Werk wiederholt, daß man bei ihm mehr Phrasen als Gedanken, mehr rhetorische Interjektionen als Gefühlsausdruck trifft. Wir haben wenige Schriftsteller, die so viel schreiben würden wie Herr Marlinski. Aber diese Fülle der Erzeugnisse entspringt nicht einer übermäßig starken Begabung, nicht einem Überfluß an Schöpferkraft, sondern ist Gewohnheitssache, Schreibroutine. Wer auch nur ein Fünkchen Begabung besitzt, wer sich durch Lektüre gebildet und sich einen mäßigen Vorrat von Ideen zugelegt und diesen einigermaßen den Stempel des eigenen Charakters, der eigenen Persönlichkeit aufgeprägt hat, der greife getrost zur Feder und schreibe von früh bis spät. Er wird es mit der Zeit zu der Kunst bringen, jederzeit und in jeder Gemütsverfassung über jeden beliebigen Gegenstand schreiben zu können; bat er sich ein paar schwungvolle Monologe ausgedacht, so wird er mit Leichtigkeit einen Roman, ein Drama oder eine Novelle drumherum schreiben können; er gebe nur gut auf Form und Stil acht, die müssen originell sein.

Man erkennt die Dinge am besten durch Vergleich. Wenn zwei Schriftsteller im gleichen Genre schreiben und eine gewisse Ähnlichkeit miteinander aufweisen, so kann man ihren wechselseitigen Wert am besten ermessen, indem man Parallelen zwischen ihnen zieht; das ist der beste Prüfstein. Man sehe sich Balzac an; wieviel hat dieser Mann geschrieben, und doch findet man in seinen Romanen auch nicht einen Charakter, eine Gestalt, die einer anderen annähernd ähnlich wären. Oh, diese unerreichte Kunst, Charaktere mit allen Nuancen [85] ihrer Individualität zu zeichnen! Hat Sie niemals der kalte, unheimliche Ferragus verfolgt und sich wie ein unablässiger Schatten an Ihre Fersen geheftet, so daß Sie ihn im Wachen und im Träumen vor sich sahen? Oh, unter Tausenden würden Sie ihn erkennen, und doch steht er in der Erzählung Balzacs im Schatten, ist nur wie im Vorübergehen flüchtig umrissen und von anderen Figuren verdeckt, auf die sich das Hauptinteresse der Dichtung konzentriert. Weshalb ruft dann diese Gestalt so starke Teilnahme hervor und hinterläßt so tiefe Spuren im Geiste des Lesers? Das kommt daher, daß Balzac sie nicht erdacht, sondern erschaffen hat, daß sie ihm vorschwebte, bevor er noch die erste Zeile seiner Erzählung niederschrieb, daß sie den Künstler so lange quälte, bis er sie aus seiner inneren Welt heraus zur allgemein faßbaren Erscheinung formte. Wir sehen uns hier nur „Einen andern der Dreizehn“ an: Ferragus und Montriveau sind offenbar Menschen vom gleichen Zuschnitt, Menschen mit Seelen so tief wie der Meeresgrund und einem Willen so unbezwinglich stark wie Schicksalsmacht. Und dennoch – frage ich Sie –: haben diese beiden Gestalten auch nur die leiseste Ähnlichkeit miteinander, haben sie auch nur irgend etwas gemeinsam? Wie viele Frauenporträts sind unter dem fruchtbaren Pinsel Balzacs hervorgegangen, aber hat er sich dabei auch nur bei einem von ihnen wiederholt? ... Was zeigen uns nun in dieser Hinsicht die Schöpfungen des Herrn Marlinski? Sein Amallat-Beg, sein Oberst W. ..., sein Held aus der „Schaurigen Weissagung“, sein „Hauptmann Prawin“ – alle sind sie leibliche Brüder, die auch ihr Erzeuger selber nur mit Mühe auseinanderhalten kann. Höchstens der erste unterscheidet sich ein wenig von den andern durch sein asiatisches Kolorit. Wo bleibt da die künstlerische Gestaltung? Und dabei wieviel Gezwungenheit! Man kann wohl sagen, daß die *Gezwungenheit* Herrn Marlinskis Steckenpferd ist, von dem er nur selten absteigt. Keine einzige seiner Personen gibt auch nur ein Wort einfach von sich, sondern stets in Begleitung einer Grimasse, eines Epigramms, eines Kalauers, einer Metapher. Kurz, bei Herrn Marlinski ist jede Kopeke eine Schaumünze und jedes Wort ein Schnörkel. Man muß ehrlich sagen, daß die Natur ihn reichlich mit jenem gutmütig-lustigen Witz ausgestattet hat, der stichelt, aber nicht durchbohrt, der kitzelt, aber nicht zubeißt. Doch auch hier tut er oft zu viel des Guten. Er hat lange Romane, wie z. B. die „Besuche“, geschrieben, die von A bis Z nichts als ein einziger großer Krampf sind. Er hat Talent, aber kein über-[86]mäßiges, und zwar ein Talent, das durch beständigen Zwang geschwächt ist und sich an den Stöcken und Steinen eines gewaltsamen Witzes abgenutzt und wundgesto-

ßen hat. Ich glaube, daß der Roman ihm wenig liegt; denn er versteht absolut nichts vom menschlichen Herzen, hat absolut kein dramatisches Feingefühl. Wozu mußte er beispielsweise den Fürsten, dem alle Freuden des Himmels und der Erde durch ein Austerngericht aufgewogen wurden und dem eine erlesene Küche stets höher stand als seine Frau und ihre Ehre, warum mußte er diesen Mann vor dem Schänder seines Ehebettes einen pathetischen Monolog halten lassen, der einem Prawin in eigener Person Ehre gemacht hätte? Das ist einfach an den Haaren herbeigezogen, ist ein kleinlicher Bühnentrick; der Verfasser wollte gern in der Manier des Herrn Bulgarin moralisch sein. Überhaupt versteht er nicht, die Bühnenmaschinerie, auf der sich das Gebäude seiner Romane dreht, zu verstecken; sie kommt bei ihm stets zum Vorschein. Davon abgesehen, stößt man in seinen Romanen mitunter auf wirklich schöne Stellen und wirklich meisterhafte Schilderungen. Dahin gehören z. B. die Beschreibung eines russischen Mephisto aus dem Volke und überhaupt alle Dorfszenen aus der „Schaurigen Weissagung". Dahin gehören auch viele Bilder nach der Natur, übrigens mit Ausnahme der „Kaukasischen Skizzen", die bis zur Übelkeit, bis zum nec plus ultra* gekünstelt sind. Seine besten Sachen sind meiner Ansicht nach „Prüfungen" und „Leutnant Belosor": hier kann man sich aufrichtig an seinem Talent freuen, denn hier ist er in seinem Element. Seine Versversuche nimmt er selbst nicht ernst, mir aber gefallen seine Übersetzungen der Lieder der Bergvölker in „Amallat-Beg" besser als der ganze Roman; in ihnen liegt so viel echtes Gefühl und Originalität, daß selbst Puschkin sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Desgleichen finden sich in seinem „Andrej von Perejaslawl", vor allem im zweiten Kapitel, wirklich poetische Stellen, wenn das Werk im ganzen auch reichlich kindlich wirkt. Doch am sonderbarsten ist wohl, daß Herr Marlinski sich unlängst mit bewundernswerter Bescheidenheit einer Sünde geziehen hat, an der er beileibe unschuldig ist; er behauptete nämlich, er habe mit seinen Romanen dem Volksgeist Eingang in die russische Literatur verschafft: Nein, das stimmt nun aber wirklich nicht! Diese Romane gehören zu seinen mißlungensten Versuchen, in ihnen hat er nicht mehr Volksgeist als Karamsin, denn sein Rußland riecht stark nach seinem heißgeliebten Livonien. Mangel an Zeit und Raum gestattet [87] mir nicht, meine Meinung über das Talent des Herrn Marlinski mit Auszügen aus seinen Büchern zu erhärten, was beiläufig sehr leicht getan wäre. Über seinen Stil spreche ich nicht. Das Wort *Stil* beginnt heutzutage seine einstige, zu allgemeine Bedeutung zu verlieren, denn man trennt den Stil bereits nicht mehr vom Gedanklichen. Zusammenfassend – Herr Marlinski ist ein nicht unbegabter Schriftsteller, aber er wäre weit besser, wenn er natürlicher und ungezwungener wäre.

Die *Puschkinsche* Periode war die Zeit, in der unser Schrifttum am stärksten aufblühte. Es wäre nötig gewesen, sie historisch und in chronologischer Ordnung zu betrachten; ich habe das unterlassen, weil ich mir hier ein anderes Ziel setzte. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß wir damals, wenn noch nicht eine Literatur, so doch zumindest alle Anzeichen einer Literatur besaßen, denn damals zeigte sie Bewegung, Leben und sogar eine gewisse folgerichtige Allmählichkeit in der Entwicklung. Wie viele neue Erscheinungen, wie viele Talente und wie viele Ansätze zum einen wie zum anderen! Wir begannen damals schon aus tiefem Herzen zu glauben, wir hätten eine Literatur und besäßen unsere eigenen Byron, Schiller, Goethe, Walter Scott und Thomas Moore. Wir waren froh und stolz wie Kinder, die zum Festtag neue Kleider bekommen haben. Und wer war unser Mephisto, der uns unsere Illusionen raubte? Wer trat als der starke, gefährliche Widerpart auf und ließ unsere heißen, Gefühle gründlich abkühlen? Entsinnen Sie sich noch Nikodim Aristarchowitsch Nadoumkos, entsinnen Sie sich noch, wie er auf seinen *dürren Beinchen* den Schauplatz betrat und mit seinem gutmütig-pfiffigen „*Hehehe*!"[60] unsere süßesten Träume in Rauch aufgehen ließ? Entsinnen Sie sich noch, wie wir alle uns an unsere großen und kleinen Autoritäten klammerten und sie mit Händen und Füßen gegen die Angriffe des gestren-

* „Nicht mehr weiter", „Nicht darüber hinaus"

[60] Die Worte „auf *seinen dürren Beinchen*" und „*Heheheh*!" stammen aus einem Aufsatz N. I. Nadeshdins.

gen Aristarch verteidigten? Ich weiß nicht, wie es andern geht, ich jedoch erinnere mich noch sehr gut, wie ergrimmt wir alle auf ihn waren, und weiß noch, wie ich selbst ihm zürnte. Und was geschah? Der größte Teil seiner düsteren Prophezeiungen ist bereits eingetroffen, und keiner zürnt dem Toten mehr... Jawohl, Nikodim Aristarchowitsch war eine prächtige Erscheinung in unserer Literatur! Wie viele Stürme rief er hervor, wie viele blutige Schlachten schlug er, wie tapfer focht er, wie unbarmherzig mähte er seine Gegner nieder, sowohl mit seinem oft bis zur Trivialität originellen, aber immer nadelspitzen und treffenden Stil [88] als auch mit seinen unanfechtbaren Schlußfolgerungen und diesem. gutmütigen, aber tödlichen Spott...

„Und wo, o Held, liegt deine Leiche?
Welch Grab umfängt sie...?“[61]

Was kann ich über die damaligen *Zeitschriften* melden? Sollte ich sie wirklich mit Schweigen übergehen? Sie gewannen zu jener Zeit eine so große Bedeutung in den Augen des Publikums, riefen eine so lebendige Teilnahme hervor und spielten eine so wichtige Rolle! Ich erkläre, daß sie fast ausnahmslos, ob sie es wollten oder nicht, mit oder ohne Absicht, zur Verbreitung von neuen Begriffen und Anschauungen in unserem Lande beigetragen haben. Wir haben aus ihnen gelernt, und wir haben ausgelernt. Jede von ihnen hat geleistet, was in ihren Kräften stand. Welche am meisten? Diese Frage kann ich nicht mit Bestimmtheit beantworten, denn aus besonderen Gründen, die nebenbei nur für mich von Bedeutung sind, kann ich nicht alles sagen, was ich denke. Ich erinnere mich stets an Montaignes kluge Lebensregel und halte viele Wahrheiten in der geballten Faust fest. Die Hauptsache ist, daß ich in der Chamäleonskunst noch allzu wenig Erfahrung habe und auch so dumm bin, meine Meinungen hochzuhalten, nicht als Literat und Schriftsteller (zumal ich vorerst weder das eine noch das andere bin), sondern als ehrlicher, gewissenhafter Mensch, und es mir irgendwie peinlich ist, der einen Zeitschrift einen Panegyrikus[*] zu schreiben, wenn ich der anderen die Gerechtigkeit versagen muß...[62] Was tun? Meinen Auffassungen nach gehöre ich eben noch nach Arkadien! ... Also kein Wort über die Zeitschriften! Ich werfe einen Blick auf meinen riesigen Schreibtisch, auf dem all diese Toten dank meiner Trägheit und der in meinem Zimmer herrschenden Unordnung in Haufen wie im Grabe durch- und übereinander, miteinander ausgesöhnt liegen, und ich blicke mit einem wehmütigen Lächeln auf sie nieder und sage:

„Und alles dies ist gut und schön!“

(*Schluß folgt*) [89]

Literarische Träumereien

(Schluß)

„Noch diese eine, diese letzte Kunde,
Und fertig ist die Chronik, die ich schrieb.“

Puschkin

Das Jahr dreißig, das *Cholera*jahr, war ein wahres *Schrecken*sjahr für unsere Literatur, ein wahrhaft verhängnisvoller Zeitabschnitt; mit ihm begann im Dasein unserer Literatur eine gänzlich neue Periode, die sich von Anfang an schroff von der voraufgehenden unterschied. Aber es gab keinen Übergang zwischen diesen beiden Perioden, statt dessen trat eine Art gewaltsamer Unterbrechung ein. Dergleichen naturwidrige Sprünge beweisen meiner Ansicht

[61] Aus dem Gedicht „Der Sänger im russischen Heerlager“ von Shukowski.
[*] prunkvolle Rede aus festlichem Anlaß
[62] Es widersprach Belinskis Gerechtigkeitsgefühl, dem von N. Polewoi herausgegebenen „Moskauer Telegraphen“, der besten Zeitschrift der zweiten Hälfte der 20er Jahre, die auf allerhöchsten Befehl verboten worden war und eine Zeitlang in der Presse nicht erwähnt werden durfte, „die Gerechtigkeit versagen“ zu müssen.

nach am besten, daß wir keine Literatur und demzufolge auch keine Geschichte der Literatur haben; denn keine Erscheinung in ihr ergab sich folgerichtig aus einer anderen Erscheinung, kein Ereignis entsprang einem andern Ereignis. Die Geschichte unseres Schrifttums ist nicht mehr und nicht minder als die Geschichte von verfehlten Versuchen, durch blinde Nachahmung der Auslandsliteraturen eine eigene Literatur zu schaffen, aber eine Literatur läßt sich nicht schaffen; sie entsteht ebenso wie die Sprache und die Gebräuche unabhängig vom Wollen und Wissen des Volkes. Und so hörte denn im Jahre dreißig die *Puschkinsche* Periode auf, oder richtiger, sie brach plötzlich ab, denn in diesem Jahr hörte Puschkin selbst auf, und mit ihm sein Einfluß; seither entrang sich seiner Leier fast keiner der einstigen Klänge mehr. Seine Gehilfen, seine Gefährten in der Kunst sangen ihre alten Lieder und sattsam bekannten Träume weiter, aber es hörte ihnen niemand mehr zu. Das Alte war allen schon zum Überdruß geworden, und etwas Neues bekam man von ihnen nicht zu hören, denn sie blieben auf der gleichen Linie stehen, bei der sie angefangen hatten, und wollten sich nicht von der Stelle rühren. Alle Zeitschriften gingen ein, als wären sie vom Schlagfluß oder tatsächlich vom Choleramorbus hingerafft. Die Ursache dieses jähen Todes oder dieser verheerenden Seuche war die gleiche wie die, infolge deren wir keine Literatur haben. Sie waren fast alle ohne zwingenden Grund, einfach aus Langerweile oder Sensationsbedürfnis entstanden und hatten daher weder eigenen Charakter und Selbständig-[90]keit noch Kraft oder Einfluß auf die Gesellschaft, und so sanken sie unbeweint in ihr frühes Grab. Nur für zwei von ihnen darf man eine Ausnahme machen! Nur zwei können mit reichen Ergebnissen aufwarten, die für den Betrachter interessant und lehrreich sind. Die eine, ein ehrwürdiger Greis, der einst unsere junge Gesellschaft am Gängelband führte, der von jeher eine enorme Autorität genoß und despotisch die literarischen Meinungen lenkte; die andere, ein Jüngling mit feurigem Herzen und edlem Drang zum Gemeinwohl, im Besitz aller Voraussetzungen, sein schönes Ziel zu erreichen, was ihm dennoch nicht gelang. Der „Westnik Jewropy“ hat etliche Generationen überlebt und etliche Generationen herangebildet, von denen die letzte, die er großgezogen hatte, erbittert gegen ihn revoltierte. Aber er blieb stets der gleiche, wandelte sich nicht und kämpfte bis zum letzten Atemzug; es war ein edler, ein aller Achtung werter Kampf, ein Kampf nicht um kleinliche, persönliche Vorteile, sondern um innerste Auffassungen und Überzeugungen. Die Zeit und nicht die Gegner haben diese Zeitschrift getötet, und daher war ihr Tod ein natürlicher und kein gewaltsamer.*

---

* Interessant ist, daß Herr Katschenowski, der die Puschkingeneration gegen sich in Harnisch brachte und als Literat und Kritiker zur Zielscheibe ihrer heftigsten Anfeindungen und Verfolgungen wurde, in der nächsten Generation als Gelehrter und Erforscher der vaterländischen Geschichte eifrige Anhänger und Verteidiger fand. Das ist übrigens keineswegs verwunderlich. Ein Mensch kann nicht alles in sich vereinen; allumfassender Verstand und vielseitiges Talent zugleich werden nur einigen wenigen Auserwählten zuteil. Daher lese man bei Herrn Gogol seine vorzüglichen Märchen und bei Herrn Katschenowski die Aufsätze über russische Geschichte, die entweder von ihm oder unter seinem leitenden Einfluß geschrieben sind, und gedenke dabei der lateinischen Redensart *suum cuiqtte* oder beser noch des weisen Ausspruchs unseres großen Fabeldichters:

„Es taugt nicht, wenn der Schuster Brote bäckt
Und wenn der Bäcker Schuhe flickt.“*)

Ich bin kein Gelehrter und habe nur sehr vage Begriffe von Geschichte. Ich urteile nicht als Fachmann, sondern als Laie, aber schließlich besteht das Publikum ja auch aus Laien. Deshalb verdient jede ehrliche Meinung eines Laien ein gewisses Maß von Beachtung, zumal wenn sie ein Widerhall der *allgemeinen*, d. h. *herrschenden* Meinung ist. Wir haben gegenwärtig zwei [91] historische Schulen, die von Schlözer und die von Herrn Katschenowski. Die eine stützt sich auf ihr Alter, auf Gewohnheit, auf die Achtung vor der Autorität ihres Begründers, die andere, soweit ich verstehe, auf den gesunden Menschenverstand und tiefe Gelehrtheit. Obzwar ich hinsichtlich dieser gänzlich ohne Schuld bin, erhebe ich doch einen gewissen Anspruch auf jenen, und daher will es mir durchaus natürlich scheinen, daß die heutige Generation, die frei ist von Erinnerungen an die alte Zeit und von den Vorurteilen der Autoritäten, die Geschichtsauffassung des Herrn Katschenowski mit Begeiste-

Der „Moskowski Westnik“ besaß viele Vorzüge, viel Geist, viel Talent, viel Temperament, aber wenig, äußerst wenig Findigkeit und Scharfblick und trägt deshalb selbst die Schuld an seinem vorzeitigen Ende. In einer Zeit sprudelnden Lebens, in einer Zeit der Meinungskämpfe und geistigen Zusammenstöße, kam er auf die Idee, eine gemäßigte Haltung zu wahren und schroffe Urteile zu vermei-[91]den, und brachte zwar viele wichtige, gelehrte Aufsätze, aber wenige Rezensionen und polemische Artikel, die doch einer Zeitschrift das Leben geben, war arm an Belletristik, ohne die eine russische Zeitschrift keinen Erfolg hat, und enthielt, was das Schrecklichste war, keine ausführlichen und genauen Modeberichte und keine Modebildchen als Beilage, ohne die ein russischer Zeitungsverleger kaum auf Abonnenten rechnen kann. Was will man machen? Ohne kleine, scheinbar nichtssagende Kompromisse läßt sich kein vorteilhafter Frieden schließen. Dem „Moskowski Westnik“ fehlte die Aktualität, man kann ihn auch heute wie ein gutes Buch lesen, das nie seinen Wert verliert, aber eine Zeitschrift im vollen Sinne des Wortes ist er nie gewesen. Als Journalist zur Welt zu kommen und zu wirken, ist, wie beim Dichter, Sache der Berufung. Ich wollte gar nicht über die Zeitschriften sprechen und habe mich gegen meinen Willen hinreißen lassen. Da ich nun einmal bei den Entschlafenen bin, möchte ich noch zwei Worte über eine lebende Zeitschrift verlieren, allerdings ohne ihren Namen zu nennen, der sehr leicht zu erraten ist. Sie existiert schon lange, erschien in einfacher, dann doppelter, schließlich dreifacher Ausgabe und zeichnete sich unter ihren Schwestern stets durch eine Art besonderer Unpersönlichkeit aus.[63] Zu einer Zeit, als der „Westnik Jewropy“ für die geheiligte alte Ideenwelt eintrat und bis zum letzten Atemzug das Schwert gegen die verhaßten Neuerungen führte, zu einer Zeit, als das junge Geschlecht der neuen Journale ihrerseits auf Leben und Tod gegen das langweilige, überdrüssig gewordne Alte kämpfte und mit edler Aufopferung das Banner des Jahrhunderts aufzupflanzen bemüht war, brachte besagte Zeitschrift eine neue Ästhetik auf, nach der ein Werk erhaben und schön ist, wenn es in großer Auflage erscheint und gut gekauft wird, sowie eine neue Politik, nach der ein Schriftsteller heute Byron in den Schatten stellte und morgen „chute [92] complète“ [kompletter Sturz] erlitt. Dieser umsichtigen Politik folgend, schrieben einige unserer Walter Scott Erzählungen über die Nikandr Swistuschkin, die Autoren solcher Dichtungen wie „Die Juden“ oder „Die Diebe“ usw.[64] Kurz, diese Zeitschrift war eine einmalige, beispiellose Erscheinung in unserer Literatur.

Und so brach eine neue Periode unserer Literatur an. Wer war das Haupt dieser neuen, der *vierten* Periode unseres unreifen Schrifttums? Wer hat gleich Lomonossow, Karamsin und Puschkin das allgemeine Interesse und die öffentliche Meinung beherrscht, die letztere souverän gelenkt, den zeitgenössischen Werken den Stempel seines Genies aufgedrückt, seiner Zeit Leben verliehen und die zeitgenössischen Talente in die richtigen Bahnen gelenkt? Wer, frage ich, war die Sonne in diesem neuen Weltensystem? Leider niemand – wenn auch viele auf diesen Ehrentitel Anspruch erhoben. Zum erstenmal stand die Literatur ohne Oberhaupt da und zerfiel aus einer großen Monarchie in eine Unzahl voneinander unabhängiger Kleinstaaten, die sich untereinander beneiden und befehden. Köpfe gab es zwar zur Genüge, aber sie fielen ebenso rasch, wie sie sich aufgereckt hatten. Kurz, in unserer Literaturgeschichte ist dies die Schreckenszeit des Interregnums und der Usurpatoren.

Der Gegensatz zwischen dem Heute und der *Puschkinschen* Periode ist ebenso groß wie einst der Gegensatz zwischen der *Puschkinschen* und der *Karamsinschen* Periode. Leben und Tä-

---

rung aufgenommen hat. Übrigens gehört die wissenschaftliche Literatur nicht in mein Fach, und ich habe dies nur beiläufig, apropos erwähnt. – *Der Verfasser.* – *) Aus Krylows Fabel „Der Hecht und der Kater“.

[63] Gemeint sind die von Gretsch und Bulgarin herausgegebenen Zeitschriften „Der Sohn des Vaterlands“ (seit 1812), „Das nördliche Archiv“ (seit 1822) und „Die nördliche Biene“ (seit 1825).

[64] „Nikandr Swistuschkin“ ist ein gegen Puschkin gerichtetes Pamphlet von Bulgarin, der Puschkins Dichtungen „Die Zigeuner“ und „Die Räuberbrüder“ die Titel „Die Juden“ und „Die Diebe“ gab.

tigkeit haben aufgehört. Der Waffenlärm ist verhallt, die müden Kämpfer haben die Schwerter in die lorbeergeschmückten Scheiden gesteckt, wobei jeder sich selbst den Sieg zuschrieb, den niemand wirklich errungen hatte. Zu Beginn allerdings, besonders in den ersten zwei Jahren, wurde noch verzweifelt gekämpft, aber das war bereits kein neuer Krieg, sondern der Ausklang des alten; das war der *Dreißigjährige Krieg* nach dem Tod Gustav Adolfs und dem Hingang Wallensteins. Jetzt hat auch dieser blutige Krieg aufgehört, doch ohne Westfälischen Frieden, ohne ein befriedigendes Ergebnis für die Literatur. Die *Puschkinsche* Periode hatte sich durch eine Art wilde Manie des Verseschreibens ausgezeichnet; die neue Periode dagegen bekundete schon im ersten Beginn eine ausgesprochene Neigung zur Prosa. Aber leider bedeutete dies keinen Fortschritt, keine Erneuerung, sondern ein Verkümmern und Dahinschwinden der schöpferischen Regsamkeit. In der Tat, es ist so weit gekommen, daß entschieden behauptet wird, auch das beste Gedicht könne heutzutage keinen [93] Erfolg haben. Eine törichte Ansicht! Offensichtlich stammt auch sie, wie alles, nicht von uns, sondern ist eine freie Nachahmung der Meinung unserer europäischen Nachbarn. Dort bekommt man des öfteren zu hören, das Epos habe in unserer Zeit keine Daseinsberechtigung mehr, und wie mir scheint, ist man schon dabei angelangt, daß in unserer Zeit auch das Drama am Ende sei. Derartige Auffassungen sind höchst seltsam und oberflächlich. Die Poesie ist sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten in ihrem Wesenskern gleichgeblieben; geändert haben sich nur die Formen, im Einklang mit dem Geist, der Richtung und dem Fortschritt sowohl der gesamten Menschheit wie jedes Volkes im einzelnen. Die Einteilung der Dichtkunst in Gattungen ist keine willkürliche; sie hat ihren Grund und ihre Notwendigkeit im eigentlichsten Wesen der Kunst. Es gibt nur drei Gattungen der Poesie, und es kann ihrer nicht mehr geben. Jedes Werk ist unabhängig von der Gattung in allen Jahrhunderten und in jedem Augenblick schön, wenn es in Geist und Form den Stempel seiner Zeit trägt und allen ihren Anforderungen entspricht. Ich habe irgendwo gelesen, daß Goethes „Faust“ die „Ilias“ unserer Zeit sei, eine Meinung, der man unbedingt beistimmen muß! Und in der Tat: ist Walter Scott nicht ebenfalls unser Homer, im Sinne des *Epikers*, wenn nicht gar als der volle Ausdruck des Geistes seiner Zeit? Und so ist es auch heute mit uns: es brauchte nur ein neuer Puschkin zu kommen, aber nicht ein Puschkin von 1835, sondern der Puschkin von 1829, und Rußland würde wieder anfangen, Gedichte auswendig zu lernen. Aber wer, außer den armen Lesern ex officio*, denkt auch nur daran, einen Blick in die Erzeugnisse unserer neuen Gedichteschreiber, der Herren Jerschow, Strugowschtschikow, Markow, Snegirjow u. a. zu werfen?

Romantik, das war das erste Wort, das die *Puschkinsche* Periode durchhallte; *Volksgeist*, das ist das Alpha und das Omega der neuen Periode. Ebenso wie damals jeder Papierbekritzler sich nach Leibeskräften mühte, als *Romantiker* zu gelten, erhebt heute jeder literarische Hanswurst auf den Titel eines Volksschriftstellers Anspruch. *Volksgeist*, welch köstliches Wort! Was ist dagegen eure *Romantik*! In der Tat, dieses Bemühen um den Volksgeist ist eine höchst bemerkenswerte Erscheinung. Man sehe sich einmal an, womit sich die verdienten Koryphäen unserer Literatur heute beschäftigen, ganz zu schweigen von unseren Romanciers und überhaupt von den neuen Schriftstellern. Shukowski, dieser Poet, dessen dichterisches Genie [94] stets an das nebelumwobene Albion [England] und das phantastische Deutschland gefesselt war, hat plötzlich seine vom Scheitel bis zur Sohle in Stahl gehüllten Paladine, seine wunderschönen treuen Prinzessinnen, seine Zauberer und seine verwunschenen Schlösser vergessen – und sich daran gemacht, russische Märchen zu schreiben ... Muß erst bewiesen werden, daß diese russischen Märchen mit dem russischen Geist, von dem in ihnen nichts zu hören und zu sehen ist, ebensowenig harmonieren wie mit dem deutschen oder dem griechischen Hexameter? ... Wir wollen jedoch diese Verirrungen eines gewaltigen Talentes, das sich vom Zeitgeist hat hinreißen lassen, nicht allzu streng beurteilen. Shu-

* von Amts wegen, amtlich, kraft Amtes

kowski hat seine Laufbahn und sein Werk vollendet, und wir haben nicht das Recht, mehr von ihm zu erwarten. Anders steht es mit Puschkin. Es ist seltsam zu sehen, wie dieser außergewöhnliche Mensch, der wie kein anderer mit solcher Selbstverständlichkeit volkstümlich war, als er es nicht bezweckte, jetzt, wo er es um jeden Preis sein möchte, so wenig volkstümlich ist; es ist seltsam zu sehen, daß er uns heute als etwas Bedeutsames vorsetzt, was er früher mit leichter Hand im Überfluß ausstreute. Mir scheint, dieses Bemühen um den Volksgeist kam daher, daß alle plötzlich lebhaft fühlten, wie haltlos unsere Nachahmungsliteratur ist, und nun eine Volksliteratur schaffen wollten, ebenso wie sie früher mit Gewalt eine nachahmende schaffen wollten. Also wieder ein Zweck, wieder bewußte Anstrengung, wieder die alte Weise nach neuer Melodei? Aber ist Krylow etwa deshalb so im höchsten Grade volkstümlich, weil er volkstümlich sein wollte? Nein, er dachte nicht im geringsten daran; er war volkstümlich, weil er nicht anders als volkstümlich sein konnte; er war unbewußt volkstümlich, und er kannte schwerlich ganz den Wert dieses volkstümlichen Geistes, den er ohne alle Mühe und Anstrengung seinen Schöpfungen eingab. Seine Zeitgenossen wußten jedenfalls diesen Vorzug an ihm wenig zu schätzen: sie warfen ihm oft seine *niedrige Art* vor und stellten andere Fabeldichter, die weit unter ihm standen, auf eine Ebene mit ihm. Demnach ist das ganze Betreiben unserer Literaten, die so eifrig um den Volksgeist bemüht sind, verlorene Liebesmüh. Und wirklich, was stellt man sich bei uns überhaupt in diesem Zusammenhang unter „*Volk*“ vor? Alle, buchstäblich alle, verwechseln diesen Begriff mit dem *einfachen Volk* und teilweise auch mit Trivialität. Aber dieser Irrtum hat seinen Grund, seine Ursache, und man soll ihn keineswegs allzu hart angreifen. Ich sage sogar mehr: in bezug [95] auf die russische Literatur kann man *Volkstümlichkeit* gar nicht anders auffassen. Was macht die Volkstümlichkeit einer Literatur aus? Das Siegel der Volksphysiognomie, der Typus des Volksgeistes und des Volkslebens. Aber besitzen wir überhaupt unsere eigene Volksphysiognomie? Das ist eine schwer zu lösende Frage. Unsere Nationalphysiognomie hat sich in den unteren Volksschichten am stärksten erhalten; deshalb sind unsere Schriftsteller – versteht sich, soweit sie begabt sind – dann volksnahe, wenn sie in ihren Romanen oder Dramen die Sitten, Gebräuche, Begriffe und die Gefühlswelt der Plebs wiedergeben. Aber besteht das Volk denn nur aus der Plebs? Nie und nimmer. So, wie der Kopf den wichtigsten Teil des menschlichen Körpers bildet, so stellen auch die Mittel- und die Ober. schichten vor allem das Volk dar. Ich weiß, daß der Mensch in allen Zuständen Mensch ist, daß auch der einfache Mann von den gleichen Leidenschaften, Gefühlen und Gedanken bewegt wird wie der große Herr und deshalb so wie dieser einer poetischen Analyse wert ist; und doch kommt das höhere Leben des Volkes vor allem in seinen höheren Schichten zum Ausdruck oder, richtiger gesagt, in der Gesamtidee des Volkes. Daher wird man stets in Einseitigkeit verfallen, wenn man einen Teil dieser Gesamtheit zum Gegenstand seiner dichterischen Eingebung macht. Man wird diesem Extrem auch dann nicht entgehen, wenn man sich in seinem Schaffen auf die Geschichte unseres Volkes vor Peter dem Großen beschränkt. Die höheren Schichten des Volkes haben bei uns noch keine rechte Gestalt, keinen bestimmten Charakter; ihr Leben bietet der Poesie wenig. Ist der sehr schöne Roman von Besglassny „Prinzessin Mimi“ nicht wirklich ein wenig seicht und fade? Erinnert man sich an das Epigramm? – „‚*Meine Farben sind blaß*‘, *sagte der Maler. ‚Aber was kann ich tun, wenn es in unserer Stadt keine besseren gibt*?‘“ Da haben Sie die beste Rechtfertigung des Dichters und zugleich den besten Beweis, daß dieser Roman so volksnahe wie nur möglich ist. So sollte also unser Volksgeist in der Literatur nichts als ein Phantom sein? Beinahe, wenn auch nicht ganz. Was ist das Hauptelement unserer besonders volksnahen Bücher? Sie sind entweder Skizzen aus der russischen Frühzeit (vor Peter dem Großen) oder aus dem Leben des einfachen Volks, und deshalb die unvermeidlichen Imitationen des Tones der alten Chroniken und Volksweisen oder der Sprechweise des einfachen Volkes. Aber in diesen Chroniken, in diesem längst vergangenen Leben, weht doch der Hauch des allge-[96]meinen menschlichen Lebens, das hier in einer seiner tausend Formen

auftritt; man muß nur verstehen, ihn mit dem Geist und dem Gefühl aufzuspüren und ihn mit Hilfe der Phantasie im Kunstwerke zu reproduzieren. Darin liegt alle Kraft und Bedeutung. Aber der Künstler muß eben ein Genie sein, wenn die Idee des russischen Lebens wirklich in seinen Werken atmen soll; das ist der schlüpfrigste Weg. Wir sind durch die Ära Peters des Großen von den Lebensformen unserer Vorfahren so weit losgelöst oder, richtiger gesagt, losgerissen worden, daß man sie zuerst unbedingt gründlich studieren muß, ehe man ans Werk schreitet; man wäge also gut ab, sowohl die eigenen Kräfte wie das Ziel, und schreibe nicht gleich allzu selbstsicher: die Russen im Jahre soundso und soundso...[65] Dabei ist noch zu vermerken, daß das *russische Leben* vor Peter dem Großen viel zu geruhsam und einseitig dahinfloß oder, richtiger, in eigenen, originellen Formen in Erscheinung trat: wer sich hier an Walter Scott hält, kann leicht ein böses Zerrbild entstehen lassen. Ein Schriftsteller, der die Liebe zur Grundlage seines Romans und Herz und Hand einer treuen Schönen zum Ziel aller Bemühungen seines Helden macht, zeigt damit nur deutlich, daß er von Altrußland nichts versteht. Ich weiß, daß unsere Bojaren über Zäune stiegen, wenn sie zu ihrem Schatz schlichen, aber das war eine Schändung und Verzerrung des behäbigen, gemessenen und ruhevollen russischen Lebens, nicht aber eine Äußerung desselben. Solche Ritter der Nacht wurden von den eifersüchtigen Gatten mit der Peitsche und dem Zaunpfahl gezüchtigt und nicht im edlen Zweikampf aus dem Sattel gehoben. Solche Schönen galten als Buhlerinnen und nicht als Sympathie und Anteilnahme verdienende Opfer der Leidenschaft. Unsere Altvordern liebten *nach Gesetz und Recht* oder auf kleinen Seitensprüngen, und sie legten ihrer Angebeteten nicht das Herz zu Füßen, sondern zeigten ihr schon beizeiten die seidene Peitsche und hielten sich streng an die weise russische Regel: *Lieb dein Weib von Herzen, rüttel sie wie einen Birnbaum* oder *klopfe sie aus wie einen Pelz.* Allgemein gesprochen, lieben wir auch heute nicht ganz auf ritterliche Art, und Ausnahmen beweisen noch gar nichts.

Was aber die lebendige, naturwahre Darstellung von Szenen aus dem Leben des einfachen Volkes anlangt, so bilde man sich nicht allzuviel auf sie ein. Im „Roslawlew“ gefällt mir sehr gut die Szene im Wirtshof, aber nur deshalb, weil dort der Charakter einer unserer Volksklassen, so, wie er sich in einer entscheidenden Stunde unse-[97]res Vaterlandes gezeigt hat, treffend gezeichnet ist. Sprichwörter, Redensarten und eine primitive Sprache bieten an sich nichts Unterhaltsames. Aus all dem Obengesagten geht hervor, daß unsere Volkstümlichkeit sich vorerst auf die naturgetreue Darstellung von Bildern aus dem Volksleben beschränkt, aber nicht den besonderen Geist und die besondere Richtung des russischen Wirkens erfaßt, die unabhängig vom Gegenstand und Inhalt gleicherweise in allen Werken zum Ausdruck kommen müßten. Jedermann weiß, daß die französischen Klassiker in ihren Tragödien die griechischen und die römischen Helden *gallifiziert* haben. Das ist echte Volkstümlichkeit, die sich stets, auch in der falschen Darstellung, treu bleibt! Sie beruht auf der Denk- und Fühlweise, die diesem oder jenem Volke eigen ist. Ich glaube unverbrüchlich an die Genialität Goethes, obgleich ich, da ich das Deutsche nicht beherrsche, äußerst wenig von ihm kenne. Aber, offen gestanden, ich glaube nicht recht an den *Hellenismus* seiner „Iphigenie“. Je größer das Genie, desto mehr ist es ein Sohn seines Jahrhunderts, ein Bürger seiner Welt, und derartige Versuche, einen gänzlich fremden Volksgeist auszudrücken, laufen immer auf eine mehr oder minder geglückte Imitation hinaus. Gibt es also in unserer Literatur Volksgeist in diesem Sinne? Nein. Und trotz allen edlen Wünschen der aufgeklärten Patrioten kann das auch vorerst nicht der Fall sein. Unsere Gesellschaft ist noch zu jung und ungefestigt, sie hat sich noch nicht von der europäischen Vormundschaft frei gemacht, und ihre Physiognomie ist noch nicht klar herausgearbeitet und geformt. Den „Gefangenen im Kaukasus“, die „Fontäne von Bachtschissarai“ und die „Zigeuner“ hätte jeder europäische Dichter schreiben können,

[65] Anspielung auf die Romane „Juri Miloslawski oder die Russen im Jahre 1612“ und „Roslawlew oder die Russen im Jahre 1812“ von Sagoskin.

aber „Eugen Onegin“ und „Boris Godunow“ konnte nur ein russischer Dichter schreiben. *Absolute* Volkstümlichkeit ist nur bei Menschen möglich, die von fremden ausländischen Einflüssen ganz unberührt sind, und darum ist Dershawin volkstümlich. *Also, unsere Volkstümlichkeit besteht in einer getreuen Wiedergabe der Bilder des russischen Lebens.* Betrachten wir, was in dieser Hinsicht die Dichter der neuen Periode unserer Literatur geschaffen haben.

Die Anfänge dieser *volkstümlichen* Richtung in unserer Literatur fallen noch in die *Puschkinsche* Periode; nur trat sie damals nicht so auffällig in Erscheinung. Den Anfang machte Herr Bulgarin. Aber da er kein Künstler ist, was heute außer von seinen Freunden von niemandem mehr bezweifelt wird, nützten seine Romane nicht der [98] Literatur, sondern der Gesellschaft, d. h. mit jedem von ihnen bewies er irgendeine Dutzendwahrheit aus dem praktischen Leben, und zwar:

I. mit „Iwan Wyshigin“: was für einen Schaden Rußland die ausländischen Emigranten und Schelme zufügen, die ihre Dienste als Erzieher, Verwalter und bisweilen gar als Schriftsteller anbieten;

II. mit dem „Falschen Demetrius“: wer Meister in der Darstellung kleiner Gauner und Schelme ist, der mache sich nicht an die Darstellung großer Missetäter[66];

III. mit „Peter Wyshigin“: *wenn der Sommer vorbei ist, geh nicht nach Himbeeren in den Wald*; oder mit anderen Worten: *schmiede das Eisen, solange es heiß ist*.[67]

Ich wiederhole: Faddej Wenediktowitsch ist nicht Dichter, sondern praktischer Philosoph, Philosoph des wirklichen Lebens. Seine Schöpfungen zeigen poetische Seiten nur bei der lebendigen, naturgetreuen Darstellung von Gaunereien und Spitzbubenstreichen. Aus Gerechtigkeitsgründen soll vermerkt werden, daß er mit dem ungewöhnlichen Erfolg seiner Romane oder, richtiger, ihrem vorzüglichen Absatz viel zur Belebung unseres literarischen Schaffens beigetragen und eine unendliche Geschlechterfolge von Romanen hervorgebracht hat. Ihm verdankt das russische Publikum auch den literarischen Aufstieg Alexander Anfimowitsch Orlows.

Viel hat für die volkstümliche Richtung Herr Pogodin getan. Im Jahre 1826 erschien sein kleiner Roman „Der Bettler“ und im Jahre 1829 seine „Schwarze Sucht“. Beide Romane sind bemerkenswert, weil sie meisterhafte, mit Gefühlswärme erfüllte naturgetreue Schilderungen der Sitten des einfachen russischen Volkes sind, der letztere auch darum, weil ihm eine schöne dichterische Idee zugrunde liegt. Hätte sich Herr Pogodin in seinen Büchern konsequent aufwärtsentwickelt, so besäße die russische Literatur in ihm einen Schriftsteller, auf den sie mit Recht stolz sein dürfte. Übrigens gebührt nicht nur ihm die Ehre, die Volkstümlichkeit in die erzählende Literatur eingeführt zu haben; sie wird von anderen bemerkenswerten Talenten in diesem oder jenem Maße geteilt.

„Jurij Miloslawski“ war der erste gute russische Roman. Obgleich ihm das künstlerisch Abgerundete und in sich Geschlossene fehlt, zeigt er mit besonderer Meisterschaft die Lebensweise unserer Ahnen, soweit sie an die heutige anklingt, und ist außerordentlich [99] warm geschrieben. Fügt man noch die fesselnde Handlung und die Neuheit des gewählten Stoffs hinzu, bei dem der Verfasser weder Vorbilder noch Vorgänger hatte, und man wird den Grund seines außergewöhnlichen Erfolges begreifen. „Roslawlew“ zeichnet sich durch dieselben Werte und dieselben Mängel aus: er ist nicht abgerundet und in sich geschlossen, da-

[66] Diese Charakteristik bezieht sich auf F. W. Bulgarin selbst.
[67] Spielt auf die Tatsache an, daß der Roman „Peter Wyshigin“ im Vergleich zu „Iwan Wyshigin“, dessen Fortsetzung er war, sehr schlechten Absatz fand.

für lebendig in den Bildern des Volkslebens.

„Kirgiskaisak“ von Herrn Uschakow war ein erstaunliches und überraschendes Ereignis. Das Buch zeichnet sich durch tiefes Gefühl und andere Vorzüge eines echten Kunstwerks aus, und dabei stammt es von dem Verfasser des „Kater Burmosek“ und vieler ebenso umfangreicher wie langweiliger Aufsätze über das Theater, über polnische Literatur, über dies und das, die sich durch zahnlose Witzeleien und eine putzige Ambition auf kritisches Talent und Gelehrtheit hervortun. Aber so ist es einmal. „Kirgiskaisak“ ist in dieser Hinsicht keine Einzelerscheinung in unserer Literatur. Hat Ablessimow nicht gewissermaßen aus *Versehen* seinen „Müller“ geschrieben und Herr Wojejkow sein „Irrenhaus“?

Die letzte Periode war durch zwei neu aufkommende beachtenswerte Talente gekennzeichnet: Herrn Weltman und Herrn Lashetschnikow. Herr Weltman schreibt sowohl in Versen wie in Prosa und verrät in beiden Fällen echtes Talent. Seine Dichtungen „Der Flüchtling“ und „Die Wälder von Murom“ waren Anachronismen und gefielen daher nicht. Übrigens weist die letztere Dichtung bei allen ihren Schwächen sehr schöne Stellen auf. Das Lied des Räubers „*Was glühst du so trüb, liebes Morgenrot*?“ kennt wohl jeder auswendig. „Der Wanderer“ ist trotz unnötiger Gespreiztheit reich an Witz, der überhaupt im Talent des Herrn Weltman vorherrschend ist. Dieses Talent schwingt sich übrigens zeitweise zu großer Höhe auf: so ist der „Iskender“ eines der schönsten Juwelen unserer Literatur. Herrn Weltmans bestes Werk ist „Der unsterbliche Koschtschej“. Hier sieht man, daß Herr Weltman Altrußland in seinen Chroniken und seinen Sagen tiefgründig erforscht und mit dichterischem Einfühlungsvermögen erfaßt hat. Das Buch bringt eine Reihe reizender Bilder, an denen man immer neue Freude hat. Im ganzen muß von Herrn Weltman gesagt werden, daß er schon zu lange und zu viel mit seinem Talent spielt, das außer von der „Lesebibliothek“ von niemandem bezweifelt wird. Er sollte schon einmal mit der Spielerei aufhören und dem Publikum endlich das Buch be-[100]scheren, das es mit Recht von ihm erwartet, denn Herr Weltman besitzt so viel Talent, so viel Geist und Gefühl, so viel Eigenart und Ursprünglichkeit!

Herr Lashetschnikow gehört nicht zu den neueren Schriftstellern; er ist schon seit langem bekannt durch sein „Feldtagebuch eines Offiziers“. Dieses Werk brachte ihm zwar literarische Berühmtheit, aber da es unter dem Einfluß Karamsins geschrieben war, ist es trotz manchen Vorzügen heute vergessen, ja selbst der Verfasser nennt es eine Jugendsünde.* Aber wie dem auch sei, Herr Lashetschnikow genoß auf Grund dieses Buches den Ruhm eines Schriftstellers, und daher sah man seinem „Novizen“ mit allgemeiner Erwartung entgegen. Herr Lashetschnikow hat diese Hoffnungen nicht getäuscht, er hat sogar die allgemeine Erwartung übertroffen und wird heute mit Recht als der beste russische Romancier anerkannt. Der „Novize“ ist in der Tat ein außergewöhnliches Werk, das den Stempel echten Talents trägt. Herr Lashetschnikow besitzt alle Voraussetzungen eines guten Romanciers: Talent, Wissen, feuriges Gefühl und langjährige Lebenserfahrung. Der Hauptmangel des „Novizen“ liegt darin, daß dieses Buch das erste Werk des Verfassers in dieser Art war. Daraus ergab sich eine Spaltung des Interesses, stellenweise eine unnötige Redseligkeit und eine allzu bemerkbare Abhängigkeit vom Einfluß ausländischer Vorbilder. Aber welch eine kühne, üppige Phantasie, welch treffende Zeichnung der Personen und der Charaktere, welche Mannigfaltigkeit der Bilder, wieviel Leben und Bewegung in der Handlung! Die vom Verfasser gewählte Epoche ist die romantischste und dramatischste Episode in unserer Geschichte und bietet das dankbarste Feld für einen Dichter. Doch bei aller Anerkennung, die dem dichterischen Talent des

* Bei dieser Gelegenheit bitte ich den geehrten Verfasser des „Novizen“ um Verzeihung, daß ich mich ungewollt gegen ihn vergangen habe. Ich wußte sehr gut, daß das schöne Lied „Sang so süß die Nachtigall“ von ihm stammt, denn ich hatte die Ehre, es von ihm selbst zu erfahren. Meine ganze Schuld besteht darin, daß ich mich nicht genau genug ausgedrückt habe. – *Der Verfasser.*

Herrn Lashetschnikow gebührt, muß doch gesagt werden, daß er die von ihm gewählte Epoche nicht voll auszuwerten verstanden hat, und das kommt, wie mir scheint, von seiner nicht ganz richtigen Auffassung dieser Epoche. Vor allem wird das durch die Hauptperson seines Romans bewiesen, die ihm meiner Ansicht nach am wenigsten gelungen ist. Man sage mir: was hat diese Figur Russisches oder auch nur Individuelles? [101] Das ist einfach eine Figur ohne eignes Gesicht und ein Mensch eher unserer Zeit als des 17. Jahrhunderts. Überhaupt hat der „Novize“ viele Helden und keine Hauptperson. Ausgesprochen im Vordergrund steht Patkul; er ist in Lebensgröße und mit Meisterhand gezeichnet. Aber das interessanteste, das Lieblingskind der Phantasie des Autors, ist wohl das Schweizermädchen Rosa; sie ist eines jener Geschöpfe, um die auch ein Balzac den Dichter beneiden dürfte. Da ich weder Zeit noch Platz genug habe, kann ich hier nicht ausführlich auf den „Novizen“ eingehen, obwohl ich viel über ihn zu sagen hätte! Ich fasse zusammen: das Buch zeigt das große Talent des Dichters, trägt ihm den Ehrentitel des ersten russischen Romanschriftstellers ein. Seine Schwächen kommen teilweise daher, daß der Verfasser, wie mir scheint, die Epoche Peters des Großen von einem nicht ganz richtigen Standpunkt aus angesehen hat, hauptsächlich aber daher, daß der „Novize“ sein erstes Werk war. Auszüge aus seinem neuen Roman lassen uns hoffen, daß er den ersten beträchtlich überragen und das Vertrauen, welches das Publikum seinem Talent entgegenringt, durchaus rechtfertigen wird.

Jetzt habe ich nur noch über eine höchst bemerkenswerte Erscheinung in unserer Literatur zu sprechen, und zwar über den Schriftsteller, der sich mit dem Pseudonym Besglassny und ъ. ь. Й[68] unterzeichnet. Man sagt, es handelt sich hier um... aber was geht uns der Name eines Verfassers an, zumal wenn dieser ihn nicht zur Schau stellen möchte? Da er unlängst selbst erklärt hat, daß er weder A. noch B. noch C. sei, können wir ihn getrost O. nennen. Dieser O. schreibt schon seit längerem, aber in letzter Zeit hat sich sein künstlerisches Wirken mit besonderer Stärke offenbart. Dieser Schriftsteller wird bei uns noch nicht nach Verdienst gewürdigt, und daher wäre eine besondere Betrachtung am Platze, für die es mir hier sowohl an Zeit wie an Raum fehlt. In allen seinen Werken spürt man in starkes, kraftvolles Talent, tiefes, einfühlendes Empfinden, absolute Originalität, Wissen um das Menschenherz, Kenntnis der Gesellschaft, umfassende Bildung und eine gute Beobachtungsgabe. Ich sprach von Kenntnis der *Gesellschaft* und setze hinzu, besonders der *vornehmen.* Und dabei will es mich bedünken, daß er hier ein Verräter ist... Oh, dieser Künstler ist furchtbar in seiner Rache! Wie gründlich und richtig hat er den Abgrund an Hohlheit und Nichtigkeit jener Klasse von Menschen ermessen, die er so erbittert und mit solch nie erlahmender Beharrlichkeit verfolgt! Er schmäht [102] ihre Nichtigkeit, er drückt ihnen das Brandmal der Schande auf, geißelt sie einer Nemesis gleich, bricht den Stab über sie, weil sie alles Gottähnliche verloren und die heiligen Güter der Seele gegen vergoldeten Kot eingetauscht haben, weil sie sich vom lebendigen Gott lossagten und dem Götzen irdischer Eitelkeit huldigen, weil sie an Stelle von Geist, Gefühl, Gewissen und Ehre die konventionelle Etikette gesetzt haben! Er ... aber was soll ich viel über ihn sagen? Wer meine enthusiastische Bewunderung für ihn versteht, wird diesen Künstler besser begreifen und schätzen; andernfalls möchte ich meine Worte nicht in den Wind werfen... Man hat doch gewiß seinen „Ball“, seinen „Brigadier“, seinen „Hohn eines Verstorbenen“ und sein „Wie gefährlich es für Mädchen ist, über den Newski-Prospekt zu gehen“ gelesen? ...

Herr Gogol, der sich so bieder als *Imker* gibt, gehört zu den außergewöhnlichen Talenten. Wer kennt nicht seine „Abende auf dem Gehöft bei Dikanka“? Wieviel Witz, Heiterkeit, Poesie und Volksgeist spricht aus diesen Erzählungen. Gebe Gott, daß er die erweckten Hoffnungen voll und ganz rechtfertigt!

[68] Unter diesen Pseudonymen schrieb Fürst W. F. Odojewski.

Soll ich mich wirklich über unsere sonstigen Romanciers und Märchenerzähler, als da sind die Herren Massalski, Kalaschnikow, Gretsch u. a. verbreiten? Sie gelten bei uns samt und sonders fast als Genies, wie sollte es auch ein O. mit ihnen aufnehmen, über den ich weiter oben gesprochen habe? Und so verstumme ich denn in andächtiger Bewunderung, denn ich fühle, daß mir die Worte fehlen, sie nach Gebühr zu preisen.

Ich unterscheide also vier Perioden in unserer Literatur: die *Lomonossow*-Periode, die *Karamsin*-Periode, die *Puschkin*-Periode und die *volkstümliche Prosa*periode. Zu erwähnen bleibt mir noch die fünfte, die mit dem Erscheinen des ersten Hefts des „Nowosselje“ begonnen hat und die *Smirdinsche* genannt werden kann und muß. Ja, meine werten Herrschaften, ich scherze nicht, ich wiederhole, daß diese Periode in unserer Literatur mit Fug und Recht die Smirdinsche genannt werden muß; denn A. F. Smirdin ist ihr Haupt und Mittelpunkt. Alles kommt von ihm, alles geht zu ihm; er approbiert und stimuliert junge wie altersschwache Talente unentwegt mit dem lieblichen Klang marktgängigen Geldes. Er weist diesen Genies und Halbgenies Weg und Richtung, läßt sie nicht dem Müßiggang verfallen, kurz, er bringt Leben und Bewegung in unsere Literatur. Entsinnt man sich noch, wie der höchst achtbare A. F Smirdin, von der [103] Sorge um das allgemeine Wohl getrieben, mit dem ganzen Freimut eines edlen Herzens verkündete, daß unsere Zeitschriftenverleger nur darum keinen Erfolg hätten, weil sie sich auf ihr Wissen, ihr Talent und ihre Arbeit verließen, statt auf das lebendige Kapital, das die Seele der Literatur ist. Entsinnt man sich ferner, wie er, krächzend und mit dem Geldbeutel klimpernd, den Ruf an unsere Genies erschallen ließ, für alle Sorten literarischer Erzeugnisse eine feste Taxe verkündete und wie sich dann unsere literarischen Erzeuger in hellen Scharen in seine Kumpanei anwerben ließen; entsinnt man sich, wie großzügig und geschäftstüchtig er unsere ganze Literatur und das gesamte literarische Schaffen ihrer Vertreter en gros aufkaufte! Mit Hilfe der Genies der Herren Gretsch, Senkowski, Bulgarin, Baron Brambäus und anderer Mitglieder der berühmten Kumpanei konzentrierte er unsere ganze Literatur in seiner massiven Zeitschrift. Und was kam bei diesem großartigen patriotisch-merkantilen Unternehmen heraus? Manche Leute behaupten, Herr Smirdin hätte unsere Literatur umgebracht, indem er ihre begabten Vertreter mit schnödem Mammon auf Abwege lockte. Muß erst nachgewiesen werden, daß diese Leute bösartige Gegner eines jeden uneigennützigen Unternehmens sind, welches irgendeinen Zweig der Landesindustrie zu beleben bestrebt ist? Ich gehöre nicht zu diesen Leuten und freue mich z. B. herzlich über das Konversationslexikon, obgleich ich weiß, daß die Herren Gretsch, Bulgarin u. a. an seiner Zusammenstellung mitarbeiten, und obgleich ich schon die Dienstliste von Lomonossow gelesen habe, die fälschlich als Lebensbeschreibung dieses großen Mannes[69] ausgegeben wird. Ich besitze eine erstaunliche Gabe, in allem immer nur die gute Seite zu bemerken und über die schlechten hinwegzusehen. Und was mir auch vor Augen kommt, ich wiederhole unentwegt meinen Lieblingsvers:

„Und alles dies ist gut und schön“,

denn ich bin mit Herz und Seele davon überzeugt und glaube trotz der Meinung des Herrn Professor Senkowski unerschütterlich daran, daß das Menschengeschlecht dank der Liebe Gottes, die über ihm wacht, seiner Vollkommenheit entgegenschreitet und daß kein Fanatismus, keine Böswilligkeit, keine Unwissenheit und auch kein Baron Brambäus es auf diesem Wege aufhalten können, denn solche Hinderer des Guten sind im Grunde genommen seine wahren Förderer. Rottet das Böse aus, und ihr werdet auch das Gute ausrotten, denn [104] ohne Kampf kein Verdienst. Und so betrachte ich die „Lesebibliothek“ von einem gänzlich anderen Standpunkt; sie hat unsere Literatur nicht um Haaresbreite höhergeführt, aber auch

[69] Gemeint ist ein besonders trockner Aufsatz, den Gretsch über Lomonossow für ein Konversationslexikon geschrieben hatte und den er in der „Lesebibliothek“ erscheinen ließ.

nicht um Haaresbreite heruntergebracht. Aus Nichts Alles schaffen kann nur Gott allein, aber nicht die „Lesebibliothek“; wiederbeleben kann man wohl Sterbendes, aber nicht Nichtvorhandenes. Man kann mit Geld nicht Talente machen, aber man kann sie mit ihm auch nicht umbringen. Wo immer sie schreiben, in welcher Zeitschrift sie ihre Erzeugnisse unterbringen und was sie dafür bekommen mögen, die Herren Gretsch, Bulgarin, Massalski, Kalaschnikow, Wojejkow; sie bleiben doch immer und überall, was sie sind. Herr O. jedoch wird sich weder im „Nowosselje“ noch in der „Lesebibliothek“ untreu werden. So hat also meinem Erachten nach die „Lesebibliothek“ praktisch, a posteriori, und folglich unwiderleglich bewiesen, daß wir keine Literatur haben, denn sie hat, obgleich sie alle Mittel besaß, nichts zustande gebracht. Das ist nicht ihre Schuld, denn

„Aus winterlichem Nebeldunst
Schlägt niemals eine Feuersbrunst!“[70]

Wehe dem Künstler, der um Geldes willen schreibt, und nicht aus dem unberechenbaren Bedürfnis, zu schreiben. Aber wenn er das körperlose Ideal, das ihn bedrängte und quälte, einmal aus seiner inneren Welt herausgestellt, wenn er sich an seiner Schöpfung satt gefreut und ergötzt hat, warum sollte er sie dann nicht zu Geld machen?

„Ein Werk läßt nimmer sich verkaufen,
Dagegen wohl ein Manuskript.“[71]

Anders verhält es sich mit einem Bild: hat er es einmal verkauft, so muß der Maler sich von seiner Schöpfung trennen und entäußert sich so des geliebten Kindes seiner Phantasie; ein literarisches Kunstwerk dagegen kann der Künstler dank Gutenbergs geistreicher Erfindung stets bei sich behalten; warum dann Fortunas Ungerechtigkeit nicht mit Gaben der Natur entgelten? Haben die französischen und die englischen Zeitschriften nicht mit Hilfe von Geld jenen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, auf welchem wir sie heute sehen? Folglich liegt die Schuld der „Lesebibliothek“ nicht darin, daß sie die *russischen* Autoren hoch bezahlt, sondern darin, daß sie hoffte, selbstverständlich zu Nutz und Frommen der eigenen Tasche, mit Geld Talente zu machen. Eine der wichtigsten Aufgaben für eine [105] russische Zeitschrift ist, daß sie das russische Publikum mit dem europäischen Geistesleben vertraut macht. Wie macht das die „Lesebibliothek“? Sie streicht und streckt und stutzt und putzt nach eigener Manier die Aufsätze zurecht, die sie aus ausländischen Blättern übersetzen läßt, und rühmt sich noch, daß sie ihnen damit eine besondere Art der ihr eigenen Unterhaltsamkeit verleiht. Es kommt ihr gar nicht in den Sinn, daß die Leserschaft wissen möchte, wie man in Europa über diese oder jene Frage denkt, und keineswegs, was die „Lesebibliothek“ von dieser oder jener Frage hält. Und deshalb sind die übersetzten Beiträge in der „Lesebibliothek“ so gänzlich wertlos. Welche Romane werden z. B. übersetzt? Die Erzeugnisse der Dame Midford und anderer, die im Geschmack des seligen Ducray-Duminil und August Lafontaines nebst Kumpanei schreiben Wie steht es ferner mit der Kritik? Man kennt wahrscheinlich die dort erschienenen Rezensionen über die Werke der Herren Bulgarin, Gretsch, Kalaschnikow und der Herren Chomjakow, Weltman, Tepljakow und anderer? In einer kritischen Betrachtung über die „Schwarze Frau“ hat der Rezensent der „Bibliothek“ das gesamte System der *Anatomie*, der *Physiologie*, der *Elektrizität* und des *Magnetismus* erläutert, sämtlich Gebiete, die in dem erwähnten Roman auch nicht einmal erwähnt werden. Eine wahrhaft großartige Kritik, das muß man sagen!

Wer sind die Genies der *Smirdinschen* Periode unserer Literatur? Es sind die Herren Baron Brambäus, Gretsch, Kukolnik, Wojejkow, Kalaschnikow, Massalski, Jerschow und viele ih-

[70] Aus Lomonossows Ode „Abendgedanken über Gottes Größe“.
[71] Aus Puschkins Gedicht „Gespräch zwischen Buchhändler und Dichter“. Das Zitat ist ungenau; die erste Zeile lautet wörtlich: „Eingebung läßt sich nicht verkaufen“.

resgleichen. Was ist über sie zu sagen? Ich staune, hebe ehrfurchtsvoll den Blick und – schweige! Nur vom ersten möchte ich noch erwähnen, daß nach dem Erscheinen des bekannten Artikels im „Teleskop“: „Der gesunde Menschenverstand und der Baron Brambäus“, dem werten Herrn Baron zunächst die Sprache ausblieb und daß er sich nachher auf die Moral im Sinne des Herrn Bulgarin verlegte; und so entstand aus dem Nachahmer der „Jungen Literatur“ ein Nachahmer des Verfassers der Wyshigins. Baron Brambäus ist ein *Misanthrop*, mit anderen Worten, ein Menschenfeind; ein Mischmasch aus Rousseau und Paul de Kock plus Herrn Bulgarin, er verhöhnt und verlacht alles und ereifert sich vor allem gegen die Aufklärung. Es gibt zwei Arten von Menschenfeinden: die einen hassen die Menschheit aus übergroßer Liebe, die andern, weil sie ihre eigene Winzigkeit fühlen und gleichsam aus Rachsucht ihre ganze Galle über alles aus [106] gießen, was sie auch nur um ein kleines überragt... Herr Baron Brambäus gehört zweifellos zur ersten Kategorie von Menschenfeinden...

Das vergangene Jahr, das Jahr 1834, zeichnete sich nur durch zwei Romane aus, den Roman des Herrn Weltman und den „Falschen Demetrius“ des Herrn Chomjakow; alles andere ist nicht einmal der Rede wert. Herr Chomjakow gehört zu den beachtenswerten Talenten der *Puschkinschen* Periode. Übrigens ist sein Drama zwar ein beachtenswerter Schritt vorwärts für den Verfasser, aber nicht für die russische Literatur. Ausgezeichnet durch lyrisch schöne Stellen von großem Reiz, ist es sehr wenig dramatisch.

So habe ich Ihnen nun also die ganze Geschichte unserer Literatur erzählt und alle ihre Berühmtheiten aufgezählt von Lomonossow, ihrem ersten Genie, bis zu Herrn Kukolnik, ihrem letzten. Ich begann meinen Aufsatz damit, daß wir keine Literatur hätten: ich weiß nicht, ob mein Rundblick Sie von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugt hat; ich weiß nur, daß, wenn mir dies nicht gelungen ist, die Schuld daran mein Unvermögen trägt und keineswegs der Umstand, daß die von mir aufgestellte These falsch wäre. In der Tat, Dershawin, Puschkin, Krylow und Gribojedow sind die einzigen Repräsentanten unserer Literatur, andere haben wir vorerst nicht, und niemand möge nach ihnen suchen. Kann aber eine ganze Literatur aus vier Menschen bestehen, die noch dazu zu verschiedenen Zeiten gewirkt haben? Und waren sie dabei nicht zufällige Erscheinungen? Man betrachte die Literaturgeschichte anderer Länder. In Frankreich folgten auf Corneille bald Racine, Molière, La Fontaine und viele andere; und wie viele literarische Größen zählte erst die Epoche Voltaires? Heute sehen wir Hugo, Lamartine, Delavigne, Barbier, Balzac, Dumas, Janin, Eugène Sue, Jacob Bibliophile und so viele andere! In Deutschland lebten Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe fast gleichzeitig. In England sehen wir in der letzten Zeit Byron, Walter Scott, Thomas Moore, Coleridge, Southey, Wordsworth und viele andere, die fast zur selben Zeit aufstiegen. Verhält es sich bei uns ebenso? Leider nicht! ... Die „Lesebibliothek“ hat eine große, betrübliche Wahrheit bewiesen. Gab es dort außer zwei, drei Aufsätzen von Herrn O. irgend etwas zu lesen, was auch [107] nur entfernt der Beachtung wert wäre? Absolut nichts! Demnach haben die vereinten Bemühungen aller unserer Literaten nichts zustande gebracht, was über die goldene Mittelmäßigkeit hinausreichte! Wo ist da die Literatur, möchte ich wissen. Wir hatten viele Talente und Talentchen, aber wenige, allzu wenige Künstler aus innerer Berufung, d. h. Menschen, für die Schreiben und Leben, Leben und Schreiben eins sind, die außerhalb der Kunst umkommen, die keiner Protektion, keiner Mäzene bedürfen, oder richtiger, die an Mäzenatentum zugrunde gehen, die weder Geld noch Auszeichnung, noch Ungerechtigkeit töten kann, die ihrer heiligen Sendung bis zum letzten Atemzug treu bleiben. Wir haben eine Epoche der Scholastik hinter uns, eine Epoche der Rührseligkeit, eine Epoche der Reimschmiederei, eine Epoche der Romane und der Novellen und befinden uns gegenwärtig in der Epoche des Dramas. Aber eine Epoche der Kunst, eine Epoche der Literatur haben wir noch nicht gehabt. Unsere Dichtsucht hat aufgehört, die Romanmode geht offenbar auch zur

Neige, jetzt martern wir das Drama. Und das alles ohne rechte Ursache, alles nur aus Nachäfferei. Wann kommt bei uns die wahre Epoche der Kunst?

Sie kommt, darauf kann man sich verlassen! Aber dazu ist nötig, daß sich zuerst einmal in unserem Land eine Gesellschaft herausbildet, welche die Wesenszüge des mächtigen russischen Volkes trägt, ist nötig, daß wir eine aus eigener Kraft geschaffene, auf eigenem nationalem Boden großgezogene Aufklärung bekommen. Wir haben keine Literatur: ich wiederhole das mit Begeisterung, mit Genuß, denn in dieser Tatsache sehe ich die Gewähr unserer künftigen Erfolge. Man betrachte nur einmal aufmerksam die Entwicklung unserer Gesellschaft, und man wird zugeben, daß ich recht habe. Man sehe nur, wie die junge Generation, die den Glauben an die Genialität und die Unsterblichkeit unserer literarischen Werke verloren hat, statt unreife Schöpfungen in die Öffentlichkeit zu bringen, sich gierig dem Studium der Wissenschaft widmet und das belebende Elixier der Aufklärung an der Quelle schlürft. Das Jahrhundert der Kinderei geht sichtlich zu Ende. Gebe Gott, daß es schneller verschwände! Aber noch mehr bitte ich Gott darum, daß alle möglichst schnell aufhören, an unseren literarischen Reichtum zu glauben! Stolze Armut ist immer noch besser als eingebildeter Reichtum. Die Zeit wird kommen, wo die Aufklärung sich einem breiten Strom gleich über Rußland ergießt, wo das geistige Antlitz unseres Volkes sich klar heraus [108] bildet, und dann werden unsere Maler und Schriftsteller allen ihren Werken das Gepräge des russischen Geistes geben. Heute aber müssen wir studieren, studieren und nochmals studieren. Man sage mir um Himmels willen, ob heutzutage ein halbgebildeter junger Mann, auch wenn er von Natur mit Geist, Gefühl und Talent begabt ist, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermag? Der ewige Altvater Homer hat, wenn er je auf Erden gewandelt ist, gewiß weder die Akademie noch das Lyzeum besucht, aber nur, weil es damals so etwas nicht gab, weil man damals das große Buch der Natur und des Lebens studierte. Und Homer hat, so man der Überlieferung glauben darf, unermüdlich die Natur und das Leben erforscht, hat fast die ganze damals bekannte Welt bereist und vereinigte in seiner Person die gesamte Weisheit seiner Zeit. In Goethe haben wir den Homer, den Prototyp des Dichters unserer Zeit!

Was wir also heute brauchen, ist nicht eine Literatur, die ganz ohne unser Zutun zu ihrer Zeit in Erscheinung treten wird, sondern Aufklärung! Und diese Aufklärung wird, dank der unermüdlichen Fürsorge einer weisen Regierung, nicht lange auf sich warten lassen. Das russische Volk ist gescheit und auffassungsfähig, strebt in leidenschaftlichem Eifer allem Guten und Schönen zu, wenn des Väterchen Zaren Hand ihm das Ziel weist, wenn die Stimme der Majestät es dazu aufruft! Und wie sollten wir dieses Ziel nicht erreichen, wo die Regierung so einzigartig und vorbildlich um die Verbreitung der Aufklärung besorgt ist, wo sie so gewaltige Summen für den Unterhalt von Lehranstalten ausgibt, Lehrende und Lernende mit glänzenden Auszeichnungen für ihre Mühen belohnt und der Bildung wie dem Talent alle Wege ebnet, die zu Ehre und Reichtum führen! Vergeht auch nur ein Jahr, ohne daß unsere nimmermüde Regierung neue Ruhmestaten zum Heile der Aufklärung vollbringt oder den gelehrten Stand mit neuen Wohltaten, neuen großzügigen Gaben bedenkt? Allein die Einführung des Standes der *Schul- und Hauslehrer* muß Rußland unermeßlich Nutzen bringen, denn sie beseitigt die schädlichen Folgen fremdländischer Erziehung. Jawohl, bald werden wir unsere *eigene* russische Volksbildung haben, bald werden wir beweisen, daß wir keiner fremden geistigen Vormundschaft bedürfen! Dies wird uns leicht gemacht, wenn die hohen Würdenträger des Staates, die Ratgeber des Zaren in der schwierigen Materie der Lenkung des Volkes inmitten der lernbegierigen Jugend erscheinen und ihr im Tempel der russischen Bildung den heiligen Willen des [109] Monarchen verkünden, ihr den Weg zur Aufklärung im

Geiste von *Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft und Volksgeist* weisen ...[72]

Auch unsere Gesellschaft nähert sich ihrer endlichen Bildung. Der Adel hat schließlich doch die Überzeugung gewonnen, daß er seinen Kindern eine gründliche, systematische Ausbildung im Geiste von Glauben, Treue und Nationalgeist angedeihen lassen muß. Unsere Herrensöhnchen, unsere *Dundys*, deren ganzes Wissen und Können sich darauf beschränkt, geläufig allen möglichen Unsinn auf Französisch daherzuplappern, werden allmählich zu lächerlichen, armseligen Anachronismen. Und wer sähe andrerseits nicht, daß der Kaufmannsstand schnell Bildung annimmt und sich in dieser Hinsicht den höheren Ständen nähert! Oh, man glaube mir, die russischen Kaufleute haben nicht umsonst so fest an den ehrwürdigen Rauschebärten, den langen Schoßröcken und den Sitten der Vorvater festgehalten! In ihnen hat sich das russische Antlitz am reinsten erhalten, und auch, wenn sie Bildung annehmen, werden sie es nicht verlieren, sondern zu typischen Repräsentanten des Volksgeistes werden. Man sehe sich ebenso an, welch regen Anteil am heiligen Werk der vaterländischen Aufklärung auch unsere Geistlichkeit zu nehmen beginnt ... Ja, gegenwärtig reift die Saat der Zukunft heran! Sie wird aufgehen und in herrlicher Schönheit erblühen, dem Ruf des mildreichen Monarchen folgend! Und dann werden wir eine eigene Literatur haben und werden keine Nachahmer, sondern Rivalen der Europäer sein...

Und da bin ich nun nicht nur am Ufer angelangt, ich stehe schon auf Land und überblicke stolz und befriedigt die weite Strecke, die ich zurückgelegt habe. Alle Achtung, der Weg war lang! Dafür bin ich auch ganz von Kräften, ganz erschöpft. War doch die Sache ungewohnt, und der Weg war schwer. Doch ehe ich mich ganz verabschiede, verehrter Leser, möchte ich noch ein paar Worte sagen. Wer über andere urteilen will, der setzt sich selbst einem noch strengeren Urteil aus. Dazu kommt, daß die Autoreneitelkeit empfindlicher und rachsüchtiger ist als alle sonstigen Arten von Eitelkeit. Als ich diesen Aufsatz begann, wollte ich nur ein wenig über unsere moderne Literatur herziehen und weiß selbst nicht, wie ich so weit abgekommen bin. Ich habe mit einem „Hoch soll er leben!“ angefangen und mit einem „Ruhe sanft!“ geendet. Das passiert zuweilen im Leben. [110] Ich gestehe also ehrlich: man suche in meiner „Elegie in Prosa“ keine streng logische Ordnung. Elegiendichter zeichnen sich nie durch allzu folgerichtiges Denken aus. Ich wollte nur einige Wahrheiten aussprechen, die teilweise schon früher gesagt, teilweise von mir selbst festgestellt worden sind; aber ich hatte nicht die Zeit, meinen Aufsatz gut zu durchdenken und abzurunden; ich liebe die Wahrheit und wünsche das allgemeine Beste, habe jedoch vielleicht nicht genügend gründliche Kenntnisse. Was ist da zu machen? Diese beiden Eigenschaften finden sich selten in einer Person. Im übrigen habe ich mich mit keinem Wort über Dinge geäußert, die mein Verständnis übersteigen, und daher auch unsere *wissenschaftliche* Literatur nicht behandelt. Ich denke und glaube, daß jeder, der dem Fortschritt von Wissenschaft und Literatur dienen will, seine Meinung frei heraussagen soll, besonders wenn sie, ob richtig oder falsch, aus seiner Überzeugung und nicht irgendwelchen eigennützigen Absichten entspringt. Wenn man also finden sollte, daß ich mich geirrt habe, so sage man mir die Meinung in der Presse und weise mir meine falschen Anschauungen nach. Ich bitte darum als Beweis der Wahrheitsliebe und der persönlichen Achtung vor mir als Menschen; aber man zürne mir nicht, falls man anders denkt. Und damit, werter Leser, wünsche ich Ihnen alles Gute zum neuen Jahr ... Nichts für ungut!

---

[72] Gemeint ist der Volksbildungsminister S. Uwarow, der im Jahre 1833 der Moskauer Universität einen Besuch abstattete. S. Wengerow hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Stellen, in denen hier mit schwülstigen Worten der Zar, die Regierung und die Würdenträger gepriesen werden und die der ganzen geistigen Haltung Belinskis schroff widersprechen, nicht von ihm stammen, sondern von dem Redakteur und Herausgeber der „Molwa“, N. I. Nadeshdin, eingeschoben worden sind.

Tschembar 1834,12. Dezember

-on –inski [111]

Versuch eines Systems der Moralphilosophie

Verfaßt von Magister Alexej Drosdow

St. Petersburg. Gedruckt in der Druckerei *I. Glasunow*, 1835.
Herausgegeben von *E. F. Sidonski*, V. 78. (12) mit dem Motto:

„Parve... liber..., vade, sed incultus.“ *Ovidius Naso*, „Trist.“ 1, I.[1]

Bei uns fehlt nicht nur jede wirkliche Kenntnis der Philosophie, sondern selbst das Streben nach ihr beginnt sich eben erst kaum zu regen, und auch das sprunghaft, nicht einmütig, irgendwie stoßweise, ohne Kontinuität. Dennoch aber regt es sich bereits, trotz dem verzweifelten Gezeter der Profanen der Wissenschaft, die alle Anstrengungen ihrer „mondänen“ Dialektik gegen „logische Konstruktionen“ verschwenden. Besonders bemerkbar macht sich das genannte Streben bei unserer Geistlichkeit, die sich dieser großen Wissenschaft mit Liebe und sichtlichem Erfolg annimmt. Die von einem Geistlichen geschriebene und von einem Geistlichen herausgegebene kleine Broschüre, deren Titel am Kopf des vorliegenden Artikels steht, kann als Beweis hierfür dienen.

Selbstverständlich ist sie nirgendwo von irgend jemandem genannt worden, und auch uns ist sie zufällig in die Hände geraten. Wir haben sie mit einem Vergnügen gelesen, das wir gern möglichst bald mit unseren Lesern teilen möchten. Eine richtige Auffassung vieler Gegenstände, eine schöne, gefühlvolle Darlegung der Ideen, Gewissenhaftigkeit im Urteil, Einfachheit und Klarheit bilden die Vorzüge dieses Werks; das aus mangelnder Treue gegenüber dem allgemeinen Grundprinzip entspringende Fehlen eines geschlossenen Systems und, als dessen Folge, einzelne Widersprüche – sind ihre Mängel. Im einen wie im anderen Falle veranlassen uns sowohl die Wichtigkeit des Gegenstandes als auch die Achtung vor einer so gewissenhaften und uneigennützigen Arbeit, ausführlicher über sie zu reden.

Der ehrenwerte Autor beginnt, wie es sich auch gehört, mit der Definition der Idee der „Moralphilosophie“, die er anders auch [112] „tätige Philosophie“ nennt; ihren Unterschied von der „spekulativen Philosophie“ sucht er darin, daß die letztere *die Wahrheit* zum Gegenstand hat, die erstere dagegen *das Gute*. Zwischen beiden besteht nach seiner Meinung eine „Koordination“, die, ohne sie zu einzelnen Wissenszweigen zu machen, die Möglichkeit gibt, sie unabhängig voneinander zu bearbeiten.

Weiter spricht der Autor davon, daß „die Moralphilosophie ihre Prinzipien nicht aus der *geschichtlichen Erfahrung* oder aus irgendwelchen als wahr angenommenen Regeln ableiten kann, sondern ein exaktes und gründliches Wissen darüber fordert, was an sich wahr, gut und gerecht ist“. Schon dies allein genügt, um dieses Bächlein der Aufmerksamkeit würdig zu finden und in dem Autor einen Mann zu sehen, der seinen Gegenstand versteht. Es gibt zwei Methoden, die Wahrheit zu erforschen: *a priori* und *a posteriori*, d. h. aus der reinen Vernunft und aus der Erfahrung. Über die Vorzüge der einen und der anderen Methode ist viel gestritten worden, und es ist auch heute noch völlig unmöglich, diese zwei feindlichen Lager zu versöhnen. Die einen sagen, um wahr zu sein, müsse die Erkenntnis direkt von der Vernunft, als von der Quelle unseres Bewußtseins, ausgehen und folglich subjektiv sein, weil alles Seiende nur in unsrem Bewußtsein Bedeutung habe und nicht an sich bestehe; die anderen meinen, daß eine Erkenntnis nur dann richtig sei, wenn sie aus Tatsachen, Erscheinungen abgeleitet und auf Erfahrung begründet sei. Für die ersten existiert allein das Bewußtsein, und die Realität liegt nur in der Vernunft, alles übrige dagegen ist seelenlos, tot und an sich ohne

[1] Der Aufsatz erschien zum erstenmal im Jahre 1835; es ist der einzige gedruckte Aufsatz, in dem bei Belinski Fichtesche Anschauungen zum Ausdruck kommen. – Das Motto bedeutet: „Büchlein, geh hinaus, obwohl nicht ganz ausgearbeitet“, Ovid, „Klagelieder“ I, 1.

Sinn, ohne Beziehungen zum Bewußtsein; nach ihnen ist, mit einem Wort, die Vernunft der Zar, der Gesetzgeber, die schöpferische Kraft, die dem Nichtexistierenden und Toten Leben und Bedeutung gibt. Für die anderen liegt das Reale in den Dingen, den Tatsachen, in den Naturerscheinungen, und die Vernunft ist nichts anderes als der Tagelöhner, der Sklave der toten Wirklichkeit, deren Gesetze er annimmt und nach deren Laune er sich wandelt, also eine Phantasmagorie, ein Hirngespinst. Das ganze Universum, alles Seiende ist nichts anderes als Einheit in Vielfalt, eine unendliche Kette von Modifikationen ein und derselben Idee; der Geist, der sich in dieser Vielfalt verirrt, ist bestrebt, sie in seinem Bewußtsein zur Einheit zu bringen, und die Geschichte der Philosophie ist nichts anderes als die Geschichte dieses Strebens. Die Eier der Leda, Wasser, Luft und Feuer, die als Urprinzipien und Quelle alles Seienden an [113] genommen wurden, beweisen, daß auch der kindliche Geist sich in dem gleichen Streben geäußert hat, in dem er auch jetzt zutage tritt. Die Unhaltbarkeit der anfänglichen philosophischen Systeme, die aus der reinen Vernunft abgeleitet waren, besteht keineswegs darin, daß sie nicht auf Erfahrung begründet waren, sondern im Gegenteil in ihrer Abhängigkeit von der Erfahrung, denn der kindliche Geist macht zum Grundgesetz seiner Spekulation stets nicht eine in ihm selbst liegende Idee, sondern irgendeine Naturerscheinung, und leitet infolgedessen die Ideen aus Tatsachen ab und nicht die Tatsachen aus Ideen. Die Tatsachen und die Erscheinungen existieren nicht an sich: sie sind alle in uns beschlossen. Zum Beispiel hier dieser viereckige Mahagonitisch: die rote Farbe ist ein Produkt meines Sehnervs, der durch das Anschauen des Tisches in Schwingung versetzt wird; die viereckige Form ist ein durch meinen Geist hervorgebrachter Formtypus, der in mir selber beschlossen liegt und den ich dem Tisch verleihe; die eigentliche Bestimmung des Tisches ist ein Begriff, der wiederum in mir beschlossen und durch mich geschaffen ist, weil der Erfindung des Tisches die Notwendigkeit des Tisches vorausging und der Tisch folglich Resultat eines Begriffes war, den der Mensch selbst geschaffen, aber nicht von irgendeinem äußeren Gegenstand empfangen hat. Die Gegenstände außer uns geben unserem *Ich* nur Anstoß und erregen in ihm Begriffe, die es ihnen zuordnet. Damit wollen wir durchaus nicht die Notwendigkeit des Studiums der Tatsachen ablehnen: wir geben im Gegenteil die Notwendigkeit eines solchen Studiums durchaus zu; nur sagen wir gleichzeitig, daß dieses Studium rein spekulativ sein muß und daß man die Tatsachen mit dem Denken erklären, nicht aber Gedanken aus den Tatsachen ableiten soll. Andernfalls wird die Materie zum Urprinzip des Geistes und der Geist zum Sklaven der Materie. So war es auch im 18. Jahrhundert, diesem Jahrhundert der Erfahrung und des Empirismus. Und wohin ist es damit gekommen? Zu Skeptizismus, Materialismus, Unglauben, Sittenlosigkeit und völligem Verkennen der Wahrheit bei sehr ausgedehnten Kenntnissen. Was wußten die Enzyklopädisten? Welche Früchte hat ihre Gelehrtheit gebracht? Wo sind ihre Theorien? Sie sind alle verflogen, sind geplatzt wie Seifenblasen. Nehmen wir allein die Theorie des Schönen, die aus Tatsachen abgeleitete und durch die Autorität eines Boileau, Batteux, Laharpe, Marmontel, Voltaire bekräftigte Theorie: wo ist sie oder, besser gesagt, was ist sie jetzt, diese Theorie? Nichts mehr als ein Merkstein der Ohnmacht und der [114] Nichtigkeit eines menschlichen Geistes, der nicht nach den ewigen Gesetzen seiner Tätigkeit handelt, sondern sich der optischen Täuschung der Tatsachen unterwirft. Wozu hat diese Theorie geführt? Zur heutigen Auflösung und Entwürdigung der Kunst, die durch sie auf die Stufe eines einfachen Handwerks heruntergebracht worden ist. Und wodurch? Dadurch, daß diese Leute ein Kunstideal nach den unsterblichen, uns von der Antike vermachten Musterbeispielen schaffen wollten, statt es aus ihrem Geiste abzuleiten. Man kann sagen: sie kannten nur die griechische und die römische Wortkunst und urteilten deshalb nach den Werken dieser Literaturen, aber sie kannten Shakespeare nicht, hatten keine Kenntnis von der Literatur des Mittelalters, den Literaturen der Völker des Ostens, sie lebten vor Schiller, Goethe und Byron. Nun, und was weiter? Sie brauchten das alles auch gar nicht zu kennen, denn sie besaßen etwas, was zuverlässiger ist als die Werke Schillers, Goethes

und Byrons, sie besaßen die Vernunft, in ihnen lebte der seiner selbst bewußt werdende menschliche Geist, und in dieser Vernunft, in diesem Geist lag das Ideal der Kunst beschlossen, das dunkle, erregende Vorgefühl wahrer schöpferischer Werke. Wenn die Werke der Antike nicht zu diesem Ideal paßten, so bedeutete das, daß sie diese Werke entweder nicht richtig verstanden oder daß diese Werke unwahr und nicht künstlerisch waren. Nehmen wir irgendein Beispiel, um uns das klarer vor Augen zu führen. Ich bin überzeugt, die Poesie ist der unbewußte Ausdruck des schöpferischen Geistes und der Dichter mithin im Augenblick des Schaffens ein mehr leidendes als handelndes Wesen, sein Werk aber eine eingefangene Vision, die ihm in dem hellen Augenblick der Offenbarung von oben erscheint und folglich keine Erfindung seines Geistes, kein bewußtes Produkt seines Willens sein kann. Indem ich das zur absoluten Grundlage nehme, spreche ich Poesie allem ab, was nicht nach diesem Gesetz geschaffen wurde, allem, was ein Ziel hatte oder das Resultat einer Nachahmung war. Aber, wird man mir sagen, diese oder jene Werke passen nicht zu diesem Gesetz. Daraus folgt, daß sie unwahr sind, antworte ich. –Aber ist Ihr Prinzip wahr? – Widerlegen Sie es! Gehen wir jetzt weiter. Ich bin überzeugt, daß das epische Gedicht, um ein wahres Kunstwerk zu sein, das Leben eines ganzen Volkes wie in einem Spiegel wiedergeben muß; weiter muß es, um als Kunstwerk gelten zu können, nach dem Gesetz des Schaffens entstanden sein, von dem ich bereits gesprochen habe, d. h. es muß der unbewußte Ausdruck [115] des schöpferischen Geistes, vom bewußten Willen eines Menschen unabhängig, folglich im höchsten Grade originell, im höchsten Grade von jeder Nachahmung frei sein. Solcherart ist die „Ilias“, ob sie nun das Werk eines ganzen Volkes oder irgendeines Blinden namens Homer sein mag, die „Ilias“, die das Symbol der Idee des heldischen Griechenlands ist; solcherart ist Goethes „Faust“, das Werk eines Mannes, der selbst der vollkommenste Ausdruck Deutschlands war und in seinem Werk das Symbol der Mentalität seines Vaterlands in einer originellen, seinem Jahrhundert eigentümlichen Form geliefert hat. Nicht von dieser Art jedoch sind die „Aeneis“, das „Befreite Jerusalem“, das „Verlorene Paradies“, der „Messias“, denn sie sind nicht absichtslos, nicht urtümlich geschaffen, sondern im Gefolge der „Ilias“, und leben mithin nicht ihr eigenes, sondern ein fremdes Leben. Deswegen geben sie weder ein volles Gemälde vom Leben des Volkes, dem sie angehören, und können es nicht geben, noch eine richtige Widerspiegelung des Geistes der Zeit, in der sie entstanden sind. Gewiß besitzen sie einzelne große Schönheiten; dennoch aber sind diese Werke unwahr und fehlerhaft. – Aber sie sind doch von allen Jahrhunderten anerkannt worden? – Jawohl: aber man beweise mir, daß meine Begründung falsch ist; dann werde ich zugestehen, daß die Jahrhunderte recht gehabt haben. Nur wird es für mich dann keine Poesie mehr geben: die Poesie verwandelt sich in ein Handwerk, ein Spiel, einen unschuldigen Zeitvertreib von der Art des Kartenspiels oder des Tanzens. Wir wollen noch ein Beispiel anführen. Kürzlich wurde einmal in einer Zeitschrift ein recht mäßiges, aber von einem guten Bekannten geschriebenes Büchelchen gegenheftige Angriffe des gesunden Menschenverstandes in Schutz genommen, und man fand dazu kein besseres Mittel, als dem ungebildeten und unwissenden Volk die Fähigkeit zur Poesie abzusprechen, als ob die Poesie eine Frucht der Wissenschaft und der Zivilisation und nicht die freie Frucht des menschlichen Geistes wäre. Zu diesem Zweck klammerte sich der ritterliche Beschützer des Büchelchens seines Bekannten mit Zähnen und Klauen an das russische Volksliedchen:

„Auf dem Hofe hinterm Haus
Dehnt ein ganzer Berg sich aus –“

und bewies, daß, wie zwei mal zwei vier ist, den russischen Volksliedern jegliche Poesie fehle, weil sie, man höre, von analphabetischen Bauern und nicht von Leuten „von Welt“, nicht von Kandi-[116]daten, Magistern und Doktoren verfaßt sind, und das alles auch, ohne nur auf den Gedanken zu kommen, daß das von ihm als Beispiel angeführte Lied überhaupt kein

Lied, sondern nur ein Singsang, eine Art Refrain ist, bei denen häufig Worte ohne weiteren Sinn zusammengenommen werden, nur um des Singsangs willen, wie z. B. „Eiapopeia“ u. dgl. Da haben wir's, wie man sich auf Tatsachen ohne Sinn stützen kann! Und deshalb weiß man, wenn man diesen Artikel liest, nicht, was man liest: einen Artikel über Poesie oder über eine neue Methode des Düngens von Kartoffelfeldern ... Komisch und jämmerlich...

Aber ich fing mit dem 18. Jahrhundert und den Franzosen an und habe selber nicht gemerkt, wie ich ins 19. Jahrhundert und zu uns Russen geraten bin; das kommt daher, daß in vielen unserer Bücher und Zeitschriften, besonders den „mondänen“, das 18. Jahrhundert auch jetzt vergnüglich weiterlebt und die Franzosen uns bis heute wie kleine Kinder am Gängelband ihres als Eklektizismus herausgestutzten Empirismus herumführen. Die Menschheit hat erst von den Deutschen erfahren, was Kunst und was Philosophie ist, während die Franzosen uns statt Kunst eine Art Schuhmacherhandwerk und statt Philosophie eine Art Puzzlespiel gezeigt haben. Die Spekulation stützt sich stets auf die Gesetze der Notwendigkeit, der Empirismus dagegen auf die bedingten Erscheinungen der toten Wirklichkeit. Deswegen ist jene ein Gebäude, das auf Felsen steht, dieser dagegen ein Gebäude, das auf Sand gebaut ist und sofort zusammenstürzt, wenn der Wind auch nur ein einziges der Körnchen wegbläst, die sein leicht erschütterliches Fundament bilden. Die Mathematik ist eine vorwiegend positive, exakte Wissenschaft, und dabei durchaus nicht empirisch, sondern aus den Gesetzen der reinen Vernunft abgeleitet, was ein und dasselbe ist: daß zwei mal zwei vier ist, diese Wahrheit ist nicht aus Erfahrung gewonnen, sondern aus dem Geiste in die Erfahrung übertragen. Was sind alle Hypothesen, auf denen die Astronomie beruht, anderes als Spekulationen; und ist dabei die Astronomie etwa keine positive Wissenschaft? Zwei der größten Entdeckungen im Bereich unsres Wissens – Amerika und das Planetensystem – sind a priori gemacht worden. Man hat Kolumbus und Galilei als Verrückte verlacht, weil die Erfahrung offensichtlich gegen sie war, aber sie glaubten ihrer Vernunft und haben die Vernunft gerechtfertigt.

Aber noch sonderbarer erscheint uns der Gedanke einer Art zeit-[117]gemäßer Vereinigung der spekulativen und der empirischen Methode zur Erforschung der Wahrheiten: nichts für ungut, aber das ist purer Unsinn, der einen ganzen Kreis des Wissens vernichtet, jede Wissenschaft unmöglich macht, weil dadurch die Wirklichkeit nicht nur der Spekulation, sondern gerade auch der Erfahrung negiert wird: wenn die Spekulation der Hilfe von seiten der Erfahrung bedarf, so bedeutet dies, daß sie ungenügend ist; wenn die Erfahrung der Hilfe von seiten der Spekulation bedarf, so heißt das, daß auch sie ungenügend ist. Indem wir die Unzulänglichkeit der Erfahrung anerkennen, vernichten wir die unabhängig von unserem Bewußtsein bestehende Realität der Tatsachen und bekräftigen dadurch, daß sich vermittels der Erfahrung absolut nichts erkennen läßt; indem wir die Unzulänglichkeit der Spekulation anerkennen, verwandeln wir die Vernunft in ein Phantom und behaupten, daß sich auch vermittels der Vernunft nichts erkennen läßt. Wohin führt also diese Vereinigung? Nur zwei gleichartige Dinge können ein Ganzes bilden. Etwas anderes ist die Überprüfung der Spekulation durch die Erfahrung, die Anwendung der Spekulation auf die Tatsachen: das ist möglich. Wenn die Spekulation richtig ist, so muß die Erfahrung sie in der Anwendung unbedingt bestätigen, weil, wie wir schon gesagt haben, auch das erfahrungsmäßige Wissen selbst notwendig spekulatives Wissen ist, da die Tatsache Leben und Bedeutung nicht an sich besitzt, sondern nur in dem Begriff, den sie in unserem Bewußtsein erweckt und den wir ihr beilegen. Wenn also die Tatsachen richtig verstanden sind, so müssen sie unvermeidlich die Spekulation bestätigen, weil die Spekulation der Spekulation nicht widerspricht... [119]

Rezensionen
1840-1841

Die Taten Peters des Großen, des weisen Umgestalters Rußlands

aus zuverlässigen Quellen gesammelt
und nach Jahren angeordnet

Verfaßt von *I. I. Golikow*
Zweite Auflage. Moskau. 1837–1840; Bd. I-XIII[1]

Die Geschichte Peters des Großen

Verfaßt von *Benjamin Bergmann*

Aus dem Deutschen übersetzt von *Jegor Aladjin*

Zweite verkürzte (kompakte), verbesserte und ergänzte Auflage.

St. Petersburg 1840. Drei Bände

Zweiter Aufsatz

„Lang schon lag über Rußland nur Dunkel, schwarz und dicht.
Gott sprach: es werde Peter – und Rußland hatte Licht!“

Alter Zweizeiler

Der Bart gehört dem Zustand des wilden Menschen an; ihn nicht abzunehmen, ist das gleiche, wie sich *nicht* die Nägel zu schneiden. Er schützt vor Kälte nur einen kleinen Teil des Gesichts: wie unbequem ist er im Sommer bei großer Hitze! Wie unbequem ist es auch, im Winter Reif, Schnee und Eiszapfen auf dem Gesicht herumzutragen! Ist es da nicht besser, eine Pelzhaube zu haben, die nicht nur den Bart, sondern das ganze Gesicht wärmt? In allen Dingen das Beste zu wählen, ist das Zeichen des aufgeklärten Geistes; und Peter der Große wollte der, Geist in jeder Hinsicht aufklären. Der Monarch erklärte unseren alten Gebräuchen erstens deshalb den Krieg, weil sie grob und seines Jahrhunderts unwürdig waren, zweitens, weil sie die Einführung anderer, noch wichtigerer und nützlicherer ausländischer Neuerungen verhinderten. Es kam sozusagen darauf an, der verstockten russischen Dickköpfigkeit den hals zu brechen, um uns geschmeidig und zum Lernen und Aufnehmen fähig zu machen...

Die ganzen kläglichen *Jeremiaden* über die Wandlungen des russischen Charakters, über den Verlust der sittlichen Physiognomie Ruß-[122]lands sind entweder bloß ein Scherz oder entspringen einem Mangel an gründlichem Nachdenken. Wir sind anders als unsere bärtigen Vorfahren; um so besser! Grobheit innen wie außen, Ignoranz, Müßig. gang, Langeweile waren ihr Los auch in den obersten Ständen: uns sind alle Wege aufgetan zur Verfeinerung des Verstandes und zu edlen seelischen Vergnügungen.

Karamsin, Briefe eines russischen Reisenden, Bd. III, S. 165-167

Für Rußland beginnt die Zeit, wo es sich seiner bewußt wird. Ungeachtet der Kälte und der Gleichgültigkeit, deren wir Russen uns nicht ohne Grund zeihen, gibt man sich bei uns bereits nicht mehr mit Gemeinplätzen und abgenützten Begriffen zufrieden, sondern will lieber falsch und fehlerhaft urteilen als fertige, auf guten Glauben oder aus Faulheit und Apathie hingenommene Urteile wiederholen. So werden z. B. viele, da sie keine neuen Urteile über Puschkin hören und an der Richtigkeit der seit langem ausgesprochenen veralteten Urteile

[1] Die Arbeit Belinskis über Peter I. erschien in Gestalt zweier Aufsätze im Jahre 1841. Diese Aufsätze waren durch die zaristische Zensur bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden, und erst die Sowjetforschung hat durch Wiederherstellung der von der Zensur gestrichenem Stellen der Öffentlichkeit den vollen Text zugänglich gemacht.

zweifeln, sogar an der dichterischen Größe Puschkins irre. Und das ist ein erfreuliches Zeichen: es spricht für ein Bedürfnis nach selbständigem Nachdenken, ein Bedürfnis nach Wahrheit, das allem vorangeht und über allem steht, selbst über Puschkin. Amicus Plato, sed magis amica veritas* – das ist ein weiser Ausspruch! Was wahrhaft groß ist, das hält immer gegen Zweifel stand und fällt nicht, leidet keinen Schaden und verblaßt nicht, sondern wird nur noch stärker und größer und leuchtet heller durch Zweifel und Negierungen, die der erste Schritt zu jeder Wahrheit, der Ausgangspunkt jeder Weisheit sind. Zweifel und Negierung scheut nur die Lüge, wie künstliche Blumen und unedle Metalle das Wasser fürchten. Wir haben diese Wahrheit schon mehrmals wiederholt, wenn von Leuten die Rede war, die die Größe Puschkins als Dichter bestritten. Unsere Meinung ist der Meinung solcher Leute diametral entgegengesetzt; aber wenn ihre Meinung nicht irgendwelchen äußerlichen, anstößigen Gründen entspringt, sind wir bereit, mit ihnen um der Wahrheit willen zu streiten, und überzeugt, daß nur durch solchen Streit die Wahrheit hervortritt und in das Bewußtsein aller eingeht, zur Überzeugung aller wird. Um so mehr liegt es uns fern, solche Leute als Sektierer, als Verdreher der Wahrheit anzusehen, die das Andenken des großen Dichters und das Gefühl nationalen Stolzes schmähen. Mehr noch: wir verstehen, daß es Leugner des Genies Puschkins geben kann, die tausendmal achtenswerter sind als viele unbedingte Verehrer des Ruhms des großen Dichters, die [123] fremde Worte wiederholen. Wenn solche Leugner auftreten, so deutet das nicht darauf hin, daß die Gesellschaft für die Wahrheit erkaltet ist, sondern eher, daß man anfängt, sie zu lieben: denn die bedingungslose Hinnahme von irgend etwas ohne Überlegung, ohne Prüfung durch die Vernunft, ist in höherem Grad ein Zeichen für apathische Gleichgültigkeit der Gesellschaft gegenüber der Wahrheit, als Zweifel und Negation es sind. Nein, das Auftreten solcher Leugner in einer jungen Gesellschaft ist ein Zeichen für den Anbruch denkenden Lebens. In der bedingungslosen Achtung vor Autoritäten und großen Namen äußern sich manchmal wirklich sowohl Liebe wie Leben, jedoch Liebe und Leben unbewußter, einfältiger, kindlicher Art. Es ist aber lächerlich, zu fordern oder zu wünschen, daß die Gesellschaft unentwegt im Stand der Kindheit verbleibe, wenn man dies vom einzelnen Menschen nicht fordert und nicht wünscht; und wenn dieser, den Gesetzen der Entwicklung zuwider, für immer Kind bleibt, dann verachtet man ihn als Idioten. Man sagt, der Zweifel untergrabe die Wahrheit: ein falscher, *törichter und gottloser* Gedanke. Wenn die Wahrheit so schwach und kraftlos geworden ist, daß sie sich nicht mehr aus eigener Kraft, sondern nur durch Sperrketten und Quarantäne gegen den Zweifel halten kann, wieso ist sie dann Wahrheit, und inwiefern ist sie besser und steht sie höher als die Lüge, und wer wird ihr glauben? Man sagt: der Zweifel tötet den Glauben. Nein, er tötet ihn nicht, er läutert ihn. Gewiß, Zweifel und Negation sind manchmal sichere Kennzeichen des sittlichen Todes ganzer Völker; aber welcher Völker? – Solcher Völker, die überaltert sind, die ihr Leben ausgelebt haben und nur noch mechanisch als lebende Leichname weiterexistieren wie die Byzantiner oder die Chinesen. Und kann das für das russische Volk gelten, das so jung, so frisch und jungfräulich, dessen Leben so reich an artmäßigen, urtümlichen Elementarkräften ist – für ein Volk, das sich in nicht ganz hundert Jahren seines neuen Lebens, zu dem es das Schöpferwort eines Zaren-Giganten erweckte, so vielfach hervorgetan hat: in großen Herrschern und großen Feldherren und großen Staatsmännern und großen Gelehrten und großen Dichtern; für ein Volk, das sich in hundert Jahren neuen Lebens bereits eine große Vergangenheit geschaffen hat, „Ruhe voller stolzer Zuversicht“ in der Gegenwart, wie der Dichter sagt, und dem eine noch größere, ruhmreichere Zukunft bevorsteht? Nein, wir würden an nationaler Würde verlieren, wenn wir Angst hätten vor einer geistigen Gymnastik, die nur für die [124] gebrechlichen Knochen einer altersschwach gewordenen Gesellschaft schädlich ist, einer jungen Gesellschaft voll jugendlichen Drangs dagegen nur zu Kraft und Stärke ausschlagen kann! Das

* „Platon ist mein Freund, aber mein bester Freund ist die Wahrheit.“

Leben äußert sich im Bewußtwerden, und ohne Zweifel gibt es ebensowenig ein Bewußtwerden, wie der Körper ohne Bewegung zu organischen Prozessen und lebendiger Entwicklung kommen kann. Die Seele hat ebenso wie der Leib ihre eigene Gymnastik, ohne die sie verkümmert und in die Apathie der Untätigkeit verfällt.

Im vorhergehenden Aufsatz haben wir davon gesprochen, wie wenig bei uns für eine Geschichte Peters des Großen *getan* und wieviel über ihn *dahergeredet* worden ist. Wirklich, man hat ihm Lobesworte gewidmet, hat ihn in Versen und in Prosa verherrlicht. Lomonossow hat ihn sogar zum Helden einer epischen Dichtung in der Manier der „Aeneis“ gemacht. In Nachahmung der ihrem Ziel nach allen Lobes und aller Ehren werten Arbeit Lomonossows haben zwei andere Dichter – Grusinzew und Fürst Schirinski-Schichmatow –mit nicht weniger Erfolg Peter in lyrisch-epischen Gedichten besungen. Aber dies alles, das Gute wie das Mittelmäßige, hat niemanden recht warm gemacht. Jedermann war mit den ehrenwerten Autoren unbedingt einverstanden im Lob des Großen, doch man las sie wenig oder las sie überhaupt nicht. Der Grund hierfür liegt darin, daß alle diese Herren Verfasser irgendwie auf ein und dieselbe Manier und im gleichen Ton schrieben und sangen und daß im Bau ihrer Sätze eine Art ermüdender Monotonie zu bemerken war, die vom Fehlen eines Inhalts, d. h. eines Gedankens, Zeugnis ablegte. Die glühendsten Loblieder, die begeistertsten Ausbrüche der Bewunderung für den Großen zeichneten sich durch einen gewissen offiziellen Charakter aus. So ging es fort bis zu den Zeiten Puschkins, der als großer Dichter und als Sprachrohr des Volksbewußtseins als einziger über Peter in einer Sprache zu sprechen verstand, die Peters würdig war. In den Werken wissenschaftlichen Charakters jedoch sprach man weiter auf die alte Weise, mit dem einzigen Unterschied gegen früher, daß sie nicht mehr nur kaltes Einverständnis erweckten, sondern eher Bedauern. Vor ein paar Jahren schließlich begannen gewisse dunkle Zweifel an der absoluten Unfehlbarkeit des hauptsächlichsten der Werke Peters – der Umgestaltung Rußlands – aufzutauchen. Man sagte, das Gebäude dieser Umgestaltung sei ohne Fundament errichtet, weil es von oben und nicht von unten begonnen wurde, es habe nur in äußeren Förmlichkeiten bestanden und, ohne uns echten [125] Europäismus einzuimpfen, nur unseren Volkscharakter entstellt und dem nationalen Genie die Flügel beschnitten. Wir werden auf diese Einwände, so oberflächlich und so leer sie ihrem Wesen nach auch sein mögen, später noch zurückkommen; jetzt wollen wir nur sagen, daß sie zum Zeitpunkt ihres Erscheinens in der Presse vielen Leuten gefielen und allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die einen glaubten in ihnen die eigne, bis dahin ihnen selbst unklare Meinung zusehen; andere nahmen sie, ohne sich mit ihnen einverstanden zu erklären, nicht als allgemeine Phrasen und wichtig tuendes Gezeter auf, sondern als eine selbständige und dabei *neue* Meinung, einige würdigten sie sogar energischer, wenn auch indirekt angebrachter Erwiderungen. So stärkte also der Zweifel, statt die Sympathien für Peter abzukühlen, nur das allgemeine Interesse für ihn als für eine große historische Erscheinung und veranlaßte alle, mehr über ihn sowohl nachzudenken als auch zu reden und zu schreiben. Aber die Zeit entschied bald die Frage und löste die unhaltbaren Zweifel: heute können nur Leute, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind, im Ernst Peter den Großen dafür schelten, daß er seine Umgestaltung von oben und nicht von unten begann, bei den Herrschaften und nicht bei den Bauern, daß er den Formen – der Kleidung, dem Bartscheren und dergleichen – so große Bedeutung beimaß, daß er Petersburg erbaute usw. Der Zweifel hat also keinerlei Schaden angerichtet, sondern nur Nutzen gebracht, denn er hob sich, kaum aufgetaucht, selbst wieder auf und führte zu einem anderen Zweifel, der seinerseits vorübergehen und, wenn noch nicht der Wahrheit, so einem dritten Zweifel Platz machen wird, der dann bereits zur Wahrheit führen wird. Augenblicklich ist das Problem Peter in einen offenbaren Widerspruch geraten: viele halten zwar die durch Peter vollzogene Umgestaltung für ebenso notwendig wie großartig und gedenken des Umgestalters in Ehrfurcht, zerstören aber gleichzeitig, ohne es selbst zu merken, die ganze Größe seines Werkes, indem sie den Europäismus negieren und sich bemühen, nicht nur das,

was einige Leute historische Entwicklung und Volkscharakter genannt haben und was Peter zerstörte, zu verteidigen und zu rechtfertigen, sondern es dem Europäismus gegenüberzustellen und sogar ihm gegenüber zu verherrlichen. So sonderbar dieser Widerspruch ist, so bedeutet er doch einen Schritt vorwärts und steht über dem früheren positiven Zweifel, obwohl er gerade aus ihm hervorgegangen ist: es ist besser, in offenen Widerspruch mit sich selbst zu geraten und damit [126] sozusagen ungewollt die Macht der Wahrheit anzuerkennen, als um einer liebgewordenen, einseitigen Überzeugung willen die faktische Richtigkeit einander widersprechender Beweise abzulehnen und einfach die Augen vor ihnen zu schließen.

Der Widerspruch, von dem wir hier reden, ist äußerst wichtig: in seiner Versöhnung liegt das wahre Verständnis Peters des Großen. Dies allein schon weist darauf hin, daß dieser Widerspruch vernünftig ist. Die Lösung der Aufgabe besteht darin, zu zeigen und zu beweisen: 1. daß, obgleich der Volkscharakter mit der historischen Entwicklung und der gesellschaftlichen Struktur des Volkes eng verbunden ist, doch das eine und das andere nicht ein und dasselbe sind; 2. daß weder das Umgestaltungswerk Peters des Großen noch der von ihm eingeführte Europäismus im geringsten unsren Volkscharakter geändert haben und ändern konnten, sondern ihn nur mit dem Geist eines neuen, reicheren Lebens belebt und ihm eine unermeßliche Sphäre für seine Äußerung und Betätigung gegeben haben.

In der russischen Sprache sind zwei Wörter im Gebrauch, die die gleiche Bedeutung haben: das eine ist russischen Ursprungs: „*narodnostj*“ von narod, Volk, also Volkstümlichkeit, *Volksgeist*; das andere stammt aus dem Lateinischen und ist von uns aus dem Französischen übernommen worden: „*nationalnostj*“ von nation, also Nationalität, *Nationalgeist.* Wir sind aber fest davon überzeugt, daß es in keiner Sprache zwei Wörter geben kann, die in ihrer Bedeutung so identisch sind, daß eines das andere völlig ersetzen und folglich überflüssig machen kann. Um so weniger ist es möglich, daß sich in einer Sprache ein Fremdwort hält, wenn es in ihr ein eigenes, den völlig gleichen Begriff ausdrückendes Wort gibt: ihre Bedeutung muß irgendeine Nuance, wenn nicht einen großen Unterschied enthalten. So sind auch die Wörter *Volksgeist* und *Nationalgeist* ihrer Bedeutung nach nur ähnlich, aber durchaus nicht identisch, und stellen nicht nur eine Nuance, sondern einen starken Unterschied dar. „Volksgeist“ verhält sich zu „Nationalgeist“ wie der tiefere Artbegriff zum höheren, allgemeineren, zum Gattungsbegriff. Unter *Volk* versteht man mehr die unteren Schichten des Staates – *Nation* drückt den Begriff der Gesamtheit aller Stände des Staates aus. Im *Volk* ist noch nicht die Nation enthalten, aber in der Nation ist auch das Volk. Ein Lied Kirscha Danilows ist ein Volksprodukt; ein Gedicht Puschkins ist ein Nationalprodukt: jenes ist auch den [127] obersten (gebildetsten) Klassen der Gesellschaft zugänglich, dieses dagegen ist *nur* den obersten (gebildetsten) Klassen der Gesellschaft zugänglich und dem Verständnis des Volkes im engen und eigentlichen Sinn des Wortes verschlossen. Der gebildete Adlige unserer Zeit versteht sowohl die Sprache wie die Taten und die Lebensweise seines bärtigen Vorfahren aus der Zeit vor Peter; wenn jedoch sein Vorfahr aus dem Grabe aufstände, würde er von dem Leben seines rasierten Nachkommen nichts verstehen. Jeder gebildete Mensch unsrer Zeit versteht, so sehr er auch durch die Formen und den wesentlichen Inhalt seines Lebens vom Volk entfernt sein mag, sehr wohl den Bauern, ohne sich zu ihm herabzulassen, der Bauer dagegen kann ihn nur verstehen, wenn er zu ihm aufsteigt oder wenn jener sich auf sein Begriffsvermögen herabläßt. Dagegen wird ein Ausländer, der nicht in Rußland geboren ist und aufgezogen wurde, den russischen Bauern nicht verstehen, wenn er auch die russische Sprache so weit beherrscht, daß er imstande ist, sich in der russischen Literatur einen Namen zu machen. Mithin gibt es zwischen unsrer Vergangenheit und unsrer Gegenwart, zwischen dem Adligen im langen Rock und wallenden Bart und dem Adligen im Frack und mit rasiertem Kinn, zwischen dem Bauern, dem städtischen Kleinbürger und dem bärtigen Kaufmann einerseits und dem sog. „*Bann*“ (dem „gnädigen Herrn“ im Sinne des gebildeten Europäers)

andrerseits etwas *Gemeinsames.* Aber dieses Gemeinsame ist durchaus nicht der *Volksgeist*, sondern der *Nationalgeist.* Dieser versteht ungehindert jenen (denn als der höhere schließt er ihn in sich ein), um jedoch mit dem Volksgeist in einer verständlichen Sprache reden zu können, muß der Nationalgeist sich zu ihm hinabbeugen. Die ungeschmälerte Herrschaft des Volksgeists setzt im Staate einen Zustand natürlicher Unmittelbarkeit, einen patriarchalischen Zustand voraus, bei dem die Stände sich nicht einmal in der Form, sondern nur in Formnuancen und jedenfalls nicht dem Wesen nach voneinander unterscheiden. In diesem Zustand befand Rußland sich in der Zeit vor Peter dem Großen. Man lese Koschichin, und man wird sehen, daß der erste Bojar genau so Hochzeit feierte wie der letzte Bauer: der Unterschied bestand nur im Überfluß der Speisen, im Wert der Gewänder, mit einem Wort im Wert und der Menge dessen, was dabei ausgegeben wurde. Ein und dieselbe Knute schwebte drohend sowohl über dem Bauern wie über dem Bojaren, und beide machte die Knute unglücklich, entehrte sie jedoch nicht. Der Knecht [128] verstand ohne Schwierigkeit seinen Bojaren, ohne sich dabei auch nur um ein Haar zu höheren Begriffen aufschwingen zu müssen; der Bojar verstand seinen Knecht, ohne daß er gezwungen war, sich seinem Verständnis anzupassen. Der gleiche Branntwein erfreute das Herz des einen wie des anderen: der Unterschied bestand nur darin, daß der eine Fusel trank, der andere dagegen reinen Korn. Ein und derselbe Met erfreute diesen und jenen: der Unterschied bestand darin, daß der eine ihn aus einem Holzkrug oder einer eisernen Schöpfkelle trank, der andere dagegen aus silberner oder goldener Schale. Und plötzlich veränderte sich das alles so schnell und so jäh durch den Willen Peters: so wenig der gemeine russische Mann Wörter verstand wie: *Viktoria*, *Rang*, *Armee*, *Général en chef*, *Admiral*, *Hofmarschall* u. dgl. – ebensowenig verstand er auch die Sprache und die Taten nicht nur seines Herrschers oder seines adligen Herrn, sondern auch die jedes Offiziers mit seinem *Point d'honneur*, *seinem Menuett*, *seinen Reithosen* u. dgl. Das Oben verstand auch weiterhin das Unten, aber das Unten hörte auf, das Oben zu verstehen. Das Volk trennte sich von den Herren und den Soldaten. Aber im Staatssinne gab es bereits kein Volk mehr – es gab die Nation. Dieses Fremdwort wurde notwendig und ging unbewußt in den allgemeinen Gebrauch über und erhielt Bürgerrecht im Wörterbuch der russischen Sprache.

Das Wesen eines jeden Nationalgeists besteht in seiner *Substanz.* Die Substanz ist jenes Unvergängliche und Ewige im Geiste eines Volkes, das, ohne sich zu verändern, alle Änderungen aushält, heil und unbeschädigt durch alle Phasen der historischen Entwicklung hindurchgeht. Es ist das Samenkorn, in dem jede Möglichkeit zukünftiger Entwicklung beschlossen ist. Wenn wir eine Eichel betrachten, sind wir nicht dessen gewiß, daß aus ihr unbedingt ein riesiger hundertjähriger Eichbaum hervorgehen wird, sondern nur dessen, daß aus ihr ein großer Eichbaum, nicht aber ein Apfelbaum hervorgehen kann, vorausgesetzt, daß der Baum ausgepflanzt und nicht vor der Zeit abgehauen wird oder unter irgendwelchen anderen Umständen, die seine freie Entwicklung hemmen können, zugrunde geht. Und wir wissen das deshalb, weil in der Eichel die Substanz des Eichbaums beschlossen liegt, d. h. die Möglichkeit seines starken Stammes, seiner breiten Blätter und der anderen Kennzeichen, die seiner Form eigen sind. Wenn wir einen Säugling betrachten, so wissen wir, daß aus ihm mit der Zeit nicht nur ein von körperlichen [129] und geistigen Kräften übersprudelnder Jüngling werden kann, sondern auch ein gebrechlicher, grauhaariger Greis, und sogar nicht einfach nur ein Erwachsener, sondern auch ein Genie. Denn in dem kleinen Kind, in den verborgenen Geheimfächern eben seines Organismus, liegt bereits die Substanz, d. h. die Möglichkeit alles dessen beschlossen, was es in der Folge werden kann, was mit der Zeit zu werden es von der Natur bestimmt ist. Ein guter Soldat und ein guter Offizier kann so ziemlich jeder werden; aber zum großen Feldherrn kann nur der werden, in dessen Substanz von Geburt an die Möglichkeit, ein großer Feldherr zu werden, gelegen hat. Die Substanz enthält den Grund, warum der eine zum großen Dichter, aber nicht zum auch nur mittelmäßigen Mathematiker werden kann, und ein anderer imstande ist, Dampfmaschinen zu erfinden, und nicht imstande, sich

einen Teller, Kohlsuppe zu kochen oder ein Loch im Anzug zu stopfen. Jedes Volk hat seine Substanz wie jeder Mensch, und in der Substanz des Volkes liegt seine ganze Geschichte und sein Unterschied von anderen Völkern beschlossen. Die Substanz der Römer war eine völlig andere als die Substanz der Griechen, und die Römer waren deshalb vorwiegend das Volk des Bürgerrechts, nicht beschaulich, sondern rein praktisch, während die Griechen vorwiegend ein tätig-beschauliches und künstlerisch veranlagtes Volk waren. Wie es geniale Substanzen bei einzelnen Persönlichkeiten gibt, so werden auch einige Völker mit großen Substanzen geboren und verhalten sich zu den übrigen Völkern wie die Genies zu den gewöhnlichen Menschen.

Der Volksgeist setzt, wie wir bereits oben gezeigt haben, etwas Unveränderliches, ein für allemal Gewordenes voraus, was nicht fortschreitet; er bringt nur das zum Ausdruck, was im Volke in seiner gegenwärtigen Lage vorhanden ist. Der Nationalgeist dagegen enthält in sich nicht nur das, was war und ist, sondern was sein wird oder was sein kann. In seiner Entwicklung bringt der Nationalgeist die allergegensätzlichsten Erscheinungen zusammen, die sich anscheinend weder voraussehen noch voraussagen ließen. Der Volksgeist ist das erste Moment des Nationalgeists, seine erste Äußerung. Aber hieraus folgt durchaus nicht, daß es dort, wo es Volksgeist gibt, nicht Nationalgeist gäbe: im Gegenteil, die Gesellschaft ist stets *Nation*, auch wo sie nur *Volk* ist, aber Nation als Potenz und nicht in der Wirklichkeit, wie das kleine Kind ein potentieller Erwachsener, aber kein wirklicher ist: denn Nationalgeist und [130] Volkssubstanz sind ein und dasselbe, und jede Substanz, die noch nicht ihre Bestimmung erhalten hat, trägt sie als Möglichkeit in sich.

So war also Rußland vor Peter dem Großen nur Volk und wurde zur Nation dank der *Bewegung*, in die es sein Umgestalter versetzte.

Aus nichts wird nichts, und der große Mann schafft nichts Eigenes, sondern verleiht nur *dem* wirkliche Existenz, was vor ihm als Möglichkeit bestand. Daß alle Anstrengungen Peters gegen den alten Zustand Rußlands gerichtet waren, ist klar wie der helle Tag; aber daß er bestrebt gewesen sei, unseren substantiellen Geist, unseren Nationalgeist zu vernichten – ein solcher Gedanke ist mehr als unbegründet: er ist einfach töricht! Gewiß, wenn es Völker mit großen Substanzen gibt, so gibt es auch Völker mit nichtigen Substanzen, und wenn jene nicht zu verändern sind und sich nicht dem Willen eines Mannes fügen, so mächtig er auch sein mag, so können diese sogar durch Zufälligkeiten, ja von selbst, nicht nur durch den Willen eines Genies, zugrunde gehen. Dafür aber kann aus diesen anderen auch ein Genie nichts machen; das Beste, was man aus Rüben machen kann, ist ein Zuckerhut; aber nur aus Granit, Marmor und Bronze kann man ein ewiges Denkmal schaffen. Wenn das russische Volk in seinem Geist nicht das Samenkorn eines reichen Lebens getragen hätte, so würde die Reform Peters es nur zu Tode getroffen und entkräftet, nicht aber erweckt und mit neuem Leben und neuen Kräften ausgestattet haben. Wir wollen gar nicht einmal davon reden, daß aus einem geistig nichtigen Volk überhaupt nicht ein solcher Gigant wie Peter hätte hervorgehen können: nur in einem so gearteten Volk konnte ein solcher Zar erscheinen, und nur ein solcher Zar konnte ein solches Volk umgestalten. Wenn wir keinen anderen großen Mann gehabt hätten als Peter – auch dann hätten wir ein Recht darauf, uns mit Achtung und Stolz zu betrachten, uns der Vergangenheit nicht zu schämen und kühn, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken...

Wie es kommt, daß dieses Volk eine solche Substanz hat und jenes eine andere – das zu entscheiden ist fast ebenso unmöglich, wie wenn es sich um einen einzelnen Menschen handelte. Wenn wir uns die Hypothese zu eigen machen, daß die Völker sich aus Familien gebildet haben, so müssen wir als ersten Grund ihrer Substanz Blut und Rasse annehmen. Äußere Umstände, die historische Entwicklung, beeinflussen ebenfalls die Volkssubstanz, obwohl sie ihrer-[131]seits auch selbst von ihr abhängen. Aber kein anderer Grund läßt sich mit solcher

Sicherheit angeben wie das Klima und die geographische Lage des Landes, welches ein Volk bewohnt. Alle Völker des Südens unterscheiden sich scharf von denen des Nordens; der Geist der ersteren ist lebhafter, leichter, klarer, ihr Gefühl empfänglicher, die Leidenschaften sind leicht zu entflammen; der Geist der zweiten ist träger, aber gründlicher, ihr Gefühl ruhiger, aber tiefer, die Leidenschaften entflammen schwerer, wirken aber nachhaltiger. Bei den Völkern des Südens herrscht das unmittelbare Gefühl vor, bei denen des Nordens – das Sinnen und Nachdenken; die ersteren sind beweglicher, die anderen tätiger. In der letzten Zeit hat der Norden den Süden hinsichtlich des Erfolgs der Künste, der Wissenschaften und der Zivilisation weit hinter sich gelassen. Es besteht ein großer Unterschied zwischen Bergvölkern und Völkern der Ebene, zwischen Küsten und Inselvölkern und Völkern, die vom Meer entfernt wohnen. Und dieser Unterschied ist nicht äußerlich, sondern innerlich; er macht sich im Geist selbst, nicht nur in Formen bemerkbar. Werfen wir in dieser Hinsicht einen Blick auf Rußland. Seine Wiege war nicht Kiew, sondern Nowgorod, von dem es sich über Wladimir auf Moskau ausdehnte. Düster war der Himmel, den seine Kinderaugen sahen, wilde Schneestürme sangen ihm Wiegenlieder, und beißende Fröste stählten seinen Leib zu Gesundheit und Kraft. Wenn wir zur Winterszeit in einer flinken Troika dahinfliegen und der Schnee unter den Kufen unseres Schlittens knirscht, der frostige Himmel mit Myriaden von Sternen übersät ist und der Blick sich sehnend in der unendlichen schneebedeckten Ebene verliert, die im Silberlicht des einsam wandernden Mondes daliegt und nur hier und dort von rauhreifbedeckten Bäumen unterbrochen wird – wie verständlich erscheint uns dann das getragene, wehmütige Lied unseres Kutschers und wie harmoniert dann mit ihm das monotone Klingen des Glöckchens, das uns, wie Puschkin sagt, *das Herz zerreißt*! Schwermut ist das allgemeine Motiv unsrer Dichtung, sowohl der Volks wie der Kunstpoesie. Der russische Mensch hat es von alters her nicht verstanden, amüsant und heiter zu scherzen: seine Scherze waren entweder plump oder sarkastisch, und unsre schönsten Volkslieder haben einen schwermütigen Inhalt, eine getragene, wehmütige Weise. Puschkin wirkt dort mit unwiderstehlicher Stärke auf die russische Seele, wo seine Poesie von Schwermut durchtränkt ist, und er ist dort am stärksten national, wo seine Poesie wehmütige [132] Töne findet. Hören wir seine eigenen Worte über die Schwermut als das Grundelement der russischen Poesie:

„Figürlich oder wörtlich: alle wir,
Vom Kutscher bis zum obersten Poeten,
Sind trübe Sänger. Melancholisch schier
Sind Rußlands Melodien. Ich will wetten:
Fangt Ihr beim Prosit an, so singt am Ende Ihr
Ein Requiem. In Wehmutsklänge betten
Uns unsre Musen, unsre Mädchen gern.
Doch freut es uns, ihr klagend Leid zu hör'n."[2]

Doch diese Schwermut ist nicht die Krankheit einer schwachen Seele, nicht die Gebrechlichkeit eines kraftlosen Geistes, nein, es ist eine mächtige, unendliche Schwermut, die Schwermut einer großen, edlen Natur. Der russische Mensch berauscht sich an der Trauer. Er unterliegt ihr nicht, und niemand ist wie er fähig, mit solcher Schnelligkeit von der bedrückendsten, herzzerreißendsten Schwermut zur wildesten, ausgelassensten Fröhlichkeit überzugehen! Auch hierfür ist die Poesie Puschkins ein wichtiger Beleg: man kann sich nicht genug wundern, wie schnell sie im „Onegin" von dieser tiefen Traurigkeit, deren Quelle ein unendlicher Geist ist, zu jener frischen, mächtigen Fröhlichkeit übergeht, deren Quelle geistige Stärke und Gesundheit sind.

Und da haben wir auch schon das Gemeinsame, das unsere einfache Volkspoesie mit unserer nationalen und unserer Kunstpoesie verbindet. Das substantielle, das Gattungsprinzip ist folg-

[2] Aus Puschkins Poem „Das Häuschen in Kolomna".

lich in uns durch die Reform Peters nicht unterdrückt worden, sondern hat durch sie nur eine höhere Entwicklung erfahren und eine höhere Form erhalten. Und wirklich – seit den Zeiten Peters hat sich der Raum Rußlands doch erweitert und nicht verengt; sind etwa unsre Steppen nicht ebenso weiträumig und frei wie früher, ist der Schnee, der sie bedeckt, nicht ebenso unverändert weiß und silberglänzend im fahlen Licht des Mondes? ... Wie prächtig sind doch die Eigenschaften des russischen Menschen, die ihn nicht nur von Fremdstämmigen, sondern auch von den anderen slawischen Stämmen unterscheiden, sogar solchen, die mit ihm von dem gleichen Zepter beherrscht werden. Ein stets wacher Verstand, Wagemut, Findigkeit, Scharfblick, Gelehrigkeit – er drischt Roggen auf einem Beilrücken, verliert kein Körnchen dabei, find't sein Brot in jeder Not –, Bravour, Ausgelassenheit, Tollkühnheit – und in Freud und Leid kein Meer zu [133] tief! Und da sollte der Europäismus diese urwüchsigen, *substantiellen* Eigenschaften des russischen Volkes ausglätten? Ist etwa der gebildete Russe heute nicht ebenso wie früher *weit ausholend* in Leid wie in Freud und ein echter Bruder dessen, der einst, mit der Hand am Ohr, mit Reckenstimme über die ganze Welt Gottes hinsang:

„Hoch, so hoch ist unser Himmelszelt,
Tief, so tief des Meeres Ozean,
Breit, so breit das weite Erdenrund,
Und des Dnjepr Wasser still und tief."[3]

Es ist lächerlich, zu meinen, der Europäismus stelle eine alles gleichmachende, glättende, auf die gleiche Farbe bringende Nivellierung dar! Der Engländer, der Franzose, der Deutsche, der Holländer, der Schweizer – sie alle sind gleichermaßen Europäer, sie alle haben viel Gemeinsames, aber ihre nationalen Merkmale sind unversöhnlich scharf ausgeprägt und niemals auszuglätten: dazu müßte man zuerst ihre Geschichte vernichten, die Natur ihrer Länder verändern, ihr Blut von Grund aus erneuern.

Einen Nationalgeist kann man auch in einem ganzen Buch nicht charakterisieren, geschweige denn in einem Zeitschriftenaufsatz, besonders den Nationalgeist eines Volkes, das erst vor kurzem zu leben begonnen hat und noch ganz in seiner Gegenwart steckt.[4]

Der Nationalgeist ist die Gesamtheit aller geistigen Kräfte eines Volkes: die Frucht des Nationalgeists eines Volkes ist seine Geschichte. Deshalb wollen wir es auch nicht unternehmen, erschöpfende und befriedigende Aussagen darüber zu machen, worin eigentlich der russische Nationalgeist besteht – es genügt, wenn wir es andeuten. Aber ohne Zögern können wir sagen, daß der russische Nationalgeist nicht in der altertümlichen Kleidung unsrer Bauern – den Láptí, dem Armják, dem Sarafán[*] –, nicht im Fusel, nicht in den Bärten, nicht in den verräucherten, unsauberen Hütten, nicht in Analphabetentum und Unwissenheit, nicht in der Bestechlichkeit der Richter, nicht in Denkfaulheit besteht. Das sind nicht einmal Merkmale des Volksgeists, sondern eher Auswüchse an ihm – die Folgen verdorbenen Blutes, überscharfer Säfte. Und das alles gab es in Rußland vor Peter dem Großen, und mit alledem hat unser göttlicher Herkules sich wie mit der zwölfköpfigen Hydra herum-[134]geschlagen und hat sie mit der unwiderstehlichen Keule seines mächtigen Genies überwunden.

Die Wahrheit sagen (besonders wenn jedermann sie versteht und fühlt) und eine Beleidigung aussprechen, ist nicht immer ein und dasselbe. Mögen der Dumme und der Betrunkene die Wahrheit fürchten, dem Klugen macht es nichts aus, einzugestehen, daß auch er in seinem

[3] Aus der Volkssage „Sadko".

[4] Nach der Auffassung Belinskis liegt das Wesen eines jeden Nationalcharakters in der Weltanschauung, die ihrerseits Quelle und Grundlage jeder Literatur ist. Die Frage des Nationalcharakters nahm in den Aufsätzen Belinskis eine zentrale Stelle ein, er hat jedoch keine Definition des Nationalcharakters gegeben und war sogar der Meinung, daß es vorläufig unmöglich sei, sie zu geben.

[*] *Láptí* – aus Bast geflochtene Fußbekleidung; *Armják* – Bauernrock aus selbstgewebtem grobem Wollstoff; *Sarafán* – langes, ärmelloses Hängekleid, meist aus buntem Kattun. – *Die Red.*

Leben manchmal danebengehauen hat, und dem Nüchternen, daß auch er manchmal angeheitert war. Der Nationalstolz ist ein erhabenes, edles Gefühl, ein Unterpfand wahrer Würde; nationale Ruhmrederei und Empfindlichkeit dagegen sind reine Chinoiserie*. Wer die Substanz des Volkes, den Nationalgeist, im wahren Sinn dieses Wortes negiert oder herabsetzt, begeht Volksbeleidigung (lèse-nation); wer dagegen (selbst in übertriebener Weise) die Mängel und Fehler des Volksgeists angreift, begeht kein Verbrechen, sondern macht sich verdient, handelt als echter Patriot. Das, was ich von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit meinem ganzen Wesen liebe, kann mir nicht gleichgültig sein, bei ihm liebe ich stärker als an etwas anderem, was an ihm gut ist, und hasse (nach dem gleichen Gesetz) starker, was an ihm übel ist.

Manche Leute haben die Gewohnheit, auf die Engländer zu verweisen, die es lieben, barbarische und blöde nationale Possen zu reißen, und bis heute einige Gebräuche aus der wilden und rohen alten Zeit beibehalten, von dem Wollsack, auf dem dort ein Parlamentsmitglied sitzt, bis zu dem Recht, die eigne Frau auf dem Markt zu verkaufen. Diese Herren, d. h. unsre Bierbankpatrioten, lieben es, durch Berufung auf solche Dinge uns Vorwürfe über den Gleichmut zu machen, mit dem wir Russen uns von den Überlieferungen unserer *langzipfeligen* Altväterzeit trennen, und über die Bereitschaft, mit der wir alles Neue aufnehmen und uns aneignen. Was mich betrifft, so muß ich sündig gestehen: ich sehe hierin einen guten Zug unsres Nationalgeists, ein Unterpfand unsrer zukünftigen Größe, und jedenfalls natürlich keine Erniedrigung, sondern ein Zeichen der Überlegenheit über die Engländer, die, übrigens eine große Nation in allem anderen, nur gerade hierin uns nicht als Beispiel dienen können und dürfen und besser daran täten, wenn sie uns nachahmten. Ja, das ist ein großer Charakterzug des russischen Volkes: er zeigt, daß wir die Fähigkeit und den Wunsch haben, uns bedingungslos von allem Üblen frei zu machen; was aber das Gute betrifft, das die Grundlage und das Wesen unsres Nationalgeists bildet – so ist es [135] ewig, unvergänglich, und wir könnten uns nicht von ihm losmachen, selbst wenn wir wollten. Aber wir haben mehr als irgend jemand anders die Möglichkeit und das Recht, uns unsrer nationalen Mängel und Fehler nicht zu schämen und offen von ihnen zu reden. Es gibt zwei Arten nationaler Fehler: die einen entspringen aus einem substantiellen Geist, wie z. B. der politische Eigennutz und Egoismus der Engländer; der grausame religiöse Fanatismus der Spanier; die Rachsucht und der zu List und Hinterlist neigende Charakter der Italiener; die anderen sind die Folge einer unglücklichen geschichtlichen Entwicklung und verschiedener äußerer zufälliger Umstände, wie z. B. die politische Nichtigkeit der Völker Italiens. Und deshalb kann man die einen nationalen Laster *substantielle*, die anderen *aufgepfropfte* nennen. Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß unser Nationalgeist ein Höchstmaß von Vollkommenheit darstellt: es gibt nichts Vollkommenes unter der Sonne; jedes Positive hat irgend etwas Negatives zur Vorbedingung. Jede Individualität ist schon allein deshalb beschränkt, weil sie Individualität ist; jedes Volk aber ist eine Individualität, gleich dem einzelnen Menschen. Uns genügt es schon, daß unsre nationalen Mängel uns vor den edelsten Nationen in der Menschheit nicht herabsetzen können. Was aber die aufgepfropften Fehler betrifft, so werden wir unsrer eignen Würde um so mehr Achtung erweisen, je lauter wir von ihnen reden, werden das erfolgreiche Fortschreiten im Guten und in der Wahrheit um so mehr fördern, mit je größerer Energie wir diesen Fehlern zu Leibe gehen. Ein inneres Laster ist eine Krankheit, mit der eine Nation geboren wird, eine Krankheit, deren Aufgabe manchmal das Leben kosten kann; ein aufgepfropftes Laster ist ein Auswuchs, der, wenn die kunstreiche Hand des Chirurgen ihn, wenn auch nicht schmerzlos, abschneidet, dem Körper nichts wegnimmt, sondern ihn nur von Mißbildung und Leiden erlöst. Die Mängel unsres Volksgeists entstammen nicht dem Geist und Blut der Nation, sondern der Ungunst der geschichtlichen Entwicklung. Die Stämme der barbarischen

* an chinesischen Vorbildern orientierte Richtung der europäischen Kunst, die besonders im 18. Jahrhundert populär wurde und auf die vermeintlich heile Welt der Chinesen verweisen sollten

Teutonen hatten, als ihr wilder Strom sich über Europa ergoß, das Glück, von Angesicht zu Angesicht dem klassischen Genie Griechenlands und Roms gegenüberzutreten, auf jenen edlen Boden zu geraten, auf dem der breitverzweigte Baum des Europäismus emporgesprossen war. Das altersschwache, ausgemergelte Rom, das ihnen den wahren Glauben übermittelt hatte, übermittelte ihnen im Laufe der Zeit auch sein Zivilrecht; indem es sie [136] mit Virgil, Horaz und Tacitus bekannt machte, machte es sie auch mit Homer, den Tragikern, mit Plutarch und Aristoteles bekannt. In eine Vielzahl von Stämmen zerteilt, drängten sie sich gewissermaßen auf einem für ihre große Volkszahl nicht ausreichenden Raum und neben sich sozusagen ständig aneinander wie Stahl und Stein, um die Funken eines höheren Lebens aus sich herauszuschlagen. Das Leben Rußlands dagegen begann isoliert, in einer Wüste, der die Allgemeinentwicklung der Menschheit fremd war. Die Urstämme, aus denen sich in der Folgezeit die Masse seiner Bevölkerung bildete, bewohnten alle in gleicher Weise Talländer, die monotonen Steppen ähnelten, besaßen keinerlei scharf ausgeprägte Unterschiede und konnten daher nicht in der Richtung einer zivilisatorischen Höherentwicklung aufeinander einwirken. Böhmen und Polen hätten Rußland zu Europa in Beziehung setzen und ihm als charaktervolle Stämme selbst nützlich sein können, aber ein feindlich verschiedener Glaube hatte sie für immer von Rußland getrennt. Folglich war Rußland gleich vom Anbeginn seiner Existenz an vom Westen abgeschnitten, Byzanz aber konnte ihm, was Zivilisation betrifft, nur die Sitte zum Geschenk machen, sich die Zähne schwarz und das Gesicht weiß zu färben und Feinden und Verbrechern die Augen auszustechen. Die Fürstentümer lagen miteinander im Streit, aber diesem Streit lag kein vernünftiges Prinzip zugrunde, und er brachte deshalb keine bedeutenden Ergebnisse hervor. Ist es danach verwunderlich, daß die Geschichte der Fehden zwischen den Teilfürsten so sinnlos und langweilig ist, daß selbst das beredte Erzählertalent Karamsins sie nicht interessant machen konnte? ... Dann brachen die Tataren herein und schweißten die zerstückelten Glieder Rußlands mit deren eignem Blut zusammen. Hierin bestand der große Nutzen der zwei Jahrhunderte dauernden tatarischen Fremdherrschaft; aber wie viele Übel hat sie auch Rußland zugefügt, wie viele Laster ihm *aufgepfropft*. Die Aussperrung der Frau vom öffentlichen Leben, Sklavengeist in Begriffen und Gefühlen, die Knute, die Gewohnheit, sein Geld zu vergraben und in Lumpen einherzugehen, aus Angst, als Reicher angesehen zu werden, Bestechlichkeit im Gerichtswesen, asiatische Lebenssitten, Denkfaulheit, Ignoranz, Selbstverachtung – mit einem Wort, alles das, für dessen Ausrottung Peter der Große kämpfte, alles, was in Rußland dem Europäismus genau entgegengesetzt war –, dies alles war nichts uns von Geburt an Eigenes, sondern war uns von den Tataren [137] *aufgepfropft*. Selbst die Unduldsamkeit der Russen gegenüber den Ausländern im allgemeinen war eine Folge des Tatarenjochs und durchaus nicht eines religiösen Fanatismus: der Tatar machte in den Vorstellungen des Russen alles abstoßend, was nicht russisch war – und das Wort „Bassurman“* ging von den Tataren auch auf die Deutschen über. Daß die bedeutsamsten Mängel unsres Volksgeists uns nicht wesentlich sind, nicht im Blut liegen, sondern uns aufgepfropft wurden – der beste Beweis hierfür liegt darin, daß wir die volle Möglichkeit haben, uns von ihnen frei zu machen, und bereits damit anfangen, uns frei zu machen. Betrachten wir einmal näher die Pestbeule unsres Volksorganismus – die Bestechlichkeit... Es ist natürlich ein betrüblichen Anblick, eine übelberatene Öffentlichkeit vor sich zu haben, die selbst in ihren edelsten Mitgliedern den persönlichen, menschlichen Mut dadurch ausrottet und niederdrückt, daß sie sie in die Notwendigkeit versetzt, entweder aus der Reihe zu tanzen und damit die ganze Gesellschaft zu kränken oder die Waage der Gerechtigkeit, ohne das Gewissen zu verletzen, sozusagen legal und beinahe ganz förmlich zum eignen Nutzen zu handhaben und die ihnen zur Bewahrung und Betreuung anvertrauten Staatsreichtümer zu vergeuden. In China nennt man das „eine einträgliche Stelle innehaben“, und dort redet jeder Mandarin ohne

* Bezeichnung für Tatar, Fremder; diese Bezeichnung wurde später auf alle Fremdvölker ausgedehnt.

Gewissensskrupel ganz öffentlich davon, daß „sein Dienst ihm etwas einbringt“, und hinterläßt seinem Sohn als Grunddogma der Moral den Rat, vor allem ein guter Ehemann und Vater zu sein, um die Familie vor dem Bettelstab zu bewahren und seinem Rang und seiner Stellung nichts zu vergeben, allen jungen Leuten aber legt er mehr als alles ans Herz –

„Zu handeln nach der Väter Art
Und bei den Vorgesetzten lernen.“[5]

Was uns betrifft, so haben wir noch keinen Grund, über dieses Laster zu verzweifeln. In einer faulenden Gesellschaft gibt es keine Außenseiter, keinen Widerspruch und kein Zuwiderhandeln gegen die allgemeine Verderbtheit: in China nimmt jedermann Bestechungsgelder, und dort würde man einen Menschen, der auf den Gedanken käme, sich gegen die Bestechlichkeit zu empören und seine Empörung durch untadeliges Verhalten zu bekräftigen, einfach für einen Dummkopf halten, aber zum Glück für die Mandarinen und die Moralisten gibt es dort auch keine solchen Dummköpfe, sondern alle [138] Menschen sind *klug* und *wohlgesinnt.* Bei uns dagegen hat sich, dank den Umwandlungen Peters, alsbald eine Opposition gegen das allgemeine Übel zu melden begonnen.

Zu Ehren unserer Literatur sei gesagt, daß diese edle, wohltätige Opposition zuerst in ihr auftauchte. Die Muse Sumarokows erklärte den windigen Amtsschreibern unversöhnlichen Krieg und brandmarkte Bestechlichkeit und Veruntreuung von Staatsgeldern mit dem Stempel der Schande und der Ausstoßung. Nebenbei sei bemerkt, daß in dieser Hinsicht die literarische Richtung Sumarokows sozusagen *lebensnäher* war als die rein rhetorische Richtung Lomonossows – und das ist der Grund, weshalb der talentlose Sumarokow viel beliebter war als der begabte Lomonossow, dem das Publikum seiner Zeit nur Achtung entgegenbrachte. „Der Angeber“ von Kapnist war ein schwerer Schlag gegen die *Angeberei.* Nachimow machte sich in der Literatur seiner Zeit dadurch einen großen Namen, daß er ständig die Gemüter gegen Rechtsverdrehung aufrüttelte. Wenn auch der Witz Fonwisins vorwiegend gegen die Ignoranz gerichtet war, so bekam nebenbei auch die Prozessiererei ordentlich eins ab. Zu unseren Zeiten wurde der „Revisor“ Gogols zu einer wahren Geißel dieses Lasters, das, dank den Erfolgen der Aufklärung und den wohltätigen Bemühungen der Regierung, sich bereits in die Höhle verkriecht und nur von dort aus, und auch das noch heimlich, wagt, seine abscheuliche und unanständige Fratze zu zeigen. Wenn wir von den Verdiensten der Literatur um die heilige Sache der Verfolgung der Bestechlichkeit durch die Geißel der Satire reden, so darf auch Gribojedow nicht unerwähnt bleiben: wenn seine unsterbliche Komödie auch nicht direkt gegen diese hundertköpfige Hydra gerichtet ist, so hat er ihren schamlosen Stirnen mit Versen wie den folgenden doch ein glühendes Schandmal eingebrannt:

„Und gibt’s ein Kreuzchen mal, ein Pöstchen zu verschenken –
Wer wird da nicht zuerst an seine Freunde denken!“[6]

Und die edlen Bestrebungen der Literatur blieben nicht fruchtlos: die Gesellschaft gab ihnen Echo. Es ist bemerkenswert, daß selbst mittelmäßige Werke dieses Geistes und dieser Richtung von unserem Publikum stets mit besonderer Begeisterung aufgenommen worden sind und durchaus nicht kränkend gewirkt haben. Schließlich begannen sich Leute zu finden, die, ohne Angst davor, als *unruhig und gefährlich* zu gelten, und ohne die Bezeichnung Dumm-[139]kopf, Hochmütigen, Außenseiter und Schwärmer zu scheuen, offen aussprachen, daß sie lieber Hungers sterben als durch Diebstahl reich werden wollten – und sie sind nicht Hungers gestorben, und wenn sie reich geworden sind, dann auf ehrlichem Wege. Und wenn solche Freidenker auch nicht zu Tausenden auftreten, so mehrt sich ihre Zahl doch von Tag zu Tag. Vor den Zeiten Peters des Großen jedoch gab es sie nicht nur nicht in der Wirklichkeit, son-

[5] Aus „Verstand schafft Leiden“ von A. S. Gribojedow.
[6] Aus „Verstand schafft Leiden“.

dern selbst nicht in der Phantasie der kühnsten Träumer. Unsre Gesellschaft schreitet also vorwärts und trennt sich dabei, ohne ihren Nationalgeist zu verlieren, von den üblen Elementen des Volksgeists. Und die Zeit ist bereits nahe, wo von einem *solchen* Volksgeist auch nicht mehr eine Spur übrigbleiben wird. Wovon man sich aber trennen, wovon man sich losmachen kann – das liegt nicht im Blut, nicht im Geiste: das ist nur eine üble Angewohnheit, die man in einer üblen Gesellschaft durch üble Erziehung angenommen hat. Nur diejenigen Fehler gereichen einer Nation zur Unehre, die unausrottbar, unverbesserlich sind.

Alle Mängel und Laster unsres öffentlichen Lebens sind überhaupt aus Ignoranz und mangelnder Aufklärung hervorgegangen: und deshalb vertreibt das Licht des Wissens und der Bildung sie auch wie der Sonnenaufgang die nächtlichen Nebel. Die Laster des Chinesen und des Persers sind mit ihrem Geist verschmolzen: Aufklärung würde sie nur raffinierter, hinterlistiger und verdorbener, nicht aber edler machen. Die Aufklärung wirkt wohltätig nur in einem Volke, in dem das Samenkorn des Lebens liegt. Wir haben schon das schlagendste Beispiel als unwiderleglichen Beweis dafür angeführt, daß die russische Gesellschaft ein gesundes, fruchtbares Samenkorn des Lebens in sich trägt. Fügen wir noch hinzu, daß man viel von einem Volk erhoffen kann, das nach dem Gefecht von Narwa die Schlachten von Poltawa und Borodino geliefert, das Türkische Reich erschüttert hat, das, wie sein großer Dichter sagt, „den Götzen, der auf den Königreichen lastete, in den Abgrund gestürzt und mit seinem Blut die Freiheit, die Ehre und die Ruhe Europas erkauft hat ...“ Kaum zum Leben erwacht, hat das russische Volk mit Siegesdonner Europa sein Erwachen kundgetan; kaum mit Europa verbunden, hat es bereits dessen größte Angelegenheit entschieden und die Antwort auf die schwierigste Frage gegeben.

Wir haben unsre innerste Überzeugung über eine heikle Frage mit der ganzen Ehrlichkeit und Gradlinigkeit einer freien Meinung [140] ausgesprochen und sind bereit, auf jede Entgegnung zu antworten, die mit der gleichen Ehrlichkeit und Gradlinigkeit vorgebracht wird. Wir wollen einem Streit keinesfalls aus dem Wege gehen, sondern rufen ihn hervor, um zu größerer Klarheit, zur Wahrheit über eine jedem Russen so nahe am Herzen liegende Frage zu kommen. Unsre Überzeugung ist ebensoweit entfernt von totem Kosmopolitismus wie von Biertischpatriotismus – und eine solche Überzeugung kann mutig in einem Lande ausgesprochen werden, wo nicht die Freiheit, sondern eigensinniges Denken verfolgt wird. Nunmehr können wir unmittelbarer an die Gründe herangehen, die die durchgreifende Reform Peters notwendig gemacht haben, ohne daß wir dabei fürchten müssen, falsch verstanden und falsch interpretiert zu werden.

Im vorhergehenden Aufsatz haben wir über den Unterschied Europas von Asien gesprochen; jetzt wollen wir das Verhältnis Rußlands vor Peter dem Großen zu Europa und Asien zeigen. Seiner geographischen Lage nach hält Rußland die Mitte zwischen diesen beiden Weltteilen. Viele ziehen hieraus den Schluß, daß es auch in sittlicher Hinsicht diese Mittelstellung einnimmt. Ein solcher Gedanke erscheint uns nicht ganz gerechtfertigt: die geographische Mitte ist nicht immer eine sittliche Mitte, und die sittliche Mitte ist nicht immer vorteilhaft. Man mag sagen, was man will, aber es ist schwer, sich eine Mitte zwischen Licht und Dunkel, zwischen Aufgeklärtheit und Ignoranz, zwischen Menschlichkeit und Barbarei vorzustellen; aber noch schwerer ist es, eine solche Mitte vorteilhaft zu finden und sich an ihr zu begeistern. Die graue Farbe mag ganz schön sein in den Schöpfungen der Natur, der Kunst und des Handwerks; aber im menschlichen Geist ist die graue Farbe die Farbe der Verleugnung, der sittlichen Erniedrigung. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“ – eine Mitte gibt es nicht. Als Folge der tatarischen Fremdherrschaft hatte Rußland außer der Religion mit Europa nichts gemein; es unterschied sich jedoch sehr von Asien. Unter einem nebligen Himmel, in einem rauhen Klima liegend, bot es nicht jenen luxuriösen Reichtum, jene Poesie eines sinnlichen, trägen und wollüstigen Lebens dar, das in Asien auch für den Europäer so berückend verführerisch ist. Die Leidenschaften waren in ihm schwerfällig, aber nicht pikant, sie benebelten, aber reizten nicht, sie

schliefen meist und wachten selten auf. Eine Mannigfaltigkeit der Leidenschaften war ihm unbekannt, weil die Grundlagen der [141] Gesellschaft einförmig, die Interessen beschränkt waren. Der Asiate kennt den Genuß; er vergöttert auf seine Weise die Schönheit, liebt auf seine Weise den Luxus und die Annehmlichkeiten des Lebens. Nichts dergleichen gab es bei den Russen vor der Zeit Peters des Großen. Als Schönheit galt bei ihnen Stämmigkeit, „Stattlichkeit“ des Leibes, Milchweiße und Blutröte des Gesichts – *Milch und Blut*, wie unsre Altvordern zu sagen pflegten und wie auch jetzt die einfachen Leute bei uns sagen. Und wirklich, wenn man sich ansieht, was die bärtigen Kaufleute unsrer Zeit Schönheit nennen, wenn man die weiß und rot gefärbten Wangen und die schwarzen Zähne ihrer Schönen betrachtet, so erhält man keinen grade sehr hohen Begriff vom ästhetischen Geschmack unsrer Vorväter. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen einem asiatischen Satrapen oder Pascha, der, unter Mißbrauch seiner Macht über die ihm anvertraute Satrape, träge und üppig alle Zauber der Sinnlichkeit in seinem Harem genießt – diesem irdischen Paradies, das Mohammed ihm im Himmel versprochen hat, im Kreise verführerischer Odalisken*, dieser irdischen Huri** und Peri, beim unermüdlichen Geplauder der Springbrunnen im süßlichen Rauch arabischer Wohlgerüche –, wie groß ist der Unterschied, sagen wir, zwischen ihm und einem altrussischen Bojaren, der ebenso als Verweser in irgendeine Provinz geschickt worden war, die ihn „*ernähren*“ sollte, dort viel und geschmacklos zubereitete Speisen aß, noch mehr trank und nach dem Essen den Schlaf des Recken schlief; der sich samstags im Dampfbad ergötzte, sich mit Birkenreisern in höllischen Glut peitschte, der, wenn er sich nicht wohl fühlte, auf der Ofenbank ein gut gepfeffertes Schnäpschen trank und sich dann im Schnee wälzte; für den nächst Essen, Trinken und Dampfbad die größten Vergnügungen eine Falkenjagd, eine Bärenhatz oder das Ausprügeln eines Knechtes waren! ... Im Osten gibt es den Begriff der Inspiration und des Schöpfertums: dort wird die Kunst, „Perlen auf den Faden der Erzählung aufzuziehen“ und „Perlen auf Samt auszuschütteln“, d. h. in Versen und in Prosa zu schreiben, hoch geschätzt. Im heiligen Rußland hat man in alten Zeiten nie etwas von derartig sonderbaren Beschäftigungen gehört, und wenn man davon gehört hätte, so hätte man sie „leeres Stroh dreschen“ genannt. Was für eine prosaische Vorstellung von der Poesie! Ein anderer wichtiger Unterschied zwischen der russischen und der asiatischen Welt liegt im Fehlen des Mystizismus und der religiösen Beschaulichkeit. Unser slawisches Heidentum war so schwach [142] und unbedeutend, daß es keinerlei Andenken zurückgelassen hat. Großfürst Wladimir konnte es mit einem Wort vernichten, und das Volk ließ sich ohne jede fanatische Gegenwehr taufen. Ein paar Stimmen haben wohl wirklich gerufen: „Komm hervor, o Gott!“ – aber das geschah wohl weniger aus einem heidnischen Religionsgefühl heraus als aus Verehrung für den silbernen Vollbart und den goldenen Schnurrbart Peruns***. Überhaupt war Rußland asiatisch nur in einem anderen Sinn, wofür die Ursache auch die formelle Erklärung des Christentums zur Staatsreligion durch Wladimir den Heiligen war. Deshalb stachen zwar unsere Fürsten einander die Augen aus, aber das war mehr die Folge des Einflusses byzantinischen Gebräuche als des Asiatismus. Das russische Bäuerlein ist auch heute noch ein Halbasiate, aber auf seine Manier: es liebt den Genuß, sucht ihn aber ausschließlich im Schnäpschen, im Essen und auf dem warmen Ofen. Wenn die Ernte gut und Brot genug vorhanden ist, dann ist der Bauer glücklich und ruhig: der Gedanke an die Vergangenheit und die Zukunft macht ihm keine Sorge, denn in ihrem Naturzustand machen sich die Menschen keine anderen Gedanken, als wie sie ihren Hunger und andere, ähnliche Bedürfnisse stillen. Wenn dann der Kaufmann kommt, um ihn für eine Fuhre auf den Jahrmarkt zu dingen – i woher denn! –, unser Bäuerlein fordert ihm einen unmöglichen Preis ab, fängt gar ungern erst ein Gespräch an und bleibt stolz auf der Ofenbank liegen. Kommt mal der Hunger, dann fährt er

* Haremsdienerin
** Nach islamischem Glauben Jungfrauen im Paradies, die den Seligen beigegeben werden.
*** *Perun* – der Donnergott der altslawischen Mythologie. – *Die Red.*

für einen Pappenstiel, um bloß nicht zu Hause zu essen und sein Pferd mit eignem Stroh zu füttern. Die Frage nach seiner Lage und nach den Mitteln, sie zu verbessern und für die Zukunft durch Ausnützung günstiger Umstände seiner Ernte usw., zu sichern, ist ihm nie in den von rundgestutztem Haar umgebenen Schädel gekommen. Er pflügt, wie Vater und Großvater gepflügt haben, und wird seinen hölzernen Hakenpflug um kein Pflöckchen verbessern.* Seine Hütte sieht aus wie ein Stall, und im Winter teilt er sie vergnügt mit den Kälbern, Lämmern, Ferkeln und Hühnern. Und das geschieht durchaus nicht immer aus Unbemitteltheit (ein Deutscher würde mit den Mitteln, über die das freie russische Bäuerlein verfügt, wie ein großer Herr leben), son-[143]dern aus einem natürlichen Dasein im Schoße der Mutter Natur und aus dem tiefsinnigen Grunde: „So haben unsre Väter und unsre Großväter gelebt, und sie waren nicht dümmer als wir – sie haben auch nicht schlechter zu essen verstanden als wir.“ Der Schlauberger ist in tiefster Seele davon überzeugt, daß Brot zu essen verstehen eine große Kunst ist! ... Über die Gerichtsbarkeit hat er auch seine eignen, durchaus asiatischen Begriffe: „Dafür ist er ja *Alistrator*, daß er sich schmieren läßt“ – sagt unser Bäuerlein über den Amtsschreiber und macht gern die Börse locker – wenn man ihm nur macht, was er braucht. Strafen bezahlt er ungern und fürchtet sie mehr als den Tod. Aber auf die Backen, die Zähne und die Rückenhaut kommt es ihm nicht an – die heilen ja wieder, sein Geld kriegt man jedoch nicht zurück. „Wissen ist Licht, Unwissenheit – Finsternis“ – sagt unser Bäuerlein, aber das Lesen und das Schreiben überläßt er gern dem Küster oder dem Schreiber. Und nicht von Bauern allein hört man das berühmte: „Unsre Vorväter haben nicht schlechter gelebt als wir, wenn sie auch nicht gelehrt waren“ – das sagt auch der alte Amtsschreiber unserer Zeit und empört sich darüber, daß die Sequesterbücher ihn seiner kleinen Nebeneinnahmen aus allen möglichen Bescheinigungen beraubt haben und daß das „Gesetzbuch“ jedem, der lesen kann, die Gesetze zu kennen erlaubt, auch wenn er gar keinen Dienstrang hat; das sagt auch der alte Gutsherr, den die neue Zeit auf seiner Kutsche überrascht hat, der an die Reitpeitsche gewöhnt ist und nicht die geringste Lust hat, das Land nach den neuen Theorien zu pflügen oder seine Kinder in die Hauptstadt zur Schule zu schicken.

Wenn wir uns zu dem verflossenen Rußland zurückwenden, mit dem der eiserne Wille des Zaren-Giganten aufgeräumt hat, bekommen wir ein trauriges, herzzerreißendes Bild zu sehen. Die Lebensverhältnisse jener Zeit, wie sie Koschichin dargestellt hat, lassen unwillkürlich das Herz erheben, das dann um so fröhlicher, triumphierender und höher schlägt bei dem Gedanken an den Sendboten Gottes, der die Lasten der Erniedrigungen der dunkeln Zeiten Rußlands mit dem blutigen Schweiß seiner Zarenstirn gesühnt hat. Kraftlosigkeit bei aller Kraft, Armut bei allen Mitteln, Unverstand bei natürlicher Gescheitheit, Dumpfheit bei angeborenen Aufgewecktheit, Erniedrigung und Schändung der Menschenwürde überall: in den Sitten und Gebräuchen, in den Lebensbedingungen, im Gerichtswesen, in den Strafen und dazu noch Erniedrigung der Menschen [144] würde bei einer christlichen Religion: das ist das erste, was einem in die Augen springt, wenn man sich das öffentliche und das Familienleben vor Peter dem Großen ansieht. Der Volksgeist war immer groß und mächtig: das beweisen sowohl die schnelle Zentralisierung des Moskauer Reichs wie die Zertrümmerung der Scharen Mamais, die Abschüttlung des Tatarenjochs, die Eroberung des düsteren Kasaner Reichs und die Wiedergeburt Rußlands, bei der es wie ein Phönix aus der eignen Asche der Interregnumsjahre** hervorging und gleich der aufgehenden Sonne, die die nächtlichen Gespenster und das letzte Dunkel der Nacht vertreibt, nach einmütiger Wahl des Volkes das gesegnete Haus Romanow den Thron bestieg, das Rußland Peter den Großen und eine ganze Reihe hervorragender,

* Der Kleinrusse dehnt seine Verehrung für die Überlieferungen der guten alten Zeit noch weiter aus: tun keinen Preis der Welt will er die Erde, auf der die „*Gabe Gottes*“, d. h. das Brot, wächst, mit Mist verunreinigen. Da haben wir Asien! – *W B.*

** Übergangsregierung oder den Zeitraum, in dem eine solche herrscht.

ruhmreicher Herrscher geschenkt hat, die das ihnen von Gott anvertraute Volk groß und glücklich gemacht haben. Das beweist auch die Fülle solcher Charaktere und Geister der Staats und der Heerführung wie Alexander Newski, Iwan Kalita, Simeon Gordy, Dmitri Donskoi, Iwan III., Iwan Grosny, Andrej Kurbski, Worotynski, Schejin, Godunow, Basmanow, Skopin-Schuiski, der Fürst Dmitri Posharski, der Bürger Minin, die Bischöfe Alexius, Philipp und Hermogen, der Mönch Awraami Palizyn. Das gleiche beweisen auch die Schöpfungen der Volkspoesie, die durch reiche Phantasie, Ausdruckskraft und ein unendliches Gefühl ausgezeichnet sind, das bald wildfröhlich, unbändig, bald traurig, schwermütig, immer aber stark und mächtig ist, dem selbst die Straße und der Platz zu eng sind, und das rauschende Wälder, die uferlose Frühlingsflut der Mutter Wolga und weitgedehnte Felder braucht, um sich auszutoben... Aber das ist auch gerade das Los eines großen Volkes, wenn ein feindliches Geschick oder eine ungünstige geschichtliche Entwicklung ihm die Sphären rauben, die es braucht, und der unermeßlichen Kraft seines Geistes nicht den Inhalt geben, der ihr gebührt: in den Augenblicken der Prüfung, wo kleinmütige Völker zu Boden sinken, reckt es sich auf wie ein von Jägern umstellter Löwe, schüttelt drohend seine Mähne und läßt mit seinem furchtbaren Gebrüll das Blut seiner Feinde erstarren; aber dann ist der Sturm vorüber – und es versinkt wieder in seinen Dämmerschlaf, ohne aus der Erschütterung wohltätige Folgerungen für seine Zivilisierung zu ziehen. Wirklich haben alle Umwälzungen und Schicksalsprüfungen den großen Charakter des russischen Volkes nur zum Vorschein gebracht, seine staatsbildenden Kräfte jedoch in keiner Weise ent-[145]faltet und keinen Anstoß zu seiner Zivilisierung gegeben; dagegen hat das Schicksalsjahr 1812, das wie eine Gewitterwolke über Rußland hinging und es all seine Kräfte anspannen ließ, es nicht nur nicht geschwächt, sondern sogar noch gekräftigt, und war die unmittelbare Ursache eines neuen, höheren Wohlergehens, denn es erschloß neue Quellen des Volksreichtums, stärkte die industrielle Tätigkeit, den Handel, die Bildung. So groß sind die Unterschiede bei ein und demselben Volk, wenn es im unmittelbaren, natürlichen und patriarchalischen Zustand und wenn es in der vernünftigen Bewegung seiner Entwicklung ist! Im erstgenannten Zustand bringt das Volk auch große Ereignisse gewissermaßen ohne Ursache hervor, und sie enden ohne Ergebnis, deswegen ist seine Geschichte auch nicht von allgemeinem, vernünftigem Interesse; im zweiten Zustand hat sogar das einzelne Ereignis einen vernünftigen Grund und eine vernünftige Folge und ist ein Schritt vorwärts – und die Geschichte des Volkes ist von hohem, dramatischem Interesse, bewegt, vielfältig, poetisch-interessant, philosophisch-lehrreich, politisch-wichtig. Aber das Volk ist ein und dasselbe, und Peter hat es nicht umgeschaffen (ein solches Werk könnte, außer Gott, niemand vollbringen), sondern nur von seinen krummen, ausgetretenen Pfaden auf die große Landstraße des welthistorischen Lebens hinausgeführt. Scheremetjew, Menschikow, Repnin, Dolgoruki, Apraksin, Schafirow, Golizyn (Michail), Golowin, Golowkin – alle diese mit so glänzenden Talenten begabten Männer, „diese Brut aus Peters Nest“, wie Puschkin gesagt hat, waren echte Russen von Herkunft und geboren unter der Herrschaft Alexej Michailowitschs – in den von Koschichin beschriebenen Zeiten Rußlands. Somit hat also Peter im Volke nicht das Wesentliche, im Blute Liegende negiert und vernichtet, sondern die Auswüchse und das Aufgepfropfte, und hat damit dem Volksgeist neue Wege aufgetan, die vor dieser Zeit für die Aufnahme neuer Ideen und für neue Taten verschlossen waren. Denen, die ihm vorwerfen, er habe den Volksgeist mit Füßen getreten und vernichtet, könnte Peter mit vollem Recht antworten: „Glaubet nicht, ich bin gekommen, aufzuheben das Gesetz und die Propheten. Nicht aufzuheben bin ich gekommen, sondern zu erfüllen ...“

Unsere Leser konnten ein wahrheitsgetreues Gemälde des öffentlichen und des Familienlebens in Rußland in den Auszügen finden, die wir im vorhergehenden Aufsatz aus dem von unsrer aufgeklärten Regierung herausgegebenen Buche Koschichins gemacht haben. Sie [146] konnten sehen, daß es in Rußland vor Peter dem Großen weder Handel noch Industrie, weder Polizei noch öffentliche Sicherheit oder vielfältige Bedürfnisse und Anforderungen

oder ein geordnetes Heeressystem gab, denn all dies war schwach und unbedeutend, weil es nicht nach Recht und Gesetz, sondern gewohnheitsmäßig bestand. Und die Sitten? – Was für ein betrübliches Bild! Wieviel Asiatisches, Barbarisches, Tatarisches gab es hier! Wie viele die Menschenwürde herabsetzende Riten, zum Beispiel bei der Eheschließung, und nicht nur beim einfachen Volk, sondern bei den höchsten Personen im Staate! Wie viele vulgäre, grobe Gebräuche bei den Gelagen! Man vergleiche diese schweren Speisen, dies unwahrscheinliche Getrinke, diese grobe Küsserei, diese Sitte, alle Augenblicke mit der Stirn auf den Boden zu schlagen, sich auf der Erde zu wälzen, diese chinesischen Zeremonien – man vergleiche sie mit den Turnieren des Mittelalters, mit den europäischen Banketten des 17. Jahrhunderts... Man erinnere sich daran, was unsere bärtigen Ritter und Kavaliere darstellten, unsere munteren Damen, wenn sie einen „Bittern“ schlürften! ... Die Männer heirateten, ohne zu wissen wen! Wenn sie sich geirrt hatten, schlugen und quälten sie die Frauen, um sie mit Gewalt in den Engelsstand zu erheben, und wenn das nicht anschlug, vergifteten sie sie mit einem Kräutertrank; sie aßen homerisch, tranken beinahe aus Zubern, hielten ihre Frauen versteckt und ließen sie erst, wenn sie sich an einem halben Hundert gepfefferter Speisen und einigen Eimern Wein und Met erhitzt hatten, kommen, um sie abzuküssen... Das alles war ebenso *moralisch* wie ästhetisch ... Aber alles das bedeutet wiederum keine Herabsetzung des Volkes, weder in moralischer noch in philosophischer Beziehung: denn das alles war die Folge der von Europa isolierten historischen Entwicklung und der Einflüsse der Tatarenherrschaft. Kaum hatte Peter seinem Volke die Tür in die freie Gotteswelt aufgetan, so zerstreute sich nach und nach das Dunkel der Ignoranz – das Volk entartete nicht, es trat seinen heimatlichen Boden keinem anderen Stamme ab, aber es wurde nunmehr ein andres und blieb nicht so, wie es früher gewesen war ... Sie können sagen, was Sie wollen, meine Herren Vorkämpfer der guten alten Zeit, aber es ist zu wenig, wenn man Peter ein Reiterdenkmal auf dem Platz vor der Isaakskathedrale aufstellt: Altäre muß man ihm errichten auf allen Plätzen und Straßen des großen Russischen Reichs!

Wenn wir das Bojarentum hinsichtlich seiner politischen und [147] staatlichen Bedeutung betrachten, so finden wir dasselbe Schauspiel, das uns für einen Augenblick durch seine Äußerlichkeiten, seinen Namen täuschen kann, im wesentlichen aber etwas ganz anderes ist. Man lese wieder bei Koschichin nach, und man wird unwillkürlich ausrufen: „Das ist also jene angebliche Aristokratie, die die unentwegten Verehrer unserer alten Zeit in dem asiatischen Bojarentum Altrußlands erblicken wollten! ...“ Wirklich bringen einige dieser Herren, die überhaupt mit der Reform Peters des Großen unzufrieden sind, als eine der Hauptbeschuldigungen gegen ihn die Behauptung vor, er habe die Aristokratie herabgewürdigt und vernichtet und dadurch ein für allemal die Gesetzlichkeit als Gegengewicht gegen die Willkür aufgehoben. Diese allweise Beschuldigung stützen sie auf eine leere, formale Redewendung, die weder ein Recht oder eine Macht oder einen Gedanken ausdrückt oder auch nur einen besonderen Sinn enthält, nämlich die Formel: „Der Zar hat befohlen, *die Bojaren haben beschlossen.*“ Peter der Große hat ganz im Gegenteil bei uns so etwas wie eine Aristokratie (was man passender einen *Dienstadel* nennen kann) begründet und sie mit Gewalt gezwungen, sich ihm zu widersetzen, zu welchem Zweck er manchmal absichtlich vom Weg des Rechts abwich. So legte er einmal der Obersten Admiralität die Bitte vor, ihm die grade frei werdende Stelle eines Vizeadmirals zu übertragen: seine Bitte wurde abgeschlagen mit der Bemerkung, es gäbe jemanden, der seinem Dienstrang nach mehr Anspruch auf diese Stelle habe. Was tat Peter? Er sagte: „Wenn sie solche Kriecher gewesen wären, daß sie, um mir einen Gefallen zu tun, mich meinem würdigeren Altersgenossen vorgezogen hätten, dann hätten sie mir schwer dafür büßen müssen.“ Und was bedeutet überhaupt dieses kraftlose, rein formale, nicht auf Recht und Gesetz, sondern auf einem Brauch beruhende „die Bojaren haben beschlossen“, was bedeutet es im Vergleich mit den Widerreden, die sich Fürst Jakow Fjodorowitsch Dolgoruki Peter dem Großen gegenüber leistete? ... Ja, Peter der Große begründete und schuf unsern Dienstadel, der unter Katharina II. so

üppig zu Ansehen, Macht, Reichtum, Bildung, Aufgeklärtheit und, fügen wir hinzu, zu Talent und innerer Würde aufblühte. Nur asiatische Seelen können Peter einen Vorwurf daraus machen, daß er dem Dienstadel den Charakter einer Bürokratie gegeben und ihn auch für Leute niederer Herkunft, aber hohen Geistes, für begabte, fähige Leute zugänglich gemacht hat. Wenn sich unser [148] Dienstadel irgendwann einmal in eine reine Bürokratie verwandeln sollte, so hat Peter daran keine Schuld: es hieße nur, daß es notwendig so kommen mußte; es hieße nur, daß es nicht anders kommen konnte; es hieße, daß der Adel nicht die substantielle Kraft besaß, die ihm die Möglichkeit gegeben hätte, ohne sich selbst zu verändern, durch alle Veränderungen der bürgerlichen Struktur und der Lebensformen Rußlands hindurchzugehen. Was ist die Aristokratie? Ein privilegierter Stand, der sich historisch entwickelt hat und, auf den Höhen des Staates stehend, den Vermittler zwischen dem Volk und der obersten Gewalt bildet, in seinem alltäglichen Leben und seiner Tätigkeit die idealen Begriffe von persönlicher Ehre, Adel, Unantastbarkeit ihrer Rechte entwickelt und von Geschlecht zu Geschlecht die höchste Bildung, die ideale Verfeinerung der Lebensformen fortpflanzt. Diesen Charakter hatte die Aristokratie in Europa bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und hat heute noch die Aristokratie in England. Wenn die Könige im Mittelalter ihre Macht über ihre mächtigen Vasallen zum Schlimmen mißbrauchen konnten, so konnten sie ihnen doch nur das Leben nehmen, nicht aber die Ehre, konnten ihnen den Kopf abschlagen, aber nicht sie mit Stöcken, Peitschen oder Knuten prügeln. Auch das Leben konnte ein König seinem Vasallen nicht anders als in der Form eines Gerichtsverfahrens und nach dem (wenn auch nicht immer gerechten) Urteil eines Gerichts nehmen. Der Begriff der Ehre, der die Seele und das Blut der wahren Aristokratie bildet, entstand in Europa daraus, daß alle Aristokraten anfänglich selbst Herrscher waren; das Rittertum gab ihren Begriffen von Ehre noch mehr einen edlen, menschlichen Charakter. Unsere Bojaren waren anfangs ebenfalls Herrscher; aber sobald sie aufhörten, es zu sein, verwandelten sie sich sofort in hochgestellte Diener: die tatarische Fremdherrschaft, die das Feudalsystem zum Einsturz brachte, war für unsre imaginären Feudalen das, was das Rittertum für die Feudalherren des Westens war. Eine recht ungünstige Übereinstimmung! ... Deshalb rechnete es sich unser Bojar auch nicht als Unehre an, wenn er nicht lesen und schreiben konnte, weder Kenntnisse noch Bildung besaß: das alles stand nach alten Begriffen besser dem letzten Knecht als einem Bojaren an. Aus dem gleichen Grunde galten ihm als Unehre nicht Ruten, nicht Stökke, Peitschen, Knuten, Folterkammer und Gefängnis, sondern ein „Platz“ am Zarentisch unterhalb eines Bojaren, der ihm gleich nach Herkunft, aber nicht [149] gleich nach der Ehre seiner Ahnen war oder ihn zwar an Verdiensten überragte, aber von Geburt niedriger war. Aus dem gleichen Grunde pflegten unsre Bojaren, nach dem Ausdruck Koschichins, einander *anzubellen*, kreuzten aber nicht ritterlich die Waffen miteinander.

Die Verteidiger der patriarchalischen gegen die zivilisierten Sitten berufen sich besonders triumphierend auf die unerschütterliche Treue und den unbedingten Gehorsam des Volkes gegenüber der obersten Gewalt in den Zeiten Altrußlands. Die geschichtlichen Tatsachen widersprechen dieser Überzeugung jedoch gar zu sehr und beweisen gar zu klar die alte Wahrheit, daß „Gegensätze sich anziehen“. Die Aufruhre, die Rebellion der Strelitzen noch während der Kindheit Peters des Großen, die ununterbrochenen Attentate auf sein Leben, selbst in der Zeit seiner unumschränkten Herrschaft, beweisen, wie wenig fest bloß natürliche Beziehungen zwischen dem ungebildeten Volk und einer wohltätigen Macht sind und daß eine Beziehung zwischen ihnen, die vom vernünftigen Bewußtsein ihrer Pflichten und Rechte durchtränkt ist, bedeutend fester ist. Während der Volksempörung anläßlich des Sturzes des Geldkurses infolge der Einführung des Kupfergeldes packten, nach den Worten Koschichins, viele Leute den Zaren Alexej Michailowitsch bei den Rockschößen, und „einer von diesen Männern zwang den Zaren zum Handschlag“: das ist mehr als sansculottische Dreistigkeit, das ist schmutzige, widerwärtige Bestialität in Begriffen und Gefühlen.

Die Verteidiger unserer alten, patriarchalischen Zeit pflegen zu sagen, auch in Europa sei es in den Zeiten der Barbarei nicht besser gewesen als bei uns. Das gilt für die Zeiten der europäischen Barbarei, aber bei uns gab es im 18. Jahrhundert vor der Regierungszeit Katharinas II. das, was es in Europa im 4. und 5. Jahrhundert gab – nämlich Foltern, Fanatismus, Aberglauben, aber nicht die Knute, die uns die Tataren geschenkt haben. Was aber das Wichtigste ist: in Europa entwickelte sich das Leben, waren die Ideen in Bewegung; neben dem Gift wuchs dort auch ein Gegengift. Wenn die Gesellschaft dort falsche Wege einschlug oder sich ungenügend entwickelte, folgte sofort die Negierung dieser Entwicklung durch eine andere, die den Anforderungen der Zeit besser entsprach. Deshalb findet man sich auch unwillkürlich mit all den Schrecken ab, die es in Europa zu jenen Zeiten gab, findet sich mit ihnen ab, um ihrer edlen Quelle, ihrer positiven Ergebnisse willen. Rußland dagegen war [150] in die Ketten der Stagnation geschlagen, sein Geist war unter einer dicken Eisschicht eingesperrt und fand keinen Ausweg.

Einige Leute sind der Meinung, Rußland hätte sich auch ohne gewaltsame Reform, ohne – wenn auch nur vorübergehende – Trennung von seinem Volkscharakter an Europa annähern können, nur durch seine eigne Entwicklung, durch sein eignes Genie. Diese Meinung hat ganz den Anschein einer Wahrheit und ist deshalb blendend und verführerisch, aber innerlich hohl wie eine große, schöne, aber taube Nuß: sie wird einfach durch die Erfahrung, durch die Tatsachen der Geschichte widerlegt.

Niemals war Rußland mit Europa so nahe aneinandergeraten, so von Angesicht zu Angesicht, wie in der Epoche seines Interregnums. Der falsche Demetrius mit seiner verführerischen Marina Mnischek und seinen Polen war nichts anderes als ein Einbruch *deutscher* Sitten und Gebräuche in die russischen, aber die Hauptursache seines Untergangs war, außer der Dreistigkeit seines Unternehmens, daß er nach dem Essen nicht auf der Ofenbank schlief, sondern die öffentlichen Arbeiten inspizierte, daß er Kalbfleisch aß und am Samstag nicht ins Dampfbad ging. Der Schwede de la Gardie war befreundet mit dem jungen russischen Helden Skopin-Schuiski; aber nach dessen Tod *war er gezwungen*, zum *Feinde* der Russen zu werden. Aber es gibt eine noch erstaunlichere Tatsache: das ist Nowgorod. Sehr treffend ist der russische Ausdruck: „Freistatt* Nowgorod“, und sonderbar klingt die Meinung vieler Gelehrten, die ganz naiv, d. h. im Ernst, in Nowgorod eine Republik und ein lebendiges Glied des hanseatischen Bundes sahen. Tatsächlich waren die Nowgoroder Freunde der „Deutschen“ und im ständigen Umgang mit ihnen; die deutschen Ideen jedoch wehten sie nicht einmal an. Nowgorod war keine Republik, sondern eine „Freistatt“, in der es nicht bürgerliche Freiheit, sondern eine dreiste Ungebundenheit der Knechte gab, die irgendwie ihre Herren losgeworden waren – und die Unterwerfung Nowgorods durch Iwan III. und Iwan Grosny war eine nicht nur politisch, sondern auch sittlich gerechtfertigte Tat. Seit Erschaffung der Welt hat es keine solche unsinnige Karikatur auf die Republik gegeben. Sie entstand, wie die Dreistigkeit bei einem Sklaven durchbricht, der sieht, daß sein Herr am auszehrenden Fieber erkrankt ist und nicht mehr die Kraft hat, mit ihm wie es sich gehört, fertig zu werden; sie verschwand, wie dieser Sklave seine Dreistigkeit ablegt, sobald sein Herr wieder gesund wird. Der eine wie der andere Iwan [151] hatten das verstanden: sie eroberten Nowgorod nicht, sondern brachten es zum Gehorsam, als ein Stück Stammland, das sich empört hatte. Das kostete sie keinerlei besondere Anstrengung. Die Eroberung Kasans war für Iwan Grosny tausendmal schwieriger. Nein! Es gab eine Mauer, die Rußland von Europa trennte: diese Mauer konnte nur irgendein Simson zum Einsturz bringen, der dann dem Russenland in der Gestalt Peters auch erschien. Unsre Geschichte ging andere Wege als die Geschichte Europas, und unsere Menschwerdung mußte sich von Grund aus anders vollziehen. Die nichtzivilisierten Länder

* Asyl, Zufluchtsort (an dem Dinge getan oder gesagt werden können, die anderswo nicht möglich sind).

nehmen Bildung an durch unbedingte Nachahmung der zivilisierten. Europa selbst beweist das: Italien nannte das übrige Europa Barbaren, und diese Barbaren ahmten Italien bedingungslos in allem nach – selbst in seinen Lastern. Konnte Rußland von vorne anfangen, wo es bereits ein Ende vor Augen hatte? Hätte es etwa wirklich, sagen wir, die Kriegskunst an dem Punkte aufnehmen sollen, wo sie in Europa zur Zeit des Feudalismus begonnen hatte, während es aus Kanonen und Mörsern beschossen wurde und seine ungeordneten Haufen durch die wohlgeordneten Reihen besiegt werden konnten, die mit Bajonetten bewaffnet waren und auf Befehl eines einzelnen Mannes ihre Wendungen ausführten? Lächerlicher Gedanke! Wenn aber Rußland die Kriegskunst in dem Zustand erlernen mußte, den sie in Europa im 17. Jahrhundert erreicht hatte, so mußte es sowohl Mathematik wie Befestigungskunst, Artillerie und Pionierwesen wie Schiffahrt erlernen, es konnte folglich an die Geometrie nicht eher herangehen, als bis Arithmetik und Algebra in ihm feste Wurzeln geschlagen hatten und ihr Studium in allen Ständen des Volkes vollen, gleichmäßigen Erfolg aufwies. Einförmigkeit in der Bekleidung der Soldaten ist keine Laune, sondern eine Notwendigkeit. Die russische Kleidung taugte nicht zur Soldatenuniform; es war folglich notwendig, die europäische zu übernehmen; aber wie hätte man sich dabei auf die Soldaten beschränken können, ohne die Abneigung des ganzen Volkes gegen die ausländische Kleidung zu überwinden? Und was für eine besondere Nation innerhalb des Volkes hätten die Soldaten gebildet, wenn alle übrigen Leute weiter mit Bärten, in Kitteln und mit abscheulichen Stiefeln herumgelaufen wären? Um die Soldaten zu bekleiden, waren Fabriken nötig, aber Fabriken gab es dank den patriarchalisch-wilden Sitten nicht; war es da wirklich notwendig, eine freie, natürliche Entwicklung der Industrie abzuwarten? Zu Soldaten gehören Offi-[152]ziere, jnicht wahr, meine Herren Altgläubigen und Antieuropäer? Aber die Offiziere müssen aus einem Stande kommen, der höher gestellt ist als der, aus dem die Soldaten angeworben werden, und für ihre Uniformen braucht man ein feineres Tuch als bei den Soldaten: hätte man dieses Tuch also wirklich im Ausland kaufen und mit russischem Geld dafür bezahlen oder so lange warten sollen, bis (in vielleicht fünfzig Jahren) die Fabriken für Soldatentuch sich vervollkommnet und sich zu Fabriken für feine Tuche entwickelt haben würden? Was für ein Unsinn! Nein, in Rußland mußte alles auf einmal in Angriff genommen und das Höhere dem Niederen vorgezogen werden: die Fabriken für Soldatentuch den Fabriken für grobe Bauerntuche, die Akademie den Kreisschulen, die Schiffe den Barken. Es genügte nicht, Kreisschulen zu gründen – man mußte ihnen Lehrer geben, die am besten auf der Akademie ausgebildet wurden; man mußte Leitfaden für den Unterricht abfassen, was wiederum nur die Akademie tun konnte. Man mag über die Armut unserer Literatur und den winzigen Umfang unseres Buchhandels sagen, was man will, aber gewisse Bücher sind bei uns doch schnell ausverkauft, und gewisse Buchhändler haben allein an periodischen Schriften einen Jahresumsatz von 250.000 Rubel gehabt! Wie ist das gekommen? Dadurch, daß unsere große Kaiserin, unser Mütterchen Katharina II., sich um die Schaffung einer Literatur und die Bildung eines Publikums gekümmert und den Hof zum Lesen gezwungen hat, von dem der Geschmack an der Lektüre nach und nach über den Hochadel zum mittleren Adel, von ihm zur Beamtenschaft überging und jetzt bereits auch auf die Kaufmannschaft überzugehen beginnt.

Ja, bei uns mußte alles von oben nach unten begonnen werden und nicht von unten nach oben, weil wir uns zu der Zeit, als wir das Bedürfnis fühlten, von dem Platz aufzubrechen, auf dem wir so viele Jahrhunderte lang dahingedöst hatten, bereits auf einer Höhe sahen, die andere hatten erstürmen müssen. Auf dieser Höhe sah sich natürlich nicht das Volk (andernfalls hätte es ja gar nicht nötig gehabt, aufzusteigen), sondern die Regierung, und auch das nur in der Person eines einzigen Mannes – des Zaren. Peter hatte keine Zeit zu verlieren: denn es ging schon gar nicht so sehr um die zukünftige Größe Rußlands als um seine Rettung in der Gegenwart. Peter erschien gerade zur rechten Zeit: wäre er ein Vierteljahrhundert später gekommen, dann – *rette* oder *rette sich, wer kann*! ... Die Vorsehung weiß, wann sie einen

Menschen auf die Erde zu schicken [153] hat. Man erinnere sich daran, in welchem Zustand sich damals die europäischen Staaten hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen, industriellen, administrativen und militärischen Kräfte befanden und in welchem Zustand damals in jeder dieser Hinsichten Rußland war! Wir sind verwöhnt durch unsre Mächtigkeit, betäubt durch den Donner unsrer Siege, sind daran gewöhnt, die wohlgeordneten Riesenmassen unserer Heere zu sehen, und vergessen, daß das alles erst 132 Jahre alt ist (von dem Sieg bei Lesnaja an gerechnet – dem ersten großen Sieg, den die regulären russischen Truppen gegen die Schweden errangen). Wir leben alle gewissermaßen in dem Glauben, daß wir diese Dinge seit Urzeiten besitzen und nicht erst seit Peter dem Großen. Wir haben bereits auch das vergessen, daß zur Zeit Peters des Großen gegen Rußland ein gefährlicher Nachbar aufstand – Karl XII., der sowohl Menschen wie Geld brauchte und der es wohl verstanden hätte, sich der einen wie des anderen zu bedienen, getreu dem Sprichwort: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul!“ Vaterlandsliebe, ein mächtiger Volksgeist und Reichtum an materiellen Mitteln sind wirklich starke Waffen, aber man lasse die Helden der Thermopylen, von Marathon, Platää, die Krieger Lakedämoniens, die mazedonische Phalanx, die Kohorten Roms aus den Gräbern auferstehen und bilde aus ihnen allen ein einziges Heer, man gebe ihm Miltiades, Themistokles, Kimon, Aristides, Perikles, Fabius, Camillus, Scipio, Marius zu Anführern und Alexander von Mazedonien und Julius Cäsar zu Oberkommandierenden: dieses furchtbare Gigantenheer würde nicht standhalten gegenüber fünf Regimentern unserer Zeit unter dem Kommando nicht eines Napoleon, sondern auch nur irgendeines seiner Generale. Kraft bricht Stroh, sagt ein Sprichwort, aber ein durch Wissenschaft, Kunst und jahrhundertelange Entwicklung des Lebens gewappneter Verstand bricht auch die Kraft, möchten wir hinzufügen. Nein, ohne Peter den Großen hätte Rußland keinerlei Möglichkeit besessen, sich Europa natürlich anzunähern, denn es trug kein natürliches Samenkorn der Entwicklung in sich, und ohne Peter wäre es noch lange das Original der Bilder geblieben, die Koschichin und Sheljabushski gekennzeichnet haben. Gewiß, auch ohne die Reform Peters hätte sich Rußland vielleicht an Europa angenähert und seine Zivilisation angenommen, aber genau in der gleichen Art, wie Indien sich an England angenähert hat. Wir wiederholen: Peter hatte keine Zeit zu verlieren und konnte nicht warten. Als umsichtiger Steuermann sah er zur Zeit der Windstille den [154] furchtbaren Sturm voraus und befahl seiner Mannschaft, weder Mühen zu scheuen noch Gesundheit und Leben zu schonen, um sich auf den Wogenprall und die Windstöße vorzubereiten – und alle bereiteten sich vor, wenn auch unwillig –, und dann kam der Sturm, aber das wohlvorbereitete Schiff hielt seine entfesselten Kräfte leicht aus –und es fanden sich Kurzsichtige, die über den Steuermann murrten, weil er ihnen unnötig Angst gemacht habe. Er durfte nicht säen und ruhig abwarten, bis der ausgeworfene Samen aufgegangen, durch den Winter gekommen und reif geworden sein würde: er warf mit der einen Hand die Samenkörner und wollte mit der anderen sofort auch die Frucht schneiden, gegen alle gewöhnlichen Gesetze der Natur und der Möglichkeit – und die Natur gab für ihn ihre ewigen Gesetze auf, und die Möglichkeit wurde für ihn zur Zauberei. Als ein neuer Josua hielt er die Sonne in ihrem Laufe auf, entriß dem Meere, was ihm seit Urzeiten gehört hatte, ließ aus dem Sumpf eine wundervolle Stadt erstehen. Er hatte erkannt, daß halbe Maßnahmen nichts taugen und nur Schaden anrichten, hatte erkannt, daß radikale Umwälzungen in dem, was Jahrhunderte zustande gebracht haben, nicht halb durchgeführt werden können, daß man entweder mehr tun muß, als man tun kann, oder überhaupt nichts tun soll, und hatte erkannt, daß seine Kräfte ausreichten, um den ersten Weg zu gehen. Vor der Schlacht bei Lesnaja stellte er Kosaken und Kalmücken hinter seinen Truppen auf mit dem strengen Befehl, ohne Gnade jeden zu töten, der nach rückwärts fliehen sollte, sogar ihn selbst, wenn er es tun würde.* Genau so handelte er auch im Kriege gegen die Ignoranz: indem er sein ganzes Volk gegen sie

* *Golikow*, Bd. III, S. 20 der alten Ausgabe. – *W. B.*

antreten ließ, schnitt er ihm jede Möglichkeit zum Rückzug und zur Flucht ab. Sei dem Staate nützlich, lerne – oder stirb: das war es, was mit Blut auf der Fahne seines Kampfes gegen die Barbarei geschrieben stand. Deshalb mußte auch alles Alte bedingungslos dem Neuen Platz machen, alles – sowohl die Kleidung wie die Frisur, der Bart wie die Sitten und die Gebräuche, die Häuser, die Straßen und der Staatsdienst. Man sagt, auf die Tat kommt es an und nicht auf den Bart; aber was war zu tun, meine Herren, wenn der Bart der Tat im Wege stand? Dann weg mit ihm mit Stumpf und Stiel, wenn er nicht selber abfallen will!

Nichts läßt sich im einzelnen verstehen, sondern alles muß im Zusammenhang mit dem Allgemeinen betrachtet werden. Die Lebens-[155]weise, die Kleidung und selbst die Launen der Mode stehen bei den Europäern in engem Zusammenhang mit ihrer Wissenschaft, ihrer Bildung, ihrer Verwaltung, ihrer inneren (nicht militärischen) Kraft und mit ihren Gesetzen. Es gibt heute bei uns Leute, die, obwohl sie Bärte tragen, doch Bücher lesen und sich eine gewisse Bildung angeeignet haben; aber man gehe zu ihnen in ihre Wohnung und betrachte sich einmal ihre Familienbeziehungen und die Art, wie sie mit Leuten ihrer Welt umgehen – dann wird es einem schwer und traurig ums Herz, wenn man ein anständiger Mensch ist und innerliche wie äußerliche Schönheit in den Lebensformen wertschätzt. Aber heutzutage ist der Bart nur ein Aushängeschild der Achtung für die Traditionen der alten Zeit, für Standessitten; manch einer kann sich ebensowenig entschließen, ihn abzulegen, wie zum erstenmal Austern zu essen: seine Furcht kommt ihm komisch vor, und doch kann er sich nicht entschließen. Das ist wenigstens noch erträglich und mehr komisch als schädlich. Aber zu Peters Zeiten legte die Ignoranz des Volkes dem Bart eine Art religiöse Bedeutung bei. Er stand starrend zwischen Buch und Augen und machte das Lesen unmöglich. Das Rasiermesser sah man als Waffe ausländischer Sittenverderbnis, bassurmanische Gottlosigkeit an. Nach dem treffenden Ausdruck Marlinskis klammerte der russische Mensch sich mit beiden Händen an seinen Bart, als sei er ihm ans Herz gewachsen. Die Fahne ist nicht dasselbe wie das Regiment; aber wenn die Fahne in der Schlacht verlorengeht, gilt das Regiment als nicht mehr bestehend, und es ist deshalb eine große Ehre, dem Gegner die Fahne abzujagen. Der Bart war die Fahne der Ignoranz – und Peter verstand, daß er ihn als erstes packen mußte.

Einige Leute schreiben der Reform Peters als schädliche Folge zu, sie habe das Volk in eine unhaltbare Lage versetzt: ohne ihm echten Europäismus aufzupfropfen, habe sie es nur aus seiner heimatlichen Sphäre losgerissen und um seinen gesunden und kräftigen natürlichen Sinn gebracht. So völlig falsch diese Meinung auch ist, so ist sie doch nicht ganz unbegründet und verdient jedenfalls eine Widerlegung. Tatsächlich hat die Reform zwar einerseits sozusagen die seelischen Kräfte begabter Leute wie der Scheremetjew, Menschikow und anderer entfesselt, andrerseits aber aus der Mehrheit eine Art von Katzbucklern und Scharwenzlern gemacht. Es ist verständlich, daß alte Bojaren, die durch natürlichen Verstand und einen unbeugsamen Charakter ausgezeichnet waren, sich nicht von ihrer [156] ehrwürdigen Kleidung trennen und nicht die rauhen Gebräuche der alten Zeit aufgeben wollten wie irgendein Romodanowski – es ist verständlich, mit welchem Gefühl tiefster Verachtung sie auf diese neugebacknen und hausbacknen Europäer blickten, denen aus mangelnder Gewohnheit der Degen zwischen die Beine geriet und der Dreimaster unter dem Arm herausfiel; die, wenn sie sich einer Dame näherten, um ihr die Hand zu küssen, ihr auf die Füße traten, wie Papageien ohne Sinn und Verstand Fremdwörter gebrauchten, Liebenswürdigkeit durch grobe, unverständliche Kurschneiderei ersetzten und wohl gar das eine oder das andere Kleid verkehrt herum anzogen. Auch heute noch kann man, nur in anderer Gestalt, bei uns diesen verzerrten, diesen Pseudo-Europäismus finden, diese Formen ohne Ideen, diese Höflichkeit ohne Achtung vor sich selbst und anderen, diese Liebenswürdigkeit ohne Ästhetik, diese Gecken und *Salonlöwen* ohne Grazie: der von Gogol verewigte berühmte Iwan Alexandrowitsch Chlestakow ist einer von der bekannten Sorte der *Europäer* unsrer Zeit. Unsere Gallomanen,

Anglomanen, Löwen, Wildesel, petits maîtres*, Agronomen, Komfortschwärmer passen so herrlich in die Gogolsche Komödie hinein – der eine, um mit Anna Andrejewna über das hauptstädtische Leben und den Umgang mit Gesandten und Ministern zu parlieren, der andere, um mit dem Postmeister Schpekin und dem Richter Ljapkin-Tjapkin über die politischen Beziehungen Frankreichs und der Türkei zu Rußland zu debattieren. Es ist auch eine Folge der Reform Peters des Großen, wenn der geniale Geist Lomonossows in der Poesie so steril und rhetorisch in Erscheinung tritt und unsere Literatur vor Puschkin mit Ausnahme Krylows sich so sklavisch-nachahmend, farblos und ohne jedes Interesse für das Ausland darstellt. Ja, das ist alles richtig, nur ist es ebenso töricht, die Schuld hierfür Peter zu geben, wie wenn man einen Arzt beschuldigen wollte, der, um einen Menschen vom Fieber zu heilen, ihn zuerst bis zum äußersten mit Aderlassen schwächt und entkräftet und den Genesenden dann durch strenge Diät quält. Die Frage ist nicht, ob Peter uns zu Halbeuropäern und Halbrussen und folglich weder zu Europäern noch zu Russen gemacht hat: die Frage ist, ob wir für ewig in diesem charakterlosen Zustand bleiben müssen. Und wenn es nicht für ewig ist, wenn wir berufen sind, zu europäischen Russen und russischen Europäern zu werden, so dürfen wir Peter keinen Vorwurf machen, sondern wir müssen uns darüber wundern, wie er ein seit Anbeginn [157] der Welt so unerhörtes, so gigantisches Werk vollbracht hat! Die Frage liegt also in den Worten „werden wir?“ – und wir können kühn und frei darauf antworten, daß wir nicht irgendwann einmal europäische Russen oder russische Europäer sein *werden*, sondern daß wir bereits *im Begriffe sind*, es zu sein, und zwar seit der Zeit der Herrschaft Katharinas II., und daß es uns gegenwärtig und von Tag zu Tag besser gelingt. Wir sind jetzt schon Schüler und nicht Nachbeter des Europäismus, wir wollen nicht mehr weder Franzosen noch Engländer, noch Deutsche, sondern Russen im europäischen Geiste sein. Dieses Bewußtsein durchdringt alle Sphären unsrer Tätigkeit und kam in der Literatur kraß zum Ausdruck mit dem Auftreten Puschkins – dieses großen, selbständigen, durchaus nationalen Talents. Wenn aber auch jetzt der große Akt der völligen Durchdringung unseres Nationalgeistes mit Europäismus sich noch nicht vollzogen hat und sich noch lange nicht vollziehen wird, so beweist das lediglich, daß Peter in dreißig Jahren ein Werk vollbracht hat, das ganzen Jahrhunderten zu tun gibt. Deswegen ist er auch ein Gigant unter den Giganten, ein Genie unter den Genies, ein Zar unter den Zaren. Selbst Napoleon hat einen Nebenbuhler in der Antike – Julius Cäsar: unser Peter hat von Anbeginn der Welt bis heute weder einen Nebenbuhler noch ein Vorbild gehabt; er ist nur sich selbst ähnlich und gleich. Und sein großes Werk wurde durch die bedingungslose Annahme von Formen und Worten vollbracht: eine Form ist nicht immer eine Idee, aber sie zieht häufig eine Idee nach sich; ein Wort ist nicht immer eine Tat, aber es zieht häufig eine Tat nach sich. Unsere Literatur begann als Form ohne Gedanken, ging nicht aus dem Volksgeist hervor, sondern aus der reinen Nachahmung, und dennoch sollen wir unsere nachahmende Literatur nicht verachten: ohne sie würden wir keinen Puschkin gehabt haben. Von der Literatur kann man auch auf alles andere schließen. Die Soldaten Peters des Großen verstanden nicht, warum man sie marschieren und Griffe kloppen lehrte; in diesem Falle leisteten sie ihrem Väterchen Kommandeur, ohne nachzudenken, Gehorsam – und was geschah? –das Resultat ihres blinden Gehorsams und des Nachäffens der ausländischen Soldaten waren die Einnahme von Asow, die Siege bei Lesnaja und Poltawa, die Eroberung der von den Schweden beherrschten Ostseeländer. Unsere ersten Leute von Welt erschreckten die europäische Gesellschaft durch ihren Tatarismus, aber bald traten bei uns Leute auf den Plan, die dieser Gesellschaft zur Zierde [158] gereichen konnten und selbst die Pariser durch ihre Liebenswürdigkeit und ihren bon ton [modisch] in Erstaunen setzten.

Auch die Erbauung Petersburgs wird seinem großen Gründer von vielen Leuten zum Vorwurf gemacht. Man sagt: im äußersten Winkel des riesigen Staates, auf Sumpfland, in einem

* eitler [junger] Mann mit auffallend modischer Kleidung und auffälligem Benehmen; Stutzer, Geck.

schrecklichen Klima hat man viele Arbeiter zugrunde gerichtet und viele mit Gewalt zur Ansiedlung gezwungen u. a. m., aber es kommt darauf an, ob das notwendig war oder ob man anders hätte vorgehen können. Peter mußte Moskau verlassen – dort rauschten gegen ihn die Bärte; er mußte dem Europäismus eine sichere Heimstätte schaffen, mußte diesen Gast im Schoße der Familie aufnehmen, damit er unbemerkt und still auf Rußland einwirken und zum Blitzableiter für Ignoranz und Fanatismus werden konnte. Für eine solche Heimstätte brauchte er einen völlig neuen Boden ohne Traditionen, wo seine Russen sich in eine völlig neue Sphäre versetzt sahen und nicht umhin konnten, ganz von selbst neue Gebräuche und Lebensgewohnheiten anzunehmen. Er mußte sie zu Ausländern in Verbindung setzen, sowohl durch Dienstverhältnis wie durch Handelsbeziehungen und als Mitbürger, mußte sie mit ihnen in ständige Berührung bringen. Dazu brauchte er erobertes Land, das zum Vaterland sowohl für die Ausländer werden konnte, die sich unmöglich in größerer Anzahl nach Moskau locken ließen, als auch für die Russen, die sich nur anfangs ungern dort ansiedelten, dann aber, als sie hier das Zentrum der Regierung erblickten, angezogen wurden wie das Eisen durch den Magnet. Aber wo konnte es hierfür einen besseren Platz geben als in dem „den Schweden abgenommenen Winkel“? Und die große Idee, eine Flotte zu schaffen und den Anfang zu einem Außenhandel zu legen, nicht mit Hilfe von Ausländern, wie in Archangelsk, sondern direkt, durch eigene Bemühungen, und nicht nur mit den Engländern, sondern mit dem ganzen Erdball? Wo gab es einen besseren Platz hierfür als an dem viergeteilten Delta der Newa? Man braucht nur der Bedeutung Kronstadts für Petersburg Beachtung zu schenken, um zu erkennen, wie genial und fehlerlos die Überlegungen Peters des Großen waren. Warum hätte er die Hauptstadt nicht an die Ufer des Schwarzen oder des Asowschen Meeres legen können? Deshalb, weil er das Meer außer für die Flotte und den Außenhandel auch für den Erfolg des Europäismus mit Hilfe der Nachbarschaft europäischer Völker brauchte. Das Asowsche oder das Schwarze Meer [159] hätten uns an die Tataren, Kalmücken, Tscherkessen und Türken, aber nicht an die Europäer angenähert. Für Odessa ist die Nachbarschaft der Türkei wichtig, in die es eine riesige Menge Weizen abgibt; aber sie hatte keine Bedeutung für Petersburg, weil Odessa nur eine Hafen und Handelsstadt, Petersburg außerdem auch noch die Hauptstadt ist. Und der Gedanke Peters wurde durch die Tatsachen gerechtfertigt: Moskau hat unbestreitbar seine Bedeutung für Rußland, aber Petersburg ist die wahrhaft europäische Hauptstadt Rußlands, und Moskau wird es ihm nur dann gleichtun, wenn es Petersburg in sich aufnimmt. Petersburg ist für Rußland die Börse des Europäismus, von der aus der Europäismus über Rußland verbreitet wird. Aller Komfort, jeder Schritt in der Zivilisierung geht bei uns über Petersburg. Es ist das Fenster und die Tür nach Europa. Der Bart sticht einem hier nur an den Kutschern der Schlitten und der Droschken nicht in die Augen.

Was die Opfer betrifft, die der Bau von Petersburg gekostet hat, so werden sie durch die Notwendigkeit und das Resultat gerechtfertigt. Peter hat mit seinen Taten Geschichte geschrieben und nicht einen Roman, er hat als Zar gehandelt und nicht als Familienvater. Seine ganze Reform war eine harte Prüfung für das Volk, eine schwere und schlimme Zeit, aber wann und wo sind denn je Umwälzungen still und ohne Belastung für die Zeitgenossen vor sich gegangen? ... War das ruhmreiche *Jahr Zwölf* etwa leicht für Rußland? Aber müssen wir es deswegen etwa schmähen, statt stolz auf es zu sein? ... Stille Staaten gibt es nur zwei auf der Welt – China und Japan; aber das Beste, was China produziert, ist der Tee, und Japan, wenn ich nicht irre, Lack: mehr ist über sie nicht zu sagen.

Die Espe splittert und stürzt vom Winde; die Eiche wird in Stürmen stark und fest.

„... das junge Rußland streifte
Im Kampf die Kindheit ab und reifte
Zum Mann an Peters Genius.
Rauh war sein Lehrer auf den Bahnen

Des Ruhmes. Mehrmals sanken hin
Des Reiches blutgetränkte Fahnen
Vor Schwedens kühnem Paladin.
Doch auch die Not gebar ihm Segen,
Und unter harten Schicksalsschlägen
Ward Rußland fest. Hart wird der Stahl
Vom Hammer, der das Glas zermahlt.“[7]

[160] Ja, es war schwer für das Volk, zu solcher Arbeit und solchem Kampf vom geliebten Ofen und der Ofenbank herunterzusteigen. Es war nicht schuld daran, daß es aufgewachsen war, ohne etwas zu lernen, und als es groß geworden war, schien es ihm über seine Kraft zu gehen, sich hinter die Schiefertafel zu setzen. Aber das Schlimmste an seiner Lage war dies, daß es weder den Sinn noch den Zweck oder den Nutzen der Wandlungen verstehen konnte, denen es der eiserne, unwiderstehliche Wille des Zaren-Giganten unterwarf. Wir halten es hier für angebracht, ein Zitat einzuschalten oder, besser gesagt, unsern Aufsatz durch ein Zitat zu verzieren, und zwar durch die beredten Zeilen eines russischen Gelehrten über Peter den Großen[*]:

„Was fehlte denn nun dem russischen Volk? – *eine Umgestaltung*! Sie war für das 17. Jahrhundert fällig! Es erschien ein Zar mit glühenden Gedanken in den Augen, mit kühnen Gedanken hinter der Stirn und dem donnerhallenden Wort der Macht! Er warf einen dräuenden Blick auf die Stadt, wo seine Väter geherrscht hatten, schaute streng in die Ferne der Vergangenheit zurück und rückte das Reich von ihr ab. Was gefiel ihm nicht am Erbe der Ahnen? Was empörte Peter an den Taten seiner Väter? Doch das ist ein Geheimnis seiner großen, tiefen Seele, das Geheimnis des Genies! Wir haben nur die Außenseite dieses Geistes zu sehen bekommen, der wie eine Gewitterwolke über die russische Erde hinging. Wir haben gesehen, wie er mit Iwan Grosny sympathisierte, wie er tiefe Verehrung für Kardinal Richelieu empfand, wie ihm der byzantinische Hof, seine Üppigkeit und seine Trägheit, seine Frömmler und Heuchler zuwider waren. Was für eine gewitterdrohende Vereinigung von Elementarkräften in der Seele eines Sterblichen, der dazu geboren war, zu befehlen und zu herrschen! Und zu dieser glühenden Elementarkraft seines sittlichen Lebens gesellte sich das tiefste Bewußtsein der eigenen Kraft. Ein Sendbote des Himmels, ein sterblicher Alleinherrscher, entschieden geboren, um als Umgestalter zu wirken! In welchem Jahrhundert er auch immer geboren worden, in welchem Volke auch immer er aufwachsen mochte, er wäre stets und überall ein Umgestalter gewesen. Das war seine Natur. Wenn er ein Zeit-[161]genosse des alten Jason gewesen wäre, so hätte er das Schicksal des göttlichen Herkules geteilt. Er wäre zu schwer gewesen für die leichte griechische Armada. Doch die Vorsehung wußte, wo sie diesen ungewöhnlichen Sterblichen zur Welt bringen mußte. Nur das russische Schiff konnte einen so furchtbaren Mitreisenden tragen! Nur die Wogen des russischen Meeres konnten auf ihrem Kamme einen so kühnen Seefahrer tragen! Nur Rußland konnte, ohne zu bersten, einen solchen Geist aushalten, der es anspannte, um seine Kräfte der eigenen gigantischen Macht gleichzumachen! Fürwahr eine göttliche Erscheinung! Seit Erschaffung der Welt hat es keinen solchen Herrscher gegeben! Man sagt, sein Verstand und sein Wille seien deshalb so hart gewesen, weil er nicht die entsprechende Erziehung genossen habe; aber, mein Gott, welche Wissenschaft konnte diese Diamantenseele schleifen, welche Erziehung konnte den unbändigen Nerven dieses Geistes, den eisernen Muskeln dieses Willens Milde verleihen? Wenn selbst die Natur vor ihm zurückweichen mußte, was hätte da die Wissenschaft aus ihm machen können? Welcher Deutsche hätte sein Erzieher, welcher Franzose sein Lehrer sein können? Sowohl die Natur als

[7] Aus Puschkins Poem „Poltawa“.
[*] *F. L. Moroschkin*, Professor an der Moskauer Universität, aus der Rede: „Über die Gesetzessammlung des Zaren Alexej Michalowitsch und die auf sie folgende Entwicklung“, gehalten auf der Jahresversammlung der Universität am 10. Juni 1839. – *W. B.*

auch die Wissenschaft wichen zurück, als dieser große Geist das russische Leben auf das offene Meer der Weltgeschichte hinausführte! Peter der Große glaubte nicht an die Schwächen der menschlichen Natur; erst auf dem Sterbelager spürte er, daß auch er ein Sterblicher war: ‚*An mir kann man erkennen, ein wie gebrechliches Geschöpf der Mensch ist*‘ – sagte er in den Qualen des Todes! So war Peter der Große! Er mußte die Umgestaltung vollziehen. Und was für eine Umgestaltung! Von den Gliedmaßen bis zum letzten Schlupfwinkel des menschlichen Gedankens! Er schert die Bärte mit dem Messer und fällt die Ignoranz mit dem Beil. Die Köpfe von tausend Strelitzen fallen auf dem Preobrashensker Feld. Selbst eine Bittprozession der alten Zarenstadt kann seinen Rechtsspruch nicht mildern.“ (Seite 60-61.)“Der Umgestalter hegte während seines ganzen Lebens in sich die geheime Überzeugung, daß nicht allein Geburt ihn auf den Thron erhoben, sondern eine höhere Macht ihn zur Herrschaft über die Völker berufen hatte! Er fühlte, daß nicht das Blut, sondern der Geist vor ihm hergehen mußte. Er verstieß seinen Sohn und hatte den Wunsch, daß *der Würdigste* seine Nachfolge antrete. Aber der große Mann verstand sich nicht auf unsre Schwächen! Er wußte nicht, daß wir so Fleisch wie Blut sind. Er war groß und stark, wir [162] aber waren so *klein* wie *schwächlich* geboren, wir brauchten allgemeine Regeln der Menschlichkeit! Peter der Große hatte keinen Gefallen an unsrer alten Staatsordnung. Die Bojarenduma des Zaren mußte dem Senat Platz machen, die Gebietsämter – Landräten und Landgerichten. Ihm gefielen auch unsre Gerichtsvollzieher, unsre Amtsschreiber und Schriftführer nicht. Er hätte an ihre Stelle lieber gefangene Schweden, Sekretäre und Schreiber der kaiserlichen Kanzlei gesetzt. Ihm gefiel die Vergangenheit Rußlands nicht. Aber alle diese Änderungen sind nichts im Vergleich mit der Umgestaltung des Staatsdienstes. Er, der selbst als Gardesoldat angefangen hatte, war dann langsam die Treppe der Subordination emporgestiegen und vermachte sie seinen Untertanen. Und was wurde aus der früheren Freigebigkeit, aus dem Brot des Zaren? Im Schweiße ihres Angesichts aßen es die Diener Peters des Großen. Nirgends war er so streng in seiner Rechtsprechung wie gegen Beamte, die umsonst ihr Brot aßen, ihre Untergebenen betrogen und den Staat bestahlen. Rücksichtslos gegenüber dem Privateigentum, wenn er ans Vaterland dachte, war er bei jeder Kopeke, die ein Steuereinnehmer überflüssig einzog oder ein Kommissionär einem Kaufmann zuschob, unerbittlich gegenüber dem Schuldigen.“ (Seite 61 bis 62.)

Ja, hier hatte das Volk etwas zum Nachdenken, hier hatte es Gelegenheit, sich gerührt an die gute alte Zeit zu erinnern und sie in elegischen Anrufungen der neuen und der alten Zeit zu poetisieren in der Art der folgenden, mit der ein wahrscheinlich in jener Epoche entstandenes Märchen beginnt: „Laßt euch sagen, liebe Leute, hört die Botschaft, hegt wie Schwanensang in eurer Brust meine Worte, meine einfachen, wie in alten Jahren einst die alten Leute lebten. Ja, meine Lieben, das waren weise Zeiten, weise Zeiten, und im rechten Glauben stand alles Volk, und es lebten die Alten nicht auf unsre Art, nicht auf unsre Art, nicht nach fremder Weise, nein, auf ihre Weise und im rechten Glauben. Und das Leben, ach das Leben, war so frei und ungebunden. Früh am Morgen stand man auf, beim Morgenrot, mit der Quelle Wasser wusch man sich, mit dem blanken Tau, betete zu allen Seligen und Heiligen, neigte all den Seinen sich, von Osten bis nach Westen, ging zur schönen, freien Treppe mit dem Gitterchen, rief die treuen Knechte auf zu guten Taten, und die Alten hielten Gericht, die Jungen gehorchten: kluge Gedanken dachten die Alten sich aus, und die Jungen [163] taten, was ihnen gesagt wurde. Und die jungen Frauen versahen das Haus, und die schönen Mädchen fochten Kränze zum Reigen, die alten Mütterchen schalteten und walteten und erzählten Märchen. Große Freuden gab’s am großen Tag, Not und Kummer gab’s in schweren Zeiten. *Doch was war, ist mit Gewesenem zugewachsen, und was sein wird, wird auf alte Weise nicht mehr sein, nein, auf neue Weise*!“

Und es ist gut, daß es zugewachsen ist! Sagt es noch so schön, besingt es noch so süß – uns werdet ihr mit diesem freien, ungebundenen Leben nicht verführen. Wir werden Promenade,

Theater, Bälle und Maskeraden dem Winden von Kränzen zum Reigen vorziehen. Was das Frühaufstehen angeht, so kommt es nicht darauf an, früh aufzustehen, sondern nicht umsonst aufzustehen: wer nichts zu tun hat, tut besser daran, ein bißchen länger zu schlafen. Wir verneigen uns nicht nur nicht vor den Unsern in Abwesenheit in alle vier Himmelsrichtungen, sondern auch nicht, wenn wir ihnen begegnen, wenn unsre Verwandtschaft mit ihnen nur im Blute und nicht in der Liebe und im Geiste liegt. Auch bei uns tun die jungen Leute, was ihnen von Älteren gesagt wird, aber es kommt dafür auch vor, daß die Alten tun, was ihnen von den Jungen gesagt wird: denn das Recht, ein Vorgesetzter zu sein, hat bei uns nicht der Älteste, sondern der es am meisten verdient, und Verdienst messen wir nicht nach grauen Haaren, sondern nach Verstand, Talent und Leistung. Die Anordnungen Suworows führten nicht nur jüngre Offiziere aus, sondern auch Generale, die an Jahren älter waren und durch Geburt höher standen als er. Ja, wir können solche rührselige Loblieder auf die gute alte Zeit nicht ohne mitleidiges Lächeln anhören; doch wir verstehen, daß das damalige einfältige Volk *auf seine Weise* recht hatte. Sagen wir ihm von ganzem Herzen: „Gott hab euch selig, in Ewigkeit Amen!“ Mit seinen Leiden und seiner vielgeprüften Geduld hat es unser Glück und unsre Größe erkauft. An den Gräbern des Friedhofs der Geschichte darf es weder Flüche noch freches Lachen, weder Haß noch Gotteslästerung geben, sondern Liebe und gramvolles, andächtiges Sinnen...

Aber so ist eben die reine Wahrheit, so der unmittelbare Einfluß des Genies: schon als die Reform Peters noch in vollem Gange war, in der allerschwersten Zeit, hatte er Verehrer nicht nur unter den ihm ergebenen Leuten, sondern auch unter denen, die seine Umgestaltung scheel anblickten. Es schien, als ob alle, dem eigenen [164] Bewußtsein zuwider, die Notwendigkeit einer radikalen Reform anerkannten, und es konnte nicht anders sein: Peter war zur rechten Zeit gekommen. Das Bedürfnis nach einer Umgestaltung hatte sich bereits während der Herrschaft Alexej Michailowitschs bemerkbar gemacht, und die Abschaffung der Rangfolge der Bojaren bei der Ämterbesetzung unter Zar Fjodor Alexejewitsch war auch eine Folge dieses Bedürfnisses. Aber alles blieb bei halben Maßnahmen, die keine wesentlichen Auswirkungen hatten. Es bedurfte einer vollständigen, radikalen Reform – „von den Gliedmaßen bis zum letzten Schlupfwinkel des menschlichen Gedankens“; zur Durchführung einer solchen Reform bedurfte es eines gigantischen Genies, als welches Peter erschien. Die Schlacht von Poltawa mußte notwendig einen starken moralischen Einfluß auf das Volk haben: viele selbst der verbissensten Anhänger der alten Zeit mußten in dieser Schlacht die Rechtfertigung der Reform erkennen. Die Rechtlichkeit und die Gerechtigkeit des Zaren, seine Zugänglichkeit für alle und jeden, diese Bereitschaft, persönlichen Feinden und Missetätern zu verzeihen, wenn er sah, daß sie bereuten, diese Bereitschaft, sie sogar zu erhöhen, wenn sie in ihrer Reue besondere Fähigkeiten erkennen ließen, diese göttliche Entsagungsbereitschaft auf Kosten der eigenen Persönlichkeit und zugunsten der ewigen Wahrheit, diese erhabene Selbstvernichtung in der Idee seines Volkes und Vaterlandes – alles dies eroberte Peter die Herzen und Seelen seiner Untertanen bereits lange vor seinem Ende. Aber als er gestorben war, ohne jemanden, der ihm ähnlich war, zu hinterlassen – erstarrte das Russenland, gleich als hätte ein Donnerschlag es betäubt. Der beste Teil des Volkes, der der Umgestaltung große, unfreiwillige Opfer gebracht hatte, zitterte bereits um das künftige Geschick der Umgestaltung und befürchtete eine Wiederkehr der früheren Barbarei. Es war, als ahnte das Russenland jene dunkle Zeit voraus, wo es sich auf der Spur, die Peter gebahnt hatte, würde hinschleppen müssen, ohne vorwärtszukommen; es war, als spürte es, daß seine strahlende Sonne für lange hinabgetaucht war, die Sonne, die mit Katharina II. wieder am Himmel aufgehen sollte, um ihn dann schon nicht mehr zu verlassen. Aber was für ein Schlag war der Tod Peters für seine Lieblinge, für die Männer, die sein aufbauender Geist, sein schöpferisches Genie geschaffen und herangebildet hatte! Hier ist das Zeugnis *Neplujews* über den niederschmetternden Eindruck, den er von der Nachricht vom Tode Peters empfing: „Im [165] Jahre 1725, im Februar, erhielt ich die traurige

Nachricht, daß der Vater des Vaterlandes, Peter der Große, der erste Kaiser, von dieser Welt geschieden war. Ich tränkte dieses Blatt mit bitterlichen Tränen, sowohl weil es sich so geziemte, für meinen Herrn und wahren Vater seiner Untertanen als auch wegen der vielen Gnadenbeweise mir gegenüber; und, weiß Gott! ich lüge nicht: ich war mehr als einen ganzen Tag lang von Sinnen – anders hätte ich es mir auch zur Sünde angerechnet. Dieser Monarch hat unser Vaterland den besten Großmächten gleichgesetzt, hat uns gelehrt, unsre eignen Begabungen und Fähigkeiten zu erkennen, mit einem Wort: worauf immer man in Rußland seine Augen richtet, das hat in ihm seinen Anbeginn, und was in Zukunft auch getan werden mag, es wird aus seiner Quelle schöpfen, aber für mich persönlich war er ein gnädiger Herrscher und Vater. Möge der Herr die Seele dieses Monarchen, der so viel zum Wohle des Vaterlandes gewirkt hat, in die Schar der Heiligen aufnehmen.“[*]

Ein alter Soldat mit Namen Kirillow besaß ein kleines Emailleporträt Peters, das er neben den Heiligenbildern aufstellte und vor dem er eine Kerze ansteckte und betete. Hierüber wurde dem Bischof von Nishni-Nowgorod, zu dessen Gesinde Kirillow gehörte, Meldung gemacht. Der Bischof besichtigte das Kämmerchen des Soldaten und sagte, auf das Porträt Peters des Großen zeigend: „Alter, du hast das Porträt Peters des Großen zwischen den Heiligenbildern stehen?“ – „Jawohl, Euer Hochwürden, das heilige Bild unsres Väterchens.“ – „Nun, er war gewiß ein großer, frommer Herrscher und verdient unsre ganze Verehrung, jedoch hat die heilige Kirche ihn nicht in die Schar der Heiligen aufgenommen, und deshalb sollst auch du seine Person nicht unter die Bilder der heiligen stellen, eine Kerze vor ihm entzünden, und vor allem nicht zu ihm beten.“ – „Ich soll nicht?“ (unterbrach der Soldat tief empört seine Rede) – „ich soll nicht? Ihr habt ihn nicht gekannt, aber ich habe ihn gekannt: er war unser Schutzengel; er hat uns und das ganze Vaterland vor den Feinden behütet und bewahrt, hat, gleich wie wir, alle Lasten in den Feldzügen auf sich genommen, hat mit uns dieselbe Grütze gegessen, hat uns behandelt wie seinesgleichen und wie ein Vater; Gott selbst hat ihn mit Siegen gesegnet und hat Tod und Verwundungen nicht an ihn herangelassen; und da sagst [166] du: ich soll nicht zu seinem Bilde beten!“ – schloß der Soldat, Tränen vergießend. Sosehr sich der Bischof auch Mühe gab, ihn zu überzeugen, erklärte sich der Soldat doch nur damit einverstanden, keine Kerze vor dem Porträt Peters aufzustellen, ließ das Porträt aber bei den Heiligenbildern.[**]

Danach wird jenes Lied verständlich, das die Überlieferung einen Soldaten singen läßt, der am Grabe Peters des Großen Wache hielt:

„Ach, du Väterchen, du heller Mond,
Warum strahlst du wie in alten Zeiten nicht,
Wie in alten Zeiten, wie du früher warst,
Immer birgst du hinter Wolken dich,
Deckst dich zu mit Nebeln, düsteren ...

Kalte Mutter Erde, komm und tu dich auf,
Öffne dich, du Deckel auf dem Sarg,
Falt dich auf, du goldbrokatnes Tuch,
Und du, steig hervor, wach auf, frommer Vater Zar..

Wir müssen nun zum persönlichen Charakter Peters als des Herrschers, Umgestalters und Menschen übergehen. Dazu müssen wir sein ganzes Leben durcheilen und die markantesten Züge in ihm herausgreifen. Mit Beben und Ehrfurcht werden wir an diese Arbeit im nächsten Aufsatz herangehen und uns bemühen, unsern Lesern ein Gefühl von der erhabenen Süße der

[*] „Anecdota über Peter den Großen“ von *Golikow*, S. 508. – *W. B.*
[**] „Anecdota über Peter den Großen“ von *Golikow*, S. 532-535. – *W. B.*

Betrachtung einer solchen kolossalen Persönlichkeit zu geben, wie die Persönlichkeit Peters war. Die Betrachtung jedes großen Menschen rüttelt uns aus dem Dämmerschlaf des positiven Lebens auf, aus der apathischen Gleichgültigkeit in der Prosa der Nöte und Mühen des Alltags, stimmt die herzen auf den Ton hoher Gefühle und edler Gedanken, stärkt den Willen zu guten Taten und zu stolzer Verachtung der Leere und der Nichtigkeit des sterblichen Daseins und erhebt unsern Geist zu dem Urprinzip jeden Lebens, zur Quelle der ewigen Wahrheit und des ewigen Guten... Und wer hätte mehr als unser Peter ein Anrecht auf den Titel des Großen und Göttlichen, und wer könnte unserm Herzen und Geist in unsrer Geschichte näherstehen?[8] [167]

[8] Belinski unterstrich durchaus richtig als unverlierbare Eigenschaften des großen russischen Volkes Frische und Kraft des Geistes, Kühnheit, Weisheit, Findigkeit und Arbeitsliebe und wies nach, daß Mystizismus und religiöse Beschaulichkeit dem russischen Volke nicht eigen sind. Zugleich aber irrte sich Belinski, wenn er davon sprach, daß der russische Bauer den patriarchalischen Gebräuchen treu ergeben sei („er pflügt, wie Vater und Großvater gepflügt haben, und wird seinen hölzernen Hakenpflug um kein Pflöckchen verbessern“), und fälschlich annahm, das russische Volk sei nach jeder großen Erschütterung, bei der es die äußeren Feinde zerschmetterte, wieder in Dämmerschlaf versunken. Auch dabei war Belinski jedoch der Meinung, daß die Ursache hierfür nicht in der Natur des russischen Volkes liege, sondern in den historischen Bedingungen, in die es die Fronherren versetzt hatten.

Ausgewählte Aufsätze, Rezensionen und Briefe 1841-1845

[169]

Briefe aus dem Jahre 1841

An W. P. Botkin. 1. (13.) März 1841

(*Bruchstück*)

St. Petersburg, 1. (13.) März 1841[1]

Eben habe ich Deinen Brief bekommen, liebster Wassili Petrowitsch, und mich gleich dazu gezwungen, Dir auf ihn zu antworten. Ich habe die üble Angewohnheit, viel, ausführlich, deutlich usw. usw. zu schreiben – dadurch raube ich Dir das Vergnügen, häufig Briefe von mir zu bekommen, und mir, mich häufig mit Dir zu unterhalten, denn um viel zu schreiben, braucht man Zeit und viel Sammlung. Das Bruchstück aus den „Halleschen Jahrbüchern“[2] hat mir viel Freude gemacht und mich sogar für einen Augenblick sozusagen wiederbelebt und gekräftigt – Dank, tausend Dank! Ich hatte schon längst vermutet, daß die Philosophie Hegels nur ein Moment ist, wenn auch ein großes, daß aber die Absolutheit ihrer Resultate einen Sch... wert ist, daß es besser ist, zu sterben, als sich mit ihnen auszusöhnen. Das hatte ich vor, Dir zu schreiben, bevor ich diesen Brief von Dir erhielt. Die Dummköpfe lügen, wenn sie sagen, Hegel habe das Leben in tote Schemen verwandelt; das jedoch ist richtig, daß er die Erscheinungen des Lebens zu Schatten gemacht hat, die einander an den Knochenhänden halten und in der Luft über einem Kirchhof ihren Reigen tanzen. Das Subjekt ist bei ihm nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum momentanen Ausdruck des Allgemeinen, und dieses Allgemeine erscheint bei ihm in bezug auf das Subjekt als ein Moloch, denn nachdem es ein Weilchen mit ihm (dem Subjekt) paradiert hat, wirft es es fort wie ein Paar alte Hosen. Ich habe besonders gewichtige Gründe, auf Hegel böse zu sein, denn ich spüre, daß ich ihm (gefühlsmäßig) treu war, als ich mich mit unserer russischen Wirklichkeit aussöhnte, Sagoskin und ähnliche Viechereien pries und Schiller haßte. Was den letzteren betrifft, so war ich noch konsequenter als Hegel selbst, wenngleich [170] auch dümmer als Menzel. Alles, was Hegel über die Sittlichkeit daherredet, ist kompletter Unsinn, denn im objektiven Reich des Gedankens gibt es Sittlichkeit ebensowenig wie in der objektiven Religion (wie z. B. im indischen Pantheismus, wo Brahma und Schiwa in gleicher Weise Götter sind, d. h. wo das Gute und das Böse die gleiche Autonomie besitzen). Ich weiß schon, Du wirst über mich lachen, o Kahlkopf! – aber lach nur, soviel Du willst, ich bleibe dabei: das Schicksal des Subjekts, des Individuums, der Persönlichkeit ist wichtiger als die Geschicke der ganzen Welt und die Gesundheit des Kaisers von China (d. h. der Hegelschen „Allgemeinheit“). Man sagt mir: entfalte alle Reichtümer deines Geistes für den freien Selbstgenuß am Geiste, weine, um dich zu trösten, traure, um wieder froh zu werden, strebe nach Vollkommenheit, erklimme die höchste Stufe auf der Leiter der Entwicklung, und wenn du stolperst, so falle, hol dich der Teufel – mehr warst du A... nicht wert. Ich danke ergebenst, Jegor Fjodorowitsch.[3] Hut ab vor Ihrer philosophischen Schlafmütze; aber bei aller Achtung, die ich Ihrem philosophischen Philistertum schuldig bin, habe ich die Ehre, Ihnen zu rapportieren, daß ich Sie, wenn es mir

[1] Seite 169. Der Brief Belinskis an W. P. Botkin vom 1. (13.) März 1841 wurde vollständig zum erstenmal im Jahre 1914 abgedruckt. In der vorliegenden Ausgabe wird die erste Hälfte dieses Briefes wiedergegeben.
[2] „Hallesche Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft“ – eine Zeitschrift der Linkshegelianer, die seit 1837, mit E. Th. Echtermeyer und Arnold Ruge als Herausgebern, erschien.
[3] So wurde Hegel im Zirkel Stankewitschs genannt.

schon mal gelingen sollte, die höchste Stufe auf der Leiter der Entwicklung zu erklimmen, auch dort bitten würde, mir Rechenschaft zu geben über alle Opfer der Lebensumstände und der Geschichte, über alle Opfer des Zufalls, des Aberglaubens, der Inquisition, Philipps II. usw. usw.: anders stürz' ich mich von der obersten Stufe kopfüber in die Tiefe. Ich will das Glück auch nicht geschenkt haben, wenn ich nicht beruhigt sein kann über jeden meiner Blutsbrüder – über das Fleisch von meinem Fleisch und das Bein von meinem Bein. Man sagt, die Disharmonie sei eine Bedingung der Harmonie: das mag vielleicht sehr vorteilhaft und erquickend für Melomanen* sein, aber ganz gewiß nicht für diejenigen, die dazu verurteilt sind, durch ihr Geschick die Idee der Disharmonie zum Ausdruck zu bringen. Übrigens, wenn man alles schreiben wollte, was hierüber zu sagen ist, gäb' es kein Ende. Der Auszug aus Echtermeyer hat mich gefreut als ein energischer Klaps auf die Philosophenschlafmütze Hegels, als Tatsache, die beweist, daß auch den Deutschen die Möglichkeit gegeben ist, zu richtigen Leuten, zu Menschen zu werden und aufzuhören, Deutsche zu sein. Aber für mich persönlich ist hier nicht alles tröstlich. Ich gehöre zu den Leuten, die in allen Dingen den Pferdefuß des Teufels sehen – das ist wahrscheinlich meine letzte Weltanschauung, [171] mit der ich auch sterben werde. Übrigens, ich leide darunter, aber ich schäme mich dessen nicht. Der Mensch an sich weiß nichts – alles kommt auf die Brille an, die seine von seinem Willen unabhängige Geistesverfassung, die Laune seiner Natur, ihm aufsetzt. Vor einem Jahr gingen meine Gedanken in diametral entgegengesetzter Richtung, als wie sie heute gehen – und ich weiß wirklich nicht, ist es ein Glück für mich oder ein Unglück, daß Denken und Fühlen, Verstehen und Leiden für mich ein und dasselbe sind. Da heißt es, vor dem Fanatismus auf der Hut sein. Weißt Du, daß mein heutiges Ich mein vergangenes gradezu krankhaft haßt, und wenn ich die Kraft und die Macht hätte, dann wehe dem, der heute das ist, was ich vor einem Jahre war. Da kommst Du schon drauf, überall des Teufels Pferdefuß zu sehen, wenn Du Dich bei lebendigem Leibe mit auf dem Rücken gebundenen Händen im Totenhemd und im Sarge liegen siehst. Was habe ich von der Überzeugung, daß die Vernünftigkeit triumphieren und daß es in Zukunft gut und schön sein wird, wenn das Schicksal mich dazu verurteilt hat, Zeuge des Triumphs der Zufälligkeit, des Unverstands, der tierischen Kraft zu sein? Was habe ich davon, daß es meine und Deine Kinder gut haben werden, wenn ich es schlecht habe und wenn es nicht meine Schuld ist, daß es mir schlecht geht? Soll ich nach Deiner Meinung etwa in mich gehen? Nein, lieber sterben, lieber ein lebender Leichnam sein! Genesung! Ja, worin besteht sie denn? Worte! Worte! Du schreibst mir, Du habest Deine Liebe ausgeliebt und die Fähigkeit zu lieben verloren; Krassow schreibt mir dasselbe; in mir selbst fühle ich das gleiche; die Philister, die Leute der gemeinen, unmittelbaren Wirklichkeit, lachen uns aus und feiern ihren Sieg... o Jammer, Jammer, Jammer! Aber darüber später. Ich fürchte, daß Du mich nicht wirst trösten können, aber ich mach' Dir Kummer.

Schön steht die preußische Regierung da, in der wir uns einbildeten das Ideal einer vernünftigen Regierung zu sehen! Was gibt's da weiter zu sagen – Halunken, Tyrannen der Menschheit! Ein Mitglied des Dreibunds der Henker der Freiheit und der Vernunft. Da haben wir Hegel! In dieser Hinsicht ist Menzel gescheiter als Hegel, von Heine ganz zu schweigen! (Nebenbei: Annenkow schreibt, daß die acht Bände Heine in Hamburg sieben Tscherwonzen kosten.) Die vernünftigste Regierung ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nach ihnen in England und Frankreich.

[172] Was die Geschichte Katkows[4] betrifft, so sehe ich jetzt, scheint mir, den Grund, warum wir nicht einverstanden sein können: ich weiß sogar von ihm selber wenig über sie und habe folglich kein Tatsachenmaterial für ein Urteil. Was Polewoi angeht, so stimme ich mit Dir

* Musikbesessener

[4] Mit der „Geschichte Katkows" ist dessen Neigung zu der Frau N. P. Ogarjows gemeint.

überein; aber woher hatte er bloß zu damaliger Zeit die charakterliche Energie und Willenskraft? Für die Vergangenheit schätze ich diesen Mann sehr hoch ein. Er hat große Dinge getan, er ist eine historische Persönlichkeit. Jetzt über meinen Aufsatz. Du hast nicht verstanden, was ich unter der „Schreibweise Katkows“ verstehe. Es ist eine auf Bildhaftigkeit beruhende Bestimmtheit. Ich könnte sie durch Auszüge belegen, aber ich bin zu faul dazu. Was Kudrjawzew betrifft, so stimme ich tausendmal mit Dir hinsichtlich seiner Schreibweise überein; dennoch ist Ruhe nichts für mich. Ich brauche das, woran man den Geisteszustand des Menschen erkennt, wenn er vor bebender Begeisterung übersprudelt und mit ihren Wellen den Leser überflutet, ohne ihn zu sich kommen zu lassen. Verstehst Du? Aber daran grade fehlt es, und deshalb gibt es bei mir viel Rhetorik (was Du ganz richtig bemerkt hast und was mir selbst längst bewußt ist). Wenn Du in meinem Aufsatz an eine rhetorische Stelle gerätst, so nimm den Bleistift und schreibe darunter: hier wäre Pathos nötig, aber da der Autor arm an diesem Artikel ist, nimm, o Leser, mit dem Wasser der Rhetorik vorlieb! Es fehlt jedoch meinen Aufsätzen *einzig* deshalb an Einheit und Fülle, weil der zweite Bogen geschrieben wird, wenn der erste schon in der Korrektur ist. Sag selber, Botkin: wer zum Teufel wird so etwas mitmachen? Manchmal muß man selbst einen Brief, damit er flüssiger ausfällt, durchsehen, drin herumstreichen und ihn abschreiben. In Nummer 3 der „Otetschestwennyje Sapiski“ findest Du einen Aufsatz von mir – ein wahres Ungeheuer! Bitte schimpf nicht – ich weiß selber, daß es Dreck ist. Ich spüre, daß ich kein logischer, kein systematischer Kopf bin, habe mich aber an eine Sache gemacht, die strengste Konsequenz, Methode und eine feste Denkarbeit fordert. Katkow hat mir seine Notizhefte dagelassen – ich habe ganze Stellen aus ihnen genommen und in meinen Aufsatz eingebaut. Über die lyrische Poesie stammt fast alles von ihm, Wort für Wort. Es ist etwas Klobiges und Buntscheckiges herausgekommen. Im übrigen – was ist weiter dabei? Wenn ich keine neue Theorie der Poesie liefere, so bringe ich die alten um, bringe auf einen Schlag unsere Rhetoriker, Poesiejünger und Ästheten ums Lehen – ist [173] das etwa eine Kleinigkeit? Und dafür lasse ich gern meinen ehrlichen Namen beschimpfen. Aber etwas anderes ist ärgerlich, so ärgerlich, daß ich eine ganze Nacht schlecht geschlafen habe: das Schwein, die Sklavenseele – der Seminarist Nikitenko (besser Eselenko) hat mir zwei der besten Stellen gestrichen: die eine über die Tragödie; ich schreib’ sie Dir ab. Nachdem ich über „Romeo und Julia“ gequatscht und meinen Quatsch mit den Worten beendet habe: „O Jammer, Jammer, Jammer!“ – danach hättest Du, wenn dieser oft von mir verfluchte Schuftenko nicht wäre, in meinem Aufsatz folgendes gelesen: „Wir sind empört über das Verbrechen Macbeths und die dämonische Natur seines Weibes, aber wenn man jenen fragen würde, wie er seine Missetat begangen hat, so würde er wahrscheinlich antworten: ‚Das weiß ich selber nicht‘; und wenn man Lady Macbeth fragen würde, warum sie so unmenschlich-scheußlich beschaffen ist, würde sie sicher antworten, daß sie darüber ebensoviel wisse wie der Frager und daß sie, wenn sie ihrer Natur gefolgt sei, es deshalb getan habe, weil sie keine andere besessen habe... Das sind Fragen, die nur jenseits des Grabes zu beantworten sind, das ist das Reich des Schicksals, das ist die Sphäre der Tragödie! ... Richard II. erweckt in uns ein Gefühl des Abscheus durch Taten, die einen König erniedrigen. Aber da raubt Bolingbroke ihm die Krone – und der als Herrscher unwürdige König erscheint als großer König, sobald er die Herrschaft verloren hat. Er tritt ab im Bewußtsein der Größe seines hohen Amts, der Heiligkeit seines gesalbten Haupts, der Legitimität seiner Rechte – und weise Reden voller hoher Gedanken fließen in wildem Strom von seinen Lippen, und seine Handlungen lassen eine große Seele, herrscherliche Würde erkennen. Wir achten ihn bereits nicht einfach – wir betrachten ihn voller Ehrfurcht; wir bedauern ihn bereits nicht einfach – wir haben Mitgefühl mit ihm. Nichtswürdig im Glück, groß im Unglück – ist er ein Held in unsern Augen. Um jedoch alle Kräfte seines Geistes an die Oberfläche zu rufen, um zum Helden zu werden, mußte er den Becher des Elends bis zur Neige trinken und zugrunde gehen ... Was für ein Widerspruch und was für ein reicher Stoff für eine Tragödie und folglich auch was für eine unerschöpfliche Quelle hohen Genusses für uns! ...“

Die zweite Stelle betrifft Gribojedows „Verstand schafft Leiden“: ich hatte gesagt, die russische Wirklichkeit sei abscheuerregend und die Komödie Gribojedows eine Ohrfeige für ihre Presse.

[174] Und hier meine Antwort auf den Brief aus Charkow vom 22. Januar (ich bin ein akkurater Mann). Weißt Du: ich lese in Deinem Herzen auf 700 und 1500 Werst Entfernung; ich wußte, mit was für Phantasiechen Du nach Charkow gefahren warst und mit was für einer Nase Du von dort zurückgekommen bist: – also enthielt Dein Brief, was dies betrifft, nichts Neues für mich. Der Teufel weiß – offenbar sind entweder wir verdorben, oder die Poesie lügt über das Leben, verleumdet die Wirklichkeit... aber pst! Stille! ... Weißt Du: mir geht es ja doch noch komischer als Dir beim Nachdenken über diese Stadt, die an den Flüssen Charkow und Lopatj liegt (welche sich in den Fluß Udy ergießen, und dieser in den Donez – siehe „*Kurzgefaßte Erdkunde des Russischen Reichs*“, S. 109), ich habe sie ja doch nie gesehen, diese Stadt, und kann trotzdem sagen, auf welchem Grad nördlicher Breite sie liegt und *was in ihr besonders bemerkenswert ist..*, aber pst, still! still! ...[5] Übrigens, wir sind schon die Rechten, wir beide, und bei der nächsten Begegnung werden wir unsere Freude aneinander haben. Aber dies alles und jenes im besonderen ist durchaus verständlich: es ist schrecklich langweilig, allein zu leben. Um irgend etwas zu tun und nicht tiefsinnig zu werden, muß ich ganze Tage lang zu Hause sitzen; sonst, wenn ich abends nach Hause komme und die dunkeln Fenster meiner Wohnung sehe, fühle ich in mir drin Heulen und Zähneklappern... Abscheulich und scheußlich ist das menschliche Leben...

[5] Eine Anspielung auf Sophie Kroneberg, die Tochter des Charkower Professors I. J. Kroneberg. Von der Existenz dieses Mädchens hatte Belinski zum erstenmal durch W. P. Botkin erfahren, der in Charkow gewesen war und dort die Familie Kroneberg kennengelernt hatte. In einem Brief vom 9. (21.) Februar 1840 schrieb Botkin an Belinski: „Ich war in Charkow, habe die Kronebergs gesehen – wie? Du errötest? ... Obwohl Sophie Dich nie gesehen hat, kennt sie Dich doch gut und erkundigt sich gern nach Dir – ich will gar nicht einmal davon reden, daß sie es liebt, Deine Aufsätze zu lesen. Überhaupt ist in Charkow Dein Name wirklich besser bekannt als in Moskau, und das alles durch die gute Sophie und durch Kultschizki, den ‚Nabludatel‘ aber betrachtet Sophie einfach als ihre Zeitschrift, als die Zeitschrift ihrer nächsten Freunde ...“

An W. P. Botkin. 27./28. Juni (9./10. Juli) 1841

(*Bruchstück*)

St. Petersburg, 27. Juni (9./10. Juli) 1841[1]

Lange schon, mein liebster Wassili, hab' ich Dir nicht geschrieben und keine Briefe von Dir bekommen. Wir verstehen einander auf 700 Werst wie auf zwei Schritt Entfernung und beklagen uns deshalb nicht über Schweigen. Ich entsinne mich, wie Du mir irgendwann einmal geschrieben hast, unsre Freundschaft gebe uns das, was die Gesellschaft uns niemals geben könnte: ein zutiefst unrichtiger Gedanke, eine schreiende Lüge! Leider gibt es, mein Freund, ohne Gesellschaft weder Freundschaft noch Liebe oder geistige Interessen, [175] sondern nur Streben zu allem dem hin, ruckartiges, kraftloses, ergebnisloses, krankhaftes, unwirksames Streben. Unser ganzes Leben, unsre Beziehungen bilden den besten Beweis für diese bittre Wahrheit. Die Gesellschaft lebt von einer bestimmten Summe bestimmter Prinzipien, die der Boden, die Luft, die Nahrung, der Reichtum jedes ihrer Mitglieder sind, die allein das konkrete Wissen und das konkrete Leben eines jeden ihrer Mitglieder ausmachen. Die Menschheit ist ein abstrakter Boden für die Entwicklung der Seele des Individuums, und wir alle sind aus diesem abstrakten Boden hervorgegangen, wir, die unglücklichen Anacharsisse des neuen Skythien.[2] Deshalb halten wir Maulaffen feil, hasten wir überall herum, sind immer geschäftig, interessieren uns für alles, ohne uns an irgend etwas zu heften, verschlingen alles, ohne satt zu werden. Ein schmuddliger, aber leider treffender Vergleich: die geistige Nahrung, die wir wahllos verschlingen, wird uns nicht zu Fleisch und Blut, sondern zum reinen, unvermischten Exkrementum. Wir lieben einander, lieben glühend und tief – davon bin ich mit der ganzen Kraft meiner Seele überzeugt; aber wie äußerte und äußert sich unsre Freundschaft? Wir gerieten übereinander in Begeisterung und Ekstase – wir haßten einander, wir bewunderten einander, wir verachteten einander – wir verrieten einander, wir betrachteten voller Haß und schäumender Wut jeden, der irgendeinem *der Unsern* nicht die nötige Gerechtigkeit widerfahren ließ – wir schmähten im geheimen und lästerten einander in aller Öffentlichkeit und vor anderen, wir verzankten und versöhnten, wir versöhnten und verzankten uns; während Zeiten langer Trennung schluchzten und beteten wir bei dem bloßen Gedanken an ein Wiedersehen, zerschmolzen und vergingen vor Liebe füreinander, aber Begegnung und Wiedersehen verliefen kühl, wir empfanden die Anwesenheit des anderen als Last und trennten uns ohne Bedauern. Sag, was Du willst, aber so ist es. Wir müssen endlich aufhören, uns selbst zu betrügen, müssen endlich der Wirklichkeit grade und in beide Augen blicken, ohne zu blinzeln und uns zu verstellen. Ich fühle, daß ich recht habe, denn in diesem Bilde unsrer Freundschaft habe ich auch ihre echte, schöne Seite nicht im dunkeln gelassen.[3] Sieh Dir jetzt unsre Liebe an: was ist sie? Für jedermann ist sie Freude, Seligkeit, üppige Blüte des Lebens: für uns ist sie Mühe, Arbeit, schweres Leid. Überall reiche, überreiche Phantasie, aber in allem eine dürftige, armselige Wirklichkeit. Unsre gelahrten Professoren sind Pedanten, [176] Fäulnisstoff der Gesellschaft; der halbgebildete Kaufmann Polewoi bringt die Gesellschaft in Bewegung, macht Epoche in ihrer Literatur und ihrem Leben, um sich dann plötzlich mir nichts, dir nichts

---

[1] Der Brief Belinskis an W. P. Botkin vom 27./28. Juni (9./10. Juli) 1841 wurde vollständig zum erstenmal im Jahre 1914 abgedruckt.

[2] Anacharsis – ein Skythe, der zur Zeit Solons Griechenland besuchte und sich griechische Bildung aneignete. Die Griechen rechneten ihn zu den „sieben Weisen". Anacharsis wurde der Held eines Romans, den der französische Archäologe Jean-Jacques Barthlemy unter dem Titel „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland" schrieb und der in viele europäische Sprachen übersetzt ist.

[3] Ausführlicher hat Belinski den Sinn und die Bedeutung der Freundschaft zwischen den Mitgliedern des Zirkels Stankewitschs in seinem Brief an W. P. Botkin vom 8. (20.) September 1841 aufgedeckt, der eine Art Fortsetzung des vorliegenden Briefes ist.

schändlich in Fäulnis und Gestank aufzulösen.[4] Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, hier auch von mir zu reden, aber man redet ja auch über mich, mich kennen viele Leute, die ich nicht kenne, ich bin, wie Du mir selbst bei unsrer letzten Begegnung gesagt hast, *eine Erscheinung des russischen Lebens.* Aber sieh Dir einmal an, was das für eine häßliche, monströse Erscheinung ist! Ich verstehe Goethe und Schiller besser als die Leute, die sie auswendig wissen, und kenne nicht einmal die deutsche Sprache, ich schreibe (und manchmal nicht übel) über die Menschheit und weiß nicht einmal so viel, wie Kaidanow weiß. Soll ich mir daraus einen Vorwurf machen? O nein, tausendmal nein! Mir will scheinen, man brauchte mir nur die Freiheit zu geben, wenigstens zehn Jahre lang für die Gesellschaft tätig zu sein und mich dann, meinetwegen, aufzuhängen – und ich würde vielleicht in drei Jahren meine verlorne Jugend wiedergewinnen, würde nicht nur Deutsch, sondern auch Griechisch und Lateinisch lernen, gründliche Kenntnisse erwerben, würde die Arbeit lieben und Willenskraft finden. Ja, es gibt Augenblicke, wo ich tief fühle, daß dies das klare Bewußtsein meiner Berufung und nicht die Stimme kleiner Eigenliebe ist, die sich Mühe gibt, ihre Faulheit, Apathie, Willensschwäche, die Ohnmacht und Nichtigkeit der Natur zu rechtfertigen. Und nun zu Dir. Du hast oft gesagt, Du könntest nicht schreiben, weil Du nicht berufen seist. Aber warum schreibst Du dann und dabei so, wie nur wenige schreiben? Nein, Du hast alles in Dir, was dazu nötig ist, alles, außer Kraft und Ausdauer, die deshalb fehlen, weil der fehlt, für den Du schreiben müßtest: Du empfindest Dich nicht in der Gesellschaft, denn die ist nicht da. Du sagst; weshalb ich schreibe, obgleich ich mich auch nicht in der Gesellschaft fühle? Siehst Du: ich besitze eine starke Eigenliebe, die sich einen Ausweg gesucht hat; ich habe dunkel begriffen, daß ich für den Zarendienst nicht tauge, zum Gelehrten auch nicht, und daß ich nur einen Weg habe: lebte ich in gesicherten Verhältnissen wie Du und wäre dabei an irgendeine äußere Tätigkeit geschmiedet wie Du: ich würde gleich Dir hin und wieder die Zeitschriften überfallen; aber die Armut hat in mir die Energie des Papiervollschmierens entwickelt und mich gezwungen, in den stinkenden Schlamm der russischen Literatur einzusteigen und bis an [177] die Ohren drin zu versinken. Gib mir Fünftausend müheloses Einkommen jährlich – und das russische Leben wird um eine Erscheinung ärmer sein. Da siehst Du also: *so einfach geht die Kiste auf.* Das alles läuft immer wieder auf ein und dasselbe hinaus: wir sind Waisen, und schlecht erzogene, wir sind Menschen ohne Vaterland, und deshalb, obwohl ganz gute Menschen, dennoch, wie das russische Sprichwort sagt, weder für Gott eine Kerze noch für den Teufel eine Ofengabel, und deshalb schreiben wir einander selten. Ja, worüber auch schreiben? Über die Wahlen? Aber bei uns wählt nur der Adel, und dieser Gegenstand ist eher unanständig als interessant. Über das Ministerium? Aber es hat nichts für uns übrig und wir nichts für das Ministerium, und dabei sitzt in ihm Uwarow mit der Rechtgläubigkeit, der Autokratie und dem Volksgeist (d. h. mit dem orthodox-rituellen Totenpudding, der Knute und den Mutterflüchen); über die Vorgänge in der Industrie, in der Verwaltung, im öffentlichen Leben, über die Literatur, die Wissenschaft? – Aber all das gibt es bei uns nicht. Über uns selber? – Aber wir kennen unsre Leiden schon auswendig, und sie hängen uns allen schon zum Halse ’raus. Und so bleibt nur eins übrig: wir werden uns wünschen, recht bald zu sterben. Das ist das Beste von allem. Aber leb wohl einstweilen! Die Augen fallen mir zu – ich möchte schlafen.

28. Juni (10. Juli)

Sei mir nochmals gegrüßt, Botkin. Nein, wie sich Dein Bruder[5] verändert hat – gar nicht wiederzuerkennen. Wo ist dieser apathische, dieser Billard-Gesichtsausdruck, wo die trüben,

[4] N. A. Polewoi „brachte die Gesellschaft in Bewegung“ durch seine Zeitschrift „Moskowski Telegraf“, die im Jahre 1834 von der Zensur verboten wurde. Im Jahre 1838 befreundete sich N. A. Polewoi mit N. L Gretsch und F. W. Bulgarin. Von dieser Zeit an wurde Belinski sein ideeller Feind. Belinski bekämpfte N. A. Polewoi unbarmherzig bis zu dessen Tode.

[5] Es handelt sich um Nikolai Petrowitsch Botkin.

verschlafenen Augen? Weißt Du, mich hat sein Gesicht entzückt – es liegt so viel Adel, so viel Menschlichkeit in ihm, besonders in den Augen, die er bei Dir gestohlen zu haben scheint. Seine Stimme und seine Manieren sind so zart und einschmeichelnd wie bei Dir in Deinen guten Augenblicken. Ja, das ist eine Wiedergeburt, ein Wunder des Geistes, das ich mit eignen Augen zu sehen bekommen habe.

Auf Deinen Rat hin habe ich mir den Plutarch in der Ausgabe von Destunis gekauft und ganz gelesen. Das Buch hat mich ganz verrückt gemacht. Herrgott, was steckt in mir doch für ein Leben, das unnütz verkommen muß! Von allen Helden des Altertums haben drei meine ganze Liebe, Verehrung, meinen Enthusiasmus auf sich gezogen – Timoleon und die Gracchen. Die Biographie Catos (des von Utica, nicht die des Viechs, des Älteren) hat mich mit der [178] düsteren Größe der Tragödie angeweht: was für eine durch und durch edle Persönlichkeit. Perikles und Alkibiades habe ich meinen vollen und reichlichen Tribut der Bewunderung und der Begeisterung gezollt. Und Cäsar, fragst Du? Leider habe ich mich, lieber Freund, jetzt ganz in eine Idee verrannt, die mich völlig verschluckt und aufgefressen hat. Du weißt, daß es mir nicht gegeben ist, ins Zentrum der Wahrheit zu treffen, von wo aus man alle Punkte an ihrer Peripherie in gleichem Abstand sieht, nein, ich befinde mich stets irgendwie ganz am Rande. So ist es auch jetzt: ich lebe ganz in der Idee der Bürgertugend, ganz im Pathos der Wahrheit und der Ehre, und sehe außer ihnen keine wie immer geartete Größe. Jetzt verstehst Du, warum Timoleon, die Gracchen und Cato von Utica (nicht der Ältere, das fuchsige Viech) in meinen Augen sowohl Cäsar als auch den Mazedonier verdecken. In mir ist solch eine wilde, wütende, fanatische Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit der menschlichen Persönlichkeit zur Entwicklung gekommen, Eigenschaften, die nur in einer auf Wahrheit und Tugend begründeten Gesellschaft möglich sind. Als ich mich über den Plutarch machte, dachte ich, die Griechen würden mir die Römer verdecken – es ist anders gekommen. Ich geriet außer mir über Perikles und Alkibiades, aber Timoleon und Phokion (diese Gräko-Römer) nahmen mir durch ihre rauhe Kolossalgröße die Sicht auf die schönen, graziösen Gestalten der Vertreter Athens. Aber in den römischen Biographien schwamm meine Seele im Ozean. Plutarch ließ mich vieles verstehen, was ich nicht verstanden hatte. Auf dem Boden Griechenlands und Roms ist die Menschheit der Neuzeit erwachsen. Ohne sie hätte das Mittelalter nichts zustande gebracht. Ich verstand sowohl die Französische Revolution als auch ihren römischen Pomp, über den ich früher gelacht hatte. Ich verstand auch die blutige Freiheitsliebe Marats, seinen blutigen Haß gegen alles, was sich von der Verbrüderung mit der Menschheit absondern wollte, und sei es auch nur durch eine wappengeschmückte Equipage. Bezaubernd ist die Welt des Altertums. In seinem Leben liegt das Samenkorn für alles Große, Edle, Tugendhafte, denn diesem Leben liegt der Stolz der Persönlichkeit, die Unantastbarkeit der persönlichen Würde, zugrunde. Ja, die griechische und die lateinische Sprache müssen den Eckstein jeder Bildung, das Fundament der Schulen ausmachen.

Es ist sonderbar: mein Leben ist ganz Apathie, Nichtstun, Faulheit, ein stehender Sumpf, aber auf dem Grunde dieses Sumpfes [179] glüht ein feuriges Meer. Ich hatte immer gefürchtet, ich würde mit den Jahren lahm werden – das Gegenteil ist eingetreten. Ich mache mir über nichts mehr Illusionen, glaube an nichts, liebe nichts und niemanden, und dennoch beschäftigen mich die Interessen des prosaischen Lebens immer weniger, und ich werde mehr und mehr zum Weltbürger. Ein irrsinniger Durst nach Liebe verzehrt mehr und mehr mein Inneres, und die Sehnsucht wird bedrückender und hartnäckiger. Das bin ich, und nur das bin ich. Aber mich beschäftigt stark auch das Nicht-Ich. Die menschliche Persönlichkeit wird zu dem Punkt, über den ich den Verstand zu verlieren fürchte. Ich beginne die Menschheit nach der Art Marats zu lieben: um ihren kleinsten Teil glücklich zu machen, würde ich, glaube ich, den ganzen Rest mit Feuer und Schwert austilgen. Was für ein Recht hat ein Mensch, der mir gleich ist, sich über die Menschheit zu stellen, sich von ihr abzusondern durch einen eisernen Kronreif und

einen purpurnen Mantel, auf dem, wie der Tiberius Gracchus unsres Jahrhunderts, Schiller, gesagt hat, das Blut des ersten Menschenmörders zu sehen ist? Was für ein Recht hat er, mich in erniedrigende, schlotternde Furcht zu versetzen? Warum muß ich den Hut vor ihm abnehmen? Ich spüre, daß ich, wenn ich Zar wäre, unbedingt zum Tyrannen werden würde. Zar sein könnte allein nur Gott, der Leidenschaftslose und Allwissende. Sieh Dir die besten unter ihnen an, was für garstige Kerle sie sind, zum Beispiel selbst dieser Alexander Philippowitsch[6], wenn ihr Egoismus sich regt – Leben und Glück des Menschen gelten ihnen keinen Pfifferling. Hegel hat von der konstitutionellen Monarchie als dem Ideal des Staates geträumt – was für eine engstirnige Vorstellung! Nein, es soll keine Monarchen geben, denn der Monarch ist kein Bruder, er wird sich stets absondern, sei es auch nur durch hohle Etikette, man wird sich stets vor ihm verneigen, sei es auch nur pro forma. Die Menschen sollen Brüder sein und einander auch nicht einmal durch den Schatten irgendeiner äußerlichen, formalen Überlegenheit kränken. Wie groß sind doch diese zwei Völker des Altertums, die mit solchen Begriffen auf die Welt gekommen sind! Wie groß sind doch die Franzosen, die ohne die deutsche Philosophie das verstanden haben, was die deutsche Philosophie bis heute noch nicht versteht! Der Teufel weiß, ich muß die Saint-Simonisten kennenlernen. Ich sehe die Frau mit ihren Augen an. Die Frau ist das Opfer, die Sklavin der modernen Gesellschaft... [180]

[6] „Dieser Alexander Philippowitsch“ – gemeint ist Alexander von Mazedonien, den Belinski hier familiär auf russische Weise mit dem Vatersnamen tituliert.

An W. P. Botkin. 8. (20.) September 1841

St. Petersburg, 8. (20.) September 1841[1]

Es ist schon lange her, daß ich Dir geschrieben und keine Briefe von Dir bekommen habe, mein lieber Wassili. Die Gründe sind mir klar: Mal ist man nicht in Stimmung, mal hat man keine Zeit, bestimmt morgen, bestimmt nächste Woche, heute ist man zu faul, gestern war man unpäßlich usw. Alle Entschuldigungen sind also Gemeinplätze, die zu wiederholen sich nicht lohnt. Das aber ist neu und bestimmt schon kein Gemeinplatz: Du hast Dir, Gott weiß woher, in den kahlen Kopf gesetzt, mein Gefühl für Dich habe sich abgekühlt. Botkin – schlag ein Kreuz – Du bist wohl nicht ganz... Gott behüte! Du bist krank! Und Du hast böse Träume. Schenk diesen trügerischen Hirngespinsten einer erregten Phantasie keinen Glauben – verscheuche sie, sonst werden sie Herr über Dich. Da ich in Deinen Briefen auch zwischen den Zeilen zu lesen verstehe, habe ich so etwas irgendwie indirekt aus dem Brief vom 18. Juli erraten, wo Du mir für meinen Brief dankst und dann sagst: unangenehm war nur, daß Du an unsre alten Streitereien zurückdenkst, die der dunkeln Zeit unsres Lebens angehören. Du hast mich falsch verstanden, wenn ich mich an die alten Streitereien erinnert habe – Du hast es so aufgenommen, als hätte ich Dir über Vergangenes Vorwürfe gemacht. Botkin, in ihm, in diesem Vergangenen, gibt es viel Häßliches – das bestreite ich nicht; aber es läßt sich nicht vergessen, denn mit ihm ist auch untrennbar all das Beste verbunden, was in unserm Leben war und was uns ewig heilig ist. Es lohnt sich nicht, davon zu sprechen, daß keiner von uns sich rühmen oder sich den Vorwurf machen kann, den größeren Anteil an diesem Häßlichen gehabt zu haben; beide Seiten halten sich die Waage, und wir brauchen einander weder zu beneiden noch zu beschämen. Aber ich habe nicht darüber schreiben und nicht das sagen wollen: Du hast mich nicht richtig verstanden. Ich will diesen Umstand ein für allemal ins richtige Licht setzen, damit er Dir keine Sorge mehr macht. Du kennst meine Natur: sie bewegt sich ewig in Extremen und trifft nie ins Zentrum der Idee. Ich trenne mich schwer und mit Schmerzen von einer alten Idee, negiere sie bis zum äußersten und gehe zu einer neuen mit dem ganzen Fanatismus eines Proselyten über. Und so bin ich jetzt bei einem neuen Extrem – [181] das ist die Idee des *Sozialismus*, die für mich zur Idee der Ideen, zum Sein des Seins, zur Frage der Fragen, zum A und O des Glaubens und des Wissens geworden ist. Alles aus dieser Idee, für sie und zu ihr hin. Sie ist die Frage und die Antwort auf die Frage. Sie hat (für mich) sowohl die Geschichte als auch die Religion und die Philosophie verschlungen. Und deshalb ist sie für mich jetzt die Erklärung meines Lebens, Deines Lebens und des Lebens aller, denen ich auf dem Wege des Lebens begegnet bin. Siehst Du: wir haben Freundschaft geschlossen, haben uns gezankt und versöhnt, wieder gezankt und wieder versöhnt, haben uns bekämpft, haben einander grenzenlos geliebt, haben gelebt, uns verliebt – nach der Theorie, nach Büchern, unmittelbar und bewußt. Das ist, meiner Meinung nach, die verkehrte Seite unsres Lebens und unsrer Beziehungen. Aber sollen wir uns daraus einen Vorwurf machen? Und wir haben uns Vorwürfe gemacht, haben geschworen, verflucht, aber besser ist es nicht geworden, und wird es auch nicht werden. Unser liebster (und vernünftiger) Traum war immer der – unser ganzes Leben, und folglich auch unsere gegenseitigen Beziehungen, zur Wirklichkeit zu erheben; und was ist daraus geworden? Der Traum war ein Traum und ist es geblieben; wir waren Gespenster und werden als Gespenster sterben, doch nicht wir sind daran schuld, und wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wirklichkeit entsteht auf einem Boden, und der Boden einer jeden Wirklichkeit ist die Gesellschaft. Das Allgemeine ohne das Besondere und Individuelle ist nur im reinen Denken wirklich, in der lebendigen, greifbaren Wirklichkeit ist es ein onanistischer[*], toter Traum. Mensch – das ist ein großes Wort, ein großes Ding,

[1] Zum erstenmal vollständig abgedruckt im Jahre 1914.
[*] die Onanie betreffend

doch nur dann, wenn der Mensch Franzose, Deutscher, Engländer, Russe ist. Aber sind wir Russen? ... Nein, die Gesellschaft betrachtet uns als krankhafte Auswüchse an ihrem Körper; und wir betrachten die Gesellschaft als einen Haufen stinkenden Mists. Die Gesellschaft hat recht, wir noch mehr. Die Gesellschaft lebt von einer bestimmten Summe bestimmter Überzeugungen, in denen all ihre Mitglieder wie die Sonnenstrahlen im Brennpunkt der Lupe in eins verschmelzen und einander, ohne ein Wort zu sagen, verstehen. Deshalb können in Frankreich, England, Deutschland Leute, die einander nie gesehen haben, die einander fremd sind, ihre Verwandtschaft erkennen, sich in die Arme fallen und weinen – die einen auf offenem Platz im Augenblick des Aufstands gegen den Despotismus für die Rechte der Menschheit, die anderen, [182] sagen wir, in den Fragen des täglichen Brots, wieder andere bei der Enthüllung eines Schillerdenkmals. Ohne Ziel gibt es keine Tätigkeit, ohne Interessen kein Ziel und ohne Tätigkeit kein Leben. Die Quelle der Interessen, der Ziele und der Tätigkeit ist die Substanz des gesellschaftlichen Lebens. Ist das klar, logisch, richtig? Wir sind Menschen ohne Vaterland – nein, schlimmer als ohne Vaterland: wir sind Menschen, deren Vaterland ein Trugbild ist – was Wunder, daß wir selber Trugbilder sind, daß unsre Freundschaft, unsre Liebe, unsre Bestrebungen, unsre Tätigkeit gespenstischen Charakter haben. Botkin, Du hast geliebt – und es ist nichts dabei herausgekommen.[2] Das ist auch die Geschichte meiner Liebe.[3] Stankewitsch stand seiner Natur nach über uns beiden – und es ist dieselbe Geschichte.[4] Nein, es ist uns nicht gegeben, zu lieben, nicht gegeben, Gatten und Familienväter zu sein. Es gibt Menschen, deren Leben in keinerlei Form seinen Ausdruck finden kann, weil ihm jeder Inhalt fehlt: wir dagegen sind Menschen, für deren allumfassenden Lebensinhalt weder die Gesellschaft noch die Zeit fertige Formen gibt. Ich bin auch außerhalb unsres engeren Kreises prächtigen Leuten begegnet, Leuten mit einem größeren Wirklichkeitssinn, als wir ihn besitzen; nirgends jedoch habe ich Menschen mit solch unstillbarem Durst, mit solchen riesigen Ansprüchen an das Leben, mit einer solchen Fähigkeit zur Selbstentsagung zugunsten der Idee angetroffen, wie wir es sind. Deswegen fliegt uns alles an, deswegen ändert sich alles, was um uns ist. Form ohne Inhalt ist Trivialität, oft ganz nett anmutende. Inhalt ohne Form ist eine Mißbildung, die häufig durch tragische Größe erschüttert, wie die Mythologie der altgermanischen Welt. Aber diese Mißbildung – so erhaben sie auch sein mag –, sie ist Inhalt ohne Form und folglich nicht Wirklichkeit, sondern ein Phantom. Ich wende mich jetzt unsern Freundschaftsbeziehungen zu. Erinnerst Du Dich: es kam vor, daß ich Dir zusetzte und Dich langweilte mit Redereien über meine Liebe – und diese Liebe war doch kein Scherz und keine Einbildung (denn auch heute noch krampft sich mein Herz bei der bloßen Erinnerung an sie zusammen), sie hatte viel Schönes und Menschliches: aber soll ich mir oder Dir einen Vorwurf daraus machen, daß Dir manchmal beinahe übel dabei wurde, immer ein und dasselbe zu hören? Ich will nicht sagen, daß ich Deine langen und breiten Erzählungen gelangweilt angehört habe, aber ich will gestehen, daß ich ihnen *manchmal* ohne Teilnahme zuhörte: dabei achtete ich jedoch Dein Gefühl. Woher kam das? Siehst Du, was [183] hier los ist, meine Seele: wir begriffen unmittelbar, daß das Leben für uns kein Leben war, aber da wir, unseren Naturen nach, ohne Leben nicht leben konnten, so stürzten wir uns kopfüber in die Bücher und begannen nach Büchern zu leben und zu lieben, machten uns aus Leben und Lie-

[2] W. P. Botkin hatte eine Neigung für Alexandra Alexandrowna, die Schwester M. A. Bakunins, der er einen Antrag machte. Alexandra Alexandrowna nahm den Antrag an. Ihr Bruder und ihr Vater jedoch waren gegen die Ehe, und diese kam nicht zustande.

[3] Belinski meint hier seine Neigung für Alexandra Alexandrowna Bakunina, in die sich später Botkin verliebte.

[4] N. W. Stankewitsch verliebte sich in Ljubow Alexandrowna Bakunina und verlobte sich mit ihr, überzeugte sich jedoch bald, daß er keine echte Neigung für sie empfand. Da er sich nicht entschließen konnte, dies seiner Braut einzugestehen, fuhr er, eine Krankheit vorschützend, ins Ausland. Den wahren Grund für seine Abreise kannte bald die ganze Familie Bakunin, mit Ausnahme Ljubow Alexandrownas. Diese starb am 6. August 1838, ohne bis zum letzten Augenblick daran zu zweifeln, daß N. W. Stankewitsch sie liebte.

be eine Beschäftigung, Arbeit, Mühe und Sorge. Dabei standen unsre Naturen immer höher als unser Bewußtsein, und deshalb wurde es für uns ebenso langweilig wie trivial, voneinander immer ein und dasselbe zu hören, und wir wurden einander tödlich überdrüssig. Langeweile ging in Ärger über, der Ärger in Feindseligkeit, die Feindseligkeit in Zwietracht. Die Zwietracht war stets wie ein Regen für den trocknen Boden unserer Beziehungen und ließ eine neue, stärkere Liebe aufsprießen. Wirklich war es nach einem Zank immer, als seien wir neuer und frischer geworden, als hätten wir neuen Inhalt aufgenommen, seien klüger geworden, und die Zwietracht brachte uns, statt uns zu entzweien, einander noch näher. Aber der Vorrat an neuem Inhalt erschöpfte sich rasch, und wir glitten wieder auf das Alte ab, auf unser persönliches Interesse, und verlangten dabei doch, wie nach himmlischem Manna[*], nach *objektiven Interessen*; aber sie gab es nicht, und wir blieben auch weiterhin Gespenster, unser Leben aber blieb ein schöner Inhalt ohne jede Bestimmung. Das ist, was ich Dir sagen wollte und was Du nicht verstanden hast. Ich habe die Erinnerung an das Alte nicht aus Verärgerung und nicht, um mich zu beklagen, heraufbeschworen, sondern um einen *alten* Stoff *neu* bewußt zu machen. Ich wollte nicht den Schatten der Unzufriedenheit auf unsre früheren Beziehungen fallen lassen, sondern sie in das versöhnliche Licht des Bewußtseins rücken: nicht anklagen wollte ich Dich oder mich, sondern rechtfertigen. Auf der Suche nach einem Ausweg hatten wir uns gierig in die anziehende Sphäre der deutschen Beschaulichkeit gestürzt und geglaubt, uns außerhalb der uns umgebenden Wirklichkeit eine bezaubernde, von Wärme und Licht erfüllte Welt des Innenlebens zu schaffen. Wir hatten nicht verstanden, daß diese innerliche, beschauliche Subjektivität das objektive Interesse des deutschen Nationalgeists bildet, daß sie für die Deutschen das gleiche ist wie die Sozialität, der Sozialgeist für die Franzosen. Die Wirklichkeit hat uns aufgeweckt und uns die Augen geöffnet, aber wozu? ... Sie hätte sie uns besser für immer geschlossen, um den erregenden Drang des nach Leben dürstenden Herzens mit dem Schlaf des Nichtseins zu stillen... [184]

„Der letzte Quell ist kalt und heißt Vergessen –
Er löscht am süßesten des Herzens Brand ..."[5]

Wir lieben einander, Botkin; aber unsre Liebe ist ein Feuer, das nur in sich selbst Nahrung findet, ohne Zufuhr von außen. Oh, wenn es das Öl äußerer gesellschaftlicher Interessen fände! Ja, meine Gefühle für Dich sind oft kühler geworden, oft und für lange habe ich Deine Existenz vergessen, aber das deshalb, weil ich mich an meine eigene nur aus Apathie erinnere, nur wenn mich hungert oder friert, wenn ich mich ärgere und mit den Zähnen knirsche. Du wirst zugeben, daß wir, so sehr wir den anderen lieben mögen, uns selbst doch am meisten lieben: kann man da von jemandem, der sich selbst nicht liebt, fordern, daß er den anderen liebe? ... Aber im ersten hellen Augenblick von Liebe und Trauer bist Du als erster hier bei mir – ich sehe Dein bezauberndes Lächeln, höre Deine weiche Stimme, sehe Deine einschmeichelnden, weichen, fraulichen Bewegungen –, und Du teilst mir den Inhalt der „Pfadfinder" mit, erklärst griechische Mythen oder berichtest vom Prozeß Bankals, und ich höre zu und kann mich nicht satt hören, das Herz drängt Dir entgegen, und in den Augen zittern Tränen der Ekstase ...[6] Wenn mir ein neuer Gedanke aufblitzt, die Saiten des Herzens von einer neuen Empfindung erzittern – ich würde es Dir mitteilen – und wenn Du wüßtest, wie viele Gedanken und Gefühle für immer unmitgeteilt bleiben, nur deshalb, weil Du nicht bei mir bist, damit ich sie Dir in all ihrer Frische mitteilen könnte... Ich bin nicht allein, das ist wahr; ich habe einen Kreis der edelsten Menschen um mich, die ich von ganzer Seele liebe und

[*] (biblisch) durch ein Wunder vom Himmel gefallene Nahrung für die Israeliten in der Wüste nach ihrem Auszug aus Ägypten; Himmelsbrot (nach 2. Mose 16, 11 ff.)
[5] Aus dem Gedicht „Die drei Quellen" von Puschkin.
[6] „Die Pfadfinder" – Roman J. F. Coopers. Jean-Henri Bancal (1750-1826) – hervorragender Politiker der französischen bürgerlichen Revolution, Mitglied des Konvents, Girondist.

achte, und die mich vielleicht noch mehr lieben und achten, aber ich bin allein, weil Du nicht bei mir bist...[7] Selbst wenn ich unter der Leere des Lebens leide oder apathisch herumliege oder gehe, brauche ich nur durchs Fenster den Briefträger zu sehen – und mein Herz fängt heftig an zu schlagen – ich fliege –, und wenn Du wüßtest, was für eine tiefe Enttäuschung es ist, wenn er entweder nichts für mich oder nichts von Dir hat! ... Heute hat mir Kirjuscha[8], als wir allein geblieben waren, mit solch einem sonderbaren Ausdruck Dein Porträt überreicht – ich strahlte, lebte auf und – doch genug: Kirjuscha begann über Deinen unbegründeten Verdacht zu scherzen; und Du, o Moskauseele, und Du konntest glauben, ich würde Dein Porträt vielleicht nicht brauchen! ... Aber ich bin Dir nicht böse: im Gegenteil, ich gestehe die Sünde (oh, die Menschen sind Krokodilsgeschöpfe!), es [185] ist mir angenehm, daß Du... aber ich schäme mich, den Satz zu beenden – ich fürchte, zärtlich zu werden... Wie viele Briefe hab' ich Dir nicht schon geschrieben – im Kopfe, und wenn ich sie Dir schicken könnte, ohne die Feder in die Hand zu nehmen, von der mir die Hand schmerzt, wenn ich es verstände, kurz zu schreiben – Du hättest in Nishni mehr als einen glühenden Brief von mir bekommen. Dein Porträt ist gelungen – wie Du leibst und lebst – Deine ganze Seele, Deine Augen und die traurig-liebevoll zusammengepreßten Lippen – ich hätte sie ums Leben gern geküßt, aber ich bin zu scheu (oder zu scheu geworden) für allzu lebhafte Gefühlsausbrüche und genierte mich irgendwie in Gegenwart Kirjuschas.

Sozialgeist, Sozialgeist – oder der Tod! Das ist meine Devise. Was habe ich davon, daß das Allgemeine lebt, wenn die Person leidet? Was habe ich davon, daß das irdische Genie im Himmel lebt, wenn die Menge sich im Dreck wälzt? Was habe ich davon, daß *ich* die Idee verstehe, daß mir die Welt der Ideen in der Kunst, in der Religion, in der Geschichte offensteht, wenn ich dies mit niemandem von denen teilen kann, die meine Brüder in der Menschlichkeit, meine Nächsten in Christo sein sollten, die mir aber wegen ihrer Ignoranz fremd und feind sind? Was habe ich davon, daß es für die Auserwählten Seligkeit gibt, wenn die Mehrheit nicht einmal eine Ahnung von deren Möglichkeit hat? Fort mit der Seligkeit, wenn sie nur mir als einem von Tausenden zuteil wird. Ich will nichts von ihr wissen, wenn ich sie nicht mit meinen geringeren Brüdern gemein habe! Mein Herz blutet und krampft sich zusammen beim Anblick der Menge und ihrer Vertreter. Trauer, schwere Trauer überfällt mich, wenn ich die barfüßigen Jungen sehe, die auf der Straße Knöchel spielen, oder einen abgerissenen Bettler oder einen betrunkenen Kutscher oder einen Soldaten, der vom Wachtdienst zurückkehrt, oder einen Beamten, der mit der Aktentasche unterm Arm angelaufen kommt, oder einen selbstzufriedenen Offizier oder einen hochmütigen Würdenträger. Wenn ich einem Soldaten einen Groschen gegeben habe, kommt mich fast das Weinen an, wenn ich einer Bettlerin einen Groschen gegeben habe, laufe ich von ihr weg, als hätte ich etwas Schlechtes getan und als wollte ich das Schlurfen meiner eigenen Schritte nicht hören. Auch das ist Leben: in Lumpen auf der Straße sitzen mit idiotischem Gesichtsausdruck, tagsüber ein paar Groschen einheimsen und sie abends in der Kneipe vertrinken – und die Leute sehen das, und niemand macht sich etwas [186] draus! Ich weiß nicht, was mit mir ist, aber manchmal empfinde ich ein verzehrendes Würgen, wenn ich ein paar Augenblicke lang ein Straßenmädchen betrachte, und ihr sinnloses Lächeln, der Stempel des Lasters in seiner ganzen Unmittelbarkeit, zerreißt mir das Herz, besonders wenn das Mädchen hübsch ist. Neben mir wohnt ein ziemlich wohlhabender Beamter, der so vereuropäisiert ist, daß er seiner Frau, wenn sie sich ins Dampfbad begibt, eine Droschke besorgt; neulich habe ich erfahren, daß er ihr die Zähne und den Mund eingeschlagen, sie an den Haaren über die Diele geschleift und bis aufs Blut geprügelt hat, weil sie ihm zum Kaffee keine gute Sahne hingestellt hatte; sie aber hat ihm

[7] Es handelt sich hier um die Freunde Belinskis, die ständig in Petersburg lebten und seinen Zirkel bildeten. Die führende Rolle in ihm spielte Belinski.
[8] Kirjuscha – Kirill Antonowitsch Gorbunow, ein Porträtmaler, der später das bekannte Porträt Belinskis malte.

Stücker sechs Kinder geboren, und es bedrückte mich immer, ihr zu begegnen und ihr blasses, ausgemergeltes Gesicht zu sehen, das mit dem Stempel des Leidens unter der Tyrannei gezeichnet ist. Als ich diese Geschichte gehört hatte, knirschte ich mit den Zähnen – selbst auf kleinem Feuer langsam verbrannt zu werden, erschien mir als zu leichte Strafe für den Bösewicht, und ich verfluchte meine Ohnmacht, daß ich nicht hingehen und ihn wie einen Hund umbringen konnte. Und diese auf vernünftigen Prinzipien bestehende Gesellschaft ist eine Erscheinung der Wirklichkeit! Und wie viele solcher Ehemänner, solcher Familien gibt es! Wie viele prächtiger weiblicher Geschöpfe, die die Hand der hochverehrten Eltern aus Berechnung oder mangelndem Verantwortungsgefühl einem Vieh zur Schändung hinwirft! Und hat danach *der Mensch* das Recht, sich in der Kunst, im Wissen zu vergessen! Ich bin voller Ingrimm gegen alle substantiellen Prinzipien, die als Glauben die Freiheit des Menschen fesseln! Die Negation ist mein Gott. In der Geschichte sind meine Helden die Zerstörer des Alten – Luther, Voltaire, die Enzyklopädisten, die Terroristen, Byron („Kam“) und andere mehr. Der gesunde Verstand steht für mich heute höher als die Vernünftigkeit (natürlich die unmittelbare), und deshalb finde ich mehr Gefallen an der Gotteslästerung Voltaires als an der Anerkennung der Autorität der Religion, der Gesellschaft, irgendeiner Person, wer es auch sein möge. Ich weiß, daß das Mittelalter eine gewaltige Epoche war, ich verstehe das Heilige, das Poetische, das Grandiose der Religiosität des Mittelalters; aber das 18. Jahrhundert, die Epoche des Sturzes der Religion – ist mir lieber: im Mittelalter hat man Ketzer, Freigeister, Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrannt; im 18. Jahrhundert hat man Aristokraten, Pfaffen und anderen Feinden Gottes, der Vernunft [187] und der Menschlichkeit mit dem Fallbeil den Kopf abgeschlagen. Und es wird die Zeit kommen – ich glaube glühend daran, es wird die Zeit kommen, wo es niemanden mehr zu verbrennen, niemandem mehr den Kopf abzuschlagen geben wird, wo der Verbrecher selbst um Hinrichtung wie um eine Gnade, eine Rettung flehen wird, und er wird seine Hinrichtung nicht bekommen, sondern das Leben wird ihm zur Strafe bleiben wie heute der Tod; eine Zeit, wo es keine sinnlosen Formen und Riten geben wird, keine Verträge und keine Bedingungen für das Gefühl, keine Pflichten und keine Verpflichtungen, und wo der Wille nicht einem Willen weichen wird, sondern nur der Liebe; wo es nicht Mann und Frau geben wird, sondern Liebhaber und Geliebte, und wo die Geliebte zum Liebhaber kommt und sagt: „Ich liebe einen anderen“, und der Liebhaber antwortet: „Ich kann ohne dich nicht glücklich sein, ich werde mein Leben lang leiden; aber geh hin zu dem, den du liebst“, und er ihr Opfer nicht annehmen wird, wenn sie aus Großmütigkeit bei ihm bleiben will, sondern ihr sagen wird (gleich Gott): Ich will Liebestaten, aber keine Opfer... Die Frau wird nicht mehr die Sklavin der Gesellschaft und des Mannes sein, sondern wird sich gleich dem Manne frei ihrer Neigung hingeben, ohne dabei den guten Namen, dieses Ungetüm eines konventionellen Begriffs, zu verlieren. Es wird keine Reichen geben und keine Armen und auch keine Zaren und Untertanen, sondern Brüder werden sein, Menschen, und nach dem Worte des Apostels Paulus wird Christus seine Macht an den Vater abgeben und der Vater Vernunft wird von neuem das Regiment antreten, aber bereits in einem neuen Himmel und über einer neuen Erde. Denke nicht, daß ich räsoniere: nein, ich lehne die Vergangenheit nicht ab, lehne die Geschichte nicht ab – ich sehe in ihnen eine notwendige und vernünftige Entwicklung der Idee; ich will ein Goldenes Zeitalter, aber nicht das unbewußte, tierische Goldene Zeitalter von einst, sondern eines, das durch die Gesellschaft, durch die Gesetze, durch die Ehe, mit einem Worte, durch alles vorbereitet ist, was zu seiner Zeit notwendig war, aber jetzt dumm und gemein ist. Botkin, Du glaubst es doch, daß ich, so übel Du auch mit mir umspringen solltest, Dir keine Ohrfeige geben werde, wie Katkow es mit Bakunin gemacht hat[9] (mit dem er sich dann wieder einigte), und auch ich glaube, daß Du ebenfalls in keinem Fall so mit mir umge-

[9] Diese häßliche Szene mit den „Ohrfeigen“ hatte sich zwischen M. N. Katkow und M. A. Bakunin in der Wohnung Belinskis abgespielt.

hen wirst: was bürgt uns dafür – doch nicht die Polizei und die Gesetze? – nein, in unseren Beziehungen sind sie nicht nötig – [188] unsre Bürgschaft ist ein vernünftiges Bewußtsein, die Erziehung im Sozialgeist. Du sagst – die Natur? Nein, *ich* jedenfalls weiß, daß ich mit meiner Natur vor fünfzig Jahren, wenn ich mich durch Dich gekränkt gefühlt hätte, fähig gewesen wäre, Dich im Schlafe umzubringen, ebendeshalb, weil ich Dich mehr als andre geliebt hätte. Aber in unseren Zeiten würde auch Othello Desdemona sogar dann nicht erwürgen, wenn sie selbst ihm einen Fehltritt gestände. Doch warum haben wir uns denn in solchem Grade vermenschlicht, während um uns herum ganze Millionen im Tierzustand herumkriechen? – Ist das auch Natur? – Ja? Also ist für die niedrigen Naturen die Menschwerdung unmöglich? – Unsinn – Schmähung des Geistes! Ein hohler Weltmann opfert sein Leben für die Ehre, wird im Duell aus einem Feigling zum Helden, macht sich, indem er einem Handwerker sein mit blutigem Schweiße erarbeitetes Geld nicht bezahlt hat, zum Bettler und bezahlt eine Spielschuld: was veranlaßt ihn dazu? – Die öffentliche Meinung? Was wird dann die öffentliche Meinung aus ihm machen, wenn sie einmal völlig vernünftig geworden ist? – Zudem macht die Erziehung uns stets entweder größer oder kleiner, als wir von Natur sind, ja, darüber hinaus muß mit der moralischen Verbesserung auch eine physische Verbesserung des Menschen eintreten. Auch das geschieht durch den *Sozialgeist.* Und deshalb gibt es nichts Höheres und Edleres, als seine Entwicklung und seinen Fortgang zu fördern. Es ist jedoch lächerlich, auch nur daran zu denken, daß das von selbst geschehen könnte, mit der Zeit, ohne gewaltsame Umwälzung, ohne Blutvergießen. Die Menschen sind so dumm, daß man sie mit Gewalt zum Glücke führen muß. Und was bedeutet auch das Blut von Tausenden im Vergleiche zu den Erniedrigungen und den Leiden von Millionen. Zudem: fiat justitia – pereat mundus![*] Ich lese Thiers – wie, wirst Du von Chanenko erfahren. Eine neue Welt hat sich vor mir aufgetan. Ich hatte immer geglaubt, daß ich die Revolution verstehe –Unsinn –, ich beginne sie erst zu verstehen.[10] Es ist das Beste, was die Menschen vollbringen werden. Eine große Nation sind die Franzosen. Polen geht zugrunde, es wird niedergebrannt, gerädert – in Europa kräht kein Hahn danach, alles schweigt, nur die Menge des französischen Pöbels umringt auf den Straßen die widerliche Ausgeburt der Hölle Louis Philippe mit den Rufen: la Pologne [Polen], la Pologne! Ein wunderbares Volk! – *was ist ihm Hekuba*?[11] Botkin, auf Deinen Rat hin hab' ich den ganzen Plutarch gelesen: mach mir [189] eine Freude, einen Spaß: widme drei Tage Béranger – er ist ein großer Dichter von Weltrang, ein französischer Schiller, der des deutschen wert ist, der allerchristlichste Poet, ein Lieblingsjünger Christi! Vernunft und Bewußtsein – das macht die Würde und die Seligkeit des Menschen aus; einen Menschen im schmählichen Glück der Unmittelbarkeit zu sehen, ist für mich dasselbe, wie für den Teufel die betende Unschuld zu sehen: ohne Reflexion, ohne Reue reiße ich, wo und wie ich nur kann, die Unmittelbarkeit nieder –und es macht mir wenig aus, wenn dieser Mensch in der ihm fremden Sphäre der Reflexion zugrunde gehen muß, mag er zugrunde gehen... Ich habe Dich wegen Kultschizki ausgeschimpft, daß Du ihn in dem wärmenden Glauben an den Bauersmann mit dem Bart gelassen hast, der, von Seraphim- und Cherubimschwärmen[**] umgeben, auf einem weichen Wölkchen hockt und f...., seine Kraft für Recht hält und seinen Blitz und Donner für vernünftige Beweise. Es machte mir Vergnügen, ihm vor den Augen Kultschizkis auf seinen scheußlichen Bart zu spucken.

Apropos Kultschizki. Ob es mir schwer oder leicht fiel, ihn bei mir aufzunehmen – ich hätte es allein schon deshalb für eine Gemeinheit gehalten, ihn nicht zu mir einzuladen, weil ich

[*] Das Recht muß seinen Gang gehen, und sollte die Welt darüber zugrunde gehen.

[10] Es handelt sich offenbar um „Die Geschichte der Französischen Revolution" von Thiers.

[11] „Was ist ihm Hekuba?" – die Worte, die Hamlet von dem Schauspieler sagt, der schluchzend über die Leiden der gefangenen Hekuba berichtet. („Hamlet", 2. Akt, 2. Szene.)

[**] Seraphim: sechsflügelige Engel; Cherubim: geflügeltes Mischwesen, zumeist mit Tierleib und Menschengesicht

Dir eine Freude machen konnte und weil es ihm wichtig erschien, und es kommt mir sonderbar vor, daß Du aus dieser Angelegenheit ein Problem gemacht hast. Pfui Teufel, Botkin, danach habe ich ja richtig Angst, Dich mal in höchster Not um einen Rubel anzupumpen, und ich habe Tausende zusammengeborgt. Ja, was ist das denn für eine Freundschaft, die kein Opfer zu bringen imstande ist? Nicht nur Kultschizki, sondern wenn es Dir nötig erschienen wäre, mir selbst irgendeinen von den Leuten anzuhängen, die Du selbst mit nicht besonderem Vergnügen bei Dir gesehen hättest, auch dann hätte ich es getan, natürlich nicht grade gern, aber was tut man nicht schon; bei Kultschizki hätte es gar kein Problem geben sollen. Wenn ich ihn nicht gleich beim erstenmal zu mir eingeladen habe, dann deshalb, weil bei mir schon zweie wohnten – Fürst Koslowski und Chanenko; aber wenn er nicht bei der Hauswirtin Kirjuschas Aufenthalt genommen hätte – würde ich ihn unbedingt eingeladen haben, und dazu so, daß er nicht hätte absagen können. Ein prächtiger Mensch – ich habe ihn herzlich lieben gelernt. Es ging natürlich nicht ohne Grobheiten ab – wer hieß ihn aber auch, sich in die verhaßte Unmittelbarkeit zu hüllen. Er ist nicht grade tief und ein [190] bißchen beschränkt; aber gebe Gott uns mehr solcher Menschen. Er ist menschlich – das genügt, um ihn zu lieben. Er liebt, vergöttert Dich, und meine Hand ist stets bereit, seine Hand von Herzen zu drücken. Wie nett er Dich nachzumachen versteht, so, daß er ganz Deine Manieren angenommen hat.

Was für eine herrliche Erzählung ist die von Kudrjawzew – wie meisterhaft, wie künstlerisch –, und doch hat mir diese Erzählung nicht gefallen. Ich beginne mir Sorgen um mich zu machen – bei mir entwickelt sich eine Art von Feindschaft gegen objektive Kunstwerke. Ein andermal werde ich mehr darüber sagen. Jetzt habe ich keine Zeit. Besten Gruß dem lieben Pjotr Nikolajewitsch[12] – das ist auch so ein Mensch, für den ich eine an Leidenschaft grenzende Liebe empfinde. Im Dezember werde ich Euch beide sehen. Wann werde ich Gelegenheit haben, den lieben Kolzow wiederzusehen? Er befindet sich in einer schlimmen Lage. Die Ankunft Kljutschnikows hat mir mehr Freude gemacht, als ich erwartete.

Ich empfehle Dir den Überbringer dieses Schreibens, Iwarm Iwanowitsch Chanenko. Er ist ein prächtiger, edler, wunderbarer Mensch, der für die Idee geboren ist, aber daran zugrunde geht, daß er nichts mit sich anzufangen weiß. Das ist um so bedauerlicher, als der Kerl gut Deutsch versteht. Nimm ihn auf wie meinen Herzensbruder, und vor allem, stoß ihn auf deutsche Bücher, die ihn mit dem Geist Hegels bekannt machen können. Er ist wohlhabend und kann sie kaufen. Nimm ihn in die Hand und wecke, wecke ihn, bis er aufwacht. Nach diesem Brief bekommst Du einen anderen mit der Post. Leb wohl – schreib um Gottes willen. Rshewski war in Pramuchin – er berichtet, daß Alexandra Alexandrowna blüht und gedeiht, rund und gesund ist, daß Tatjana Alexandrowna aber so gut wie die Schwindsucht hat.[13] Das hat mich betrübt. Lebe wohl.

Dein *W. Belinski* [191]

[12] „Pjotr Nikolajewitsch“ – der Schriftsteller P. N. Kudrjawzew. Seine „herrliche Erzählung“ trägt den Titel „Die Blume“.
[13] Alexandra Alexandrowna und Tatjana Alexandrowna –Schwestern M. A. Bakunins.

Die Idee der Kunst[1]

Die Kunst ist *unmittelbare* Schau der Wahrheit oder Denken in *Bildern*.

In der Entwicklung dieser Definition der Kunst besteht die ganze Theorie der Kunst: ihr Wesen, ihre Einteilung in Gattungen ebenso wie die Bedingungen und das Wesen jeder Gattung.[*]

Das erste, was an unserer Definition der Kunst viele Leser sonderbar berühren muß, ist zweifellos dies, daß wir *die Kunst Denken* nennen und damit zwei der allergegensätzlichsten, allerunvereinbarsten Vorstellungen in eins verbinden.

Tatsächlich hat die Philosophie stets im Kampfe mit der Poesie gelegen – und selbst in Griechenland, der wahren Heimat sowohl der Poesie wie der Philosophie, hat der Philosoph die Dichter zur Verbannung aus seiner idealen Republik verurteilt, obwohl er sie vorher mit Lorbeer gekrönt hatte. Die allgemeine Meinung schreibt den Dichtern eine lebendige, leidenschaftliche Natur zu, die sie, Vergangenheit und Zukunft vergessend, am gegenwärtigen Augenblick Gefallen finden und das Nützliche dem Angenehmen opfern läßt; eine unersättliche, durch nichts und nie zu befriedigende Sucht nach Genuß, der stets der Sittlichkeit vorgezogen wird; Leichtsinn, Veränderlichkeit und Unbeständigkeit in Geschmack und Streben und schließlich eine unruhige Phantasie, die sie ständig von der Wirklichkeit zum Ideale entführt und in ihren Augen dem sicheren Glück des Tages zugunsten eines schönen, unerfüllbaren Traums seinen Wert [192] nimmt. Den Philosophen dagegen schreibt die allgemeine Meinung das Streben nach Weisheit als dem höchsten Gut des Lebens zu, das für die Menge unverständlich und für die gewöhnlichen Menschen unerreichbar ist; zugleich hält sie für ihre unbedingten Eigenschaften – eine unbeugsame Willenskraft, Beständigkeit im Streben nach einem einigen, unveränderlichen Ziel, Verständigkeit in den Handlungen, Mäßigung in den Wünschen, Bevorzugung des Nützlichen und des Wahren vor dem Angenehmen und dem Verführerischen, die Fähigkeit, im Leben feste, wirkliche Güter zu erreichen und sich ihrer zu erfreuen und die Quelle dazu in sich selbst, in der geheimen Schatzkammer ihrer unsterblichen Seele, zu finden, statt in der gespenstischen Äußerlichkeit und der kaleidoskopischen Buntheit der trügerischen Lockungen des irdischen Lebens. Deshalb sieht auch die öffentliche Meinung im Dichter das Lieblingskind, das verwöhnte Glückskind der parteiischen Mutter Natur, ein verdorbenes, ausgelassenes, launisches, oft sogar bösartiges, aber um so bezaubernderes, liebes Kind; im Philosophen sieht sie den strengen Diener der ewigen Wahrheit und der Weisheit, die Verkörperung der Wahrheit in Worten und der Tugend in Taten. Deshalb begegnet sie dem ersteren auch mit Liebe, und wenn sie ihm, durch seine Leichtfertigkeit gekränkt, auch manchmal ihre Mißbilligung ausspricht, so tut sie es stets mit einem Lächeln auf den Lippen; dem anderen begegnet sie mit ehrfürchtiger Achtung, durch die jedoch Angst und Kälte hindurchscheinen. Mit einem Wort, das einfache, unmittelbare, empirische Bewußtsein sieht zwischen der Philosophie und der Poesie den gleichen Unterschied wie zwischen der lebendigen, flammenden, buntschillernden, leichtbeflügelten Phantasie und dem trocknen, kühlen, mürrischen und düsteren Vernünftler-Verstand. Aber die gleiche öffentliche Meinung, die zwischen Poesie und Philosophie den gleichen Unterschied macht wie etwa zwischen Feuer und Wasser, Hitze und Kälte – diese gleiche öffentliche Meinung oder dies

[1] Dieser unvollendet gebliebene Aufsatz, der in der ersten Hälfte des Jahres 1841 entstanden ist, erschien zu Lebzeiten Belinskis nicht im Druck.

[*] Diese Definition wird hier zum erstenmal in russischer Sprache ausgesprochen, und sie ist in keiner russischen Ästhetik, Poetik oder einer sogenannten Theorie der Literatur zu finden –, und wir müssen uns deshalb, damit sie denjenigen, die sie zum erstenmal hören, nicht sonderbar, wüst und falsch erscheint, auf die ausführlichste Erklärung aller Vorstellungen einlassen, die in dieser für uns völlig neuen Definition der Kunst enthalten sind –, obwohl vieles hier gar nicht eigentlich zur Kunst gehören würde oder für Menschen, die mit der Wissenschaft in ihrem modernen Zustand bekannt sind, unwichtig, überflüssig, kleinlich-ausführlich erscheinen könnte. – *W. B.*

unmittelbare Bewußtsein hat ihnen auch ein gleichartiges Streben zu einem einigen Ziel – dem Himmel – angewiesen. Der Poesie schreibt sie die göttliche Kraft zu, den menschlichen Geist durch erhabene Empfindungen für den Himmel zu begeistern, indem sie die Empfindungen in ihm durch schöne, nicht aus Menschenhand stammende Bilder vom allgemeinen Leben erweckt; der Philosophie setzt sie zur Aufgabe, den menschlichen Geist mit dem gleichen Himmel vertraut zu machen, und zwar durch die gleichen erhabenen Empfindun-[193]gen, die sich jedoch durch das lebendige Bewußtsein im Denken der Gesetze des allgemeinen Lebens erweckt.

Wir haben hier absichtlich das einfache, natürliche Bewußtsein der Menge angeführt: es ist jedermann zugänglich und enthält zugleich eine tiefe Wahrheit, so daß die Wissenschaft es durchaus bestätigt und rechtfertigt. Wirklich liegt im Wesen *der Kunst und des Denkens* selbst sowohl ihre feindliche Gegensätzlichkeit als auch ihre enge, blutgeborene Verwandtschaft miteinander, wie wir weiter unten sehen werden.

Alles Bestehende, alles, was ist, alles, was wir Materie und Geist, Natur, Leben, Menschheit, Geschichte, Welt, Universum nennen – all das ist *Denken*, das sich selbst denkt. Alles Bestehende, die ganze unendliche Vielfalt der Erscheinungen und der Tatsachen des Lebens der Welt, ist nichts anderes als Form und Tatsache des Lebens. Folglich hat nur das Denken Sein, und außer dem Denken existiert nichts anderes.

Denken ist Tun, und jedes Tun setzt notwendig Bewegung voraus. Das Denken besteht in der dialektischen Bewegung oder der Entwicklung des Gedankens aus sich selbst. Bewegung oder Entwicklung ist das Leben und das Wesen des Denkens. Ohne sie gäbe es keine Bewegung, sondern nur eine Art toter, unbeweglich-starrer Vorhandenheit ursprünglicher Kräfte des eben erst zum Durchbruch gekommenen Lebens, ohne jede Bestimmung, ein offenbar gewordenes Bild jenes chaotischen Seelenzustandes, den der Dichter mit so erschreckender Wahrheitstreue dargestellt hat:

„Denn grau in grau es um mich lag;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag;
Es war auch nicht das Dämmerlicht,
Drin sich das klare Sehen bricht,
Nur Leere, die den Raum verschlingt,
Und Stillstand, drin das Hier versinkt;
Es gab nicht Sterne, Erde, Zeit,
Nicht Halt und Wandel, Freud und Leid,
Nur Stille, Starre schauderbar,
Die weder Tod noch Leben war;
Ein bleiern Meer, von nichts erregt,
Blind, grenzenlos, stumm, unbewegt.“[2]

Der Ansatz, der Ausgangspunkt des Denkens ist die göttliche, absolute Idee; die Bewegung des Denkens besteht in der Entwicklung dieser Idee aus sich selbst, nach den Gesetzen der höheren (transzendentalen) Logik oder Metaphysik; die Entwicklung der [194] Idee aus sich selbst ist ihr Durchgang durch die eigenen Momente, wie wir das weiter unten durch direktes Beispiel zeigen werden.

Die Entwicklung der Idee aus sich selbst oder aus dem Innern ihrer selbst wird in der Sprache der Philosophie *immanente* Entwicklung genannt. Das Fehlen jeder äußeren Hilfsmittel oder Anstöße, die die Erfahrung liefern könnte, ist Bedingung der immanenten Entwicklung; im Lebensinhalt der Idee selbst liegt die organische Kraft immanenter Entwicklung – wie das lebendige Samenkorn in seinem Innern die Kraft seiner Entwicklung zur Pflanze trägt –, und je reicher der Lebensinhalt ist, der im Innern des Samenkorns beschlossen liegt, eine um so

[2] Aus der romantischen Dichtung Byrons „Der Gefangene von Chillon“.

mächtigere Pflanze entwickelt sich aus ihm, und umgekehrt: aus einer Eichel und einem kleinen Nüßchen entwickeln sich – die gewaltige Eiche und die riesige Zeder, die mit ihren Wipfeln in die Wolken aufragen, und aus einer Kartoffel, die vielleicht fünfzigmal so groß ist wie eine Eichel und tausendmal so groß wie eine Zedernnuß – eine Staude, die kaum ein paar Zoll über der Erde emporragt.

Das Denken hat notwendig die Existenz zweier einander als Erscheinung entgegengesetzter Seiten des Geistes zur Voraussetzung, die beide in ihm ihre Versöhnung, Einheit und Identität finden: das ist – der *subjektive* (innere, denkende) Geist und der *objektive* (für den ersteren äußerliche, gedachte, den Gegenstand des Denkens abgebende) Geist. Hieraus ist klar ersichtlich, daß das Denken als Tun notwendig zwei einander entgegengesetzte Dinge voraussetzt – das denkende (das Subjekt) und das gedachte (das Objekt), und daß es unmöglich ist ohne das vernünftige Wesen – den Menschen. Hiernach kann man uns mit Recht fragen: auf welche Weise ist denn dann die ganze Welt und die Natur selbst nichts anderes als Denken?

Das Gedachte und das Denkende sind von *einer* Art, von *einem* Wesen und identisch, so daß die erste Bewegung der ursprünglichen Materie, die zu unserem Planeten zu werden strebte, und das letzte vernünftige Wort des bewußt gewordenen Menschen nichts anderes sind als ein und dasselbe Wesen, nur in verschiedenen Momenten seiner Entwicklung. Die Sphäre des Erkennbaren ist der Boden, aus dem das Bewußtsein hervorgeht und sich bildet.

Nichts ist dem Anschein nach einander so gegensätzlich und so feindlich wie Natur und Geist, und zur gleichen Zeit ist nichts miteinander so verwandt und so von *einem* Wesen wie Natur und Geist. Der Geist ist der Grund und das Leben alles Bestehenden; an sich [195] jedoch ist er nur die Möglichkeit des Seins, aber nicht seine Wirklichkeit; um zum wirklichen Sein zu werden, mußte er als das offenbar werden, was wir Welt nennen, und vor allem zu Natur werden.

So ist also die Natur das erste Moment des Geistes, der aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit zu werden strebt. Doch auch dieser erste Schritt zum wirklichen Sein wurde von ihm nicht auf einmal getan, sondern er vollzog sich in der konsekutiven* Reihe einer Menge von Momenten, von denen jedes sich als eine besondere Stufe der Schöpfung darstellte. Bevor die Geschöpfe erschienen, die die Erde bevölkern, bildete sich die Erde selbst und bildete sich nicht auf einmal, sondern nach und nach, indem sie eine Vielzahl von Wandlungen durchmachte, eine Vielzahl von Umwälzungen erduldete, jedoch derart, daß jede folgende Umwälzung eine Stufe zu ihrer Vervollkommnung war.** Es ist das Gesetz jeder Entwicklung, daß jedes folgende Moment höher ist als das vorhergehende. Doch nun ist unser Planet fertig – und aus seinem Boden entstehen Millionen von Geschöpfen, die die drei Naturreiche bilden. Wir sehen sie ohne Ordnung, in chaotischer Vermischung: im Wipfel eines Baumes sitzt ein Vogel, an seiner Wurzel hütet eine Schlange ihre Beute, nebenan grast ein Büffel usw. Der Wille des Menschen vereinigt auf kleinem Raum die allerverschiedenartigsten Erscheinungen der Natur: den Eisbären, der die Polarregionen bewohnt, mit dem Löwen und dem Tiger, die in den Ländern tropischer Glut zu Hause sind; er züchtet in Europa amerikanische Gewächse – Tabak und Kartoffeln – und läßt mit Hilfe von Gewächshäusern in den Ländern des Nordens die üppigen Früchte des ewigen südlichen Frühlings gedeihen. Aber in dieser chaotischen Unordnung, in diesem bunten Gemisch, dieser unendlichen Vielfalt verliert sich und verschwindet nur der ermüdete Blick des Menschen: seine Vernunft dagegen sieht in diesen Erscheinungen eine strenge Folgerichtigkeit, unzerstörbare Einheit. Indem er aus diesen unendlich verschiedenartigen und unendlich zahllo-

* „unmittelbar nachfolgend“ oder „aufeinanderfolgend“, wobei dies auch zeitlich, räumlich oder logisch gemeint sein kann

** Neuholland bietet auch jetzt noch das Bild eines Kontinents, der seine Entwicklung noch nicht gefunden hat. – *W. B.* – Neuholland – alter Name für Australien. – *Die Red.*

sen Erscheinungen der Natur ihre allgemeinen Eigenschaften abzieht, gelangt er zur Erkenntnis von Gattungen und Arten – und das wirre Chaos verschwindet vor ihm, um vollkommener Ordnung Platz zu machen; Millionen zufälliger Erscheinungen verwandeln sich in Einheiten notwendiger Erscheinungen, deren jede ein für immer in [196] seinem Fluge zum Stillstand gekommenes Moment der Verkörperung der sich entfaltenden göttlichen Idee ist! Was für eine strenge Folgerichtigkeit! Nirgends eine sprunghafte Entwicklung – Glied greift in Glied und bildet die unendliche einheitliche Kette, in der jedes folgende Glied besser ist als das vorhergehende! Die Korallenbäume verbinden das Mineralreich mit dem Pflanzenreich; die Polypen – Tierpflanzen – verbinden als lebendiges Glied das Pflanzenreich mit dem Tierreich, das sich auftut mit Myriaden von Insekten, die von ihren Stengeln gelösten, fliegenden Blumen gleichen, und endet, nach und nach zu höheren Organisationsformen übergehend, mit dem Orang-Utan, diesem mißlungenen Menschen! Alles hat seinen Platz und seine Zeit, und jede folgende Erscheinung ist wie das notwendige Resultat der vorhergehenden: was für eine strenge logische Folgerichtigkeit, was für ein unwandelbar richtiges Denken! Aber nun erscheint der Mensch – und das Naturreich endet – und es beginnt das Reich des Geistes, aber des noch der Natur unterworfenen, wenngleich schon durch den Sieg über sie zur Freiheit durchbrechenden Geistes. Halb Tier und halb Mensch, ist er ganz mit Haaren bedeckt, seine riesige Gestalt ist vornübergeneigt, der Unterkiefer vorgeschoben, die Unterschenkel haben fast keine Waden, die große Zehe steht zur Seite; aber er vertraut bereits nicht mehr allein auf Kraft, sondern auf Geschicklichkeit und Überlegung: seine Hände sind bewaffnet, doch nicht einfach mit einem Knüppel, einer Keule, sondern mit einer Art von Steinaxt, die an einem langen Stock befestigt ist... In Australien sehen wir die Wilden in Stämme geteilt. Sie verzehren ihresgleichen – und die Physiologen sagen, der Grund für diese schreckliche Verirrung liege in ihrem Organismus, der Nahrung aus Menschenfleisch verlange, weil dieses sich am leichtesten in Fleisch und Blut derer verwandelt, die es genießen. Der Eingeborene Afrikas ist ein träges, tierartiges, stumpfsinniges Wesen, zu ewiger Sklaverei verurteilt, und arbeitet unter Stockschlägen und tödlichen Mißhandlungen. In Amerika huldigten nur die kleineren Stämme auf den vorgelagerten Inseln der Menschenfresserei; auf dem Kontinent dagegen bestanden zwei riesige Monarchien, Peru und Mexiko, die Vertreter der höchsten Gebilde, zu denen es die Wilden einer gegenüber anderen höheren Organisationsform bringen konnten. Was für eine regelrechte Allmählichkeit, was für eine unwandelbar strenge Folgerichtigkeit liegt doch in diesen Übergängen aus einer niederen Gattung in eine höhere, aus einer niederen Organisationsform in [197] eine höhere, in diesem unendlichen Streben des Geistes, sich als seiner selbst bewußt gewordene Persönlichkeit zu finden. Indem er eine neue Form annimmt und scheinbar auch in ihr keine Befriedigung findet, zerstört er sie doch nicht, sondern läßt sie zurück als ein fleischgewordenes und für immer in den Raum gebanntes Moment seiner Entwicklung und nimmt eine neue Form als Ausdruck eines neuen Momentes seiner Entwicklung an. Die armen Söhne Amerikas sind auch heute das geblieben, als was die Europäer sie vorfanden. Sie haben zwar aufgehört, die Feuerwaffen als die Stimme der erzürnten Götter zu fürchten, haben sie sogar gebrauchen gelernt – haben sich aber seither dennoch ganz und gar nicht vermenschlicht und wir müssen die Weiterentwicklung des menschlichen Wesens in Asien suchen. Erst hier ist die Schöpfung ans Ende gelangt, hat die Natur ihren vollen Kreis geschlossen und ihren Platz einer neuen rein geistigen Entwicklung abgetreten – der Geschichte. Hier ist die menschliche Gattung wieder in Rassen geteilt – und der kaukasische Stamm ist die Blüte der Menschheit. Aus Geschlechtern und Stämmen bilden sich Völker, aus Großfamilien – Staaten – und jeder Staat ist nichts anderes als ein Moment des sich in der Menschheit entwickelnden Geistes, und selbst die Zeit des Auftretens eines jeden entspricht einem Moment, dem sich aus sich selbst entwickelnden abstrakten oder philosophischen Denken. Und für die Menschheit gelten die gleichen Gesetze wie für die menschliche Persönlichkeit: auch für sie gibt es Epochen der Kindheit, des Jugend und des Mannesalters. In ihrer heiligen Wiege – in Asien – ist sie ein Kind der Natur, von dieser an

Händen und Füßen in Windeln gewickelt; sie hängt dem unmittelbaren Glauben, der Überlieferung an, lebt in religiösen Mythen, bis sie sich in Griechenland der Bevormundung durch die Natur entzieht und der dunkle religiöse Glaube sich aus Symbolen zu poetischen Bildern erhebt und durch das Licht des vernünftigen Gedankens erhellt wird. Das Leben des griechischen Volkes war die Blüte der Antike, die Konkretisierung seiner Elemente, ein reiches Gastmahl, auf das der Verfall der antiken Welt folgte. Die Kindheit war zu Ende – das Jugendalter begann, eine vorwiegend religiöse, ritterliche, romantische Periode voller Leben, Bewegung, romanhafter Heldentaten, undurchführbarer Unternehmungen. Die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Schießpulvers und des Buchdrucks waren die äußeren Anstöße für den Übergang der Menschheit aus dem Jugendalter in die Periode der Mannbar-[199]keit, die jetzt noch andauert. Jedes Jahrhundert ging aus dem anderen hervor, und eines war das notwendige Resultat des anderen.

„Es gehen und schwinden,
Das große Geheimnis
In Zweifeln zu suchen,
Jahrhunderte hin.
Die Ewigkeit richtet
An jedes die Frage:
‚Was hast du vollendet?‘
‚Geh, frage das andre!‘
Gibt jedes zur Antwort.“[3]

Jedes wichtige Ereignis in der Menschheit vollzieht sich *zu seiner Zeit*, nicht früher und nicht später. Jeder große Mensch vollbringt die Sache seiner Zeit, löst die Fragen seiner Zeit, bringt durch seine Tätigkeit den Geist jener Zeit zum Ausdruck, in der er geboren wurde und sich entwickelte. In unserer Zeit sind weder Kreuzzüge noch Inquisitionen, noch die Weltherrschaft eines Oberpriesters möglich; im Mittelalter wäre weder jene persönliche Sicherheit möglich gewesen, deren sich jedes Mitglied der jüngsten bürgerlichen Gesellschaft erfreut, noch die freie Entwicklung, die die jüngste bürgerliche Gesellschaft selbst dem letzten ihrer Mitglieder möglich macht; auch nicht diese gewaltigen Siege des Geistes über die Natur oder, besser gesagt, diese volle Unterwerfung der Natur unter den Geist, wie sie in der Dampfmaschine zum Ausdruck gekommen ist, die beinahe Raum und Zeit vernichtet. Naturen wie die des Kolumbus, Karls V., Franz' I., Herzog Albas, Luthers u. a. sind auch in unserer Zeit möglich, wie sie immer möglich waren; nur würden sie, wenn sie in unserer Zeit aufträten, völlig anders handeln und etwas völlig anderes leisten.

Von dem ersten Erwachen der vorzeitlichen Kräfte und Elemente des Lebens, von ihrer ersten Bewegung in der Materie über die ganze Leiter der sich in der Schöpfung entfaltenden Natur bis zur Krone der Schöpfung – dem Menschen, von der ersten Vereinigung von Menschen in einer Gesellschaft bis zur letzten historischen Tatsache unserer Zeit – haben wir folglich eine Entwicklungskette vor uns, die nirgends abreißt, eine einheitliche Leiter von der Erde zum Himmel, auf der man nicht zu einer höheren Stufe aufsteigen kann, ohne sich auf die darunterliegende zu stützen! Sowohl in der Natur wie in der Geschichte herrscht nicht blinder Zu-[199]fall, sondern eine strenge, unwandelbare innere Notwendigkeit, dank deren alle Erscheinungen miteinander durch Bande der Verwandtschaft verbunden sind, in der Unordnung wohlgestaltete Ordnung, in der Vielfalt – Einheit zum Vorschein kommt und dank deren die Wissenschaft möglich ist. Was ist nun diese innere Notwendigkeit, die allen Erscheinungen des Seins Sinn und Bedeutung gibt, und was sind diese strenge Folgerichtigkeit und Allmählichkeit, mit der die Erscheinungen aufeinanderfolgen, als gingen sie auseinander hervor? Es ist das *sich selbst denkende Denken.*

[3] Aus dem Gedicht „Das große Geheimnis“ von A. W. Kolzow.

Die Natur ist sozusagen das Mittel, um den Geist zur Wirklichkeit werden zu lassen und sich selbst zu erblicken und zu erkennen. Deshalb ist ihre Krönung der Mensch – mit ihm endet ihre schöpferische Tätigkeit und kommt bei ihm zum Stehen. Die bürgerliche Gesellschaft ist das Mittel zur Entwicklung der menschlichen Persönlichkeiten, die alles sind und in denen sowohl die Natur als auch die Gesellschaft und die Geschichte leben, in denen alle Prozesse des Weltlebens, das heißt der Natur und der Geschichte, sich noch einmal wiederholen. Wie geht das nun vor sich? Durch das Denken, mit dessen Hilfe der Mensch alles durch sich hindurchläßt, was außerhalb seiner existiert – sowohl die Natur als auch die Geschichte und schließlich seine eigene Persönlichkeit, als sei auch sie ein fremdes und außerhalb seiner befindliches Ding.

Im Menschen hat der Geist sich selbst gewonnen, hat seinen vollen, unmittelbaren Ausdruck gefunden, ist sich in ihm seiner selbst als Subjekt oder Persönlichkeit bewußt geworden. Der Mensch ist die fleischgewordene Vernunft, ist das *denkende* Wesen – ein Titel, durch den er sich auch von allen übrigen Wesen unterscheidet und sich als König über die gesamte Schöpfung erhebt. Gleich allem, was in der Natur existiert, ist er Denken bereits durch die bloße unmittelbare Existenz als Tatsache; aber noch mehr ist er Denken durch die Tätigkeit seiner Vernunft, in der sich, wie in einem Spiegel, alles Sein, die gesamte Welt wiederholt mit allen ihren physischen und geistigen Erscheinungen. Zentrum und Brennpunkt dieses Denkens ist sein *Ich* – jeden von ihm gedachten Gegenstand, sich selbst nicht ausgeschlossen, stellt er ihm oder stellt ihm es gegenüber, reflektiert (widerspiegelt) ihn im Ich. Ohne noch irgendwelche Ideen erworben zu haben, wird er bereits denkend geboren, denn seine Natur selbst eröffnet ihm unmittelbar die Geheimnisse des Seins – und alle Urmythen im Kindesalter lebender [200] Völker sind nicht ausgedacht, nicht erfunden, sondern sind unmittelbare Offenbarung der Wahrheit von Gott, von der Welt und ihren Beziehungen, Offenbarungen, die in ihrer Bildhaftigkeit auf den kindlichen Geist nicht direkt einwirkten, sondern durch die Phantasie zuerst dem Gefühl übermittelt wurden. Da haben wir die Religion in ihrer philosophischen Definition: unmittelbare Vorstellung der Wahrheit.

Bei jedem im Kindesalter stehenden Volke läßt sich ein starker Hang feststellen, den Kreis seiner Begriffe durch ein sichtbares, sinnliches Bild auszudrücken und, mit dem Symbol beginnend, zu poetischen Bildern zu gelangen. Das ist der zweite Weg, die zweite Form des Denkens – die Kunst, deren philosophische Definition – unmittelbare Schau der Wahrheit ist. Wir werden bald zu ihr zurückkehren, da sie den Hauptgegenstand unsres Buches bildet.

Schließlich tritt der voll entfaltete und reif gewordene Mensch in die höchste und letzte Sphäre des Denkens ein – in das reine Denken, das von jeder Unmittelbarkeit befreit ist, alles zum reinen Begriff erhebt und sich auf sich selbst stützt.

Es ist klar, daß dies alles nur drei verschiedene Wege, drei verschiedene Formen ein und desselben Inhaltes sind, der – das Sein ist. Wie auch immer, sind diese drei Arten des Denkens, wenn man sich so ausdrücken soll, doch durchaus nicht das, was wir als das Denken vor dem Menschen, als die Welt der Natur und der Geschichte bezeichnet haben. Tatsächlich ist das nicht ein und dasselbe, obwohl doch wieder ein und dasselbe, genau so, wie der Mensch als Kind und der Mensch als Mann nicht ein und dasselbe Wesen sind, obwohl der letztere dennoch nichts anderes ist als eine neue, höhere Form des ersteren.

Der Leser wird nicht vergessen haben, daß wir in unserer Definition der Kunst das Wort „unmittelbar“ verwandten; ebenso wird er wahrscheinlich bemerkt haben, daß wir es auch später oft gebrauchten. Die Bedeutung dieses Wortes ist so wichtig, es ersetzt so viele Worte, und seine häufige Verwendung ist deshalb so notwendig, daß wir es für unsere Pflicht halten, von unserem Gegenstand abzuschweifen, um es zu erklären.

Das Wort „unmittelbar“ und das von ihm abgeleitete Wort „Unmittelbarkeit“ sind der deutschen Sprache entnommen und gehören der neuesten Philosophie an. Sie bedeuten sowohl ein Sein wie ein Tun, das direkt aus sich hervorgeht, ohne jede Vermittlung. Er-[201]klären wir dies durch ein Beispiel. Wenn man einen Menschen nach seiner Denkweise, seiner Lebensweise und dem Charakter seiner Handlungen kennt und ihn um ihretwillen liebt und achtet, kennt man ihn nicht unmittelbar, weil er sich dem Verständnis nicht unmittelbar, sondern vermittelst seiner Denk-, Lebens- und Handlungsweise aufgeschlossen hat. Als solchen kann man ihn auch dem Verständnis eines anderen Menschen zugänglich machen, der ihn nie gesehen hat, und dieser andere kann ihn auf Grund solcher Worte ebenso achten, ebenso lieben lernen. Das ist aber noch nicht der ganze Mensch, sondern nur der Schatten, den er wirft, nicht der Mensch selbst, sondern seine Beschreibung. Wenn man von einem anderen den Bericht über einen solchen Menschen hört, so füllt sich einem der Verstand mit einer mehr oder weniger klaren Vorstellung von verschiedenen guten oder schlechten Eigenschaften, aber die Einbildung bleibt leer – ihr Spiegel wirft keinerlei lebendiges Bild zurück, das für sich selbst sprechen oder bestätigen würde, was von dem Menschen gesagt wird. Was bedeutet das? – Es bedeutet, daß ebenso wie die Beschreibung der Merkmale eines Menschen keine klare Vorstellung von seinem Äußeren gibt, so auch die Schilderung, die Abstraktion seiner guten und seiner schlechten Eigenschaften, so hervorragend sie auch sein mögen, keine lebendige Anschauung von der Persönlichkeit eines Menschen gibt; dazu ist nötig, daß er selbst für sich spricht, unabhängig von allen guten und schlechten Eigenschaften. Es gibt Personen, die, sowohl gut als auch schlecht, in unserm Gedächtnis keinerlei deutliche Spur hinterlassen und schnell aus ihm verschwinden. Es gibt dagegen andere, die, obwohl sie dem Anschein nach nichts Besonderes, nichts ausgeprägt Gutes oder ausgeprägt Schlechtes an sich haben, vom ersten Blick an für immer in unserer Einbildung bleiben. Das ist besonders frappierend in bezug auf Frauengesichter: oft muß eine blendende Schönheit in unsrer Betrachtung dem allerbescheidensten, dem scheinbar allergewöhnlichsten Gesicht Platz machen. Die Ursache für eine solche Verschiedenheit des Eindrucks, den diese oder jene Persönlichkeit hinterläßt, liegt zweifellos in dieser Persönlichkeit selbst, nichtsdestoweniger ist diese Ursache jedoch, wie jedes Geheiminis, nicht mit Worten auszudrücken. Da haben wir einen Menschen: frei und gewandt redet er über alles, bringt geschickt und kunstvoll seine hohen Eigenschaften zur Geltung: nach seinen Worten zu urteilen, lebt er einzig dem Erhabenen und Schönen und ist [202] bereit, sein Leben für die Wahrheit herzugeben; man hört ihm zu, findet viel Verstand an ihm, spricht ihm sogar Gefühl nicht ab; die Meinung, die er von sich selbst hat, erscheint einem richtig – und gleichzeitig bleibt man ihm gegenüber kühl, er erregt nicht das geringste lebendige Interesse. Was hat das zu bedeuten? – natürlich so viel, daß man unbewußt irgendeinen Widerspruch zwischen seinen Worten und ihm selbst spürt. Verstandesmäßig billigt man seine Worte, nimmt sie als gegeben, um ihn zu beurteilen, aber der *unmittelbare* Eindruck, den er auf einen ausübt, erweckt Mißtrauen in seine Worte und wirkt abstoßend. Aber da haben wir einen anderen Menschen: er ist so völlig unprätentiös, so einfach, so alltäglich; er redet über das, worüber alle reden – über das Wetter, über Pferde, Champagner, Austern –, aber dabei gewinnt man, wenn man ihn das erste Mal sieht, wie nach einer Art Laune des Gefühls, dem verstandesmäßigen Urteil zuwider, den Eindruck, daß dieser Mensch nicht das ist, als was er erscheint, daß er Zutritt zu den höchsten idealen Bereichen und den tiefsten Geheimnissen des Seins hat – und er erobert kühn und ohne Umschweife, wie sein Eigentum, unsre Liebe und unsre Achtung, bevor wir Zeit haben, es zu merken. Der Grund ist hier wieder der gleiche – die Kraft und die Macht des unmittelbaren Eindrucks, den dieser Mensch auf einen ausübt. Alles, was in seiner Natur verborgen liegt – das alles äußert sich direkt in seinen Bewegungen, seinen Gesten, seiner Stimme, seinem Gesicht, dem Spiel der Physiognomie, mit einem Wort – in seiner *Unmittelbarkeit.* Genau so erregt manchmal der ganze üppige Reichtum von Bildung, geistiger, ästhetischer und weltmännischer Klugheit, selbst bei

vorteilhaftem Aussehen, in uns einer Frau gegenüber nicht jenes bebende, musikalische Gefühl, das die Gegenwart einer Frau einflößt, jene andächtige Ehrfurcht, mit der sie uns fesselt; ein einfaches Mädchen dagegen, das jeder Bildung entbehrt, dessen Natur jedoch tief und reich ist, läßt uns mit einem einzigen ruhigen Augenaufschlag den dreist auf sie gerichteten Blick senken, als habe ihn ein Sonnenstrahl getroffen. Aus dem gleichen Grunde erscheinen einem manchmal die geistreichsten Worte, die klügsten Witze unerträglich langweilig, weil man in ihnen nichts Amüsantes findet, nichts außer dem Anspruch, amüsant zu wirken; und doch kann man bei einem anderen Menschen nicht ohne Lachen auch nur ein Wort hören, nur eine Bewegung sehen, obgleich dem Anschein nach weder seine Worte noch seine Bewegungen irgend etwas Komi-[203]sches haben, so daß man, wenn man sie irgend jemand wiedererzählt und glaubt, zweifellos einen Effekt zu erzielen, selber zu seiner Verwunderung finden muß, daß absolut nichts in ihnen steckt und daß ihre ganze bezaubernde Macht in der *Unmittelbarkeit* dieses Menschen lag.

Diese selbe Unmittelbarkeit, die ein so wichtiges Element der *Persönlichkeit* jedes Menschen darstellt, erscheint auch im *Tun* des Menschen. Es gibt Fälle, in denen unsere Natur sozusagen an unserer Statt handelt, ohne die Vermittlung unseres Denkens oder unseres Bewußtseins abzuwarten, und wir handeln gewissermaßen instinktiv dort, wo ein Handeln ohne bewußte Überlegung dem Anschein nach unmöglich ist. So geschieht es zum Beispiel, daß ein Mensch, der sich an irgendeinem ihm aus Zerstreutheit oder Selbstversunkenheit unbemerkt gebliebenen Gegenstand heftig gestoßen hat oder Gefahr lief, sich heftig zu stoßen – sich jedesmal, wenn er, selbst bei Nacht, in der Nähe jener Stelle vorbeikommt, unbewußt bückt. Eine solche Handlung ist vollauf *unmittelbar*. Viel höher stehend und erstaunlicher jedoch sind jene unmittelbaren Handlungen des menschlichen Geistes, in denen sich sein höheres Leben kundtut. So geheiligt und wahrhaftig auch die Überzeugungen, so edel und rein auch die Absichten eines Menschen sind, so genügen doch, um sie auszusprechen oder sie auszuführen, weder die Stärke der Überzeugung noch die Wohlgemeintheit des Strebens: dazu bedarf es jenes begeisterten Aufschwungs, in dem alle Kräfte des Menschen in eins verschmelzen, seine physische Natur sein geistiges Wesen durchdringt, welches seinerseits seine physische Natur verklärt, wo das vernünftige Handeln zur instinktiven Bewegung und, umgekehrt, der Gedanke zur Tat, das Tun des vernünftigen freien menschlichen Willens – zur unmittelbaren Erscheinung wird. Die Geschichte liefert uns ein schlagendes Beispiel für eine derartig unmittelbare Äußerung der Kraft des menschlichen Geistes, der sogar über die Gesetze der Natur triumphiert: der Sohn des Krösus war von Geburt stumm, als er jedoch sah, daß ein feindlicher Soldat aus Unwissenheit seinen Vater erschlagen wollte, gewann er plötzlich den Gebrauch der Sprache und rief aus: „Krieger, erschlag den König nicht!“ Aber so schlagend dieses Beispiel auch ist, so stellt es dennoch noch nicht die höchste Äußerung der unmittelbaren Vernünftigkeit dar: sie kann man in der ganzen Unendlichkeit ihrer großen Bedeutung nur in jenen reinen, vernünftigen Handlungen des Menschen sehen, in [204] denen seine höchste geistige Natur und sein Streben zum Unendlichen zutage treten. Die ganze Geschichte der Menschheit ist, von einer Seite her, nichts anderes als eine unendliche Reihe von Bildern derartiger unmittelbar-vernünftiger und vernünftig-unmittelbarer Handlungen, in denen das persönliche Wollen mit der außerhalb der Persönlichkeit liegenden Notwendigkeit verschmilzt, der Wille zum Instinkt, der Antrieb zu einer Tat – zur Tat selbst wird. Die Unmittelbarkeit einer Handlung schließt weder Willen noch Bewußtsein aus – im Gegenteil, je mehr dieses und jener an ihr teilhaben, um so höher, fruchtbarer und wirklicher ist sie; aber Wille und Bewußtsein an sich, als einzeln genommene Elemente des Geistes, gehen nie in die Tat über und bringen keine Früchte in den höheren Sphären der Wirklichkeit, denn hier erscheinen sie als der Unmittelbarkeit, in der eine lebendige, schaffende Kraft liegt, feindliche Kräfte. Der Ursprung und die Entwicklung der Natur, alle Erscheinungen der Geschichte und der Kunst haben sich *unmittelbar* vollzogen.

Es mag sein, daß vielen unserer Leser das Wort „unmittelbar“ als völlig gleichbedeutend mit dem Wort „unbewußt“, und „Unmittelbarkeit“ mit „Unbewußtheit“ erscheinen mag, und sie werden uns vielleicht des übereifrigen Wunsches zeihen, neue, niemandem bekannte Wörter für alte, allen bekannte Begriffe, die bereits durch allen ebenfalls bekannte Wörter ausgedrückt sind, zu erfinden und in Mode zu bringen, und werden uns des pedantischen Vergnügens beschuldigen, uns auf überflüssige Erklärungen und unnötige Abschweifungen einzulassen, die nichts erklären und die Sache nur verdunkeln. Wenn das eintreten sollte und wenn der Grund hierfür nicht eine übereilige Unaufmerksamkeit eines oberflächlichen Lesers ist, so bedeutet das natürlich nicht, daß seine Anschuldigung berechtigt ist, sondern höchstens, daß wir diesen Gegenstand unbefriedigend erklärt haben. In der Unmittelbarkeit kann Unbewußtheit liegen, das ist jedoch nicht immer der Fall – und diese beiden Wörter sind durchaus nicht ein und dasselbe und sind nicht einmal Synonyme. Die Natur zum Beispiel ist unmittelbar und zugleich unbewußt entstanden; die historischen Erscheinungen dagegen, wie etwa der Ursprung der Sprachen und der politischen Gesellschaftsverbände, sind unmittelbar, aber durchaus nicht unbewußt zustande gekommen; genau so ist die Unmittelbarkeit der Erscheinungen ein Grundgesetz, eine unausweichliche Vorbedingung [205] in der Kunst, die dieser ihre hohe, mystische Bedeutung verleiht; aber Unbewußtheit bildet nicht nur kein notwendiges Zubehör der Kunst, sondern ist ihr feindlich und für sie erniedrigend. Das Wort „unmittelbar“ umfaßt und enthält einen bedeutend weiteren, tieferen und höheren Begriff als das Wort „unbewußt“; das werden wir in der weiteren Entwicklung der Idee der Kunst klar zeigen.

Die Bedingung für die Unmittelbarkeit einer jeden Erscheinung ist ein inspirierter Auftrieb; das Resultat der Unmittelbarkeit einer jeden Erscheinung ist ein Organismus. Nur das Inspirierte kann unmittelbar in Erscheinung treten, nur das unmittelbar Erschienene kann organisch sein, nur das Organische kann lebendig sein. Organismus und Mechanismus oder Natur und Handwerk – das sind zwei Welten, die einander feindlich, gegensätzlich sind. Die eine ist frei, ständig in Bewegung, veränderlich, ungreifbar im Schillern der Lichter und der Farben, lärmend und tönend; die andere ist erstarrt in tödlicher Unbeweglichkeit, sklavisch-richtig und leblos-bestimmt, von falschem Glanz, gemachter Lebendigkeit, stumm und tonlos. Die lebendigen, unmittelbar entstandenen Erscheinungen der erstgenannten Welt werden auch noch inspiriert oder geschaffen genannt, die Erscheinungen der anderen Welt dagegen – mechanische Gegenstände oder Erzeugnisse von Menschenhand. Das darf man natürlich nicht buchstäblich verstehen und die ursprüngliche lebendige Ursache mit der vermittelnden verwechseln. Alle Statuen und alle Bilder sind Werke von Menschenhand, aber ungeachtet dessen, daß es organische, inspirierte, geschaffne Statuen und Bilder gibt, gibt es auch mechanische, nicht erschaffene, sondern gemachte Statuen und Bilder.

Es ist klar, daß erschaffen oder geschaffen alles genannt wird, was nicht mit Überlegung und Berechnung, mit dem Verstand und dem Willen des Menschen hervorgebracht, ja alles, was nicht Erfindung genannt werden kann, sondern was unmittelbar aus dem Nichtsein ins Sein tritt, entweder durch die schaffende Kraft der Natur oder die schaffende Kraft des menschlichen Geistes, und was, im Gegensatz zur Erfindung, *Offenbarung* genannt werden muß. Der Organismus, der den wesentlichen Unterschied zwischen den geschaffenen und den mechanischen Erzeugnissen darstellt, ist offensichtlich das Resultat jenes Prozesses, durch den er entsteht. Wir wollen die Natur und das Handwerk gegenüberstellen, um das an einem Beispiel zu erklären. Als im Kopfe des Menschen, der die Uhr er-[206]fand, der erste Gedanke an diese Maschinerie aufblitzte, blieb es natürlich nicht bei diesem Augenblick: ganz zu schweigen davon, daß er viel nachdenken und überlegen mußte, bevor er an die Ausführung seines Gedankens ging – mußte er ihn auch noch ständig an der Erfahrung prüfen und in der Erfahrung nach Ergänzungen seines Gedankens suchen. Während des Schaffens zerstörte, zergliederte, zerlegte er ständig von neuem, denn er fand stets, daß noch irgend etwas fehlte. Geistig

hauptsächlich beteiligt am Akte seiner Erfindung waren *Überlegung, Berechnung, Kalkulation der Wahrscheinlichkeiten*. Vorsichtig, wie im Finstern, tat er, mit dem Kopf arbeitend und an den Fingern abzählend, Schritt auf Schritt. Deshalb konnte seine Erfindung auch nicht gleich vollkommen sein, sondern es bedurfte der Erfolge der exakten Wissenschaften von Jahrhunderten, um sie zur Vollkommenheit gelangen zu lassen. Wenn das Handwerk einmal die Natur nachahmen will, so zeigt sich hier noch schlagender die Macht der einen und die Ohnmacht der anderen. Ein Mensch will eine Blume machen, eine Rose. Zu diesem Zweck nimmt er eine natürliche Rose, studiert sie lange und aufmerksam in allen kleinsten Details – jedes Blütenblatt, jede Fältelung, die Übergänge und Nuancen der Farbe, die allgemeine Form, und wird erst nach vielen Überlegungen und Berechnungen seine Blume aus Stoffen, die entsprechend den natürlichen Farben gefärbt sind, zuschneiden und zusammennähen. Und wie groß ist wirklich seine Kunst: auf zehn Schritt Entfernung werden wir seine künstliche Rose nicht von einer natürlichen unterscheiden; aber wir treten näher, und dann sehen wir eine kalte, unbewegliche Leiche neben der schönen lebensvollen Schöpfung der Natur – und unser Gefühl ist gekränkt durch die tote Imitation. Mit freudigem Gefühl und bewegt greifen wir nach der bezaubernden Blume – betrachten sie und riechen an ihr. Ihre Kelch und Blütenblätter sind so symmetrisch, so wohlproportioniert angeordnet, daß ihre Regelmäßigkeit nur durch unsern Geist erfaßt werden kann, sich aber nicht durch unsre Instrumente feststellen läßt, die hierfür nicht genügend exakt sind, und dazu ist jedes dieser Blätter so genau, mit solcher Sorgfalt, mit so unendlicher Vollkommenheit gearbeitet und bis in die kleinsten Details getönt... Wie üppig schön ist der Blütenkelch, wie viele Äderchen hat er, wie viele Nuancen, wie zart und leuchtend ist der Blütenstaub... Oh, selbst König Salomo in all seiner Herrlichkeit hat sich nicht prächtiger gekleidet! ... Und wie berauschend ist schließlich [207] der Duft! ... Aber solange wir diese Rose von außen betrachten, uns über ihr Aussehen, ihre Farbe, ihren Duft freuen und sie bewundern, kann die künstliche Blume noch mit ihr verglichen werden, wenigstens noch gewissermaßen als ihre Parodie, die auf ihre Art die Kraft und Macht des menschlichen Verstandes beweist; aber ist allein damit bei der Rose alles getan? O nein! das ist nur die äußere Form, der Ausdruck ihres Inneren: diese herrlichen Farben sind von innen aus der Pflanze hervorgekommen, dieses berückende Aroma ist ihr balsamischer Odem... Blickt dorthin, ins Innere dieser Blume – und jeder Vergleich der künstlichen Rose mit ihr zerstört sich selbst als törichter, den gesunden Sinn beleidigender Gedanke. Dort, im Innern des grünen Stengelchens, auf dem diese prächtige Blume so graziös schwebt, dort ist eine ganze neue Welt: dort ist ein selbständiges Laboratorium des Lebens, dort fließt durch feinste Äderchen von göttlich-regelrechter Arbeit der Saft des Lebens, strömt der unsichtbare Äther des Dufts... Und dabei hat die Natur auf diese göttliche Blume sowohl weniger Zeit als auch ein einfacheres und billigeres Material verwandt und überhaupt keine Arbeit, Überlegung oder Berechnung: ein kleines Samenkorn ist auf die Erde gefallen – und aus der Erde ist die Pflanze hervorgekommen, hat sich in Blätter gekleidet und mit Blüten geschmückt für das Hochzeitsgelage des Frühlings... Bereits in dem Samenkorn lagen sowohl die Wurzel als auch der Stengel beschlossen, die schönen Blättchen und die üppige, aromatische Blüte und die ganze Architektur der Pflanze mit all ihren Formen und Proportionen! Aber was hat denn dabei die Natur getan? Womit hat sie bei der Erschaffung dieser Blume ihren Anteil kundgegeben? Wir wiederholen: es hat sie nichts gekostet. Ruhig, ohne jede Anstrengung wiederholt sie jetzt die einst ein für allemal von ihr erschaffenen Erscheinungen. Aber es gab einen Augenblick, wo sie furchtbar gearbeitet hat, mit Anstrengungen und im Kampfe all ihrer Kräfte... Als das allgewaltige „Es werde“ das vorzeitliche Chaos zum Erwachen brachte, das Nichtsein zum Sein, die Möglichkeit zur Wirklichkeit, die Idee zur Erscheinung aufrief – da trat der körperlose, in Vorzeiten existierende göttliche Gedanke aus dem Nichts in Erscheinung als unser Planet – und lange Zeit drehte sich dieser Planet in einem Ozean bald von Wasser, bald von Feuer – und heute noch geben hohe Gebirgskämme an Stelle einstigen

Meeresbodens, unterirdische Wasser und Feuerströme, bodenlose Meere, Inseln und Seen sowie [208] feuerspeiende Vulkane Zeugnis von den furchtbaren Umwälzungen, die der Planet durchgemacht hat, bevor er wurde, was er jetzt ist, von seiner gewaltigen Arbeit, die, nach einem ganzen, riesigen, auch heute noch nicht ganz ausgeformten Kontinent zu urteilen*, auch jetzt noch nicht abgeschlossen ist. Ja, das war eine gewaltige Arbeit: die Natur brachte endlose Reihen von Erscheinungen hervor – und jede von ihnen war ein mächtiger, momentaner und plötzlicher Auftrieb aus dem Dunkel des Nichts ins Licht des Lebens. Erhaben und schön ist das Gebäude des Universums! Wie regelmäßig ist diese blaue Himmelskuppe, an der in so strenger Ordnung, so unabänderlich, regelmäßig und harmonisch die Sonne auf- und untergeht und der Mond mit Myriaden von Sternen erscheint und sich wieder verbirgt! Und dabei verdanken diese Kreise und Sphären ihre Existenz nicht dem Zirkel, kein Plan war vorher auf dem Papier entworfen worden, und nicht die Überlegung eines Mathematikers hat von vornherein diese unendlichen Beziehungen zwischen unendlichen Größen, Gewichten und Räumen bestimmt. Das Universum ist ohne Ende, die Himmelskörper sind ohne Zahl und alle in Welten geteilt, die eine der andern untergeordnet sind, und jede von ihnen ist der Teil eines Ganzen, das so etwas wie einen lebendigen organischen Körper darstellt, und steht in Wechselbeziehung und wechselseitiger Abhängigkeit zu jedem anderen – und all dieser Raum ohne Grenze, all diese Größe ohne Maß, all diese Menge ohne Zahl, die ein einiges Ganzes bilden, sind aus sich selbst geboren und tragen auch ihre Gesetze, ihre ewigen unveränderlichen Zahlen und Linien und den ganzen Planriß ihrer Totalität in sich selbst. Das Universum ist der göttliche Gedanke, der von Ewigkeit an, vor aller Zeit bestanden hat, als vernünftige Möglichkeit und plötzlich durch Verkörperung in der Form zu augenfälliger Wirklichkeit geworden ist. Im Gewebe seiner Existenz erblicken wir zwei anscheinend entgegengesetzte, im Wesen jedoch verwandte und identische Seiten: Geist und Materie. Der Geist ist der göttliche Gedanke, die Quelle des Lebens; die Materie ist die Form, ohne die der Gedanke nicht in Erscheinung treten könnte. Es ist klar, daß diese beiden Elemente eins des anderen bedürfen: ohne Gedanke ist jede Form tot, ohne Form ist der Gedanke nur etwas, was sein kann, aber nicht existiert. In der Erscheinung stellen sie etwas Einheitliches und Unteilbares [209] dar, indem sie einander durchdringen und ineinander aufgehen. Der Prozeß ihrer Verschmelzung (Konkretisierung) ist ein Mysterium, in dem das Leben sich sozusagen vor sich selbst verborgen hat, als wollte es auch sich selbst nicht zum Zeugen seines gewaltigsten Aktes, seiner feierlichsten heiligen Handlung machen. Wir kennen die Notwendigkeit dieses Prozesses, sein Mysterium jedoch können wir nur empfinden oder anschauen. Er ist die notwendige Vorbedingung für die Lebendigkeit einer Erscheinung, und sein Resultat ist der *Organismus*, der seinerseits die *Besonderheit*, die *Individualität* und die *Persönlichkeit* zum Resultate hat.

Alle Erscheinungen der Natur sind nichts anderes als einzelne und besondere Erscheinungen des *Allgemeinen.* Das Allgemeine ist die Idee. Was ist die Idee? Nach ihrer philosophischen Definition ist die Idee der konkrete Begriff, dessen Form nicht etwas für ihn Äußerliches, sondern die Form seiner Entwicklung, seines eigenen Inhalts ist. Da wir es jedoch nicht auf die philosophische Darstellung unseres Gegenstandes abgesehen haben, wollen wir uns bemühen, ihn unseren Lesern möglichst wenig abstrakt und soviel wie möglich bildhaft nahezubringen. Im zweiten Teil von Goethes „Faust“ gibt es eine Stelle, die uns zu einer der Wahrheit naheliegenden Vorahnung der Bedeutung der „Idee“ bringen kann. Nachdem Faust dem Kaiser das Versprechen gegeben hat, Paris und Helena vor ihm erscheinen zu lassen, wendet er sich um Hilfe an Mephistopheles, der ihm recht ungern das einzige Mittel zur Ausführung seines Versprechens namhaft macht.

* Neuholland. – *W. B.*

„Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit,
Die *Mütter* sind es!“

„Mütter!“ ruft Faust verwundert aus, „Die Mütter, Mütter!“, wiederholt er – „das klingt so wunderlich.“ Und Mephistopheles fährt fort:

„... Göttinnen ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
... Bist du bereit? –
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast du Begriff von Öd’ und Einsamkeit?“

[210] Faust versichert ihn seiner Bereitschaft, und Mephistopheles fährt fort:

„Und hättest du den Ozean durchschwommen,
Das *Grenzenlose* dort geschaut,
So sähst du dort doch Well‘ auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vorm Untergange graut.
Du sähst doch etwas. Sähst wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du tust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.“

Faust bleibt unerschütterlich. „In deinem *Nichts*“, sagt er, „hoff’ ich das *All* zu finden.“ Daraufhin gibt Mephistopheles ihm den Schlüssel.

„Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folg ihm hinab, er führt dich zu den *Müttern.*“

Das Wort „Mütter“ läßt Faust von neuem erzittern:

„Den Müttern! Trifft’s mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?“

Mephisto antwortet ihm:

„Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?“

Mephistopheles gibt ihm nun Anweisungen, wie er sich auf seiner wundersamen Reise zu verhalten hat, und Faust, der durch die Berührung des Zauberschlüssels neue Kräfte in seiner Brust spürt, versinkt, mit dem Fuß aufstampfend, in die bodenlose Tiefe.

„Neugierig bin ich, ob er wiederkommt“,

sagt Mephistopheles, als er allein geblieben ist. Doch Faust ist wiedergekommen und mit Erfolg wiedergekommen: er hat aus der bodenlosen Leere den Dreifuß heraufgebracht, jenen Dreifuß, der nötig war, um die Schönheit in Gestalt des Paris und der Helena in die Welt der Wirklichkeit heraufzurufen.*

[211] Ja, sonderbar klingt dieses Wort „Mütter“, und man kann es nicht ohne geheimes Beben aussprechen, als sei es eines von jenen mystischen Worten, die den Mond erblassen und die Toten sich in ihren Gräbern regen lassen! ... Aber noch mehr Mut gehört dazu, [in die grenzenlose Leere hinabzusteigen und bis zu den „Müttern“ zu gelangen! ... Wer jedoch nicht erbebt

* Diese ganze, den Hinweis auf den „Faust“ enthaltende Stelle, ist ein Auszug aus dem Artikel Rötschers „Über die philosophische Kritik von Kunstwerken“; der Auszug stammt von dem Übersetzer dieses Aufsatzes, Herrn Katkow, und ist von uns hier in vollem Umfang verwendet. Siehe „Moskowski Nabludatel“ Jahrgang 1838, Teil XVIII, S. 187/188. – *W. B.*

und nicht zurückweicht und nicht schwach wird in seinem furchtbaren Unternehmen – der kehrt mit dem Zauberdreifuß zurück, mit dem man die Schatten längst Verstorbener ins Leben rufen und körperlose Gedanken in schön geformte Leiber kleiden kann... Diese „Mütter“ sind die urewigen Ideen, die, in Formen verkörpert, zu den Welten und den Erscheinungen des Lebens geworden sind. Das Leben erschreckt niemanden; sondern es zieht uns wie eine Schöne mit feurigem Blick, rosigen Wangen und zum Küssen lockendem Mund mit unwiderstehlicher Zauberkraft an – mit geschlossenen Augen, wie von Sinnen werfen wir uns in ihre Umarmung –, und wir sehen sie an, ohne uns satt sehen, freuen uns ihrer, ohne uns satt freuen zu können... Doch wir tragen einen Wurm in uns, der den vollen Genuß vergiftet – dieser Wurm ist der Wissensdurst. Sobald er sich zu regen anfängt, beginnt das bezaubernde Bild der Schönen sich vor uns zu verstecken; der Wurm wächst, er verwandelt sich in eine Schlange, die unser Herzblut trinkt – die Schöne verschwindet ganz, und um sie zurückzubringen, müssen wir unsern Blick von den Formen und den Farben abwenden und ihn auf Skelette ohne Leben und Schönheit richten. Aber bald müssen wir uns auch das versagen und uns in die grenzenlose Leere stürzen, wo es kein Leben, keine Bilder, keine Töne und keine Farben, nicht Raum und nicht Zeit gibt, wo der Blick auf nichts verweilen, der Fuß auf nichts Halt finden kann, wo – als Mütter alles Seins – die körperlosen Ideen herrschen, die jenes *Nichts* sind, aus dem *Alles* hervorgegangen ist; die von Ewigkeit an, vor der Welt, da waren und von denen die Zeit ausgegangen ist und die Welten ihren Lauf in die Ewigkeit begonnen haben...

So sind also die Ideen die Mütter des Lebens, seine substantielle Kraft und sein Inhalt, jenes unerschöpfliche Reservoir, aus dem unablässig die Wellen des Lebens strömen. Die Idee ist ihrem Wesen nach etwas Allgemeines, denn sie gehört weder einer bestimmten Zeit noch einem bestimmten Raum an; durch den Übergang in die Erscheinung wird sie zum Besonderen, Individuellen, Persönlichen. Die ganze Leiter der Schöpfung ist nichts anderes als [212] die Besonderung des Allgemeinen im Einzelnen, die Erscheinung des Allgemeinen als Einzelnes. Aus der allgemeinen Weltmaterie ist unser Planet hervorgegangen und ist, nachdem er seine einmalige, besondere Form erhalten hatte, seinerseits zur allgemeinen substantiellen Materie geworden, die unermüdlich zur Besonderung in Myriaden von Einzelwesen strebt. Die gestaltlosen Massen der Metalle und der Steine, die keinerlei bestimmte Form darstellten, stellen nichtsdestoweniger besondere Erscheinungen dar, die ihre eigene, wenn auch niedere und äußere Organisationsform haben. Einige von ihnen bilden sich sogar zu den bestimmten, regelrechten Formen der Prismen aus, die aus irgendeinem Boden hervorzuwachsen scheinen, der aus einem ihnen gemeinsamen Stoff besteht und ihnen als gestaltlose Basis dient. Die Organisationsform der Pflanzen ist höher, und sie stellen überhaupt bereits eine Art von höherer Besonderheit dar, die allerdings noch nicht die Individualität erreicht hat. Jede von ihnen braucht gleichermaßen sowohl Wurzel als auch Stamm, Zweig und Blatt, doch die Zahl der Blätter ist unbestimmt, und die abgerissenen ändern nichts an der Besonderheit des Baumes; was dann die Zweige angeht... [213]

Betrachtungen über die hauptsächlichsten Erscheinungen der russischen Literatur des Jahres 1843

(Erster Aufsatz)[1]

Wir sagen: „Betrachtungen über die russische Literatur“, „der Zustand der russischen Literatur“ und benützen andere ähnliche Wortverbindungen, bei denen „Russische Literatur“ ständig in der Einzahl gebraucht wird. Das ist eine Gewohnheit, der man endlich einmal die nötige Aufmerksamkeit schenken und die man sich abgewöhnen sollte. Es gibt bei uns *mehrere* Literaturen: indem wir sie alle unter den Worten „Russische Literatur“ vermengen und diesem Wort verschiedene Epitheta[*] hinzufügen, versündigen wir uns oft, indem wir die Merkmale der einen Literatur der anderen zuschreiben, die sie gern los sein würde, da sie in ihnen durchaus keine Auszeichnung sieht... Wir wollen versuchen, uns deutlicher zu erklären.

Es gibt bei uns eine schmutzige, eine Groschenliteratur, die sich in den schwer zugänglichen krummen Gassen der Trödelmärkte versteckt, nach der Fäulnisluft feuchter, dunkler Keller riecht, von den bescheidenen Tributen einer mit Lumpen bedeckten Ignoranz lebt. Sie hat vom ersten Tage ihres Bestehens an bis heute die gleichen Ideen, die gleichen Begriffe, die gleichen Anschauungen, das heißt weder Ideen noch Begriffe, noch Anschauungen. Ihre Vertreter sind Dunkelmänner, die kaum schreiben können, jedoch ihr Publikum außerordentlich gut kennen und deshalb erstaunlich kühn sind: sie liefern seinem neugierigen Geist die allerverschiedenartigste Nahrung und unterhalten sich mit ihm nicht selten über Dinge, von denen sich unsre Weisen nichts träumen lassen. Zu den bemerkenswerten Eigenschaften der Groschenliteratur gehört übrigens die erstaunliche Sicherheit, mit der sie auf dem einmal gewählten [214] Weg dahinschreitet, und die patriarchalische, eine Art von naiver Vertraulichkeit atmende Offenherzigkeit, mit der sie ihr Publikum behandelt. Vergebens werfen sich die Zeitschriften mit allem ihnen zur Verfügung stehenden Witz gegen die Groschenliteratur in Harnisch, vergebens wenden sie sich mit Drohungen, Ermahnungen, Beschimpfungen an sie; sie liest keine Zeitschriftenrezensionen oder liest sie mit jener stummen, stolzen Verachtung, die mit aller Klarheit beweist, daß es bereits zu spät ist, sie, die in der groben Rinde der Ignoranz erstarrte, auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen – noch dazu mit *der Geißel der Kritik*!... Sie hat bereits längst jenes Maß von Schamgefühl verloren, das „so manchen“ seine nicht ganz lobenswerten Handlungen hinter der Maske des Strebens nach dem Gemeinwohl, der Vorliebe für Bildung und sogenannte gute Absichten verbergen läßt – und geht direkt und dreist auf ihr Ziel los, macht sich mit unbekümmerter Unverschämtheit an die Person heran, die ihr durch ihre „Schwäche für Literatur“ bekannt ist, zieht ihr ein paar Groschen aus der Tasche, in die sie statt dessen ihr schmutziges Machwerk stopft, und läuft mit lautem Lachen davon, ohne dem Käufer im geringsten zu verbergen, daß sie ihn hübsch ’reingelegt hat. Dann geht sie in die entsprechenden „Häuser“, läßt dort das verdiente Geld und versorgt sich mit Material für ein neues Machwerk.

Es gibt bei uns eine andere Literatur – eine leibliche Schwester der ersteren, nur etwas sauberer, findiger und vorsichtiger. Auch ihr geht es nicht um Kunst, um Wissenschaft, sie versteht sie nicht einmal recht, und wird sie nicht verstehen, bevor sie irgend jemand nicht anständig bezahlt. Sie verfolgt das gleiche Ziel wie die erste – Geld zu machen, jedoch in bedeutend größerem Ausmaß: da, wo die Groschenliteratur sich mit Groschen und Fünfzigern zufrieden gibt, ist sie darauf bedacht, Tausender einzuheimsen. Ihr genügt der nach besten Kräften geleistete Tribut nicht, den so eifrig jenes Publikum auf den „Altar der Bildung“ legt, das sich in

[1] Erschien zum erstenmal 1844 in der „Literaturzeitung“.
[*] Plural von Epitheton: als Attribut gebrauchtes Adjektiv oder Partizip (z. B. das *große* Haus)

grobe Bauernkittel und gerblederne Pelzröcke kleidet; sie kennt den verfeinerten Komfort des Lebens und will um jeden Preis in der Equipage fahren, in Klubsesseln sitzen, Champagner trinken und um hohen Einsatz Préférence* spielen. Und so hat sie sich an das reichere, splendide** Publikum herangemacht – ein sonderbares, buntscheckiges, manchmal sehr gescheites, manchmal etwas blödes, aber stets höchst vertrauensseliges, gutmütiges und nachsichtiges Publikum. Und wehe [215] ihm, dem armen, vertrauensseligen Publikum! Die *Geschäftemacher*-Literatur verstrickt es von allen Seiten in ihre Netze, die, das muß man zugeben, sehr oft höchst kunstvoll gesponnen sind. Mit welch unnachahmlichem Geschick versteht sie es, diese Geschäftemacher-Literatur, sich, wenn nötig, den Anschein zu geben, als sei sie selbstlos, bange sich um die Erfolge des heimatlichen Schrifttums und leide bitter unter dessen Unpäßlichkeiten! Wie gut versteht sie es, unzweifelhafte Anzeichen ihrer guten Absichten und ihrer Gewissenhaftigkeit zur Schau zu stellen! Mit welcher Kunst verbirgt sie, die nicht selten bis zum Zynismus grob ist, sich im Notfall hinter der Maske einer bis zur Prüderie gehenden Wohlanständigkeit! ... Aber besonders unerschöpflich ist sie in der Liebedienerei vor dem Publikum, in der Anpassung an seinen unentwickelten, wegen des Fehlens jeder Überzeugung wankelmütigen Geschmack, in der Bereitschaft, es womit auch immer zu amüsieren, wenn es sich nur amüsierte und ordentlich bezahlt! Heute ein Roman, morgen eine Erzählung, übermorgen ein ekstatisches Drama, über eine Woche einen ganzen Band Kritiken, über einen Monat ein Geschichtswerk in zehn Bänden! Es kommt nicht darauf an, daß der Roman schlecht ist, das ekstatische Drama die allerhartnäckigsten Theaterbesucher einschläfert, die Kritiken durch die Borniertheit der Anschauungen, die Inhaltsleere und die Trivialität der Urteile lachen machen; es kommt nicht darauf an, daß die aus fremden Brocken und völlig unnützen Spekulationen zusammengeflickte Geschichte die Gebeine der zu Unrecht von ihr bemüßigten Helden erbeben läßt; es kommt nicht darauf an – wenn nur Geld hereinkommt! Für Geld ist die Geschäftemacher-Literatur zu allem bereit. Sie wird vor der Talentlosigkeit auf die Knie fallen und ein erstrangiges Talent, das den Absatz ihrer kläglichen Machwerke bedroht, mit Schmutz bewerfen; sie wird die tollsten Geschichten erfinden; sie wird einem Menschen, der die ruinöse Rolle ihres „Ernährers“ auf sich nimmt, gedruckt die Hand küssen und ihn in allem Ernst, vor allem Publikum einen Förderer der Literatur nennen, obwohl er sein Leben lang nicht eine Zeile geschrieben und ebensoviel Vergnügen daran gefunden hat, die Literatur zu fördern, wie eine Fliege, eine Equipage zu ziehen[2] sie, diese Geschäftemacher-Literatur, wagt sich in ihrer eigennützigen Verblendung an die Unantastbarkeit großer, berühmter Namen heran, auf welche die Menschheit stolz ist, um nur der unwissenden Menge zu schmeicheln, die natürlich an der Herabsetzung [216] derer, deren Überlegenheit ihr schon lange in die Augen gestochen hat, nur Freude haben kann; sie wird die Narrenkappe aufsetzen und mit herausgestreckter Zunge und clownhaft bemaltem Gesicht vor dem Publikum Purzelbäume schlagen, schuhplatteln und wilde Schreie ausstoßen – nur her mit dem Geld! ... Und wer weiß, was sie sonst noch unternehmen wird und unternimmt zur Erreichung des Ziels, das ihre Handlungen ungeteilt bestimmt? ... Und wie ergötzlich, wie unbezahlbar komisch und zugleich wie empörend ist ihr ständiges Gezänk, geboren aus kleinlichem, schändlichem Neid, der nicht sehen kann, daß ein Rubel zuviel in die Tasche des Konkurrenten gelangt, ohne daß jemand: „Räuber! Diebe!“ schreit. Das Gezänk, das sich ständig zwischen den Vertretern der Geschäftemacher-Literatur wiederholt, läßt sich nicht literarisch nennen, verdient überhaupt gar nicht, zur Literatur gerechnet zu werden. Und das ist, bis zu einem gewissen Grade, was bei dem unvorsichtigen Gezänk der Geschäftemacher-Literatur herauskommt: niemand hat ihr so empfindlichen Schaden zugefügt wie sie selbst. Ihre Vertreter haben in ihren ständigen, nie

* französisches Kartenspiel

** bildungssprachlich veraltend: freigebig, großzügig; kostbar und prächtig

[2] Mit „Ernährer“ und „Förderer der Literatur“ ist der Buchhändler und Verleger M. D. Olchin gemeint, dem F. W. Bulgarin aus eigennützigen Motiven in der Presse Lobeshymnen sang.

lange dauernden, aber sehr hitzigen Streitereien gedruckt übereinander so viele bittere Wahrheiten gesagt, daß sie in den Augen des Publikums ungewollt durchaus nicht so rein und selbstlos geworden sind, wie sie sich in ihren Werken hingestellt haben. Mit Recht sagt das Sprichwort: „Auch der Klügste macht Fehler“ – und das ist eine große Wohltat für die Literatur, denn andernfalls hätte sich der Einfluß der Geschäftemacher-Autoren auf das russische Publikum, mit dessen Vertrauensseligkeit zu spielen so einträglich ist, noch wer weiß wie lange gehalten! Aber heute neigt sich dieser Einfluß, dank der eignen Unvorsichtigkeit der Geschäftemacher-Literatur, von selbst dem Untergang zu..

Es gibt bei uns noch eine Literatur, die ihren Zielen nach weniger tadelnswert, aber im höchsten Maß kläglich ist – die Literatur, die die Dinge mit den Augen der guten alten Zeit betrachtet, anläßlich neuer Tatsachen alte Ideen predigt und mit einer Hartnäckigkeit, die um so betrüblicher ist, als sie es nicht selten ehrlich meint, alles Neue und Gute mit dem Bannfluch belegt. Ihre Vertreter sind die Literaturgreise, die der moralische Tod vor dem physischen ereilt hat – aber nicht jene der Achtung und der Teilnahme würdigen

„Sprößlinge einer andren Generation“,

„Sprößlinge“, die großzügig den sich gesetzmäßig und unvermeid-[217]lich vollziehenden Sieg der Zeit über sie anerkannt haben, stillfriedlich vom Kampfplatz abgetreten sind –

„Und, wo lebendige Menschen gehn,
Vor Häusern und an Scheidewegen
Wie Marmorgrabdenkmäler stehn“,

ohne sich in fremde Angelegenheiten einzumischen und der neuen Generation Überzeugungen und Glaubensmeinungen aufzudrängen, die zu ihrer Zeit schön und gut waren und es auch für Leute ihrer Zeit, als lebendige Niederschläge des besten Lebensalters, geblieben sind, die jedoch die neue, vom Gesetz der ständigen Vervollkommnung unvermeidlich vorwärtsgetriebene Generation nicht mehr befriedigen können. Die Vertreter und Autoren der Greisen-Literatur sind jene beschränkten, unbeweglich stehengebliebenen Naturen, die überhaupt unfähig sind, sich nur zu einem anständigen, großherzigen Bewußtsein aufzuschwingen, oder diejenigen unter den Autoren der Geschäftemacher-Literatur, die es aus irgendeinem Grunde nutzbringender gefunden haben, sich unter die Verteidiger der guten alten Zeit einzureihen. Die Greisen-Literatur sieht in jeder nützlichen Neuerung, in jedem Schritt, den die moderne Wissenschaft vorwärts tut, eine persönliche Beleidigung, ein Ereignis, das das „Vaterländische Schrifttum“ mit völliger Vernichtung bedroht. Jeder direkt oder indirekt ausgesprochene kühne Gedanke, jede neue Meinung, die ihren engen Begriffchen widerspricht, findet bei der Greisen-Literatur heftigen Widerstand und nicht selten bösartige Auslegung. Jemandem zu sagen, Gott behüte, daß man sich nach Shukowski, Puschkin, Lermontow in der heutigen Zeit nicht mehr *unbedingt* an den Gedichten Dershawins begeistern könne, daß Karamsin der russischen Sprache, der russischen Geschichte, der russischen Gesellschaft zwar große Dienste geleistet habe, die ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der russischen Literatur einräumen, daß er jedoch nicht zu der Zahl jener erstklassigen Genies gehöre, deren Werke man immer mit der gleichen Begierde, mit dem gleichen Genuß lesen wird. Behüte Gott! ... Die Greisen-Literatur wird Zetermordio schreien; sie wird aus eurer Meinung ein Verbrechen machen, das sie in vorsintflutlichen Versen oder in Amtsstilprosa nach Punkten darlegen und in Satz geben wird, in der Hoffnung... aber glücklicherweise gehen derartige Hoffnungen nicht in Erfüllung! ... Übrigens ist hier noch nicht einmal der zehnte Teil [218] der Beschäftigungen aufgezählt, denen die Greisen-Literatur ihre goldnen Mußestunden widmet; ihre Beschäftigungen sind reichlich vielseitig: ein Teil von ihr schläft den Reckenschlaf auf Bergen alten, unnützen Gerümpels, bemüht, sich und anderen einzureden, er beschäftige sich mit der Aufarbeitung von irgendwelchen Materialien; von Zeit zu Zeit wacht er

auf, bringt dem Publikum zur Kenntnis, daß er noch nicht alles habe sagen können, „was er zu sagen habe“, und schläft wieder ein; ein anderer, tätigerer Teil schreibt ganze Bücher zur Verteidigung des sogenannten patriarchalischen Lebens, das nach der Meinung der Greisen-Literatur darin besteht, unbedingt nach dem Essen zu schlafen, jeden Samstag ins Dampfbad zu gehen und sich in der Vorfastenzeit vollzufressen; ein dritter Teil, der wildeste und unbändigste, verkündet außer den der gesamten Greisen-Literatur gemeinsamen Ideen von der Fäulnis und Verdorbenheit des Westens, daß die russische Literatur nicht nur nicht hinter anderen Literaturen zurückgeblieben, sondern sogar über die Grenze möglicher Vollkommenheit hinaus vorwärtsgeschritten sei, so daß es ihr ganz guttun würde, wieder ein bißchen zurückzugehen – einmal in der Bauernsprache zu reden, Puschkin für einen talentlosen Schriftsteller, irgendeinen Verfasser einer Bilderfibel dagegen für den ersten Romancier, Philosophen und Poeten zu halten. ... Mit Schrecken denkt man daran, daß es in unserer Zeit Köpfe gibt, die auf diese Art räsonieren, aber daran, daß es sie gibt, ist – leider! – gar kein Zweifel: die Tatsache ist zu frisch und zu bekannt für jeden, der einen Blick in die russischen Zeitschriften und Bücher wirft! ... Überhaupt tut sich die Greisen-Literatur durch die Wildheit ihrer Urteile und die Unfruchtbarkeit ihrer mit dem Geist und den Forderungen des Jahrhunderts unvereinbaren Tätigkeit hervor, einer Tätigkeit, um die sie niemand gebeten hat. Sie stört nur die richtige Entwicklung der Literatur, die Vorwärtsbewegung, die niemand in der gegenwärtigen Periode der russischen Literatur leugnen kann. Zu einer Zeit, wo Menschen mit Überzeugungen und Glaubensmeinungen, die dem gegenwärtigen Stand der Bildung entsprechen, sich im Schweiße ihres Angesichts für die Zukunft abmühen – sehen die Altgläubigen in der Literatur immer noch nichts mehr als ein *Mittel zur Verkürzung der Langenweile langer Herbstabende* und versuchen infolge dieser Auffassung, uns in aller Unschuld für nie dagewesene Abenteuer nie dagewesener Helden zu erwärmen.

Am betrüblichsten von allem ist es, zu sehen, daß nicht nur die [219] literarischen Altgläubigen, die den sich gesetzmäßig und unvermeidlich vollziehenden Sieg der Zeit nicht anerkennen, die Literatur mit diesen Augen betrachten. Ein großer Teil der Schriftsteller, die erst ganz vor kurzem in der literarischen Arena erschienen und als mehr oder weniger begabt anerkannt worden sind, versteht bis jetzt noch nicht und bemüht sich nicht, zu verstehen, welche Pflichten heutzutage mit dem Titel eines echten Schriftstellers verbunden sind; statt nach besten Kräften und Möglichkeiten bei der gemeinsamen Arbeit mitzuhelfen, drischt er leeres Stroh, besingt den Mond, die Maid, den Champagner und erzählt dabei mit gutmütiger Selbstzufriedenheit ohne die geringste Ironie manchmal recht unterhaltende, doch jeder Idee bare erfundene Geschichten.

Schließlich gibt es bei uns noch eine Literatur, eine eben erst im Entstehen begriffene Literatur, die kaum ein Dutzend echter Vertreter aufweisen kann, aber fruchtbarer und lebendiger ist als alle übrigen, von denen oben die Rede war. Mit großherziger Selbstlosigkeit, um edler, von eigennützigen Berechnungen weit entfernter Ziele willen, begeistert von den hohen Prinzipien des großen Umgestalters Rußlands, hat sie den dornigen, schwierigen Weg gewählt, der zu der ewigen, heiligen Wahrheit, zu der Verwirklichung des Ideals auf Erden führt – und sie schreitet langsam, jedoch fest und selbständig auf diesem ihrem Wege dahin und bringt die öffentliche Bildung ungeahnt vorwärts ... Antwort gebend auf die Stimme der allgemeinen und der echten russischen Wissenschaft, mit edler Sympathie für alles Erhabene, nimmt sie sich die wichtigsten Fragen des Lebens vor, zerstört die eingewurzelten Vorurteile des Lebens und erhebt voller Empörung ihre Stimme gegen die betrüblichen Erscheinungen in den modernen Sitten; so zieht sie in der ganzen abscheulichen Nacktheit der Wirklichkeit alles an die Oberfläche, „was uns jeden Augenblick vor den Augen liegt und was die gleichgültigen Augen nicht sehen, den ganzen furchtbaren, erschreckenden Schlamm der Kleinigkeiten, die unser Leben eingesponnen haben, das tiefste Innere der kalten, zerstückelten All-

tagscharaktere, von denen unser Land wimmelt“*. Diese Literatur schreibt uns keine Vorzüge zu, die wir nicht haben, verhüllt uns keinen unserer Mängel, sondern bemüht sich, sie nach Möglichkeit aufzudecken und sichtbar zu machen – denn echter Patriotismus besteht nach ihrer [220] Meinung nicht darin, für das Vaterland Eigenschaften in Anspruch zu nehmen, die es sich, mit schnellen Schritten der Vollkommenheit entgegengehend, noch nicht anzueignen vermocht hat, sondern in edlen, uneigennützigen Bemühungen die Zeit näherzubringen, wo es wirklich die mögliche Vollkommenheit erlangt. Wie sehr muß sich diese uneigennützige Literatur deswegen verurteilen, wie sehr muß sie sich vorwerfen lassen, es fehle ihr an Patriotismus – und das von engstirnigen Pedanten, die sie absichtlich oder unabsichtlich nicht verstehen, die, um ihre eigene Tatenlosigkeit mit einem entschuldigenden Grund zu verdecken, behaupten, es sei bei uns schon alles getan, wir hätten uns in nichts zu vervollkommnen, wir brauchten nur die Hände in den Schoß zu legen und die Früchte unsrer Arbeit zu genießen!

Das sind die Elemente, aus denen die russische Literatur gegenwärtig besteht. Ihre Lage ist nicht glänzend, aber sie enthält auch nichts, was einen an ihrer Zukunft verzweifeln lassen müßte. Das vergangene Jahr ist gleich einigen vorhergehenden nicht reich an hervorragenden Werken, aber es bietet einige Tatsachen dar, die unwiderleglich bestätigen, daß für die russische Literatur die Kindheitsperiode ihrer Existenz – die Periode einer unfruchtbaren Romantik – unwiederbringlich vorüber und die Periode der Mannesreife angebrochen ist. Und wie aktiv, wie listig die literarischen Altgläubigen, die Geschäftemacher-Autoren und überhaupt die ganze literarische „Krätze“ sich bemüht, die russische Literatur von dem wahren Weg abzubringen, den sie erst seit so kurzer Zeit beschritten hat, und ihr das alte Lotterleben aufzuzwingen, das sie zurückzerren würde – die russische Literatur schreitet vorwärts. Die Stimme ihrer nicht zahlreichen echten Vertreter übertönt, stark durch ihre Wahrheit und ihre Einmütigkeit, das unharmonische Geschrei der zahlreichen Menge von verschiedenem Kaliber, die sich von persönlichen Interessen leiten läßt. Heute geht es schon nicht mehr an, literarischen Ruhm auf zwei, drei mehr oder weniger gelungenen, äußerlich blendenden, jeden inneren Gehalts baren Gedichten aufzubauen; heute werden wir schon nicht mehr in Tränen ausbrechen, uns schon nicht mehr in Unkosten stürzen und uns darum reißen, „Abbadonna“, „Emma“ oder „Die Seligkeit des Wahnsinns“[3] zu kaufen, werden nicht Werke zu den Standardwerken rechnen, in denen es weder echtes Taktgefühl für Wirklichkeit noch reife, kräftige Gedanken gibt, sondern überirdische Maiden, im [221] Äther umherschwebende Traumgebilde, von Seufzern und sentimentalen Phrasen lebende Liebe und kindisches Drängen nach irgendeinem verkehrt verstandenen Ideal; heute werden wir bereits nicht mehr den trivialen Räsoneur, der unsre ihm unverständlichen Sitten verleumdet, unsre Wirklichkeit entstellt, uns mit Sentenzen belehrt, die aus Abc-Büchern entnommen sind – als moralsatirischen Dichter anerkennen, der Achtung und Lob verdient; wir werden den anderen Räsoneur, der sein ganzes Leben lang nicht einen einzigen gesunden, ihm selbst gehörenden Gedanken ausgesprochen hat, nicht einen „Philosophen“ nennen, „der in die Tiefe seines Geistes hinabgestiegen ist“[4] – und wenn irgendein Kritiker im Eifer gemachter oder wirklicher Begeisterung vor dem Schöpfer irgendeiner Mittelmäßigkeit im phantastischen Genre auf die Knie fällt, werden wir nur finden, daß er nicht ganz gesund ist, und werden seinem unverständigen Gefieber gegenüber kühle Zuschauer bleiben. Heute werden wir uns auch in der Kritik nicht mit hochtrabend hohlem Dahergerede zufrieden geben, sondern Ideen und Urteile suchen, die auf den Gesetzen der schönen Wissenschaften, der Philosophie der Kunst begründet sind.... Ja, wir werden älter, wir werden Männer – und Gott sei’s gedankt! ... [223]

---

* *Gogol*, „Die toten Seelen“, S. 257. – *W. B.*

[3] „Abbadonna“, „Emma“ und „Die Seligkeit des Wahnsinns sind Werke von N. A. Polewoi.

[4] Der „triviale Räsoneur“ ist F. W. Bulgarin. Der „andere Räsoneur ist O. I. Senkowski.

Über die Werke Alexander Puschkins

[225]

Die Werke Alexander Puschkins

St. Petersburg. Elf Teile

MDCCCXXXVIII-MDCCCXLI[1]

Achter Aufsatz

„Eugen Onegin“

Wir gestehen: nicht ohne einige Scheu gehen wir an die kritische Betrachtung eines Poems wie *„Eugen Onegin“* heran. Und diese Scheu ist durch viele Ursachen gerechtfertigt. Der *„Onegin“* ist die intimste Schöpfung Puschkins, das Lieblingskind seiner Phantasie, und es lassen sich nur ganz wenige Kunstwerke anführen, in denen die Persönlichkeit des Dichters sich so vollständig, so hell und klar widergespiegelt hat, wie sich im *„Onegin“* die Persönlichkeit Puschkins widerspiegelt. Hier ist sein ganzes Leben, seine ganze Seele, seine ganze Liebe; hier sind seine Gefühle, seine Begriffe, seine Ideale. Ein solches Werk bewerten, heißt den Dichter selbst im ganzen Umfang seiner schöpferischen Tätigkeit bewerten. Ganz zu schweigen von den ästhetischen Vorzügen des *„Onegin“*, besitzt dieses Poem für uns Russen eine riesige historische und gesellschaftliche Bedeutung. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint selbst das, was die Kritik heute im *„Onegin“* begründetermaßen schwach oder veraltet finden könnte – als tief bedeutungsvoll und hochinteressant. Und uns bereitet nicht allein das Bewußtsein der Schwäche unserer Kräfte zur richtigen Bewertung eines solchen Werks Verlegenheit, sondern auch die Notwendigkeit, in vielen Stellen des *„Onegin“* zu gleicher Zeit einerseits Mängel, andrerseits Vorzüge zu sehen. Die Mehrheit unseres Publikums ist noch nicht über jene abstrakte, einseitige Kritik hinausgekommen, die in Kunstwerken nur absolute Mängel oder absolute Vorzüge sieht und die nicht versteht, daß das Bedingte und Relative die Form des Unbedingten bilden. Das ist der Grund, warum einige Kritiker ehrlich überzeugt waren, daß wir [226] Dershawin mißachten, wenn wir ihm großes Talent zusprechen und zur gleichen Zeit bei ihm nicht ein einziges Werk finden, das künstlerisch vollkommen wäre und den Forderungen des ästhetischen Geschmacks unsrer Zeit voll gerecht würde. Hinsichtlich des *„Onegin“* jedoch kann unser Urteil vielen noch widerspruchsvoller erscheinen, weil der *„Onegin“*, was seine Form angeht, ein im höchsten Grade künstlerisches Werk ist und, was den Inhalt betrifft, selbst seine Mängel die größten Vorzüge darstellen. Unser ganzer Aufsatz über den *„Onegin“* wird, was auch immer viele von unsern Lesern auf den ersten Augenblick davon halten mögen, der Entwicklung dieses Gedankens gewidmet sein.

Allem voran sehen wir im *„Onegin“* ein poetisch wiedergegebenes Gemälde der russischen Gesellschaft in einem der interessantesten Momente ihrer Entwicklung. Unter diesem Gesichtspunkt ist *„Eugen Onegin“* ein *historisches* Poem im vollen Sinne des Wortes, obwohl es in der Zahl seiner Helden nicht eine einzige historische Figur gibt. Die historischen Vorzüge dieses Poems sind um so größer, als es der erste und sogleich glänzende Versuch dieser Art in Rußland ist. Puschkin tritt hier nicht einfach nur als Dichter in Erscheinung, sondern auch

[1] Die hier abgedruckten Aufsätze VIII und IX aus der Aufsatzreihe Belinskis über Puschkin erschienen zum erstenmal in den „Otetschestwennyje Sapiski“ im Jahre 1844. Belinski hatte sich lange auf die Niederschrift dieser Aufsatzreihe über Puschkin vorbereitet, die in seiner literarischen Hinterlassenschaft an zentraler Stelle steht. Die elf Aufsätze über Puschkin, die Belinski hinterlassen hat, können im vollen Sinn des Wortes als „Abriß einer Geschichte der russischen Poesie“ bezeichnet werden.

als Vertreter eines zum erstenmal erwachten gesellschaftlichen Selbstbewußtseins: ein unermeßliches Verdienst! Vor Puschkin war die russische Dichtung nicht mehr als eine verständige und gelehrige Schülerin der europäischen Muse – und deshalb sind alle Werke der russischen Poesie vor Puschkin gewissermaßen mehr Etüden und Kopien ähnlich als freien Schöpfungen origineller Inspiration. Selbst Krylow – dieses ebenso starke und strahlende wie auch nationalrussische Talent – fand lange nicht den Mut, sich der wenig beneidenswerten Ehre zu entschlagen, bald Übersetzer, bald Nachahmer La Fontaines zu sein. In der Poesie Dershawins blitzen hin und wieder hell sowohl russische Rede als auch russischer Geist auf, aber sie blitzen eben nur auf und gehen im übrigen im Wasser rhetorisch verstandener ausländischer Formen und Begriffe unter. Oserow hat eine russische, sogar historische Tragödie geschrieben – „*Dmitri Donskoi*“, aber „russisch“ und „historisch“ sind in ihr einzig die Namen: alles übrige ist ebenso russisch und historisch wie französisch oder tatarisch. Shukowski hat zwei „russische“ Balladen geschrieben – „*Ludmilla*“ und „*Swetlana*“; doch die erste dieser beiden ist die Bearbeitung einer deutschen (und dabei ziemlich mittelmäßigen) Bal-[227]lade, und die zweite ist, wenn sie sich auch durch wirklich poetische Bilder der russischen Brautwerbungsbräuche und der russischen Winterlandschaft auszeichnet, zugleich ganz von deutscher Sentimentalität und deutscher Phantastik durchdrungen. Die Muse Batjuschkows schweift ewig unter fremden Himmeln umher und hat keine einzige Blume auf russischem Boden gepflückt. Alle diese Tatsachen würden genügen, um zu dem Schluß zu kommen, daß es im russischen Leben keinerlei Poesie gibt, und nicht geben kann, und daß die russischen Poeten, um sich Begeisterung zu holen, auf dem Pegasus in fremde Länder, sogar nach dem Osten, nicht nur nach dem Westen, sprengen müssen. Mit Puschkin jedoch ist die russische Dichtung aus einer schüchternen Schülerin zum begabten, erfahrenen Meister geworden. Es versteht sich, daß das nicht auf einmal geschah, weil nichts auf einmal geschieht. In den Poemen „*Russlan und Ludmilla*“ und „*Die Räuberbrüder*“ war Puschkin gleich seinen Vorgängern nicht mehr als ein Schüler – aber nicht allein wie jene in der Poesie, sondern auch noch in dem Versuch der poetischen Darstellung der russischen Wirklichkeit. Diese Schülerschaft erklärt auch, warum „*Russlan und Ludmilla*“ so wenig Russisches und so viel Italienisches an sich hat und die „*Räuber*“ so sehr einem geräuschvollen Melodrama gleichen. Es gibt bei Puschkin eine russische Ballade, „*Der Bräutigam*“, die er im gleichen Jahr, 1825, schrieb, in dem auch das erste Kapitel des „*Onegin*“ erschien. Diese Ballade ist sowohl hinsichtlich der Form als auch hinsichtlich des Inhalts durch und durch von russischem Geist durchtränkt, und von ihr läßt sich tausendmal mehr als von „*Russlan und Ludmilla*“ sagen:

„Geist Rußlands weht hier, Rußlands Atem.“

Da diese Ballade schon damals nicht besondere Aufmerksamkeit gefunden hat und heute fast von jedermann vergessen ist, wollen wir hier aus ihr die Szene der Brautwerbung wiedergeben:

„Frühmorgens kam die Werberin
  Ins Kaufmannshaus gelaufen,
Tritt vor Nataschas Vater hin:
  ‚Hier gibt’s was zu verkaufen.
Die War’ hast du, den Käufer ich:
Ein junger Mann, sehr ansehnlich,
  Gewandt und wohlgewachsen,
  Der macht euch keine Faxen. [228]

Und reich ist er! der braucht fürwahr
  Vor keinem sich zu neigen;
Wie einer aus der Herren Schar
  Verlebt er, was sein eigen;
Der schenkt wohl seinem Bräutchen flugs
Ein Kettchen und den Pelz vom Fuchs

Und reiche goldne Bänder,
Brokatene Gewänder.

Grad gestern fuhr er hierherauf
Und sah am Tor sie stehen;
Wie wär's, die Hand drauf, um darauf
Gleich zum Altar zu gehen?'
So saß sie da und sprach und sprach,
Ein Umschweif zog den andern nach,
Das Bräutchen doch, das arme,
Sitzt da in seinem Harme.

‚Schon gut', so spricht der Vater drauf:
‚Die Antwort soll kein Nein sein;
Natascha, setz den Brautkranz auf:
Es ist nicht gut, allein sein,
Du kannst nicht ewig Mädchen sein,
Das Schwälbchen singt nicht immer fein,
Es muß ein Nestchen bauen,
Um Kinderchen zu schauen.'"

Und so ist diese ganze Ballade vom ersten bis zum letzten Wort! In allen russischen Volksliedern zusammengenommen liegt nicht mehr russischer Volksgeist, als diese Ballade enthält! Doch nicht in solchen Werken soll man Musterbeispiele poetischer Schöpfungen sehen, die von nationalem Geist durchdrungen sind – und das Publikum hat dieser prächtigen Ballade nicht ohne Grund keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die in ihr so getreu und anschaulich dargestellte Welt ist schon wegen ihrer allzu ausgesprochenen Besonderheit allzu zugänglich für jedes Talent. Darüber hinaus ist sie so eng, klein und wenig mannigfaltig, daß ein echtes Talent nicht lange bei ihrer Wiedergabe verweilen wird, wenn es nicht will, daß seine Schöpfungen, so viele Vorzüge sie auch haben mögen, einseitig, eintönig, langweilig und schließlich trivial werden. Deswegen unternimmt ein Mann von Talent gewöhnlich nicht mehr als einen Versuch oder, wenn es hoch kommt, zwei Versuche dieser Art: für ihn ist das im übrigen eine Angelegenheit, die mehr deshalb unternommen wird, um die eigenen Kräfte auch auf diesem Feld zu er-[229]proben, als aus besonderer Hochachtung für dieses Feld. Lermontows „Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch, seinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufmann Kalaschnikow" geht zwar der Form nach nicht über Puschkins „Bräutigam" hinaus, überragt ihn jedoch weitaus durch seinen Inhalt. Das ist ein Poem, im Vergleich mit dem alle russischen Heldendichtungen, die Kirscha Danilow gesammelt hat, nichts sind. Und dabei war das „Lied" Lermontows nicht mehr als eine Talent und Federprobe, und es ist klar, daß Lermontow nie wieder irgend etwas in dieser Art geschrieben haben würde. In diesem Lied hat Lermontow alles verwendet, was ihm der Sammelband Kirscha Danilows bieten konnte – und ein neuer Versuch in dieser Art würde notwendig zur Wiederholung ein und desselben geworden sein – alte Weisen in neuer Tonart. Die Gefühle und die Leidenschaften der Menschen dieser Welt sind so eintönig in ihren Äußerungen; die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen dieser Welt sind so einfach und unkompliziert, daß das alles sich durch ein einziges Werk eines starken Talents bis zum Grunde ausschöpfen läßt. Alle möglichen Leidenschaften, unendlich verfeinerte Gefühlsnuancen, zahllos-vielfältige menschliche Beziehungen, gesellschaftliche wie private – das ist es, was den reichen Boden für die Blüten der Poesie ausmacht, und diesen Boden kann nur eine Zivilisation vorbereiten, die sich kraftvoll entwickelt oder entwickelt hat. Werke in der Art von George Sands „Jeanne" sind nur in Frankreich möglich, weil dort die Zivilisation, in der Vielfältigkeit ihrer Elemente, alle Stände in enge, elektrisierend-wechselwirkende Beziehungen zueinander gesetzt hat. Unsre Poesie dagegen muß sich ihr Material fast ausschließlich in jener Klasse suchen, die, dank ihrer Lebensweise und ihren Sitten, mehr Entwicklung und geistige Bewegung darbietet. Und wenn der Nationalgeist einen der größten Vorzüge eines poetischen Werkes ausmacht – dann

muß man zweifellos wahrhaft nationale Werke bei uns nur unter jenen poetischen Schöpfungen suchen, deren Inhalt dem Leben des Standes entnommen ist, der durch die Reform Peters des Großen geschaffen wurde und sich die Formen eines gebildeten Lebens angeeignet hat. Die Mehrheit des Publikums jedoch versteht das anders. Man nenne „*Russlan und Ludmilla*“ ein volkstümliches oder nationales Werk – und jedermann wird einverstanden sein, daß es wirklich ein volkstümliches und nationales Werk ist. Noch mehr wird jedermann einverstanden sein, wenn man als volkstümliches Werk jedes Theaterstück bezeichnet, in [230] dem Bauern und Bauernweiber, bärtige Kaufleute und Kleinbürger handelnd auftreten oder in dem die handelnden Personen in ihre primitive Unterhaltung russische Sprichwörter und Redensarten einstreuen und zum Überfluß rhetorische, nach dem Seminar riechende Phrasen über Volksgeist und dergleichen einflechten. Klügere und gebildetere Leute sehen gern (und dabei mit sehr viel Grund) russische Volkspoesie in den Fabeln Krylows und sind sogar bereit, sie (was schon weniger begründet ist) nicht nur in den Märchen Puschkins („*Vom Zaren Saltan*“, „*Von der toten Zarentochter und den sieben Recken*“), sondern auch (was nun schon ganz unbegründet ist) in den Märchen Shukowskis („*Vom Zaren Berendej mit dem Bart bis zum Knie*“ und „*Von der schlafenden Prinzessin*“) zu sehen. Wenige jedoch sind mit uns einverstanden, und vielen scheint es sonderbar, wenn wir sagen, daß das erste echt nationale russische Poem in Versen Puschkins „*Eugen Onegin*“ war und ist und daß in ihm mehr Volksgeist steckt als in jedem beliebigen anderen volkstümlichen russischen Werk. Und dabei ist das eine ebensolche Wahrheit wie die, daß zwei mal zwei – vier ist. Wenn es nicht allgemein als national anerkannt wird, so deshalb, weil sich bei uns seit langem die höchst sonderbare Meinung eingenistet hat, ein Russe im Frack und eine Russin im Korsett seien keine Russen mehr, und der russische Geist gäbe sich nur da zu erkennen, wo es Bauernkittel, Bastschuhe, Wodka und Sauerkohl gibt. Hierin ahmen bei uns viele, selbst sogenannte gebildete Leute, unbewußt dem einfachen russischen Volk nach, das jeden Ausländer aus Europa einen *Deutschen* nennt. Und das ist auch die Quelle der Furcht einiger Leute, wir könnten allesamt zu Deutschen werden! Alle europäischen Völker haben sich anfänglich als *ein* Volk entwickelt, anfänglich im Schatten der katholischen Einheit, der geistlichen (in der Gestalt des Papstes) und der weltlichen (in der Gestalt des gewählten Oberhaupts des Heiligen Römischen Reichs), und später unter dem Einfluß ein und desselben Strebens nach den höchsten Resultaten der Zivilisation – dennoch aber besteht zwischen Franzosen, Deutschen, Engländern, Italienern, Schweden und Spaniern ein ebenso wesentlicher Unterschied wie zwischen Russen und Indianern. Es sind Saiten ein und desselben Instruments – des menschlichen Geistes –, jedoch Saiten verschiedener Stärke, jede mit ihrem eigenen Ton – deshalb lassen sie ja auch vollharmonische Akkorde erklingen. Wenn nun also die Völker Westeuropas, die alle gleichermaßen aus dem großen teutoni-[231]schen Stamm, größtenteils in Mischung mit den romanischen Stämmen, hervorgegangen sind, die sich dann alle gleichermaßen auf dem Boden ein und derselben Religion, unter dem Einfluß ganz derselben Gebräuche, ein und derselben Gesellschaftsordnung entwickelt und die schließlich alle gleichermaßen das reiche Erbe der klassischen alten Welt benützt haben – wenn, sagen wir, alle Völker Westeuropas eine einzige Familie darstellen und dennoch sich scharf voneinander unterscheiden, ist es dann so natürlich, daß das russische Volk, das auf anderem Boden und unter einem anderen Himmel entstanden ist und seine eigne, in nichts der Geschichte irgendeines westeuropäischen Volkes gleichende Geschichte gehabt hat –, daß das russische Volk, wenn es europäische Kleidung und Sitten übernimmt, seine nationale Ursprünglichkeit verlieren und, wie ein Wassertropfen dem anderen, jedem der europäischen Völker ähneln könnte, von denen jedes sich vom anderen sowohl nach seiner physischen wie nach seiner sittlichen Physiognomie unterscheidet? ... Das ist doch reiner Unsinn! Etwas Schlimmeres läßt sich nicht ausdenken! Die erste Ursache für die Besonderheit eines Stammes oder eines Volkes liegt im Boden und im Klima des von ihm bewohnten Landes; und gibt es etwa auf der Erde so viele Länder, die einander in geolo-

gischer und klimatischer Hinsicht gleich sind? Deshalb müßte man auch, damit der Andrang europäischer Sitten und Ideen die Russen ihres Nationalcharakters zu berauben imstande sein sollte, zuerst den ebenen, mit Steppen bedeckten Kontinent Rußlands in einen gebirgigen verwandeln; seinen unendlichen Raum (Sibirien ausgenommen) mindestens zehnmal kleiner machen. Und vieles andere müßte man außerdem tun, was sich nicht tun läßt und worüber in Mußestunden herumzuphantasieren nur den Herren Manilow zu Gesicht steht. Weiter: ärmlich ist der Volksgeist, der bei jeder Berührung mit einem anderen Volksgeist für seine Unabhängigkeit zittert! Unsre Patrioten von eignen Gnaden sehen in der Einfalt ihres Geistes und Herzens nicht, daß sie den russischen Nationalgeist kränken, wenn sie ständig um ihn in Angst leben. Aber wann begann das russische Heer von Sieg zu Sieg zu schreiten, wenn nicht damals, als Peter der Große ihm europäische Kleidung gab und ihm eine dieser Kleidung entsprechende militärische Disziplin beibrachte? Es ist irgendwie natürlich, eine Menge schlecht bewaffneter, noch schlechter disziplinierter, gelegentlich des Krieges eben erst von Hütte und Hakenpflug losgerissener Bauern in Unordnung von einem [232] Schlachtfeld fliehen zu sehen – ebenso wie es irgendwie natürlich ist, Regimenter von Soldaten selbst bei einem militärischen Mißerfolg, entweder mutig auf dem Schlachtfeld sterben oder in drohender Ordnung den Rückzug antreten zu sehen. Einige der glühenden Slawenfreunde sagen: „Seht euch den Deutschen an – er ist überall Deutscher: sowohl in Rußland wie in Frankreich oder in Indien; der Franzose ist ebenso überall Franzose, wohin ihn das Schicksal auch verschlagen mag; aber der Russe ist in England – Engländer, in Frankreich – Franzose, in Deutschland – Deutscher.“ Darin steckt wirklich ein Stück Wahrheit, das sich nicht leugnen läßt, das die Russen jedoch nicht herabsetzt, sondern ihnen zur Ehre gereicht. Diese Fähigkeit, sich erfolgreich jedem Volk, jedem Lande anzupassen, ist durchaus nicht ausschließlich eine Eigenschaft der gebildeten Stände in Rußland, sondern eine Eigenschaft des ganzen russischen Stammes, des ganzen nördlichen Russenlandes. Durch diese Eigenschaft unterscheidet sich der russische Mensch auch von allen anderen slawischen Stämmen, und ihr verdankt er möglicherweise seine Überlegenheit über sie. Es ist bekannt, daß unsre russischen Soldaten von Natur erstaunliche Philosophen und Politiker sind und sich nirgends über irgend etwas wundern, sondern alles sehr natürlich finden, so sehr auch dieses *alles* zu ihren Begriffen und ihren Gewohnheiten in Gegensatz stehen mag. Um uns nicht zu sehr über diesen Gegenstand zu verbreiten, berufen wir uns der Kürze halber auf eine Bemerkung Lermontows über die erstaunliche Fähigkeit des russischen Menschen, sich den Gebräuchen der Völker anzupassen, unter denen er zufällig lebt. „Ich weiß nicht“ (sagt der Autor von „Ein Held unserer Zeit“), „ob diese geistige Eigenschaft Tadel oder Lob verdient, nur beweist sie seine unvergleichliche Geschmeidigkeit und das Vorhandensein jenes klaren gesunden Verstandes, der das Böse überall da verzeiht, wo er seine Notwendigkeit oder die Unmöglichkeit, es zu vernichten, sieht.“ Es handelt sich hier um den Kaukasus und nicht um Europa; aber der russische Mensch ist überall der gleiche. Der eckige Deutsche, der schwerfällig-eingebildete John Bull – diese beiden können allein schon durch ihre Gebärden und Manieren nie und nirgends ihre Herkunft verbergen; und nächst dem Franzosen kann nur der Russe seinem Äußeren nach einfach als Mensch erscheinen, ohne den Stempel seiner Nationalität auf seiner Stirn herumzutragen oder einen Paß. Aber hieraus folgt durchaus nicht, daß der Russe, der es versteht, [233] in England einem Engländer zu gleichen und in Frankreich einem Franzosen, auch nur für einen Augenblick aufhörte, Russe zu sein, oder auch nur für einen Augenblick ernsthaft zum Engländer oder zum Franzosen werden könnte. Form und Inhalt sind nicht immer ein und dasselbe. Eine gute Form kann man sich ruhig zu eigen machen, aber das eigne Wesen aufzugeben, ist durchaus nicht so leicht, wie den altrussischen Bauernrock gegen den Frack zu vertauschen. Es gibt unter den Russen viele Gallomanen, Anglomanen, Germanomanen und verschiedene andere „manen“. Man betrachte sie: es sind aufs Haar – von welcher Seite man auch herangeht – Engländer, Franzosen, Deutsche und nichts weiter. Ist der Mann

Anglomane, dazu noch reich, dann sind seine Pferde anglisiert und der Jockei und seine Grooms*, als wären sie eben erst aus London importiert, und sein Park ist von englischem Geschmack, und Porter trinkt er, wie es sich gehört, liebt Roastbeef und Pudding, ist verrückt auf Komfort und versteht sich sogar nicht schlechter als irgendein englischer Kutscher aufs Boxen. Ist er Gallomane, dann geht er gekleidet wie eine Modenzeichnung, spricht Französisch nicht schlechter als ein Pariser, sieht alles mit gleichgültiger Verachtung an, hält es im gegebenen Fall für seine Pflicht, sowohl höflich als auch geistreich zu sein. Ist er Germanomane, dann liebt er über alles die Kunst als Kunst, die Wissenschaft als Wissenschaft, gibt sich romantisch, verachtet die Menge, verlangt nicht nach äußerem Glück und stellt über alles die beschauliche Seligkeit seiner Innenwelt... Aber man schicke einmal alle diese Herren – die Anglomanen nach England, die Gallomanen nach Frankreich, die Germanomanen nach Deutschland – um dort zu leben, und sehe dann zu, ob die Engländer, die Franzosen und die Deutschen unsere Anglomanen, Gallomanen und Germanomanen ebenso gern als ihre Landsleute betrachten wie wir... Nein, sie werden diesen Völkern nicht zu Landsleuten, kommen höchstens in den Ruf von Wundertieren, ziehen beleidigende allgemeine Aufmerksamkeit und Verwunderung auf sich. Und dies, sagen wir noch einmal, deshalb, weil sich eine fremde Form zu eigen zu machen durchaus nicht dasselbe ist, wie das eigne Wesen aufzugeben. Der Russe im Ausland kann deshalb leicht für einen Einheimischen des Landes gehalten werden, in dem er zeitweilig lebt, weil man auf der Straße, im Restaurant, auf dem Ball, in der Diligence** den Menschen nach seinem Aussehen beurteilt; aber im bürgerlichen und im Familienleben, in ungewöhnlichen Lebenslagen, liegen [234] die Dinge anders: hier kommt ungewollt jede Nationalität zum Vorschein, und jedermann wird ungewollt zum Sohn seines eignen und zum Stiefsohn des fremden Landes. Und unter diesem Gesichtspunkt kann der Russe viel leichter in Rußland als Engländer gelten als in England. Aber hinsichtlich einzelner Persönlichkeiten kann es noch sonderbare Ausnahmen geben, hinsichtlich ganzer Völker dagegen nie. Als Beweis können jene slawischen Stämme dienen, deren historische Geschicke eng mit den Geschicken Westeuropas verbunden waren: das Land der Tschechen ist ringsum von teutonischen Stämmen umgeben; während ganzer Jahrhunderte waren seine Beherrscher Deutsche; zusammen mit ihnen hat es sich auf dem Boden des Katholizismus entwickelt und ist ihnen durch Wort und Tat der religiösen Erneuerung zuvorgekommen – und was ist geschehen? Die Tschechen sind bis heute Slawen, sind bis heute nicht nur keine Deutschen, sondern auch nicht ganz Europäer...

Alles, was wir gesagt haben, war eine notwendige Abschweifung zur Widerlegung der unbegründeten Meinung, als sei in der Literatur der rein russische Volksgeist nur in Werken zu suchen, deren Inhalt dem Leben der unteren und ungebildeten Klassen entnommen ist. Nach dieser sonderbaren Meinung, die als „nichtrussisch“ alles bezeichnet, was in Rußland besonders gut und besonders gebildet ist – nach dieser Bastschuh- und Kittelmeinung ist irgendeine grobe Farce mit Bauern und Bauernweibern ein nationalrussisches Werk, Gribojedows „Verstand schafft Leiden“ dagegen ein zwar auch russisches, aber auf keinen Fall nationales Werk. Irgendein Boulevardroman wie etwa „Das lose Treiben der Kaufmannssöhnchen in der Marjina Roschtscha“ ist danach ein zwar schlechtes, jedoch nichtsdestoweniger nationalrussisches Werk, Lermontows „Ein Held unserer Zeit“ dagegen ein zwar hervorragendes, jedoch nichtsdestoweniger russisches, aber kein nationales Werk... Nein, und tausendmal nein! Es ist endlich an der Zeit, gegen diese Meinung mit der ganzen Kraft des gesunden Menschenverstandes, mit der ganzen Energie unbeugsamer Logik zu Felde zu ziehen! Wir haben schon lange die seligen Zeiten hinter uns gelassen, wo die pseudoklassische Richtung unserer Literatur nur Menschen der höchsten Kreise und der gebildeten Stände Eintritt in die

* Beifahrer auf der Pferdekutsche
** Sorgfalt

Belletristik gewährte und Leute aus dem Volk, wenn sie ihnen erlaubte, einmal in einem Poem, einem Drama oder einer Ekloge aufzutreten, nicht anders als sauber gewaschen, gekämmt, schön angezogen und in einer ihnen [235] fremden Sprache sprechend einführte. Ja, diese pseudoklassischen Zeiten liegen weit hinter uns; aber es ist mittlerweile Zeit geworden, auch die pseudoromantische Richtung hinter uns zu lassen, die in ihrer Freude über das Wort „Volksgeist“ und über das Recht, in Poemen und Dramen nicht nur ehrliche Leute der unteren Stände, sondern sogar Diebe und Halunken auftreten zu lassen, auf die Idee verfallen ist, wahrer Nationalgeist sei nur unter dem Bauernkittel und in verräucherten Bauernhütten zu finden, und eine im Faustkampf zertrümmerte Nase eines betrunkenen Lakaien sei ein echt Shakespearescher Zug – vor allem aber, unter gebildeten Menschen sei auch kein Anzeichen von irgend etwas wie Volksgeist zu finden.[2] Es ist schließlich an der Zeit, auf den richtigen Gedanken zu kommen, daß der russische Dichter sich im Gegenteil nur als echt nationaler Dichter erweisen kann, wenn er in seinen Werken das Leben der gebildeten Stände darstellt: denn um die nationalen Elemente in einem Leben aufzufinden, das sich zur Hälfte in ihm früher fremde Formen gekleidet hat – dazu muß ein Dichter sowohl hohe Begabung besitzen als auch im Herzen national sein. „Der echte Nationalgeist“ (sagt Gogol) „liegt nicht in der Beschreibung des Sarafans, sondern im eigentlichen Geist des Volkes; ein Dichter kann selbst auch dann national sein, wenn er eine völlig andersgeartete Welt beschreibt, sie jedoch mit den Augen seiner nationalen Natur, mit den Augen des ganzen Volkes betrachtet, wenn er so fühlt und redet, daß es seinen Landsleuten scheint, als fühlten und redeten sie selber.“[3] Das Geheimnis der Volkspsyche erraten, bedeutet für den Dichter, daß er die Fähigkeit besitzt, bei der Darstellung sowohl der unteren wie der mittleren und der oberen Stände gleichermaßen wirklichkeitstreu zu sein. Wer fähig ist, die ausgesprochenen Nuancen nur des groben Lebens des einfachen Volkes zu erfassen, und nicht fähig ist, die feineren, komplizierteren Nuancen des Lebens der Gebildeten zu erfassen – der wird nie ein großer Dichter sein und hat noch weniger ein Recht auf den hohen Titel eines Nationaldichters. Der große Nationaldichter versteht es gleichermaßen, sowohl den Herrn wie den Bauern in ihrer Sprache sprechen zu lassen. Und wenn ein Werk, dessen Inhalt dem Leben der gebildeten Stände entnommen ist, nicht den Titel eines nationalen Werkes verdient – so bedeutet dies, daß es auch in künstlerischer Beziehung nichts wert ist, weil es dem Geiste der von ihm dargestellten Wirklichkeit nicht treu ist. Deshalb sind nicht nur solche Werke wie „*Verstand schafft Leiden*“ und „*Die toten* [236] *Seelen*“, sondern auch solche wie „*Ein Held unserer Zeit*“ ebenso nationale wie hervorragende poetische Schöpfungen.

Und das erste derartige nationale Kunstwerk war der „*Eugen Onegin*“ Puschkins. In der Entschlossenheit, mit der der junge Dichter die Physiognomie des am meisten europäisierten Standes in Rußland vorgeführt hat, müssen wir den Beweis dafür sehen, daß er ein nationaler Dichter und sich dessen tief bewußt war. Er hatte erkannt, daß die Zeit der epischen Poeme seit langem vorüber war und daß es zur Darstellung der modernen Gesellschaft, in der die Poesie des Lebens so tief von der Prosa des Lebens durchdrungen ist, des Romans und nicht des epischen Poems bedurfte. Er nahm dieses Leben, wie es ist, ohne ihm lediglich seine poetischen Augenblicke abzugewinnen; er nahm es mit der ganzen Kälte, mit seiner ganzen Prosa und Trivialität. Und diese Kühnheit wäre weniger erstaunlich, wenn der Roman in Prosa gefaßt gewesen wäre; aber einen solchen Roman in Versen zu schreiben zu einer Zeit, wo es in russischer Sprache nicht einmal in Prosa auch nur einen anständigen Roman gab – diese durch den riesigen Erfolg gerechtfertigte Kühnheit war ein unbezweifelbares Zeugnis für die

[2] Anspielung auf N. M. Sagoskins Roman „Heimweh“, in dem eine Szene mit einem betrunkenen Lakaien vorkommt. Belinski hat in seinen Aufsätzen und Rezensionen dem Kampf gegen die Pseudoromantiker und ihre Auffassung vom „wahren Nationalgeist“ großen Raum gewidmet.

[3] Zitat aus Gogols Aufsatz: „Ein paar Worte über Puschkin“, der im ersten Teil der „Arabesken“ enthalten ist.

Genialität des Dichters. Es ist wahr, es gab in russischer Sprache ein (für seine Zeit) schönes Werk, eine Art Erzählung in Versen: wir meinen „*Eine moderne Gattin*“ von Dmitrijew; aber sie hat mit dem „*Onegin*“ schon allein deshalb nichts gemein, weil man die „*Frau à la mode*“ ebenso leicht für eine freie Übersetzung oder eine Bearbeitung nach dem Französischen halten kann wie für ein russisches Originalwerk. Wenn von den Werken Puschkins wenigstens eins einiges Gemeinsames mit dem schönen, witzigen Märchen Dmitrijews haben kann, so ist das, wie wir bereits im letzten Aufsatz bemerkt haben, der „*Graf Nulin*“. Doch auch hier liegt die Ähnlichkeit durchaus nicht in den poetischen Vorzügen der beiden Werke. Die Form der Romane von der Art des „*Onegin*“ ist von Byron geschaffen worden; zum mindesten die Erzählungsweise, die Mischung von Prosa und Poesie in der dargestellten Wirklichkeit, die Abschweifungen, die Anreden des Dichters an sich selbst und besonders die gar zu spürbare Gegenwart der Person des Dichters in dem von ihm geschaffenen Werk – alles das ist das Werk Byrons. Gewiß ist, sich eine fremde, neue Form für einen eigenen Inhalt anzueignen, durchaus nicht dasselbe, wie sie selbst zu erfinden – dennoch läßt sich bei einem Vergleich von Puschkins „*Onegin*“ mit Byrons „*Don Juan*“, „*Childe Harold*“, „*Beppo*“ außer der Form und der Schreibweise [237] nichts Gemeinsames finden. Nicht nur der Inhalt, sondern auch der Geist der Poeme Byrons schließt jede Möglichkeit einer wesentlichen Ähnlichkeit zwischen ihnen und dem „*Onegin*“ Puschkins aus. Byron schrieb über Europa für Europa; dieser so mächtige und tiefe subjektive Geist, diese so kolossale, stolze und unbeugsame Persönlichkeit strebte nicht so sehr danach, die gegenwärtige Menschheit darzustellen, als über ihre vergangene und ihre gegenwärtige Geschichte Gericht zu halten. Wir wiederholen: hier läßt sich auch nicht der Schatten irgendeiner Ähnlichkeit finden.[4] Puschkin schrieb über Rußland für Rußland – und wir sehen ein Kennzeichen seines originellen, genialen Talents darin, daß er, als er einen russischen Roman schrieb, getreu seiner der Natur Byrons völlig entgegengesetzten Natur und getreu seinem künstlerischen Instinkt, sich weit der Versuchung fernhielt, irgend etwas in Byronscher Art zu schaffen. Er hätte es nur zu tun brauchen – und die Menge hätte ihn über die Sterne erhoben; ein momentaner, aber gewaltiger Ruhm wäre die Belohnung für seinen falschen „tour de force“[*] gewesen. Doch Puschkin war, wir wiederholen es, als Dichter zu groß für einen derartigen Narrenstreich, der so verführerisch für ein gewöhnliches Talent gewesen wäre. Er bemühte sich nicht darum, Byron zu ähneln, sondern darum, er selbst zu sein und jener Wirklichkeit treu zu bleiben, die, vor ihm noch von niemandem angetastet und angerührt, nach seiner Feder verlangte. Und deswegen ist sein „*Onegin*“ ein im höchsten Grade originelles und nationalrussisches Werk. Zusammen mit der gleichzeitigen genialen Schöpfung Gribojedows – „*Verstand schafft Leiden*“[**] – hat der Versroman Puschkins einer neuen russischen Poesie, einer neuen russischen Literatur das feste Fundament geschaffen. Bis zu diesen zwei Werken verstanden die russischen Dichter noch, wie wir bereits oben bemerkt haben, Dichter zu sein, wenn sie Dinge besangen, die der russischen Wirklichkeit fremd waren, und verstanden es fast nicht, Dichter zu sein, wenn sie sich an die Darstellung des russischen Lebens machten. Eine Ausnahme bildete nur Dershawin, in dessen Poesie, wie wir bereits mehrmals gesagt haben, Funken der [238] Elemente des russischen Lebens aufblitzen; ferner Krylow und schließlich Fonwisin, der übrigens in seinen Komödien mehr ein begabter Kopist der russischen Wirklichkeit als ihr schöpferischer

[4] Eine im wesentlichen gleiche Auffassung hat Belinski bereits, wenn auch in anderer Formulierung, in den „Literarischen Träumereien“ ausgesprochen.

[*] Gewaltaktion; mit Mühe, Anstrengung verbundenes Handeln

[**] Gribojedow schrieb sein „*Verstand schafft Leiden*“ während seines Aufenthaltes in Tiflis, vor 1823, jedoch im *Rohentwurf*. Bei seiner Rückkehr nach Rußland im Jahre 1823 nahm Gribojedow wesentliche Korrekturen an seiner Komödie vor. Zum erstenmal wurde ein größeres Bruchstück aus ihr in dem Almanach „*Thalia*“ im Jahre 1825 abgedruckt. Das erste Kapitel des „*Onegin*“ erschien im Jahre 1825 im Druck, als Puschkin wahrscheinlich bereits mehrere Kapitel dieses Poems fertig hatte.

Neugestalter war. Ungeachtet aller ziemlich bedeutenden Mängel, die die Komödie Gribojedows besitzt, war sie, als das Werk einer starken Begabung, eines tiefen, selbständigen Geistes, die erste russische Komödie, in der es nichts von Nachahmung, keine unwahren Motive und unnatürlichen Farben gab, sondern in der sowohl das Ganze als auch die Einzelheiten, sowohl das Sujet als auch die Charaktere, die Leidenschaften, die Handlungen, die Meinungen und die Sprache – kurz, alles durch und durch von der tiefen Wahrheit der russischen Wirklichkeit durchtränkt war. Und was gar die Verse betrifft, in denen „*Verstand schafft Leiden*“ geschrieben ist – so hat Gribojedow in jeder Hinsicht für lange Zeit jede Möglichkeit einer russischen Komödie in Versen totgeschlagen. Es bedarf einer genialen Begabung, um das von Gribojedow begonnene Werk fortzuführen: das Schwert des Achill konnten nur ein Ajax und ein Odysseus schwingen. Das gleiche kann man auch in bezug auf den „*Onegin*“ sagen, obgleich ihm übrigens einige ihm zwar durchaus nicht ebenbürtige, aber doch bemerkenswerte Versuche ihr Erscheinen verdanken, während „*Verstand schafft Leiden*“ bis heute in unserer Literatur wie die Herkulessäulen dasteht, hinter die zu blicken noch niemandem gelungen ist. Ein beispielloser Vorgang: ein Theaterstück, das das ganze lesekundige Rußland nach handschriftlichen Exemplaren auswendig lernte, mehr als zehn Jahre, bevor es gedruckt erschien! Gribojedows Verse verwandelten sich in Sprichwörter und Redensarten; seine Komödie wurde zur unversieglichen Quelle für Nutzanwendungen auf die Ereignisse des Alltagslebens, zur unerschöpflichen Fundgrube für Epigramme! Und obgleich sich keinerlei direkter Einfluß seitens der Sprache und selbst des Verses der Fabeln Krylows auf Sprache und Vers der Komödie Gribojedows nachweisen läßt, ist er auch nicht ganz zu leugnen: so greift in der organisch-historischen Entwicklung der Literatur alles ineinander, ist eins mit dem anderen verbunden! Die Fabeln Chemnitzers und Dmitrijews verhalten sich zu den Fabeln Krylows, wie einfach begabt geschriebene Werke sich zu genialen Schöpfungen verhalten – dennoch verdankt Krylow Chemnitzer und Dmitrijew vieles. So ist es auch mit Gribojedow: er ist nicht bei Krylow in die Schule gegangen, hat ihn nicht nachgeahmt: er hat sich nur seiner Errungenschaften bedient, um [239] selbst auf seinem eignen Weg weiterzugehen. Aber hätte es in der russischen Literatur keinen Krylow gegeben, so wäre der Vers Gribojedows nicht so frei, so fließend und ungezwungen originell gewesen, kurz, hätte keinen so ungeheuer weiten Schritt vorwärts getan. Aber nicht hierauf allein beschränkt sich die Tat Gribojedows: zusammen mit dem „*Onegin*“ Puschkins war sein „*Verstand schafft Leiden*“ das erste Beispiel einer poetischen Darstellung der russischen Wirklichkeit im weitesten Sinn des Wortes. In dieser Hinsicht haben diese beiden Werke das Fundament für die kommende Literatur gelegt, waren die Schule, aus der sowohl Lermontow als auch Gogol hervorgegangen sind. Ohne den „*Onegin*“ wäre „*Ein Held unserer Zeit*“ unmöglich gewesen, ebenso wie ohne „*Onegin*“ und „*Verstand schafft Leiden*“ Gogol sich nicht dazu vorbereitet gefühlt hätte, die russische Wirklichkeit mit solcher Tiefe und Wahrheit darzustellen. Die verlogene Manier in der Darstellung der russischen Wirklichkeit, die vor „*Onegin*“ und „*Verstand schafft Leiden*“ bestanden hatte, ist auch jetzt noch nicht aus der russischen Literatur verschwunden. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man sich nur der Mühe zu unterziehen, die neuen Dramen anzusehen oder sie zu lesen, die im russischen Theater der beiden Hauptstädte gespielt werden. Das ist nichts anderes als ein verzerrtes französisches Leben, das sich eigenherrlich russisches Leben nennt; das sind entstellte französische Charaktere, die sich russische Namen zugelegt haben. Auf die russische Erzählungskunst hat Gogol starken Einfluß ausgeübt, seine Komödien jedoch blieben Einzelerscheinungen wie „*Verstand schafft Leiden*“. Das will sagen: die eigne Heimatwelt, das, was wir vor Augen haben, was uns umgibt, getreu darzustellen, scheint fast schwieriger zu sein, als das Fremde darzustellen. Die Ursache für diese Schwierigkeit liegt darin, daß man die Form bei uns stets für das Wesen nimmt und ein modisches Kostüm – für Europäismus; mit andern Worten: darin, daß man den *Volksgeist* mit dem *Geist des einfachen Volkes* verwechselt und glaubt, jeder, der nicht

zum einfachen Volke gehört, das heißt, der Champagner trinkt und nicht Wodka, im Frack einhergeht und nicht im grauen Langrock, müsse bald als Franzose, bald als Spanier oder als Engländer dargestellt werden. Einige unserer Literaten haben zwar die Fähigkeit, mehr oder weniger getreue Porträts nachzubilden, es fehlt ihnen jedoch die Fähigkeit, die Gesichter, die sie porträtieren, im richtigen Lichte zu sehen: ist es dann verwunderlich, wenn ihre Porträts keinerlei Ähn-[240]lichkeit mit den Originalen haben und daß man sich beim Lesen ihrer Romane, Erzählungen und Dramen unwillkürlich fragt:

„Wen wollen sie hier porträtieren?
Wes Reden zeigen und Manieren?
Und kommt das alles wirklich vor,
Dann ist es nichts für unser Ohr!“[5]

Talente dieser Art sind schlechte Denker; die Phantasie hat sich bei ihnen auf Kosten des Verstandes entwickelt. Sie begreifen nicht, daß das *Geheimnis des Nationalgeistes* eines jeden Volkes nicht in seiner Kleidung und seiner Kochkunst liegt, sondern in seiner – sozusagen – Manier, die Dinge zu verstehen. Um irgendeine Gesellschaft richtig darzustellen, muß man zuerst ihr Wesen, ihre Besonderheit begriffen haben – und das läßt sich nicht anders machen, als daß man jene Summe von Regeln, die die Gesellschaft befolgt, in ihrer Tatsächlichkeit studiert und philosophisch ergründet. Jedes Volk besitzt zweierlei Philosophie: die eine ist gelehrt, in Büchern festgelegt, für Feierlichkeiten und Festtage bestimmt, die andere ist alltäglich, hausbacken und dient dem Umgang. Oft stehen diese beiden Philosophien miteinander in mehr oder weniger enger Beziehung; wer eine Gesellschaft darstellen will, der muß beide kennenlernen, aber das Studium der zweiten ist besonders notwendig. Genau ebenso muß, wer irgendein Volk kennenlernen will, dieses vor allem in seinem häuslichen und Familienleben studieren. Welche Bedeutung kann schon, sollte man meinen, zum Beispiel solchen Wörtern wie авось und живёт[6] zukommen, und dennoch sind sie sehr bedeutungsvoll, und ohne ihre Bedeutung zu verstehen, kann man manchmal den einen oder den anderen Roman nicht verstehen, geschweige denn selbst einen Roman schreiben. Und grade die tiefe Kenntnis ebendieser Umgangsphilosophie hat den „*Onegin*“ und „*Verstand schafft Leiden*“ zu originellen, rein russischen Schöpfungen gemacht.

Der Inhalt des „*Onegin*“ ist jedermann so wohlbekannt, daß keinerlei Notwendigkeit besteht, ihn ausführlich darzulegen. Um zu der ihm zugrunde liegenden Idee vorzustoßen, wollen wir ihn jedoch in den folgenden wenigen Worten erzählen. Ein in ländlicher Abgeschiedenheit erzogenes, schwärmerisches junges Mädchen verliebt sich in einen jungen Petersburger – um in der heutigen Sprache zu reden – Salonlöwen, der die Langeweile der großen Welt gegen die Langeweile seines Landsitzes vertauscht hat. Sie entschließt sich, [241] ihm einen naive Leidenschaft atmenden Brief zu schreiben; er antwortet ihr mündlich, daß er sie nicht lieben kann und daß er sich nicht für die „Seligkeit des Familienlebens“ geschaffen fühlt. Dann wird Onegin aus einem nichtigen Anlaß von dem Bräutigam der Schwester unserer verliebten Heldin zum Duell herausgefordert und tötet ihn. Der Tod Lenskis trennt Tatjana für lange Zeit von Onegin. In ihren Jugendträumen enttäuscht, beugt das arme Mädchen sich den Tränen und Bitten ihrer alten Mutter und heiratet einen *General*, denn es war ihr gleichgültig, wen immer sie heiratete, wenn sie schon einmal nicht unverheiratet bleiben durfte. Onegin begegnet Tatjana in Petersburg wieder und erkennt sie kaum: so hat sie sich verändert, so wenig Ähnlichkeit ist in ihr zwischen dem einfachen ländlichen Mädchen und der glänzenden Petersburger Dame übriggeblieben. In Onegin flammt Leidenschaft für Tatjana auf; er schreibt ihr einen Brief, und diesmal ist sie es, die ihm mündlich antwortet, daß sie ihn zwar liebe,

[5] Aus dem Gedicht „Der Zeitungsverleger, der Leser und der Schriftsteller“ von Lermontow.
[6] Die Worte „авось“ und „живёт“ sind russische Redewendungen, die sich der genauen Übersetzung entziehen; sie bedeuten etwa: „vielleicht“, „am Ende“ und „es geht so an“, „sei’s drum“.

ihm jedoch nicht angehören könne – aus tugendhaftem Stolz. Das ist der ganze Inhalt des „*Onegin*“. Viele Leute haben gefunden und finden auch jetzt noch, daß das überhaupt kein Inhalt ist, weil der Roman in nichts endet. Wirklich kommt es hier weder zu einem Todesfall (durch Schwindsucht oder durch den Dolch) noch zu einer Hochzeit – diesem privilegierten Ende aller Romane, Erzählungen und Dramen, besonders der russischen. Darüber hinaus – wie viele Ungereimtheiten! Solange Tatjana ein junges Mädchen war, antwortete Onegin mit Kälte auf ihr leidenschaftliches Bekenntnis; sobald sie aber zur Frau geworden ist, verliebt er sich, sogar ohne überzeugt zu sein, daß sie ihn wiederliebt, bis zum Wahnsinn in sie. Unnatürlich, völlig unnatürlich! Und was für einen amoralischen Charakter hat dieser Mann: er hält dem in ihn verliebten Mädchen kalten Herzens eine Moralpredigt, anstatt sich auf der Stelle selbst in sie zu verlieben und sich ihr dann, nachdem er in aller Form von ihren hochverehrten Eltern ihren ewig unverbrüchlichen elterlichen Segen eingeholt und bekommen hat, durch die Bande der heiligen Ehe zu verbinden und der glücklichste Mensch auf der Welt zu werden. Weiter: Onegin erschießt um nichts und wieder nichts den armen Lenski, diesen jungen Poeten mit goldenen Hoffnungen und freudigen Träumen – und wenn er wenigstens eine Träne über ihn vergossen oder auch nur eine pathetische Rede vorgetragen hätte, in der von blutbeflecktem Schatten und so weiter die Rede gewesen wäre. So – oder beinahe so – urteilten, und urteilen [242] auch heute noch, viele der „ehrenwerten Leser“ über den „*Onegin*“, jedenfalls hatten wir Gelegenheit, viele solcher Urteile zu hören, die uns damals in Wut versetzten, uns heute aber nur noch ergötzen. Ein großer Kritiker hat sogar in der Presse ausgesprochen, der „*Onegin*“ sei überhaupt nichts Ganzes, er sei einfach poetisches Dahergerede über dieses und jenes und hauptsächlich über nichts.[7] Der große Kritiker stützte sein Urteil erstens darauf, daß das Poem weder mit einer Hochzeit noch mit einer Beerdigung schließt, und zweitens auf folgendes Zeugnis des Dichters selber:

„Wie manches Jahr ist doch verrauscht,
Seitdem in Traumesphantasieen
Tatjanens und Onegins Bild
Zum erstenmal *sich mir enthüllt* –
Da auch das Endziel meiner Mühen,
Im Zauberspiegel festgebannt,
Noch kaum im Umriß vor mir stand.“

Der große Kritiker kam nicht auf den Gedanken, daß der Dichter, dank seinem schöpferischen Instinkt, ein ganzes, abgeschlossenes Werk schreiben konnte, ohne vorher seinen Plan durchdacht zu haben, und es verstand, ebenda haltzumachen, wo der Roman von selbst ein ausgezeichnetes Ende und seine Lösung findet – bei dem Bilde der völligen Verwirrung Onegins nach der Aussprache mit Tatjana. Aber darauf werden wir an seinem Ort zu sprechen kommen, ebenso wie darauf, daß es nichts Natürlicheres gibt als die Beziehungen Onegins zu Tatjana im Verlauf des ganzen Romans und daß Onegin durchaus kein Ungeheuer, kein liederlicher Mensch, obwohl gewiß auch kein Tugendheld ist. Zu den großen Verdiensten Puschkins gehört auch, daß er sowohl die Ungeheuer des Lasters als auch die Helden der Tugend aus der Mode gebracht und statt ihrer einfache Menschen gezeichnet hat.

Wir haben unsern Aufsatz damit begonnen, daß wir den „*Onegin*“ ein wirklichkeitsgetreues poetisches Gemälde der russischen Gesellschaft in einer bestimmten Epoche genannt haben. Dieses Gemälde trat zur rechten Zeit in Erscheinung, d. h. grade dann, als auch das in Erscheinung trat, wonach es gemalt werden konnte – nämlich die Gesellschaft. Im Gefolge der

[7] Mit „ein großer Kritiker“ kann sowohl N. I. Nadeshdin als auch N. A. Polewoi gemeint sein. In seiner Rezension des „Eugen Onegin“ hatte N. I. Nadeshdin den Roman „amüsantes Geschwätz“ genannt. N. A. Polewoi war bei seiner Beurteilung des „Eugen Onegin“ zu dem Schluß gekommen, das Gedicht sei „eine Sammlung einzelner, nicht miteinander verbundener, in einen Rahmen gezwängter Bemerkungen und Gedanken über dies und jenes, aus denen der Autor nichts gemacht hat, was eigene Bedeutung besitzt“.

Reform Peters des Großen mußte sich in Rußland eine nach ihrer Lebensweise von der Masse des Volkes völlig getrennte Gesellschaft ausbilden. Eine Ausnahmesituation allein jedoch schafft noch keine Gesellschaft: dazu, daß sie [243] sich bilden konnte, bedurfte es besonderer Grundlagen, die ihr die Existenz sicherten, und eines Gebildes, das ihr nicht nur äußerliche, sondern auch innerliche Einheit verlieh. Durch die „*Schenkungsurkunde*“ setzte Katharina II. im Jahre 1785 die Rechte und die Pflichten des Adels fest. Dieser Umstand verlieh dem alten Adel – dem einzigen Stand, der unter Katharina II. seine höchste Entwicklung erreichte und ein aufgeklärter, gebildeter Stand war – einen völlig neuen Charakter. Infolge der geistig-sittlichen Bewegung, die mit der Urkunde im Jahre 1785 einsetzte, begann neben dem Hochadel die Klasse des mittleren Adels zu entstehen. Unter *entstehen* verstehen wir *sich herausbilden.* Unter der Herrschaft Alexanders des Gesegneten wuchs die Bedeutung dieses in jeder Hinsicht besten Standes ständig, und zwar deshalb, weil die Bildung mehr und mehr in alle Winkel der riesigen, mit gutsherrlichen Besitzungen übersäten Provinz eindrang. Auf diese Weise formte sich eine Gesellschaft, für die edler Daseinsgenuß, als Merkmal eines entstehenden geistigen Lebens, bereits zum Bedürfnis wurde. Diese Gesellschaft gab sich bereits nicht mehr bloß mit Jagd, Luxus und Gelagen, ja nicht allein mit Tanz und Kartenspiel zufrieden: sie sprach und las Französisch, auch Musik und Zeichnen fanden bei ihr als notwendiger Bestandteil in den Erziehungsplan der Kinder Eingang. Dershawin, Fonwisin und Bogdanowitsch – diese zu ihrer Zeit nur dem Hofe bekannten Dichter – wurden jetzt mehr und mehr auch in dieser entstehenden Gesellschaft bekannt. Was aber das Wichtigste ist – sie legte sich eine eigene Literatur zu, die bereits mehr leicht, lebendig, gesellschaftlich und *weltmännisch* als schwerfällig, schulmäßig und buchgelehrt war. Wenn Nowikow durch die Herausgabe von Büchern und verschiedenen Zeitschriften das Gefallen an der Lektüre und den Buchhandel ausbreitete und dadurch eine Lesermasse schuf, so rief Karamsin durch seine Sprachreform, durch die Tendenz, den Geist und die Form seiner Werke einen literarischen Geschmack ins Leben und schuf ein Publikum. Damit trat dann auch die Poesie als Element in das Leben der neuen Gesellschaft ein. Die schönen Damen und die jungen Männer wallfahrteten in Mengen zu *Lisas Teich*, um mit *Tränen der Empfindsamkeit* das Gedächtnis eines betrüblichen Opfers von Leidenschaft und Verführung zu ehren. Die durch Verstand, Geschmack, Geist und Grazie ausgezeichneten Gedichte Dmitrijews hatten den gleichen Erfolg und den gleichen Einfluß wie die Prosa Karamsins. Ungeachtet ihrer komischen Seiten waren die Sentimen-[244]talität und Schwärmerei, die sie hervorbrachten, für die junge Gesellschaft ein riesiger Schritt vorwärts. Die Tragödien Oserows gaben dieser Richtung noch mehr Kraft und Glanz. Die Krylowschen Fabeln wurden bereits längst nicht mehr nur von den Erwachsenen gelesen, sondern auch von den Kindern auswendig gelernt. Bald trat ein Dichter-Jüngling auf, der in diese sentimentalische Literatur die romantischen Elemente tiefen Gefühls, phantastischer Träumereien und eines exzentrischen Strebens in den Bereich des Wunderbaren und Unbekannten hineintrug und der die russische Muse mit der Muse Deutschlands und Englands bekannt und verwandt machte. Der Einfluß der Literatur auf die Gesellschaft war viel bedeutender, als man sich das bei uns vorstellt: indem die Literatur Menschen verschiedener Stände durch die Bande des Geschmacks und das Streben nach edlem Lebensgenuß einander näherbrachte und befreundete, verwandelte sie den *Stand* in die *Gesellschaft.* Aber dessen ungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, daß der Adelsstand sowohl der hauptsächliche Vertreter der Gesellschaft als auch die hauptsächliche, unmittelbare Quelle für die Bildung der ganzen Gesellschaft war. Die Erhöhung der Ausgaben für die Volksbildung, die Gründung von Universitäten, Gymnasien, Schulen ließ die Gesellschaft täglich und stündlich wachsen. Die Zeit zwischen 1812 und 1815 war für Rußland eine große Epoche. Wir meinen damit nicht nur die äußerliche Größe und den Glanz, die Rußland in dieser seiner großen Epoche gewann, sondern auch den erfolgreichen inneren Fortschritt auf dem Gebiet der Bürgertugend und der Bildung, der das Resultat dieser Epoche war. Man kann ohne Übertreibung

sagen, daß Rußland seit dem Jahre 1812 bis zum heutigen Augenblick mehr durchlebt hat und weiter vorwärtsgeschritten ist als seit der Herrschaft Peters bis zum Jahre 1812. Einerseits erweckte das Jahr Zwölf, das ganz Rußland von einem Ende bis zum anderen erschütterte, seine schlummernden Kräfte und eröffnete ihm neue, bis dahin unbekannte Kraftquellen, fügte durch das Gefühl der gemeinsamen Gefahr die im Gefühl zersplitterter Interessen erstarrten Einzelwillen zu einer einzigen riesigen Masse zusammen, erregte das Bewußtsein des Volkes und seinen Stolz und trug mit alldem dazu bei, eine Öffentlichkeit als den Beginn einer gesellschaftlichen Meinung ins Leben zu rufen; außerdem versetzte das Jahr Zwölf der erstarrenden Altväterzeit einen schweren Schlag: in der Folge verschwanden die nicht im Staatsdienst stehenden Adligen, die bis dahin ruhig auf ihren [245] Landsitzen zur Welt gekommen und gestorben waren, ohne je über die Grenze ihrer Güter hinausgefahren zu sein; die Klitsche mit ihrer Bärenhäuterei verschwand schnell mit den schwergetroffenen Überresten der alten Zeit. Andrerseits sah sich ganz Rußland in der Gestalt seiner unbesieglichen Heere auf seinem Wege der Siege und Triumphe durch Europa diesem von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Alles das förderte stark das Heranwachsen und die Festigung der entstandenen Gesellschaft. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts strebte die russische Literatur von der Nachahmung vorwärts zur Originalität: Puschkin erschien. Er liebte den Stand, in dem der Fortschritt der russischen Gesellschaft fast ausschließlich zum Ausdruck kam und dem er selbst angehörte – und er entschloß sich, im „*Onegin*“ das Innenleben dieses Standes vorzuführen, und damit auch die Gesellschaft in dem Zustand, in dem sie sich in der von ihm gewählten Epoche, d. h. in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, befand. Auch hier können wir uns nicht genug über die Schnelligkeit wundern, mit der die russische Gesellschaft vorwärtsstrebt: wir sehen den „*Onegin*“ als den Roman einer Zeit an, von der wir bereits weit entfernt sind. Die Ideale, die Motive dieser Zeit sind uns bereits so fremd, liegen so außerhalb der Ideale und der Motive unserer Zeit... Der „*Held unserer Zeit*“ war ein neuer „*Onegin*“: kaum vier Jahre sind vergangen – und Petschorin ist bereits kein zeitgenössisches Ideal mehr. Und in diesem Sinne ist es, daß wir gesagt haben, die Mängel des „*Onegin*“ seien zugleich auch seine größten Vorzüge: diese Mängel lassen sich in einem Wort ausdrücken – „altmodisch“; aber ist es etwa die Schuld des Dichters, daß in Rußland sich alles so schnell vorwärtsbewegt? Und ist es etwa nicht ein großes Verdienst seitens des Dichters, daß er die Wirklichkeit in einem bestimmten Augenblick des Lebens der Gesellschaft so wahrheitsgetreu zu erfassen vermochte? Wenn in „*Onegin*“ heute nichts veraltet oder hinter unserer Zeit zurückgeblieben erschiene – so wäre das ein deutliches Anzeichen dafür, daß dieses Poem nicht die Wahrheit enthält, daß in ihm nicht eine Gesellschaft, die wirklich existiert hat, sondern eine eingebildete dargestellt ist: was wäre es aber dann für ein Poem, und lohnte es der Mühe, von ihm zu reden? ...

Wir haben den Inhalt des „*Onegin*“ bereits berührt: wenden wir uns jetzt der Analyse der Charaktere der handelnden Personen dieses Romans zu. Ungeachtet dessen, daß der Roman den Namen [246] seines Helden trägt – gibt es in ihm nicht einen, sondern zwei Helden: Onegin und Tatjana. In beiden müssen wir Vertreter der beiden Geschlechter der russischen Gesellschaft in dieser Epoche erblicken. Wenden wir uns dem ersten zu. Der Dichter hat sehr gut daran getan, sich einen Helden aus der obersten Schicht der Gesellschaft zu wählen. Onegin gehört durchaus nicht dem Hofadel an (schon deshalb nicht, weil die Zeit des Hofadels nur das Jahrhundert Katharinas II. war); Onegin ist Weltmann. Wir wissen, daß unsre Literaten die große Welt und ihre Menschen nicht lieben, obwohl sie versessen darauf sind, sie darzustellen. Was uns persönlich betrifft, so gehören wir durchaus nicht zur großen Welt und bewegen uns nicht in ihr; aber wir hegen ihr gegenüber keinerlei kleinbürgerliche Vorurteile. Wenn die große Welt von solchen Schriftstellern wie Puschkin, Gribojedow, Lermontow, Fürst Odojewski, Graf Sollogub dargestellt wird, lieben wir ihre literarischen Darstellungen ebenso wie die mit Talent und Kenntnis durchgeführte Darstellung jeder anderen Welt

oder Nicht-Welt. Nur in einem Fall können wir die große Welt nicht vertragen: nämlich wenn sie uns von Verfassern geschildert wird, die sich bedeutend besser in den Sitten von Konditoreien und Beamten-Gutestuben auskennen müssen als in aristokratischen Salons. Noch eine Einschränkung sei mir erlaubt: wir verwechseln durchaus nicht Weltmannstum mit Aristokratismus, obwohl sie meistens zusammen anzutreffen sind. Von welcher Herkunft auch immer ein Mensch sein, welche Überzeugungen er auch immer haben mag – weltmännisches Wesen wird ihn nicht schlechter machen, sondern nur besser. Man sagt: in der großen Welt wird das Leben an Kleinigkeiten verschwendet, werden die heiligsten Gefühle der Berechnung und dem Anstand zum Opfer gebracht. Gewiß, aber wird etwa in den Mittelschichten der Gesellschaft das Leben nur an erhabene Dinge verschwendet und werden Gefühl und Vernunft nicht auch der Berechnung und dem Anstand zum Opfer gebracht? O nein, tausendmal nein! Der ganze Unterschied zwischen den Mittelschichten und der obersten Schicht besteht darin, daß man in den ersteren kleinlicher, prätentiöser, eingebildeter, wichtigtuerischer, ehrgeiziger, gezwungener, scheinheiliger ist. Man sagt: das Leben der großen Welt hat viele üble Seiten. Gewiß, aber hat das Leben außerhalb ihrer allein nur gute Seiten? Man sagt: die große Welt tötet die Eingebung, und Shakespeare und Schiller waren keine Weltleute. Gewiß, aber sie waren auch weder Kaufleute noch Klein-[247]bürger – sie waren einfach Menschen, genau so, wie ja auch der Aristokrat und Weltmann Byron seine Inspiration vor allem dem verdankte, daß er Mensch war. Das ist der Grund, warum wir es nicht einigen unserer Literaten nachtun wollen, die voller Voreingenommenheiten gegenüber der für sie schrecklichen großen Unbekannten – der großen Welt – stecken, und warum wir sehr froh sind, daß Puschkin einen Mann von Welt zum Helden seines Romans gewählt hat. Und was soll das Übles an sich haben? Die oberste Schicht der Gesellschaft war zu dieser Zeit schon auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung; daß er ein Weltmann war, hinderte zudem Onegin nicht daran, sich mit Lenski zu befreunden – diesem in den Augen der großen Welt höchst sonderbaren und komischen Wesen. Gewiß, Onegin kam sich völlig fremd vor in der Gesellschaft der Larins; aber der Grund dafür war mehr seine Bildung als sein weltmännisches Wesen. Wir wollen es nicht bestreiten, die Larins sind sehr liebe Menschen, besonders in den Versen Puschkins; aber obgleich wir durchaus keine Leute von Welt sind, würden wir uns unter ihnen nicht recht behaglich fühlen – um so mehr, als wir nicht das geringste Talent haben, uns in gesetzter Rede über die Hundezucht, den Wein, die Heuernte und die Verwandtschaft zu unterhalten. Die oberste Schicht der Gesellschaft war zu dieser Zeit so weit getrennt von allen übrigen Schichten, daß die Menschen, die ihr nicht angehörten, über sie redeten, wie man vor Kolumbus in ganz Europa über die Antipoden und die Atlantis redete. Infolgedessen galt Onegin, gleich von den ersten Zeilen des Romans an, als ein amoralischer Mensch. Diese Meinung über ihn ist auch jetzt noch nicht ganz geschwunden. Wir erinnern daran, welch flammende Empörung viele Leser darüber äußerten, daß Onegin sich über die Krankheit seines Onkels freut und mit Schrecken daran denkt, daß er den betrübten Verwandten wird spielen müssen –

„Da seufzt man wohl und denkt für sich:
Wann endlich holt der Teufel dich!“

Viele Leute sind auch heute noch hiermit höchst unzufrieden. Daraus läßt sich erkennen, was für ein in jeder Hinsicht wichtiges Werk der „*Onegin*“ für das russische Publikum war und wie gut Puschkin daran getan hat, einen Weltmann zum Helden seines Romans zu machen. Zu den Besonderheiten der Menschen der großen Welt gehört, daß sie nicht heucheln, in keiner Weise, weder grob [248] und dumm noch gutmütig und ehrlich. Wenn irgendein armer Beamter sich plötzlich als Erben eines reichen alten Onkels sieht, der im Sterben liegt – mit wie vielen Tränen, mit welch devoter Zuvorkommenheit wird er sich nicht um das Onkelchen bemühen, obwohl dieses Onkelchen vielleicht sein Leben lang von dem Neffen nichts hat wissen, ihn nicht hat sehen wollen und sie nichts miteinander gemein gehabt haben. Man

denke jedoch nicht, daß das von seiten des Neffen berechnete Heuchelei wäre (berechnete Heuchelei ist ein Laster aller Gesellschaftsschichten, der großen Welt ebenso wie aller anderen): nein, infolge einer wohltuenden Erschütterung des ganzen Nervensystems, die die Aussicht der nahen Erbschaft hervorrief, war unser Neffe ganz im Ernst gerührt und spürte eine glühende Liebe zu dem Onkelchen, obwohl nicht der Wille des Onkels, sondern das Gesetz ihm das echt auf die Erbschaft gab. Die Heuchelei ist also gutmütig, offen und ehrlich. Aber das Onkelchen sollte nur auf den Gedanken kommen, plötzlich, hast du nicht gesehen, gesund zu werden: wohin würde bei unserem Neffen die verwandtschaftliche Liebe verfliegen, und wie würde die falsche Trauer plötzlich echter Trauer weichen und der Schauspieler sich in einen Menschen verwandeln! Wenden wir uns Onegin zu. Sein Onkel war ihm in jeder Hinsicht fremd. Und was konnte es Gemeinsames geben zwischen einem Onegin, dem es schon

„... ganz egal,
Ob alter, ob moderner Saal“,

und einem ehrenwerten Gutsbesitzer, der in dörflicher Abgeschiedenheit vierzig Jahre lang

„... Fliegen totgeschlagen
Und mit der Magd herumkrakeelt“?

Man wird sagen: er war sein Wohltäter. Was heißt Wohltäter, wenn Onegin der gesetzliche Erbe seines Gutes war? Der Wohltäter ist hier nicht der Onkel, sondern das Gesetz, das Erbrecht. Was ist die Lage eines Menschen, der gezwungen ist, am Sterbelager eines ihm völlig fremden, gleichgültigen Menschen die Rolle des betrübten, mitfühlenden zärtlichen Verwandten zu spielen? Man wird sagen: wer zwingt ihn, diese erniedrigende Rolle zu spielen? Wieso – wer? Das Gefühl menschlicher Rücksichtnahme. Wenn wir es einmal aus irgendeinem Grunde einem Menschen, dessen Umgang für uns sowohl lästig wie langweilig ist, nicht abschlagen können, [249] ihn bei uns aufzunehmen – sind wir dann nicht verpflichtet, ihn höflich und sogar freundlich zu behandeln, auch wenn wir ihn im Innern zum Teufel wünschen? Daß aus den Worten Onegins eine Art leichtsinniger Spott hervorlugt – ist nur ein Anzeichen für Geist und Natürlichkeit, denn das Fehlen einer gemachten schwerfälligen Feierlichkeit in der Äußerung gewöhnlicher Alltagsbeziehungen ist ein Kennzeichen von Geist. Bei Menschen von Welt ist es sogar nicht einmal immer Geist, sondern häufiger einfach Lebensart, und es läßt sich nicht bestreiten, daß es eine sehr gescheite Lebensart ist. Bei Menschen der mittleren Schichten dagegen gehört es zur Lebensart, sich bei jeder, *nach ihrer Meinung* einigermaßen wichtigen Gelegenheit durch ein Übermaß verschiedener tiefer Gefühle hervorzutun. Jedermann weiß, daß diese Frau da mit ihrem Mann wie Hund und Katze gelebt hat und daß sie von Herzen froh ist über seinen Tod, und sie selbst begreift sehr wohl, daß jedermann das weiß und daß sie niemandem etwas vormachen kann; aber deswegen wird sie nur noch um so lauter oh und ach rufen, stöhnen und schluchzen und um so zudringlicher alle und jeden mit der Beschreibung der Tugenden des Verstorbenen, des Glücks, womit er sie beschenkt hat, und des Unheils, das mit seinem Tode über sie gekommen ist, quälen. Mehr noch: diese Frau wird bereit sein, das gleiche hundertmal dem Herrn von rechtschaffnem Äußern gegenüber zu wiederholen, den alle Welt als ihren Liebhaber kennt. Und was geschieht? – Sowohl dieser Herr von rechtschaffnem Äußern wie auch alle Verwandten, Freunde und Bekannten der tiefbekümmerten, untröstlichen Witwe hören sich das alles mit betrübten und bekümmerten Mienen an – und wenn die einen vielleicht sich ins Fäustchen lachen, sind andere dafür von ganzer Seele *gebrochen.* Und das ist – wir wiederholen es – weder Dummheit noch Berechnung oder Heuchelei: es ist einfach ein Prinzip der Moral des Kleinbürgers, des einfachen Volkes. Niemandem von diesen Menschen kommt es in den Sinn, sich und andere zu fragen:

„Ja, weswegen geben sie denn bloß an?“

Mehr noch: sie halten solch eine Frage für eine Sünde; und wenn sie sich dazu aufraffen würden, sie zu stellen, so würden sie sich selbst auslachen. Sie kommen gar nicht darauf, daß es hier nur über eins zu trauern gibt, nämlich über die triviale Komödie der gutmütigen Heuchelei, in der sie alle so eifrig und so ehrlich mitspielen.

[250] Um nicht noch einmal zu ein und derselben Frage zurückzukehren, wollen wir hier eine kleine Abschweifung machen. Um zu beweisen, eine wie wichtige Erscheinung nicht allein in ästhetischer Hinsicht für unser Publikum Puschkins „*Onegin*“ war und wie neu und kühn damals in ihm die heute ältesten Gedanken und sogar schüchternen Halbgedanken schienen – wollen wir folgende Strophe anführen:

„Hin, hin! Sind deine Vettern alle,
Geneigter Leser, hübsch gesund?
Dann hörst du auch in diesem Falle
Gewiß sehr gern durch ihren Mund,
Was so *Verwandtschaft* meist bedeute:
Verwandte sind die biedern Leute,
Die man in Herzensüberfluß
Verehren, lieben, hätscheln muß
Und denen man aus reinstem Triebe
Zum Wiegenfeste, sehr gerührt,
Selbst oder schriftlich gratuliert,
Damit uns ihre Nächstenliebe
(Gott soll sie segnen!) für den Rest
Des Jahres – ungeschoren läßt.“

Wir erinnern uns, daß diese unschuldigen Strophen bei der Mehrzahl des Publikums nicht mehr Onegin, sondern dem Dichter selbst den Vorwurf der Amoralität eingetragen hat. Was ist hier die Ursache, wenn nicht jene gutmütige, ehrliche Heuchelei, von der wir eben gesprochen haben? Brüder prozessieren mit Brüdern um ein Landgut und hegen füreinander oft einen solch abgründigen Haß, wie er zwischen Fremden undenkbar und nur unter Verwandten möglich ist. Das Recht der Verwandtschaft ist häufig nichts anderes als das Recht für den armen Verwandten – um eines Almosens willen vor dem Reichen auf dem Bauch zu rutschen; für den reichen Verwandten – den lästigen armen Schlucker zu verachten und ihn leer ausgehen zu lassen; für gleich reiche – einander um den Erfolg im Leben zu beneiden; im allgemeinen aber – das Recht, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen, überflüssige und unnütze Ratschläge zu erteilen. Wohin man auch, als Mensch mit Charakter und mit Gefühl für die eigne Menschenwürde, den Fuß setzt – überall tritt man dem Verwandtschaftsprinzip zu nahe. Hat man die Absicht, zu heiraten – man frage um Rat; fragt man nicht – so ist man ein gefährlicher Schwärmer oder Freidenker; fragt man – so bekommt man eine Braut zugewiesen; heiratet [251] man sie und wird unglücklich – bekommt man zu hören: „Da hast du’s, Brüderchen, das kommt dabei heraus, wenn man ohne die nötige Umsicht so wichtige Dinge unternimmt; ich habe doch gleich gesagt ...“ Heiratet man nach eigner Wahl – dann ist’s noch schlimmer. Was hat die Verwandtschaft sonst noch für Rechte? Eine Unmenge! Diesen Herrn da zum Beispiel, der dem Nosdrew so ähnlich ist, würde man, wäre er einem fremd, nicht einmal in den Pferdestall lassen aus Sorge um die Unschuld der Pferde; aber er ist ein Verwandter – und man nimmt ihn auf, läßt ihn ins Wohnzimmer und ins Arbeitszimmer, und überall macht er einem als Verwandter Schande. Die Verwandtschaft liefert ein prächtiges Mittel zu Beschäftigung und Zerstreuung: gerät man einmal ins Unglück – schon bietet sich für die Verwandten eine wunderbare Gelegenheit, von allen Seiten herbeizureisen, ach und och zu rufen, den Kopf zu schütteln, zu schalten, zu walten, Ratschläge und gute Lehren zu erteilen, Vorwürfe zu machen und dann diese Neuigkeit überallhin auszutragen und einen dabei hinter dem Rücken zu tadeln und zu schmähen – denn es ist ja bekannt: ein Mann im Unglück hat immer schuld, besonders in den Augen seiner Verwandten. Das alles ist für niemanden eine Neuigkeit, das Unglück ist nur, daß alle

dies fühlen, aber nur wenige es zugeben: die gewohnheitsmäßige gutmütige, ehrliche Heuchelei siegt über die Vernunft. Es gibt Leute, die fähig sind, sich zu Tode zu kränken, wenn die riesige Familie der Verwandtschaft bei einem Besuch in der Hauptstadt nicht bei ihnen Wohnung nimmt; läßt sie sich aber bei ihnen nieder – so sind sie alles andere als froh; sie werden murren und fluchen und jedermann unter der Hand ihr Leid klagen, aber vor den lieben Verwandten werden sie in Liebenswürdigkeit zerfließen und ihnen das Versprechen abnehmen – das nächste Mal wieder bei ihnen Wohnung zu nehmen und sie, im Namen der Verwandtschaft, aus dem eignen Haus zu verdrängen. Was bedeutet das? Durchaus nicht, daß die Verwandtschaft bei derartigen Leuten als *Prinzip* besteht, sondern nur, daß sie bei ihnen als *Tatsache* besteht: innerlich, überzeugungsgemäß, erkennt keiner von ihnen sie an, aber gewohnheitsmäßig, ohne nachzudenken und aus Heuchelei, erkennen alle sie an.

Puschkin hat die Verwandtschaft dieser Art in der Gestalt gezeichnet, wie sie bei vielen besteht, wie sie wirklich ist, also zu Recht und der Wahrheit gemäß – und man ist ihm deshalb böse und hat [252] ihn unmoralisch genannt; man hätte ihn also, wenn er die Verwandtschaft bei gewissen Leuten so beschrieben hätte, wie sie nicht existiert, d. h. unrichtig und verlogen – gelobt. Das alles bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß nur Lüge und Unwahrheit moralisch sind... da haben wir's, wohin die gutmütige, ehrliche Heuchelei führt! Nein, Puschkin hat moralisch gehandelt, wenn er als erster die Wahrheit sagte, denn es gehört ein edler Mut dazu, sich als erster zu entschließen, die Wahrheit zu sagen. Und wie viele solche Wahrheiten sind im „*Onegin*" ausgesprochen! Viele von ihnen sind heute weder neu noch auch besonders tief; aber wenn Puschkin sie nicht vor *zwanzig* Jahren ausgesprochen hätte, wären sie heute sowohl neu als auch tief. Und darum ist es ein großes Verdienst Puschkins, daß er als erster diese veralteten, heute bereits seichten Wahrheiten ausgesprochen hat. Er hätte absolutere und tiefere Wahrheiten aussprechen können, aber dann hätte seinem Werk die Wahrhaftigkeit gefehlt: seine Zeichnung des russischen Lebens wäre nicht dessen Ausdruck gewesen. Das Genie läuft seiner Zeit nie voraus, sondern enträtselt stets nur seinen nicht für jedermann sichtbaren Sinn.

Ein großer Teil des Publikums hat Onegin rundweg Seele und Herz abgesprochen, hat in ihm einen von Natur kalten, trocknen und egoistischen Menschen gesehen. Man kann einen Menschen nicht falscher und schiefer verstehen. Aber mehr noch: viele glaubten und glauben aufrichtig, daß der Dichter selbst in Onegin einen kalten Egoisten darstellen wollte. Das heißt nun schon – Augen haben und nicht sehen. Das Leben in der großen Welt hat in Onegin nicht das Gefühl ertötet, sondern ihn nur für fruchtlose Leidenschaften und kleinliche Zerstreuungen erkalten lassen. Man erinnere sich an die Strophen, in denen der Dichter seine Bekanntschaft mit Onegin schildert:

„Gleich ihm entflohn der Weltlust Plagen,
Befreit aus hohler Formen Bann,
Ward ich sein Freund in jenen Tagen.
Er zog als Mensch mich lebhaft an
Mit seinem Hang zum Phantasieren,
Den unnachahmlichen Manieren,
Dem unbeirrbar scharfen Geist.
Ich war verbittert, er vereist,
Uns beide hatte schon das Leben,
Der Leidenschaften Spiel genarrt,
Uns beiden war das Herz erstarrt; [253]
Wir hatten Jugend hingegeben,
Und nur Fortunas blinden Hohn
Und unsrer Mitwelt Haß zum Lohn.

Wer lebt und urteilt, lernt beizeiten,
Wie tief verächtlich Menschen sind;
Wer fühlt, dem muß es Schmerz bereiten,

Wie schnell des Lebens Wahn zerrinnt.
Er kann nun all den Zauber missen,
Verzehrt sich in Gewissensbissen
Und spürt der Reue dumpfe Pein ...
Dergleichen spendet insgeheim
Der Unterhaltung reiche Würze.
Erst quälte mich Onegins Ton;
Doch ich gewöhnte bald mich schon
An seine blendend scharfe Kürze,
Den spöttisch überlegnen Stil,
Das fein geschliffne Redespiel.

Wie oft – wenn in der sommerhellen,
Durchsicht'gen Nacht, des Mondes bar,
Sich in der heitern Newa Wellen
Spiegelten leuchtend, weiß und klar
Die endlos hohen Himmelsräume –
Ging unser Flug ins Reich der Träume,
Gedachten wir der Jugendzeit,
Der ersten Liebe Last und Leid,
Und schwelgten in Erinnerungen,
Vom tiefen Zauber stumm berauscht!
Wie ein Gefangner träumend lauscht,
Zum grünen Wald sich wähnt entsprungen,
So trug uns lockend Schwärmersinn
Zum Frühling unsres Lebens hin."

Aus diesen Versen ersehen wir klar wenigstens so viel, daß Onegin weder kalt noch trocken oder gefühllos war, daß in seiner Seele Poesie lebte und daß er überhaupt nicht zu den gewöhnlichen, den Dutzendmenschen gehörte. Der unwillkürliche Hang zum Phantasieren, die unbekümmerte Berauschtheit beim Anschauen der Naturschönheit und beim Gedenken an die Jugendzeit und an Lust und Leid der ersten Liebe: das alles spricht mehr für Gefühl und Poesie als für Kälte und Trockenheit. Nur liebte es Onegin nicht, im Phantasieren aufzugehen, er fühlte mehr, als er redete, und öffnete sich nicht jedem. Ein verbitterter Geist ist auch das Kennzeichen einer höheren Natur, denn der Mensch mit verbittertem Geist ist unzufrieden nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit sich selbst [254] Dutzendmenschen sind stets mit sich zufrieden, und wenn es ihnen gut geht, auch mit allen anderen. Dummköpfe betrügt das Leben nicht; im Gegenteil, es gibt ihnen alles; der Güter, die sie von ihm verlangen, sind ja nicht viele – Futter, Tränke, Wärme und noch ein paar Spielsachen, die ihrer trivialen, kleinlichen Eigenliebe Spaß machen können. Enttäuschung am Leben, an den Menschen, an sich selbst (wenn sie nur echt und einfach ist, ohne Phrasen und ohne die Tuerei *zur Schau getragener Melancholie*) findet sich nur bei Menschen, die „viel" verlangen, denen aber „nichts" recht ist. Der Leser wird sich an die Beschreibung des Arbeitszimmers Onegins (im siebenten Kapitel) erinnern: der ganze Onegin steckt in dieser Beschreibung. Besonders frappierend ist, daß zwei oder drei Romane der Ungnade entgehen, Romane,

„Worin die nackte Wirklichkeit,
Zumal der Mensch der heut'gen Zeit,
Sich scharfumrissen widerspiegelt,
Wie er, moralisch ohne Halt,
Voll Egoismus nüchternkalt,
Beständig in Phantasmen klügelt,
An bittrer Weltverachtung krankt
Und inhaltslos durchs Leben wankt."

Man wird sagen: Das ist das Porträt Onegins. Das ist wahrscheinlich richtig; das spricht jedoch noch mehr für die moralische Überlegenheit Onegins, weil er sich in diesem Porträt wiedererkannt hat, das wie ein Ei dem anderen so vielen Leuten ähnelt, in dem sich jedoch

nur so wenige wiedererkennen und bei dem die Mehrheit „heimlich an Peter denkt“. Onegin spiegelte sich nicht selbstzufrieden in diesem Porträt, sondern litt dumpf unter seiner frappierenden Ähnlichkeit mit den Kindern unsres Jahrhunderts. Nicht die Natur, nicht Leidenschaften, nicht persönliche Verirrungen haben Onegin diesem Porträt ähnlich gemacht, sondern das Jahrhundert.

Die Verbindung mit Lenski – diesem jungen Schwärmer, der unserem Publikum so gefallen hat – spricht besonders laut gegen die angebliche Herzlosigkeit Onegins. Onegin verachtete die Menschen. Aber eben deshalb

„Verstand er, scharf zu unterscheiden,
So daß er manchen gelten ließ
Und seinem Herz Respekt erwies.

Drum ließ er Lenski ruhig schwärmen,
Begeistert in den Himmel schaun, [255]
Sich an der Rede Glanz erwärmen
Und arglos seinen Sinnen traun;
Ihm war‘s so neu, so ungewöhnlich.
Auch hielt er, von Natur versöhnlich,
Mit kühlem Widerspruch zurück
Und dachte: soll ich ihm dies Glück
Der kurzen Täuschung jetzt schon rauben?
Das tut die Zeit ja später doch.
Mag denn dies Herz einstweilen noch
Ans Paradies der Erde glauben,
Und Nachsicht drum dem jungen Blut,
Dem jungen Wahn, der jungen Glut!

Sie stritten über jede Frage,
Die Stoff zum Disputieren bot:
Das Völkerschicksal grauer Tage,
Das Leben vor und nach dem Tod,
Das Vorurteil, an dem wir kranken,
Und unsrer Weisheit enge Schranken,
Ja, oft sogar ward Gott und Welt
Noch ernster Prüfung unterstellt.“

Die Dinge sprechen für sich selber: die stolze Kälte und Trockenheit die überhebliche Herzlosigkeit Onegins als Menschen sind ein Produkt der groben Unfähigkeit vieler Leser, den vom Dichter so wahrheitsgetreu geschaffenen Charakter zu verstehen. Aber wir wollen hierbei nicht haltmachen und die ganze Frage erschöpfend behandeln.

„Doch dieser Sonderling und Spötter,
Den Himmel oder Hölle schuf,
Mit Engelsfittich, Teufelshuf –
Was stellt er vor? Ein bloßes Schemen,
Ein Trugbild? Ist er, wie’s geschieht,
Ein Moskowitergeck, bemüht,
Childe Harolds Maske anzunehmen?
Ein Phrasenheld, der andern gleicht?
Nur eine Parodie vielleicht?
. . . . . .
‚Noch immer mit demselben Sparren
Wie früher? Oder abgekühlt?
Was dünkt Sie, was er uns zum Narren
Wohl heut für eine Rolle spielt?
Stellt er sich wieder als Despoten,
Kosmopoliten, Patrioten,
Als Melmoth, Quäker oder gar
In noch viel blödrer Maske dar? [256]

Statt als vernünft'ger Mensch zu leben,
Wie Sie und ich und jedermann!
Er täte wirklich wohl daran,
Den Unfug endlich aufzugeben,
Der anfängt, eine Qual zu sein.' –
‚Sie kennen ihn?' – ‚*Hm – ja und nein.*'

So kurz von ihm sich loszusagen,
Ist das nicht hart? Beweist das nicht,
Daß man zu vorschnell vom Betragen
Des lieben Nächsten Schlechtes spricht?
Daß eitle Selbstsucht hohler Tröpfe
Sich über Leichtsinn freier Köpfe
Als Eingriff in ihr Recht empört?
Weil Geist, der Spielraum braucht, sie stört?
Daß man bei Worten, bei Gebärden
Gleich Taten argwöhnt? Leicht vergißt,
Daß Dummheit blindgehässig ist?
Daß Starke stärker fehlen werden?
Und bloß die Mittelmäßigkeit
Sich allgemeiner Gunst erfreut?

Wohl dein, der jung in jungen Jahren
Rechtzeitig zur Besinnung kam,
An dieser harten Welt Gebaren
Allmählich minder Anstoß nahm,
Nie blindlings nach Phantomen jagte,
Bei Neid und Unbill nicht verzagte,
Mit zwanzig Jahr ein lockrer Fink,
Mit Dreißig in den Ehstand ging,
Sich Schuldenlast und sonst'ge Bürden
Mit Fünfzig schlau vom Halse lud
Und wohl sein läßt bei Geld und Gut,
Im Glanz von Orden, Rang und Würden –
Weil schließlich ihn die ganze Welt
Für einen prächt'gen Menschen hält!

Doch traurig, wenn wir einsehn müssen,
Daß unsre Jugend schal verflog
Und wir sie selber oft mit Wissen
Betrogen, wie sie uns betrog;
Daß alle Wünsche, die uns keimten,
Die Ideale, die wir träumten,
Der Reihe nach zerflattert sind
Wie welkes Laub im Wirbelwind.
O Ekel, wenn man dann durchs Leben
Wie durch erstarrte Formen zieht, [257]
Nur Tafelfreuden vor sich sieht,
Wo eitle Nullen uns umgeben,
In deren Schwarm man gähnend weilt
Und weder Herz noch Denken teilt."

Diese Verse sind der Schlüssel zum Geheimnis von Onegins Charakter. Onegin ist kein Melmoth, kein Childe Harold, kein Dämon, keine Parodie, keine Modelaune, kein Genie, kein großer Mann, sondern einfach ein „vernünftiger Mensch, wie Sie und ich und jedermann". Mit Recht bezeichnet es der Dichter als „Unfug", überall immer Genies und ungewöhnliche Menschen zu finden oder zu suchen. Wir wiederholen: Onegin ist ein vernünftiger Mensch, dabei jedoch kein Dutzendmensch. Er taugt nicht zum Genie, er drängt sich nicht unter die großen Männer, aber ein untätiges, triviales Leben ist ihm zuwider; er weiß nicht einmal, was ihm fehlt, was er will; aber er weiß und weiß sehr genau, daß ihm das, womit die

selbstzufriedene Mittelmäßigkeit so zufrieden, so glücklich ist, nicht fehlt, daß er dies nicht will. Und ebendeshalb hat die selbstzufriedene Mittelmäßigkeit ihn nicht nur als „amoralischen“ Menschen ausgegeben, sondern ihm auch ein leidenschaftliches Herz, ein warmes Gemüt, die Zugänglichkeit für alles Schöne und Gute abgesprochen. Man erinnere sich, wie Onegin erzogen wurde, und man wird zugeben, daß seine Natur gar zu gut war, wenn eine solche Erziehung sie nicht ganz umbringen konnte. Als blendend veranlagten jungen Mann bezauberte ihn gleich vielen die große Welt; er wurde ihrer bald überdrüssig und kehrte ihr den Rücken, wie das nur allzu wenige tun. In seiner Seele glomm ein Hoffnungsfunken – in der Stille der Einsamkeit, am Busen der Natur wieder aufzuleben und sich zu erfrischen; er sah jedoch bald, daß ein Ortswechsel nichts am Wesen einiger unvermeidlicher und nicht von unserm Willen abhängiger Umstände ändert.

„Zwei Tage lang gefiel die Stille,
Das freie Land ihm wirklich gut,
Der dunkle Wald, die Saatenfülle,
Des Bächleins leise Murmelflut;
Am dritten schien der Fluren Segen
Ihn freilich kaum noch anzuregen!
Und endlich ließ ihn alles kalt.
Ihn drückte nun auch hier sehr bald
Dieselbe Langeweile nieder,
Wie dort bei Prunk und Stadtgewühl, [258]
Theater, Ball und Kartenspiel.
Der alte Trübsinn kehrte wieder
Und hing ihm wie sein Schatten an,
Wie Weiber am geliebten Mann.“

Wir haben nachgewiesen, daß Onegin kein kalter, kein trockner, kein herzloser Mensch ist, aber wir haben bis jetzt das Wort *Egoist* vermieden – und da Gefühlsüberschuß und das Bedürfnis nach Schönheit Egoismus nicht ausschließen, so sagen wir jetzt, daß Onegin ein *leidender Egoist* ist. Es gibt zwei Sorten von Egoisten. Die Egoisten der ersten Gruppe sind Menschen ohne alle hochfliegende oder schwärmerische Prätension; sie verstehen nicht, wie der Mensch irgend jemanden außer sich selbst lieben kann, und geben sich nicht die geringste Mühe, ihre glühende Liebe zu der eignen Person zu verbergen; wenn ihre Geschäfte schlecht stehen, sind sie hager, blaß, bösartig, niedrig, gemein, Verräter, Verleumder; wenn ihre Geschäfte gut stehen, sind sie dick, fett, rotwangig, vergnügt, gutmütig, und zwar nicht geneigt, ihren Gewinn mit irgend jemandem zu teilen, aber bereit, nicht nur ihnen nützende, sondern selbst völlig unnütze Menschen zu bewirten. Das sind die Egoisten von Natur oder dank einer üblen Erziehung. Die Egoisten der zweiten Gruppe sind fast nie dick und rotwangig; sie sind eine größtenteils kränkliche, stets sich langweilende Gesellschaft. Sie wenden sich hierhin und dahin, suchen überall bald Glück, bald Zerstreuung, finden jedoch von dem Augenblick an, wo die Verführungen der Jugend von ihnen abfallen, weder das eine noch das andere. Diese Menschen bringen es oft bis zu Leidenschaft in guten Taten, bis zu Selbstaufopferung zum Wohl des Nächsten; das Unglück ist nur, daß sie auch im Guten bald Glück, bald Zerstreuung suchen, während man im Guten nichts anderes suchen soll als nur das Gute. Wenn solche Menschen in einer Gesellschaft leben, die jedem ihrer Mitglieder die Möglichkeit gibt, seine Tätigkeit auf die Verwirklichung des Ideals der Wahrheit und des Wohls zu richten – so kann man von ihnen ohne Zaudern sagen, daß sie durch Geschäftigkeit und kleinliche Eigenliebe, die die guten Elemente in ihnen unterdrückt haben, zu Egoisten geworden sind. Aber unser Onegin gehört weder zur einen noch zur anderen Gruppe von Egoisten. Man kann ihn einen *Egoisten wider Willen* nennen; sein Egoismus ist als das zu betrachten, was die Alten „Fatum“ nannten. Nutzbringende, wohltätige, fruchtbare Tätigkeit! Warum hat sich Onegin [259] nicht ihr ergeben? Warum hat er nicht in ihr seine Befriedigung gesucht? Warum? Wa-

rum? – Darum, verehrte Herren, weil es hohle Menschen leichter haben, zu fragen, als gescheite, zu antworten...

„Allein inmitten seiner Güter,
Auch weil er sonst noch nichts getan.
Verfiel Eugen als Ortsgebieter
Auf einen neuen Wirtschaftsplan:
Als freier Geist in engen Zeiten
Erließ er seinen armen Leuten
Die altererbte harte Fron;
Sie dankten ihm mit Gotteslohn.
Darob erboste sich im Winkel
Der geiz'ge Nachbar, weil für ihn
Solch Beispiel höchst gefährlich schien;
Gespottet ward sogar aus Dünkel,
Und *alle* kamen überein:
Das muß ein schlimmer Vogel sein!

Erst gab's noch oft Besuch und Gönner;
Doch weil er sich verschmitzt erwies
Und jedesmal sich flugs den Renner
Im Hinterhofe satteln ließ,
Sobald er vorn die stark beschwerte
Familienkutsche rumpeln hörte,
Verschnupfte diese Prellerei,
Und mit der Freundschaft war's vorbei.
‚Der Nachbar ist verrückt, ein Flegel
Und Umsturzmann, so frech wie roh;
Sitzt immerfort beim Glas Bordeaux;
Vergißt vor Fraun die Anstandsregel;
Brummt weiter nichts als *ja* und *nein*,
Der Tropf!' So hieß es allgemein."

Etwas Rechtes tun kann man nur in der Gesellschaft, auf Grund gesellschaftlicher Bedürfnisse, die von der Wirklichkeit selbst und nicht von einer Theorie angegeben werden; aber was hätte Onegin in Gemeinschaft mit solchen prächtigen Nachbarn, im Kreise solch netter Nächster tun sollen? Das Los des Bauern zu erleichtern, bedeutete natürlich viel für den Bauern, aber von seiten Onegins war damit noch wenig getan. Es gibt Menschen, die, wenn es ihnen einmal gelungen ist, irgend etwas Ordentliches zu tun, selbstzufrieden der ganzen Welt davon erzählen und auf diese Weise eine angenehme Beschäftigung fürs ganze Leben haben. Onegin gehörte nicht [260] zu diesen Menschen: was den Vielen wichtig und groß erschien, war für ihn nicht Gott weiß was Besonderes.

Ein Zufall brachte Onegin mit Lenski zusammen; durch Lenski lernte Onegin die Familie Larin kennen. Auf dem Heimweg nach dem ersten Besuch gähnt Onegin; aus seinem Gespräch mit Lenski erfahren wir, daß er Tatjana für die Braut seines Freunds gehalten hatte und sich, als er seinen Irrtum erfährt, über Lenskis Wahl wundert, wobei er sagt, wenn er selbst Dichter wäre, hätte er Tatjana gewählt. Für diesen gleichgültigen, erkalteten Menschen genügten ein oder zwei unaufmerksame Blicke, um den Unterschied zwischen den beiden Schwestern zu erkennen – während es dem glühenden, begeisterten Lenski auch nicht einmal in den Sinn gekommen war, daß seine Geliebte durchaus kein ideales, poetisches Wesen war, sondern ein hübsches, einfältiges Mädchen, durchaus nicht des Risikos wert, ihretwegen einen Freund zu töten oder selbst getötet zu werden. Während Onegin gähnte – *aus Gewohnheit*, um mit seinen eignen Worten zu reden, und durchaus nicht, weil er sich Gedanken über die Familie Larin machte –, hatte sein Besuch in dieser Familie den Knoten eines furchtbaren inneren Dramas geschürzt. Das Publikum war in seiner Mehrheit höchst verwundert, wie Onegin, als er den Brief Tatjanas erhielt, sich nicht in sie verlieben konnte, und mehr noch,

wie dieser selbe Onegin, der so kalt die reine, naive Liebe des schönen Mädchens zurückwies, sich später leidenschaftlich in die glänzende Weltdame verliebte. Darüber kann man sich wirklich wundern. Wir machen uns nicht anheischig, die Frage zu beantworten, aber wir wollen auf sie eingehen. Wenn wir übrigens in dieser Tatsache die Möglichkeit eines psychologischen Problems anerkennen, finden wir die Tatsache selbst dennoch durchaus nicht verwunderlich. Erstens halten wir die Frage, warum er sich verliebt hat oder warum er sich nicht verliebt hat oder warum er sich damals nicht verliebt hat, für ein bißchen zu diktatorisch. Das Herz hat seine Gesetze – gewiß, aber sie sind nicht von der Art, daß man aus ihnen leicht einen vollständigen, systematischen Kodex zusammenstellen könnte. Seelenverwandtschaft, moralische Sympathie, Ähnlichkeit der Auffassungen können und müssen sogar in der Liebe vernünftiger Wesen eine große Rolle spielen; aber wer in der Liebe das rein unmittelbare Element, die instinktive, unfreiwillige Neigung, die Laune des Herzens leugnet, die das ein bißchen triviale, aber höchst ausdrucksvolle [261] russische Sprichwort bestätigt: „Ein Teufel, den man liebt, ist schöner als der schönste Falke“ – wer das leugnet, der versteht nichts von Liebe. Wenn in der Liebe die Wahl nur durch Wille und Vernunft bestimmt würde, so wäre die Liebe kein Gefühl und keine Leidenschaft. Das Element der Unmittelbarkeit läßt sich auch in der vernünftigsten Liebe erkennen, denn unter einigen gleichwürdigen Personen wird nur eine gewählt, und diese Wahl beruht auf der ungewollten Neigung des Herzens. Es kommt aber auch vor, daß Menschen, die wie füreinander geschaffen sind, einander gleichgültig bleiben und daß jeder von ihnen sein Gefühl einem durchaus nicht zu ihm passenden Wesen zuwendet. Deswegen hatte Onegin, ohne jede Angst vor dem Kriminalgericht der Kritik, das volle Recht, Tatjana als Mädchen nicht zu lieben und Tatjana als Frau zu lieben. Im einen wie im anderen Falle handelte er weder moralisch noch unmoralisch. Das genügt vollkommen zu seiner Rechtfertigung; aber wir wollen noch etwas hinzufügen. Onegin war so klug, feinfühlig und erfahren, verstand die Menschen und ihr Herz so gut, daß er aus dem Brief Tatjanas verstehen mußte, daß dieses arme Mädchen mit einem leidenschaftlichen, nach Schicksalsnahrung dürstenden Herzen begabt war, daß ihre Seele kindlich rein, daß ihre Leidenschaft jugendlich-einfältig war und daß sie in nichts jenen Koketten ähnelte, die er mitsamt ihren bald leichtfertigen, bald gespielten Gefühlen satt hatte. Er war lebhaft gerührt durch den Brief Tatjanas:

„Von dieses Kindes reinem Wesen
Im tiefsten Innern aufgeregt
Er sah die kummerbleichen Wangen,
Ihr bittend Auge, florumfangen –
Und fühlte, wie ein süßer Bann
In seiner Seele Macht gewann.
Vielleicht war alte Sinnenliebe
Vorübergehend mit im Spiel –
Doch sträubte sich sein Ehrgefühl
Vor Mißbrauch keuscher Unschuldstriebe.

In seinem Brief an Tatjana (im achten Kapitel) sagt er, er habe ihr, als er einen Funken Zärtlichkeit in ihr bemerkte, nicht glauben wollen (d. h. er habe sich gezwungen, nicht zu glauben), habe der lieben Gewohnheit nicht freien Lauf gelassen und sich nicht von seiner verhaßten Freiheit trennen wollen. Aber wenn er die eine Seite der Liebe Tatjanas zu schätzen wußte, so sah er gleichzeitig [262] ebenso klar auch ihre andere Seite. Erstens hätte, sich durch eine solche kindlich-schöne Liebe verführen zu lassen und ihr bis zum Wunsch, sie zu erwidern, nachzugehen, für Onegin den Entschluß zur Heirat bedeutet. Wenn ihn jedoch die Poesie der Leidenschaft noch interessieren konnte, so hatte die Poesie der Ehe für ihn nicht nur kein Interesse, sondern war ihm zuwider. Der Dichter, der in Onegin viel Eigenes zum Ausdruck gebracht hat, spricht sich hierüber, von Lenski redend, folgendermaßen aus:

„Ach, Hymens Bosheit, Hymens Tücken,
Des grauen Alltags Last und Pflicht,
Sie ahnte unser Lenski nicht.
Derweil wir andern herzlos Kalten
Die Ehe für den gröbsten Wahn,
Den abgeschmacktesten Roman
Im Lafontaineschen Genre halten...

Und wenn keine Ehe, dann schwärmerische Liebe, wenn nicht etwas Schlimmeres, aber er hatte Tatjana so gut verstanden, daß er an dies letztere nicht einmal denken konnte, ohne sich in seinen eignen Augen zu erniedrigen. In diesen beiden Fällen jedoch stellte sich diese Liebe ihm als wenig verführerisch dar. Wie! Er, der in Leidenschaften ausgebrannt war, das Leben und die Menschen kennengelernt hatte und in dem noch irgendein ihm selbst unklares Streben pochte – er, den nur ein Erlebnis beschäftigen und ausfüllen konnte, das seiner eignen Ironie standzuhalten vermochte –, er sollte sich durch die kindliche Liebe eines schwärmerischen Mädchens hinreißen lassen, das das Leben auf eine Art betrachtete, auf die er es bereits nicht mehr betrachten konnte... Und was verhieß ihm diese Liebe in der Zukunft? Was hätte er später in Tatjana gefunden? Entweder ein launisches Kind, welches darüber weinte, daß er das Leben nicht wie sie auf Kinderart betrachten und auf Kinderart Liebe spielen konnte – und das wäre, wird man zugeben, höchst langweilig gewesen; oder ein Wesen, das, von seiner, Onegins, Überlegenheit mitgerissen, sich ihm, ohne ihn zu verstehen, so untergeordnet hätte, daß es weder eignes Gefühl noch eignen Sinn, weder eigenen Willen noch eignen Charakter gehabt hätte. Das letztere wäre zwar geruhiger, aber dafür noch langweiliger gewesen. Und bedeutet das etwa die Poesie und Seligkeit der Liebe! ...

Durch den Tod Lenskis von Tatjana getrennt, verlor Onegin alles, was ihn noch einigermaßen mit den Menschen verband. [263]

„Onegin (damit sieht die Welt
Ihn wieder) hatte unentschlossen,
Beruflos, ledig, ohne Plan
Schon sechsundzwanzig Jahr vertan,
Im Zweikampf seinen Freund erschossen
Und krankte, längst mit sich im Streit,
An Mangel jeder Tätigkeit.

Drum war er, stumpf vor Unbehagen,
Auf Ortsveränderung bedacht
(Ein Kreuz, das manche willig tragen,
Obwohl es viel Beschwerden macht).“

Unter anderem war er auch im Kaukasus und betrachtete den blassen Schwarm der Schatten, die sich um die Heilquelle des Maschuk drängten.

„Beim Anblick all der bleichen Kranken
Verdüstert sich Onegins Sinn;
Er schaut, von quälenden Gedanken
Gepeinigt, auf die Thermen hin
Und macht sich Luft in bittren Glossen:
‚Warum bin ich nicht lahm geschossen,
Nicht auch so bresthaft, blöd und stier
Wie dieser magre Pächter hier?
Warum hat mich kein Schlag getroffen
Wie jenen Staatsrat dort? Warum
Zog mich die Gicht nicht schief und krumm?
Ward dieser Trost: Genesung hoffen,
Davon solch Schwarm von Krüppeln zehrt,
O Schöpfer, nicht auch mir beschert?‘“

Was für ein Leben! Da haben wir es, dieses Leid, von dem so viel in Versen und in Prosa geschrieben wird, über das sich so viele beklagen, als kennten sie es wirklich; da haben wir es, das Leid, das wahre, ohne Kothurne*, ohne Stelzen, ohne Drapierung, ohne Phrasen – das Leid, das einen zwar oft weder um den Schlaf noch um den Appetit oder die Gesundheit bringt, dafür aber um so furchtbarer ist! ... Nachts schlafen, tagsüber gähnen, zusehen, wie alle sich um irgend etwas sorgen, mit irgend etwas beschäftigt sind: der eine mit Geld, der andre mit einer Heirat, der dritte mit seiner Krankheit, der vierte mit seiner Not und dem blutigen Schweiß der Arbeit – rings um sich auch Fröhlichkeit sehen und Trauer, Lachen und Tränen, das alles sehen und sich all dem fremd fühlen, gleich dem Ewigen Juden, der sich mitten im bewegten Leben um ihn herum dem Leben entfremdet weiß und vom Tode als der höch-[264]sten Seligkeit für ihn träumt; das ist ein Leid, das nicht für jedermann verständlich, aber deshalb nicht weniger furchtbar ist... Jugend, Gesundheit, Reichtum im Bunde mit Geist und Herz: was braucht es, scheint's, mehr für Leben und Glück? So denkt der stumpfe Pöbel und nennt solches Leid – Modenarrheit. Und je natürlicher, einfacher das Leid Onegins, je weiter es von jeder Effekthascherei ist, um so weniger konnte es von der Mehrheit des Publikums gewertet und verstanden werden. Mit sechsundzwanzig Jahren so viel erleben, ohne auf den Geschmack des Lebens gekommen zu sein, so entkräftet, so müde sein, ohne etwas getan zu haben, zu so absoluter Verneinung gelangen, ohne durch irgend. eine Überzeugung hindurchgegangen zu sein – das ist der Tod! Doch es war Onegin nicht bestimmt, zu sterben, ohne vom Becher des Lebens gekostet zu haben: eine starke, tiefe Leidenschaft mußte endlich die gramvoll dahindämmernden Kräfte seines Geistes wecken. Als Onegin Tatjana in Petersburg auf dem Ball begegnete, konnte er sie kaum erkennen, so hatte sie sich verändert!

„Sie glitt durch all die Huldigungen
Natürlich, frei und ungezwungen,
Sie hatte nichts von jener Art,
Die Dreistigkeit mit Hochmut paart.
Und nichts in Worten, Blick und Wendung,
Was reizen soll und leicht besticht...
An ihr war alles vornehm-schlicht,
Sie war das Muster, die Vollendung
Du comme il faut** ...

. . . . . .

Sie war kaum schön; doch Fluß und Formen
Der eleganten Prachtfigur
Verrieten nicht die kleinste Spur
Von dem, was nach Gesellschaftsformen
In Londons strenger Oberschicht
Man ‚*vulgar*' nennt..."

Tatjanas Mann, den der Dichter so prächtig und vollständig vom Kopf bis zu den Füßen in diesen zwei Zeilen charakterisiert hat:

„... und merklich höher
Als alle andern trug im Saal
Sein stolzes Haupt der General."

Tatjanas Mann stellt ihr Onegin als seinen Verwandten und Freund vor. Viele Leser erwarteten beim ersten Lesen dieses Kapitels ein lautes *Och* und eine Ohnmacht bei Tatjana, die dann, wieder zu [265] sich gekommen, nach ihrer Meinung, Onegin an den Hals fliegen muß. Aber wie groß war ihre Enttäuschung!

---

* Bestandteil des Kostüms der Schauspieler der griechischen Tragödie; die Sohlen wurden aus Kork gefertigt und so dick, dass sie, vor allem in römischer Zeit, fast Stelzen glichen.
** wie es sich gehört, mustergültig, vorbildlich

„Die Fürstin blickt zu ihm empor...
Und wie sie auch erschrecken mochte,
Von jäher Regung übermannt –
Kein Laut, kein Zittern ihrer Hand
Verriet, wie stark das Herz ihr pochte;
Sogar den Ton behielt sie bei,
Und auch ihr Gruß war ruhig frei.

Wie seltsam! Nicht einmal die Wangen
Entfärbten sich, ihr Angesicht
Schien gänzlich klar und unbefangen...
Auch selbst die Lippen zuckten nicht,
Wie auch sein Blick sich forschend mühte:
Von jener scheuen Mädchenblüte
War nichts an dieser Fürstin mehr.
Er wollte sprechen, kämpfte schwer
Und konnte doch kein Wörtchen finden.
Drauf fragte sie, wie lang er aus,
Woher er käme, ob von Haus?
Erhob sich, streifte beim Entschwinden
Den Herrn Gemahl mit müdem Blick...
Und ließ Eugen betäubt zurück.

Dies sollte Tanja sein? Das Wesen,
Dem er vor langer Zeit einmal
(Ihr habt's im Vierten Buch gelesen)
In ihrem fernen Heimatstal,
Vom Geist des Predigens geleitet,
Moral gepredigt, Weh bereitet?
Sie, deren Brief er noch bewahrt,
Darin ein Herz sich offenbart,
Das keusch nach seiner Liebe schmachtet?
Dies Mädchen – oder war's ein Traum?
Die Kleine, die er damals kaum
In ihrem Winkel dort beachtet;
Unfaßbar, die bewies ihm heut
Solch überlegne Festigkeit?

Doch was bedeutet diese Glut?
Erhitzt dies sonst so träge Blut,
Entzündet diese kalte Seele?
Groll? Eitelkeit? Wenn nicht die Kraft
Erwachter Liebesleidenschaft?
· · · ·

Kann ihre Macht zur Wohltat werden
Wie Lenzgewitter junger Flur:
Der Leidenschaften Maienregen
Entsprießt ein reicher Blütensegen,
Der in des Lebens Erntezeit
Zu voller, süßer Frucht gedeiht.
Doch wehe, wen in späten Tagen
Der Liebeswahnsinn übermannt!
Ihm hinterläßt er totes Land:
Wie wenn im Herbst, vom Sturm zerschlagen,
Der Wald sein welkes Laub verliert
Und Feld und Flur Morast gebiert."

Da wir nicht zu den Ultra-Idealisten gehören, lassen wir gern auch in den höchsten Leidenschaften eine Beimischung kleinlicher Gefühle zu und glauben deshalb, daß *Verärgerung* und *Eitelkeit* ihren Anteil an der Leidenschaft Onegins gehabt haben. Wir sind jedoch entschieden nicht einverstanden mit der Meinung des Dichters, die er so feierlich ausgesprochen und die einen solchen Widerhall in der Menge gefunden hat, weil sie ihrem Niveau entsprach:

„Wie töricht seid ihr Menschen doch!
Euch lockt die Schlange immer noch
Zum Sündenbaum wie Mutter Eva:
Kein Eden hat euch je erfreut,
Wo nicht verbotne Frucht gedeiht!"

Wir haben eine beßre Meinung von der Würde der menschlichen Natur und sind überzeugt, daß der Mensch nicht zum Bösen geboren wird, sondern zum Guten, nicht zum Verbrechen, sondern [267] zum vernünftig-gesetzlichen Genuß der Güter des Daseins; daß sein Streben gerecht, seine Instinkte edel sind. Das Böse liegt nicht im Menschen versteckt, sondern in der Gesellschaft – da die Gesellschaften, im Sinne einer Form der menschlichen Entwicklung verstanden, noch bei weitem nicht ihr Ideal erreicht haben, ist es nicht erstaunlich, daß wir in ihnen nichts anderes als immer wieder viele Verbrechen sehen. Hieraus erklärt es sich auch, warum das, was in der alten Welt als verbrecherisch galt, in der neuen für gesetzlich angesehen wird, und umgekehrt; warum jedes Volk und jedes Jahrhundert seine eignen Begriffe von Sittlichkeit, Gesetzlichkeit und Verbrechen hat. Die Menschheit hat bei weitem noch nicht jene Stufe von Vollkommenheit erreicht, auf der alle Menschen, als gleichartige und mit der gleichen Vernunft begabte Wesen, untereinander einig sind über die Begriffe wahr und falsch, gerecht und ungerecht, gesetzlich und verbrecherisch, wie sie sich bereits darüber geeinigt haben, daß nicht die Sonne sich um die Erde dreht, sondern die Erde um die Sonne, und über eine Menge mathematischer Axiome. Bis dahin wird das Verbrechen nur äußerlich Verbrechen sein – innerlich, wesentlich jedoch die Nichtanerkennung der Berechtigung oder der Vernünftigkeit dieses oder jenes Gesetzes. Es gab eine Zeit, wo die Eltern in ihren Kindern ihre Sklaven sahen und sich für berechtigt hielten, ihre Gefühle und ihre geheiligtsten Neigungen zu vergewaltigen. Heute: wenn ein Mädchen, das tiefe Abneigung gegen einen Herrn von respektablem Äußeren empfindet, mit dem man es gewaltsam verheiraten will, und leidenschaftlich einen Menschen liebt, von dem man es gewaltsam trennt – der Neigung seines Herzens folgt und den liebt, den sie sich erwählt hat, und nicht den, in dessen Geldbeutel oder dessen Rang ihre werten Eltern verliebt sind: ist sie dann etwa eine Verbrecherin? Nichts ist so wenig der Strenge äußerer Dinge unterworfen wie das Herz, und nichts fordert so unbedingte Freiheit wie ebenfalls das Herz. Sogar die Seligkeit der Liebe selbst – was ist sie, wenn sie äußeren Bedingungen angepaßt ist? – das Lied der Nachtigall oder der Lerche in einem goldenen Käfig. Was ist die Seligkeit der Liebe, die nur die Macht und die Laune des Herzens anerkennt? – das Triumphlied der Nachtigall bei Sonnenuntergang im geheimnisvollen Schatten über den Fluß hängender Weiden; das freie Lied der Lerche, die, sinnlos trunken

vom Daseinsgefühl, bald pfeilschnell aufwärtsschießt, bald vom Himmel niederfällt, bald flügelschlagend [268] auf ein und derselben Stelle im blauen Äther zu schwimmen und unterzugehen scheint... Der Vogel liebt die Freiheit, die Leidenschaft ist die Poesie und die Blüte des Lebens, aber was steckt hinter den Leidenschaften, wenn das Herz keine Freiheit hat...

Der Brief Onegins an Tatjana flammt von Leidenschaft; er enthält keine Ironie mehr, keine weltmännische Mäßigung, trägt keine weltmännische Maske. Onegin weiß, daß er vielleicht Anlaß zu bösartiger Heiterkeit gibt. Aber die Leidenschaft hat die Angst davor, komisch dazustehn, dem Gegner eine Waffe gegen sich zu liefern, in ihm erstickt. Und es gab allen Anlaß, den Verstand zu verlieren. Dem Äußeren Tatjanas nach konnte man auf den Gedanken kommen, sie habe sich mit dem Leben für nichts und wieder nichts ausgesöhnt und sich aus vollem Herzen dem Idol der Eitelkeiten geneigt – und in diesem Falle wäre Onegin natürlich in eine höchst lächerliche und klägliche Rolle geraten. Aber in der großen Welt hat das Äußere für niemanden und in nichts Überzeugungskraft: dort beherrscht jedermann gar zu gut die Kunst, Haltung zu bewahren und fröhlich zu sein, während das Herz sich zusammenkrampft und zerspringen möchte. Onegin hatte auch allen Grund, anzunehmen, daß Tatjana sich im Innern gleichgeblieben sei und daß die große Welt sie nur die Kunst gelehrt habe, sich zu beherrschen und das Leben ernster zu betrachten. Einer begnadeten Natur kann die große Welt, entgegen der Meinung spießerischer Philosophen, nichts anhaben; um eine Seele und ein Herz zugrunde zu richten, hält auch die kleine Welt genau so viele Mittel bereit wie die große. Der ganze Unterschied liegt nur in den Formen und nicht im Wesen. Und jetzt, in welchem Lichte mußte Tatjana Onegin erscheinen – sie, die nicht mehr das schwärmerische Mädchen war, das seine geheimen Gedanken dem Mond und den Sternen anvertraute und seine Träume nach dem Buch Martin Sadekas deutete, sondern eine Frau, die den Preis alles dessen kennt, was ihr gegeben ist, die viel fordert, aber auch viel gibt. Die Aureole der großen Welt mußte sie dazu in den Augen Onegins erhöhen: in der großen Welt gibt es, wie überall, zwei Arten von Menschen – die einen hängen sich an die Formen und sehen in ihrer Einhaltung die Bestimmung des Lebens, das ist der Pöbel; die anderen übernehmen von der großen Welt die Menschen und Lebenskenntnis, den Wirklichkeitssinn und die Fähigkeit, alles voll zu beherrschen, was ihnen von der Natur gegeben ist. Tatjana gehörte zu den letzteren, und ihre Bedeutung als [269] Weltdame erhöhte nur ihre Bedeutung als Frau. Dazu kommt, daß in den Augen Onegins Liebe ohne Kampf keinerlei Reiz besaß, und Tatjana versprach ihm keinen leichten Sieg. Und er stürzte sich in diesen Kampf ohne Hoffnung auf Sieg, ohne Berechnung, mit dem ganzen Wahnsinn einer aufrichtigen Leidenschaft, wie sie gradezu jedes Wort seines Briefes atmet:

„Nein: immerwährend um Sie sein,
Beständig Ihren Reiz vor Augen,
Ihr Lächeln, Ihrer Anmut Schein
Mit heißer Inbrunst in sich saugen,
Durchdrungen sein von Ihrem Wert,
Zu Ihren Füßen niedergleiten
Und wunden Herzens, qualverzehrt
Erlöschen – das sind Seligkeiten!
. . . . . .
O könnten Sie die Pein empfinden,
Wenn man, nach Liebe sehnsuchtsvoll
Verlangend, mit Verstandesgründen
Das heiße Blut beschwicht'gen soll –
Wenn Ihre Kniee man umfassen,
Aufschluchzen möchte, allem Leid
In Tränen freien Lauf zu lassen,
Zu stammeln, was im Herzen schreit –
Und doch der strengen Form sich schicken,

Sich martern muß, in leichtem Ton
Zu plaudern, ja – zu allem Hohn –
Sie höflich lächelnd anzublicken! ...‘“

Doch diese glühende Leidenschaft machte auf Tatjana keinerlei Eindruck. Nach einigen solchen Botschaften bemerkte Onegin, als er ihr begegnete, weder Verwirrung noch Leiden, noch Tränenspuren in ihrem Gesicht – nur Spuren von Zorn spiegelten sich in ihm wider ... Onegin sperrte sich einen ganzen Winter lang zu Hause ein und machte sich ans Lesen:

„Doch nur sein Auge war gebunden,
Die Seele schweifte weit im Raum,
Verzehrt von Sehnsucht, krank an Wunden,
Gequält von blindem Hoffnungstraum.
Dem Schoß der engbedruckten Seiten
Entstiegen andre Wesenheiten,
Vom Geistesauge nur erschaut,
Geheimnisvoll und doch vertraut:
Vergeßne Märchen, Zaubersagen [270]
Der Kindheit, Spuk und allerhand
Bedrohlich Dunkles, wirrer Tand,
Manch krauser Wahn aus frühen Tagen,
Verheißnes, das im Busen schlief –
Und eines Mädchens Liebesbrief.

Solch dumpfem Brüten hingegeben,
Betäubt sein Geist sich mehr und mehr,
Und immer neue Bilder schweben,
Phantastisch wechselnd, um ihn her:
Er sieht im Schnee mit starren Zügen
Den Körper eines Jünglings liegen,
Umstrahlt vom ersten Morgenrot,
Und Stimmen flüstern: ‚Also tot!‘
Vorüber wallen die Gespenster,
Die Freunde, Feinde, Schar um Schar,
Manch treulos blitzend Augenpaar,
Ein Dorfidyll – durchs offne Fenster
Schwingt eine Abendmelodie:
Ein Mädchen harrt – *Sie*, ewig sie!“

Wir wollen jetzt nicht weiter auf die Szene des Zusammentreffens und der Aussprache Onegins mit Tatjana eingehen, denn in dieser Szene fällt die Hauptrolle Tatjana zu, über die wir noch viel zu reden haben werden. Der Roman endet mit der Antwort, die Tatjana Onegin erteilt, und der Leser trennt sich von Onegin für immer grade im schlimmsten Augenblick seines Lebens ... Was soll das heißen? Wo ist hier der Roman? Was ist sein Sinn? Und was ist ein Roman ohne Schluß? – Wir sind der Meinung, daß es Romane gibt, deren Sinn eben darin besteht, daß sie keinen Schluß haben, denn in der Wirklichkeit selbst gibt es Ereignisse ohne Lösung des Knotens, Existenz ohne Ziel, unbestimmte, für niemanden, auch für sich selbst nicht, verständliche Wesen, mit einem Wort, was man auf französisch „les êtres manqués, les existences avortées“* nennt. Und diese Wesen sind oft mit großen moralischen Vorzügen, mit starken Seelenkräften ausgestattet; sie versprechen viel, bringen wenig oder nichts zustande. Das hängt nicht von ihnen selber ab, sondern hier liegt ein Fatum vor, das in der Wirklichkeit besteht, von der sie wie von der Luft umgeben sind und aus der sich frei zu machen, weder in der Macht noch in der Kraft des Menschen liegt. Ein anderer Dichter hat uns einen anderen Onegin unter dem Namen Petschorin vorgeführt: Puschkins Onegin überließ sich mit einer Art von Selbstvergessenheit der gähnenden Langenweile; [271] Lermontows Petschorin führte einen tödlichen Kampf mit dem Leben und will ihm seinen Anteil gewaltsam entreißen; die

* Verpaßte Wesen, abgebrochen Existenzen

Wege sind verschieden, aber das Resultat ist das gleiche: beide Romane sind ebenso ohne Schluß, wie sowohl das Leben als auch die Tätigkeit der beiden Dichter ...

Was wurde aus Onegin hernach? Lebte seine Leidenschaft für ein neues, mit der Menschenwürde besser zu vereinbarendes Leid auf? Oder tötete sie alle seine Seelenkräfte ab, und verwandelte sich sein freudloser Gram in tote, kalte Apathie? – Wir wissen es nicht, und wozu sollten wir es wissen, wo wir doch wissen, daß die Kräfte dieser reichen Natur keine Verwendung fanden, daß sein Leben ohne Sinn und der Roman ohne Schluß blieb? Es genügt, dies zu wissen, um nichts weiter wissen zu wollen...

Onegin ist ein wirklichkeitsnaher Charakter in dem Sinne, daß er nichts Schwärmerisches, Phantastisches an sich hat, daß er nur in der Wirklichkeit und durch die Wirklichkeit glücklich oder unglücklich sein konnte. In Lenski hat Puschkin einen dem Charakter Onegins völlig entgegengesetzten, einen völlig abstrakten, völlig wirklichkeitsfremden Charakter dargestellt. Damals war das eine völlig neue Erscheinung, und Menschen dieser Art begannen damals wirklich in der russischen Gesellschaft in Erscheinung zu treten.

„... ein im Busen
Göttingisch freier Sohn der Musen,
. . . . . .
Anhänger Kants, dazu Poet.
Er brachte aus Germaniens Nebeln
Die Früchte reifer Wissenschaft:
Verstand, sehr tief, doch rätselhaft,
Freiheitsbegeistrung, kaum zu knebeln,
Beredsamkeit, höchst wunderbar,
Und langes, schwarzes Lockenhaar.
. . . . . .

Er sang von demutsvoller Liebe,
Und harmlos war sein Lied und rein
Wie eines Mägdleins Unschuldstriebe,
Wie Kindestraum, wie Mondenschein,
Dem, wenn er nachts so friedlich leuchtet,
Die Sehnsucht ihren Kummer beichtet;
Er sang von *Wehmut*, *Trennungsharm*,
Von *Nebelduft* und andrem *Schwarm*,
Von *Rosen*, *die romantisch sprossen*; [272]

Er sang von Ländern fern und weit,
Wo in verschwiegner Einsamkeit
Einst bitter seine Zähren flossen;
Er sang von frühem Tod sogar –
Ein halbes Kind von achtzehn Jahr!“

Lenski war sowohl seiner Natur wie dem Geist der Zeit nach Romantiker. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er ein für alles Schöne und Erhabene offenes Wesen, eine reine, edle Seele war. Aber zugleich war er „ein herzlich lieber, reiner Tor“, der, ewig vom Leben redend, es nicht kennengelernt hatte. Die Wirklichkeit hatte keinen Einfluß auf ihn: seine Freuden und seine Leiden waren Geschöpfe seiner Phantasie. Er war in Olga verliebt – und was machte es ihm weiter aus, daß sie ihn nicht verstand, daß sie, einmal verheiratet, zur zweiten, verbesserten Auflage ihres Mamachens geworden wäre, daß es für sie ganz dasselbe war, einen Dichter, den Gefährten ihrer Kinderspiele, oder einen mit sich und seinem Pferd zufriedenen Ulanen zu heiraten. – Lenski stattete sie mit Vorzügen und Vollkommenheiten aus, schrieb ihr Gefühle und Gedanken zu, die sie gar nicht hatte und um die sie sich auch gar keine Mühe gab. Olga – ein gutes, liebes, fröhliches Wesen – war bezaubernd wie alle „gnädigen Fräulein“, solange sie nicht zur „gnädigen Frau“ geworden sind, und Lenski sah in ihr

eine Fee, eine Sylphe*, einen romantischen Traum, ohne von der zukünftigen gnädigen Frau eine Ahnung zu haben. Er schrieb ein Madrigal als Epitaph** für den alten Larin, an dem er, sich selbst getreu, ohne jede Ironie, eine poetische Seite zu finden verstand. In der einfachen Absicht Onegins, sich einen Scherz mit ihm zu machen, sah er sowohl Verrat als auch Verführung und tödliche Beleidigung. Das Resultat von alledem war sein Tod, den er bereits vorher in nebelhaft-romantischen Versen besungen hatte. Wir wollen durchaus nicht Onegin rechtfertigen, von dem der Dichter sagt:

„Er durfte nicht aus Wankelmut
Sich gleich nach Knabenart erregen,
Gleich blindlings raufen wollen – nein,
Er mußte männlich, maßvoll sein“,

aber die Tyrannei und der Despotismus der Vorurteile der großen Welt und des Alltagslebens sind derart, daß man ein Held sein muß, um gegen sie anzukämpfen. Die Details des Duells Onegins [273] mit Lenski sind künstlerisch von höchster Vollkommenheit. Der Dichter liebte das Ideal, das er in Lenski verwirklicht hatte, und beweinte seinen Sturz in schönen Strophen:

„Der Ärmste dauert euch, der eben
Noch voll von Glück und Poesie,
Bevor sich kaum sein schönes Streben
Entfalten durfte, ach, zu früh,
Den Tod empfing! Und Jugendfülle,
Sein Wissenstrieb und hoher Wille,
Gelenkt von keuschem, edlem Sinn,
Sein glühend’ Herz – wo sind sie hin?
Wohin sein Drang nach Licht und Klarheit,
Der Liebesreichtum seiner Brust,
Sein Abscheu vor gemeiner Lust
Und du, Begeistrung, Quell der Wahrheit,
Die seiner Träume Schöpferflug
Zu himmlisch reinen Sphären trug?

Er war vielleicht zu großen Dingen,
Zum Heil der Menschheit ausersehn,
Um auf der Leier goldnen Schwingen,
Die nun zerbarst, in lichten Höhn
Unsterblich durch sein Lied zu werden.
Er hätte wohl schon hier auf Erden
Des Dichterruhms Zenit erreicht.
Sein blut’ger Schatten nahm vielleicht
Der Offenbarung schönste Gabe
Ins Jenseits mit hinweg, entflohn
Ist seines Mundes süßer Ton,
Und nimmer steigt von seinem Grabe
Als tausendfält’ger Jubelchor
Der Nachwelt Dank zu ihm empor.

Ihm konnte freilich auch im Leben
Ein Alltagslos beschieden sein:
Er hätte Frische, Lust und Streben
Gemach verloren, hinterdrein
Enttäuscht die Musen satt bekommen.
Im Dorf gehockt, ein Weib genommen
Und sich als Hahnrei, stillvergnügt,
Im Schlafrock dieser Welt gefügt;
Geschmaust, geschnarcht und, hoch an Jahren,

* mythologische Naturgeister, die dem Element Luft zugeordnet sind
** Grabinschrift

Dann endlich, mürb vor Gicht und Fett,
Als Biedergreis im Sterbebett,
Umheult von Weib und Kinderscharen
Und von der Ärzte Kunst mißbraucht,
Den letzten Seufzer ausgehaucht."

[274] Wir sind überzeugt, daß Lenski bestimmt das letztere beschieden gewesen wäre. Er hatte viel Gutes an sich, als Bestes jedoch, daß er jung war und zur rechten Zeit für seine Reputation starb. Er war keine von jenen Naturen, für die Leben soviel bedeutet, wie sich entwickeln und vorwärtsschreiten. Er war – wir wiederholen es – ein *Romantiker* und nichts weiter.

Wäre er am Leben geblieben, so hätte Puschkin nichts mit ihm anfangen können, außer in einem ganzen Kapitel breit auszuführen, was er so vollständig in *einer* Strophe ausgesprochen hat. Menschen von der Art Lenskis haben bei allen unbestreitbaren Vorzügen das Unangenehme an sich, daß sie entweder zu vollendeten Philistern entarten oder, wenn sie ihren ursprünglichen Typus für immer beibehalten, zu jenen veralteten Mystikern und Schwärmern werden, die ebenso peinlich wie idealische alte Jungfern und die größere Feinde jedes Fortschritts sind als einfache, prätensionslos triviale Menschen.[8] Ewig im eignen Ich wühlend und sich zum Zentrum der Welt machend, blicken sie ungerührt auf alles, was in der Welt geschieht, und behaupten unentwegt, das Glück liege in uns, man müsse mit der Seele nach der Traumwelt jenseits der Sterne streben und nicht an die Eitelkeiten dieser Erde denken, wo es Hunger gibt und Not und... Die Lenskis sind auch heute nicht ausgestorben, sie sind nur degeneriert. Von dem, was bei Lenski so bezaubernd schön war, ist ihnen nichts geblieben; ihnen fehlt die jungfräuliche Herzensreinheit, sie haben nur noch die anspruchsvolle Einbildung, groß zu sein, und die Leidenschaft des Papiervollschmierens. Sie sind alle Dichter, und sie allein sind die Lieferanten des Versballasts in den Zeitschriften. Kurz, sie sind heute die unerträglichsten, leersten und trivialsten Leute.

Tatjana... doch von ihr wollen wir im nächsten Aufsatz sprechen. [275]

Die Werke Alexander Puschkins

St. Petersburg. Elf Teile

MDCCCXXXVIII-MDCCCXLI

Neunter Aufsatz

„Eugen Onegin"

(Schluß)

Groß war die Tat Puschkins, daß er als erster in seinem Roman ein poetisches Abbild der russischen Gesellschaft jener Zeit schuf und in den Gestalten Onegins und Lenskis ihre hauptsächliche, d. h. die männliche Seite zeigte. Aber eine vielleicht noch größere Tat hat unser Dichter damit vollbracht, daß er in der Gestalt der Tatjana als erster ein poetisches Abbild der russischen Frau schuf. Der Mann spielt in allen Ständen, in allen Schichten der russischen Gesellschaft die erste Rolle; wir können jedoch nicht sagen, daß die Frau bei uns eine sekundäre und geringere Rolle spielt, weil sie einfach überhaupt keine Rolle spielt. Eine Ausnahme machen höchstens die obersten Kreise, wenigstens bis zu einem gewissen Grad. Es ist längst an der Zeit, einzugestehen, daß ungeachtet unseres leidenschaftlichen Drangs, in allem europäische Gebräuche zu kopieren, ungeachtet unserer Bälle und Tanzvergnügen,

[8] In dieser strengen Charakteristik Lenskis äußerte sich die schroff ablehnende Einstellung Belinskis zur Romantik, gegen die er nach 1840 einen heftigen Kampf führte.

ungeachtet der verzweifelt-empörten Klagen der Slawophilen, wir seien ganz und gar zu *Deutschen* entartet – ungeachtet alles dessen sollten wir endlich eingestehen, daß wir bis jetzt noch recht schlechte Ritter sind, daß unsere Achtung für die Frau, unsere Bereitschaft, für sie zu leben und zu sterben, bis heute irgendwie theatralisch sind und nach weltmännischen Modephrasen riechen, die dabei noch nicht einmal unsere eigene Erfindung, sondern nur entlehnt sind. Heutzutage bringt es auch ein *ehrwürdiger* bärtiger Kaufmann, der *ein bißchen* nach Kohl und Zwiebeln riecht, fertig, wenn er mit *der Ehehälfte* über [276] die Straße geht, ihr den Arm zu reichen, statt sie mit dem Knie ins Kreuz zu stoßen, macht sie auf den Weg aufmerksam und läßt sie nicht nach allen Seiten gaffen; aber zu Hause... doch warum sollen wir davon reden, was zu Hause geschieht, warum schmutzige Wäsche waschen? ... Wir nehmen ein paar fertige fremde Phrasen auf und schreien in Versen wie in Prosa: „Die Frau ist die Königin der Gesellschaft; ihre bezaubernde Anwesenheit verschönt die Gesellschaft“ usw. Aber man sehe sich einmal unsere Gesellschaften an (mit Ausnahme derer der großen Welt): überall sitzen die Männer hier und die Frauen gesondert. Selbst der abgebrühteste Courmacher* scheint, wenn er mit Frauen zusammensitzt, nur der Höflichkeit ein Opfer zu bringen; dann steht er auf und geht ganz ermattet, wie nach schwerer Arbeit, ins Herrenzimmer hinüber, als wollte er endlich einmal frei aufatmen und sich erholen. In Europa ist die Frau wirklich die Königin der Gesellschaft: erfreut und stolz ist der Mann, mit dem sie mehr redet als mit einem andern. Bei uns ist es umgekehrt; bei uns wartet die Frau wie auf eine Gnade darauf, daß ein Mann sie ins Gespräch zieht; sie ist glücklich und stolz, wenn er ihr Beachtung schenkt. Und wie kann es auch anders sein, wenn es bei uns statt dessen, was man guten Ton und Höflichkeit nennt, nur affektiertes Getue gibt, wenn man bei uns ganz allgemein Poesie nur in Büchern liebt, im Leben jedoch mehr Angst vor ihr hat als vor Pest und Cholera. Wie soll man denn einem Mädchen den Arm reichen, wenn es nicht wagt, sich auf ihn zu stützen, ohne vorher ihr Mamachen um Erlaubnis gefragt zu haben? Wie soll man sich entschließen, viel und oft mit ihm zu reden, wenn man weiß, daß man dann gleich als in sie verliebt oder sogar als Bräutigam angesprochen wird? Das hieße nur, das Mädchen kompromittieren und selbst in Teufels Küche kommen. Gilt man einmal als verliebt in ein Mädchen, dann gibt es keine Rettung mehr vor zweideutigen, witzigen Bemerkungen und Neckereien von seiten der Freunde, vor naiven, wohlgemeinten Fragereien von seiten völlig gleichgültiger Leute. Noch schlimmer aber wird es, wenn die Leute der Meinung sind, man wolle das Mädchen heiraten: wenn die Eltern in einem keine gute Partie für ihre Tochter sehen, verschließen sie einem das Haus und verbieten der Tochter aufs strengste, ihm in fremden Häusern freundlich zu begegnen. Wird man als gute Partie angesehen, dann gibt es neues, noch schlimmeres Unheil: dann werden Netze und Fallen ausgestellt, und man sieht sich aller Voraus-[277]sicht nach regelrecht verheiratet, ehe man Zeit gehabt hat, zu sich zu kommen und sich zu fragen: ja, wie und wann ist denn das bloß alles geschehen? Hat man aber Charakter und gibt nicht einfach nach, dann zieht man sich eine „Affäre“ auf den Hals, die man so schnell nicht wieder vergißt. Woher kommt das alles? – Daher, daß man bei uns nicht versteht und nicht verstehen will, was die Frau ist, daß man gar kein Bedürfnis nach ihr empfindet, nicht nach ihr verlangt und sie nicht sucht, kurz, daher, daß es bei uns keine Frauen gibt. Das „schöne Geschlecht“ kommt bei uns nur in Romanen, Novellen, Dramen und Elegien vor; in der Wirklichkeit jedoch zerfällt es in vier Gruppen: in Mädchen, in Bräute, in verheiratete Frauen und schließlich in alte Jungfern und alte Weiber. Die ersteren gelten als Kinder und interessieren niemanden; die letzteren sind allgemein gefürchtet und gehaßt (und oft mit Recht); unser schönes Geschlecht besteht also aus zwei Abteilungen: aus Jungfern, die heiraten sollen, und aus Frauen, die bereits verheiratet sind. Das russische Mädchen ist nicht Frau im europäischen Sinn dieses Wortes, ist kein Mensch: sie ist einzig und allein *angehende Braut.* Schon als Kind nennt sie alle

* jemand, der einer Frau den Hof macht

Männer, die sie in ihrem Hause sieht, ihren Bräutigam und sagt oft, daß sie ihr *Papachen* oder ihr *Brüderchen* heiraten werde; schon in der Wiege reden ihr alle ein – Mutter, Vater, Schwestern, Brüder, Amme, Kindermädchen und alle Leute um sie herum –, sie sei Braut und müsse einen Bräutigam haben. Kaum ist sie zwölf Jahre alt, da sagt ihr die Mutter, wenn sie ihr Vorwürfe über Faulheit, schlechte Haltung oder irgendeinen ähnlichen Mangel macht: „Schämen Sie sich denn nicht, Fräulein: Sie sind doch schon *Braut*!“ Ist es nach alledem verwunderlich, daß sie nicht fähig, nicht imstande ist, sich als weibliches Wesen, als Menschen zu betrachten, und sich nur als *Braut* sieht? Ist es verwunderlich, daß von Kindesbeinen an bis in die späte Jugend und manchmal selbst bis ins hohe Alter all ihr Denken, alle Träume, alles Streben, alle Gebete nur auf die eine fixe Idee gerichtet sind: auf die Heirat – daß das Heiraten ihr einziger, leidenschaftlicher Wunsch, Ziel und Sinn ihrer Existenz ist, daß sie sonst von nichts eine Ahnung hat, an nichts anderes denkt, sich nichts anderes wünscht und daß sie jeden unverheirateten Mann wiederum nicht als Menschen betrachtet, sondern nur als Bräutigam? Und kann man ihr einen Vorwurf daraus machen? Schon mit achtzehn Jahren beginnt sie zu spüren, daß sie nicht die Tochter ihrer Eltern, [278] nicht ihr geliebtes Herzenskind, nicht die Freude und das Glück ihrer Familie, nicht eine Zierde des Hauses ist, sondern eine Last, eine Ware, die liegenzubleiben droht, ein überflüssiges Stück Möbel, das, hast du nicht gesehen, seinen Preis verlieren und unverkäuflich bleiben kann. Was bleibt ihr anderes übrig, als alle ihre Fähigkeiten auf die Kunst des Freierfangs zu konzentrieren? Und dies um so mehr, als dank den Lehren der „verehrten Eltern“, der lieben Tanten, Kusinen usw. auch ihre Fähigkeiten sich nur in dieser Richtung entwickeln. Was ist der ärgste Vorwurf, den eine sorgende Mama ihrer Tochter macht? – daß sie sich nicht geschickt genug bemüht, es nicht versteht, vielversprechende Freier anzuäugeln und anzuzwinkern, oder daß sie ihre Liebenswürdigkeit an Leute verschwendet, die keine gute Partie für sie darstellen. Was bringt man ihr vor allem bei? – Wohlüberlegt zu kokettieren, sich als Engel zu geben, ihre Katzenkrallen im weichen, glänzenden Samtfell ihrer Katzenpfötchen zu verstecken. Und wie die arme Tochter von Natur aus auch sein mag – sie findet sich ungewollt in die Rolle, die ihr das Leben zuweist und in deren Mysterium man sie so angelegentlich, so gründlich einweiht. Zu Hause läuft sie schlampig, ungekämmt, in einem fleckigen, zu engen und zu kurzen Kleidchen aus verwaschenem Kattun herum, in geflickten Schuhen, in schmutzigen, herunterhängenden Strümpfen: wer sieht uns auf dem Lande schon, außer den Bedienten – lohnt es sich, sich für sie zu putzen? Aber kaum läßt sich hinten auf der Landstraße eine Equipage erblikken, die unerwartete Gäste verspricht, und schon hebt unsere Braut die Hände hoch und schlenkert sie lange über dem Kopf und schreit aus vollem Halse: *Gäste kommen*, *Gäste kommen*! Dann werden die roten Hände weiß: *eine alte Dorfschlauheit*! Da gerät das ganze Haus in Aufregung. Mamachen und Töchterchen waschen sich, kämmen sich, ziehen gute Schuhe an und streifen vor fünf Jahren genähte wollene oder seidene Kleider über die schmutzige Unterwäsche. Wer wird sich um saubere Wäsche kümmern: die Wäsche ist doch unterm Kleide, und niemand sieht sie. Und das Herausputzen ist bekanntlich für die andern bestimmt und nicht für einen selbst. Aber nun sind endlich früher oder später die geheimen Wünsche und glühenden Verheißungen drauf und dran, in Erfüllung zu gehen: die Brautanwärterin ist nun bereits wirklich Braut und putzt sich nur für den Bräutigam. Sie hat ihn schon lange gekannt, aber in ihn verliebt hat sie sich erst in dem Augenblick, als sie erkannte, [279] daß er Absichten auf sie hat, und sie hält sich auch wirklich für verliebt. Das krankhafte Streben nach der Heirat und die Freude über das erreichte Ziel sind imstande, in einem einzigen Augenblick Liebe in einem Herzen zu erregen, das bereits so lange durch heimliches oder offenes Schwärmen von der Ehe in Erregung versetzt war. Wenn es eilt und man von allen Seiten drängt, verliebt man sich auf einen Schlag, ob man will oder nicht, einfach weil man gar nicht Zeit hat, sich zu fragen, ob man wirklich liebt oder ob es einem nur so scheint... Die „verehrten Eltern“ haben ihrer Tochter jedoch lediglich die Kunst beigebracht,

um jeden Preis an den Mann zu kommen: sie auf den Ehestand vorzubereiten, sie in die Pflichten einer Frau und Mutter einzuführen, sie zur Erfüllung dieser Pflichten fähig zu machen – daran haben sie nicht gedacht. Und sie haben gut daran getan: nichts ist nutzloser und sogar schädlicher als Belehrungen, selbst die besten, wenn sie in den Augen des Schülers nicht durch Beispiele bekräftigt, durch die Gesamtheit der ihn umgebenden Wirklichkeit gerechtfertigt werden. „Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel, Fräulein!“ – sagt die Mutter tagaus, tagein in diktatorischem Ton zu ihrer Tochter. Und die Tochter kopiert seelenruhig ihre Mutter und bereitet so in ihrer Person für die Welt und den künftigen Mann ein zweites Exemplar ihres Mamachens vor. Ist ihr Mann reich, so wird er mit seiner Frau zufrieden sein: ihr Haus ist bis obenhin voll, alles ist reichlich vorhanden, wenn auch geschmacklos, unbrauchbar, schmuddelig, staubig, unordentlich –Großreinemachen gibt’s nur vor großen Festtagen (und dann steht das ganze Haus kopf, und alle Welt blickt drein wie nach der babylonischen Verwirrung); eine Unmenge Gesinde, ein Haufen Dienstboten und niemand, den man um ein Glas Wasser bitten kann, niemand, der einem ein Täßchen Tee bringt ... Und die Braut von gestern, die jetzige junge Dame? – oh, ihr Leben ist „eitel Zufriedenheit“! Sie hat endlich das Ziel ihres Lebens erreicht; sie ist keine Waise mehr, kein Findelkind, keine überflüssige Last im Elternhause; sie ist Herrin im eigenen Heim, ist selber gnädige Frau, genießt alle und jede Freiheit: sie fährt aus, wohin und wann sie will, empfängt bei sich, wen es ihr beliebt; sie braucht sich jetzt nicht mehr bald als unschuldiges Lämmchen, bald als sanfter Engel aufzuspielen; sie darf ihre Launen haben, darf in Ohnmacht fallen, darf befehlen, darf den Mann, die Kinder, das Gesinde quälen. Sie hat immer neue Einfälle: eine nie dagewesene Equipage, einen nie da [280] gewesenen Schal, teures Spielzeug im Überfluß; sie lebt als große Dame, gibt niemandem etwas nach, muß alle übertrumpfen, und ihr Mann hat gerade immer Zeit, eine Hypothek nach der anderen auf das Gut aufzunehmen ... Als Kind der neuen Generation hat sie Saal und Salon möglichst üppig, wenn auch geschmacklos, eingerichtet und läßt sie sogar einigermaßen sauber und ordentlich halten: das sind doch die Zimmer für die Gäste, Paradezimmer, die Zimmer zum Staatmachen. Ihren vollen Triumph darf die Dreckigkeit nur im Schlafzimmer, in der Kinderstube, im Arbeitszimmer des Mannes feiern – kurz in den inneren Gemächern, wo die Gäste nicht hinkommen. Aber Gäste hat sie ununterbrochen, sie schwirren ständig um sie herum; sie fesselt ihre Gäste jedoch nicht durch mondänen Geist, nicht durch graziöse Manieren, nicht durch den Zauber unterhaltender Gespräche – nein, sie ist nur darauf bedacht, ihnen zu zeigen, daß sie von allem viel hat, daß sie reich ist, daß bei ihr alles vom Besten ist – die Zimmereinrichtung wie die Bewirtung, die Gäste wie die Pferde, daß sie nicht irgend jemand ist, daß es ihresgleichen nur wenige gibt ... Den Stoff der Unterhaltung bilden Klatsch und Kleider, Kleider und Klatsch. Gott hat ihre Ehe gesegnet – jedes Jahr ein Kind. Wie wird sie ihre Kinder erziehen? – nun, genau so, wie sie selbst von ihrer Mama erzogen worden ist: solange sie klein sind, vegetieren sie in der Kinderstube dahin, unter Ammen, Kinder und Stubenmädchen, am Busen des Hausgesindes, das die Aufgabe hat, ihnen die ersten Anstandsregeln beizubringen, edle Instinkte in ihnen zu wecken, den Unterschied zwischen Haus- und Waldgeistern, Hexen und Nixen zu erklären, ihnen die Bedeutung der verschiedenen Vorzeichen auseinanderzusetzen, alle möglichen Geschichten von auferstandenen Toten und Werwölfen zu erzählen, sie zu unterrichten, wie man flucht und sich prügelt und ohne Erröten lügt, sie anzuhalten, ständig zu fressen, ohne je satt zu werden. Und die lieben Kinderchen sind sehr zufrieden mit der Sphäre, in der sie leben: sie haben unter den Dienstboten ihre Favoriten und solche, die sie nicht mögen; mit den einen leben sie in Frieden und Freundschaft, die andern werden ausgeschimpft und geprügelt. Schließlich sind sie herangewachsen: dann macht der Vater, was er will mit den Jungen, die Mädel aber lernen ein bißchen hopsen und sich schnüren, ein bißchen auf dem Klavier klimpern, ein bißchen Französisch plappern – und fertig ist die Erziehung; danach gibt es nur noch *eine* Wissenschaft, nur *eine* Sorge – den Freierfang.

[281] Wenn unsere Braut aber keinen reichen Mann bekommt, sondern einen, der zwar nicht gerade arm ist, aber ein bißchen über seine Verhältnisse lebt und mit Geschick in strenger Ordnung so grade eben auskommt: dann wehe ihrem Mann. Bei sich auf dem Lande hat sie nie irgend etwas getan (denn ein *gnädiges Fräulein* ist doch nicht irgendeine *Magd*, daß sie irgend etwas tun sollte), hat sich um nichts gekümmert, versteht nichts von der Wirtschaft, und was Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit im Hause sind – das hat sie nie zu sehen bekommen, davon hat sie nie von jemandem etwas gehört. Heiraten bedeutet für sie soviel wie gnädige Frau werden; Hausfrau sein bedeutet, im ganzen Hause herumzukommandieren und absolute Herrin ihrer Handlungen zu sein. Ihre Sache ist, nicht zu sparen, nicht zu berechnen, sondern einzukaufen und auszugeben, sich zu putzen und Staat zu machen.

Und könnt ihr ihr wirklich aus alledem einen Vorwurf machen? Welches Recht habt ihr, von ihr zu fordern, etwas anderes zu sein, als was ihr selber aus ihr gemacht habt? Könnt ihr selbst den Eltern einen Vorwurf machen? Habt ihr sie nicht selber aus einer Frau zur bloßen Braut und Gattin und zu nichts weiter gemacht? Habt ihr sie je uneigennützig, einfach, ohne alle Absichten behandelt, nur um Freude zu haben an jenem Aroma, jener Harmonie fraulichen Wesens, jenem poetischen Zauber der Anwesenheit und des Umgangs mit einer Frau, die so besänftigend, beruhigend und wohltuend auf die harte Natur des Mannes einwirkt? Habt ihr jemals den Wunsch gehabt, in einer Frau, in die ihr durchaus nicht verliebt wart, einen Freund zu finden, eine Schwester in einer Frau, die nicht zur Familie gehört? Nein! Wenn ihr in einen Kreis von Frauen tretet, so nur dazu, um den Gebräuchen des Anstands, dem Herkommen Genüge zu leisten; wenn ihr mit einer Frau tanzt, dann nur deshalb, weil ein Mann nicht mit Männern zu tanzen pflegt. Wenn ihr einer Frau besondere Aufmerksamkeit schenkt, so stets nur mit positiven Absichten – um sie zu heiraten oder sich ihr zu nähern. Ihr betrachtet die Frau von einem rein utilitaristischen, fast kaufmännischen Standpunkt aus: sie ist ein profitbringendes Kapital, ein Dorf, ein Zinshaus; wenn sie das nicht ist, dann ist sie Köchin, Waschfrau, Haushälterin, Kindermädchen, und wenn's hochkommt, Odaliske.*

Es gibt natürlich auch Ausnahmen; aber die Gesellschaft wird von den allgemeinen Regeln bestimmt, nicht von den Ausnahmen, [282] die meist krankhafte Auswüchse am Körper der Gesellschaft sind. Diese bittere Wahrheit wird am besten durch unsere sogenannten „idealischen Jungfrauen" bestätigt. Sie sind gewöhnlich leidenschaftliche Leserinnen und lesen viel und schnell, sie fressen Bücher. Aber wie und was lesen sie, du großer Gott! ... Das Liebenswerteste an den idealischen Jungfrauen ist ihre Überzeugung, daß sie alles verstehen, was sie lesen, und daß die Lektüre ihnen großen Nutzen bringt. Sie sind alle große Verehrerinnen Puschkins – was sie jedoch nicht daran hindert, auch dem Talent des Herrn Benediktow Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; einige von ihnen lesen sogar mit Vergnügen Gogol – was sie jedoch nicht im geringsten daran hindert, sich für die Romane der Herren Marlinski und Polewoi zu begeistern. Alles, was gerade Mode ist, worüber man im Augenblick schreibt und spricht, bringt sie um den Verstand. Aber in allem sehen sie nur ihre Lieblingsgedanken, nur die Bestätigung ihrer Stimmungen, d. h. ihr Ideal – sehen es selbst da, wo es gar nicht ist oder wo es verspottet wird. Sie alle haben im geheimen ein Album, in das sie die Verse eintragen, die ihnen gefallen, und die Gedanken, die sie in dem betreffenden Buch frappieren. Sie gehen gern im Mondschein spazieren, blicken zu den Sternen auf, betrachten das Fließen des Bächleins. Sie neigen sehr zur Freundschaft, und jede führt eine geschäftige Korrespondenz mit einer Freundin, die im gleichen Dorf und manchmal im gleichen Haus, nur in verschiedenen Zimmern, wohnt. In dieser Korrespondenz teilen sie (in riesigen Heften) einander ihre Gefühle, Gedanken und Eindrücke mit. Außerdem führt jede von ihnen ihr Tagebuch, ganz angefüllt mit „abgeschriebenen Gefühlen", in denen es (wie in allen Tagebüchern idealer und nach innen gekehrter Naturen männlichen und weiblichen Geschlechts) keine

* Haremsdienerin

Spur von Leben und Wahrheit, sondern nur Prätensionen und idealisches Gefühl gibt. Sie verachten die Menge und die Erde und hegen einen unversöhnlichen Haß gegen alles Materielle. Dieser Haß wird bei ihnen oft zum Wunsch, sich überhaupt von der Materie loszumachen. Zu diesem Zweck kasteien sie sich, essen manchmal eine Woche lang keinen Bissen, halten ihre Finger in brennende Kerzen, legen sich unterm Kleid Schnee auf die Brust, trinken Essig und Tinte, gewöhnen sich den Schlaf ab – und durch dieses Streben nach einem höheren, idealen Dasein bringen sie es dahin, daß sie ihre Nerven zerrütten und bald zu einem einzigen lebendigen, höchst materiellen Geschwür werden! ... Bekannt-[283]lich berühren sich die Extreme! Alle einfachen menschlichen und besonders fraulichen Gefühle, wie zum Beispiel überschwengliche Leidenschaft der Gefühle, Mutterliebe, Neigung zu einem Mann, der nichts Ungewöhnliches, Geniales an sich hat, der nicht von Unglück verfolgt ist, nicht leidet, nicht krank und nicht arm ist – alle diese einfachen Gefühle erscheinen ihnen trivial, nichtig, lächerlich und verächtlich. Besonders interessant sind die Auffassungen der „idealischen Jungfrauen“ von der Liebe. Sie sind alle – Vestalinnen der Liebe, denken, schwärmen, reden und schreiben nur von Liebe. Aber sie lassen nur die reine, unirdische, ideale, platonische Liebe gelten. Die Ehe ist in ihren Augen eine Profanation der Liebe; Glück macht die Liebe trivial. Sie müssen unbedingt einsam lieben, und ihre höchste Seligkeit ist es, beim Mondschein vom Gegenstand ihrer Liebe zu träumen und dem Gedanken nachzuhängen: „Vielleicht schaut in diesem Augenblick auch *Er* den Mond an und träumt von mir; Liebe kennt ja keine Trennung!“ Klägliche Fische mit kaltem Blut, die sie sind, halten die idealischen Jungfrauen sich für Vögel; wenn sie im trüben Wasser künstlicher nervöser Exaltiertheit herumschwimmen, bilden sie sich ein, in den Wolken hoher Gefühle und Gedanken zu schweben. Alles, was von Herzen kommt, einfach, wahr und leidenschaftlich ist, ist ihnen fremd; während sie sich einbilden, alles „Erhabene und Schöne“ zu lieben, lieben sie nur sich selbst und kommen gar nicht auf den Gedanken, daß sie nur ihre kleine Eigenliebe mit eingebildeten Knallfröschen kitzeln, wenn sie sich für Vestalinnen der Liebe und der Entsagung halten. Viele von ihnen hätten gar nichts dagegen, zu heiraten, geben bei der ersten Gelegenheit plötzlich ihre Überzeugung auf und werden aus idealischen Jungfrauen schnell zu den allergewöhnlichsten Weihern; bei einigen jedoch geht die Fähigkeit, sich mit phantastischen Hirngespinsten selbst zu betrügen, so weit, daß sie fürs ganze Leben exaltierte, reine Jungfern bleiben und bis zu siebzig Jahren auf diese Weise die Fähigkeit zu sentimentaler Exaltiertheit, zu einem neurotischen Idealismus bewahren. Die besten dieser Gattung von Frauen kommen früher oder später zur Besinnung, aber ihre einstige Verirrung wird für ewig zum bösen Dämon ihres Lebens und vergiftet ihre Ruhe und ihr Glück gleich der Nachwirkung einer schlecht ausgeheilten Krankheit. Die schlimmsten von allen sind jene idealischen Jungfrauen, die der Ehe nicht nur nicht aus dem Wege gehen, sondern in der Ehe mit dem Gegenstand ihrer Liebe die höchste irdische [284] Seligkeit sehen: mit ihrem beschränkten Verstand, ihrem völligen Mangel an sittlicher Entwicklung und ihrer verdorbenen Phantasie denken sie sich ihr eigenes Ideal des Eheglücks aus – und wenn sie sehen, daß ihr törichtes Ideal sich nicht verwirklichen läßt, dann rächen sie sich an ihren Männern für ihre bittere Enttäuschung.

Zu idealischen Jungfrauen aller Gattungen werden größtenteils junge Mädchen, die in ihrer Entwicklung sich selbst überlassen waren. Und wie soll man ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß aus ihnen statt lebendiger Wesen moralische Mißgeburten werden? Die sie umgebende positive Wirklichkeit ist wirklich höchst trivial, und sie gelangen ungewollt zu der unerschütterlichen Überzeugung, daß nur das gut ist, was dieser Wirklichkeit nicht ähnlich, was ihr diametral entgegengesetzt ist. Übrigens führt ja jede urwüchsige Entwicklung, die nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, nicht in der Sphäre der Gesellschaft vor sich geht, stets zu Mißbildungen. Auf diese Weise sehen sie sich zwei Extremen gegenüber: entweder auf die übliche Weise, wie alle Welt, oder auf originelle Art trivial zu werden. Sie wählen das letztere, bilden sich aber ein, sie seien von der Erde über die Wolken hinausgesprungen, während sie tatsächlich nur aus der positiven Trivialität in die schwärmerische Trivialität hin-

übergewechselt sind. Und was das allertraurigste ist: unter den unglücklichen Geschöpfen dieser Art finden sich Naturen, denen es nicht an echtem Verlangen nach einem mehr oder weniger menschlich-vernünftigen Dasein fehlt und die ein besseres Schicksal verdient hätten.

Inmitten dieser Welt moralisch verkrüppelter Existenzen kommen jedoch hin und wieder wahrhaft kolossale Ausnahmeerscheinungen zustande, die stets einen hohen Preis für ihre Ausnahmestellung bezahlen müssen und zu Opfern ihrer Überlegenheit werden. Als geniale Naturen, die sich von ihrer Genialität nicht Rechenschaft ablegen, werden sie von der stumpf dahinlebenden Gesellschaft als Reinigungsopfer für deren Sünden erbarmungslos umgebracht. ... Zu ihnen gehört die Tatjana Puschkins. Wir haben die ehrenwerte Familie Larin bereits kennengelernt. Der Vater ist nicht eben ausgesprochen dumm und auch nicht eigentlich klug; kein ganz richtiger Mensch, aber auch keine Bestie, sondern so etwas wie ein Polyp, der gleichzeitig zwei Naturreichen – dem Pflanzen und dem Tierreich – angehört. [285]

„Er war als Herr so sanft und gnädig,
Und über seinem Totenschrein
Verkündet ein Gedächtnisstein:
‚*Hier ruht in Gott, der Sünden ledig,*
Erlöst von aller Erdenqual,
Herr Dmitri Larin, General.‘“

Der himmlische Frieden, den er in seinem Totenschrein genoß, war der gleiche Frieden, dessen sich der *gute Herr* zu Lebzeiten in seinem tatarischen Schlafrock erfreut hatte. Es gibt Menschen auf dieser Welt, in deren Leben und Glück der Tod nicht die geringste Veränderung hineinträgt. Der Vater Tatjanas gehörte zu diesen Glückspilzen. Ihr Mamachen jedoch stand, verglichen mit ihrem Gatten, auf einer höheren Lebensstufe. Vor der Heirat hatte sie Richardson nicht deshalb vergöttert, weil sie ihn gelesen hatte, sondern weil ihre Moskauer Kusine ihr von Grandison erzählt hatte. Mit Larin verlobt, schmachtete sie im stillen einen anderen an. Aber man setzte ihr den Brautkranz auf, ohne sie um ihre Meinung zu fragen. Auf dem Gut ihres Mannes verzehrte sie sich anfänglich vor Sehnsucht, aber dann gewöhnte sie sich an ihre Lage und gab sich schließlich sogar mit ihr zufrieden, besonders seitdem sie das Geheimnis erlernt hatte, ihren Mann nach ihrem Willen zu lenken.

Sie zankte mit den Ackerleuten,
Schor Köpfe, salzte Pilze ein,
Nahm alles selbst in Augenschein,
Ließ samstags sich ihr Bad bereiten,
Ohrfeigte ab und zu die Magd
Und ließ den Gatten ungefragt.

Wenn vormals sie den Schwarm nur kannte,
Mit Blut ins Album Verse schrieb,
Das Bäschen süß ‚Pauline‘ nannte,
Die Stimme bis zum Flöten trieb,
Die Taille ganz unglaublich schnürte
Und unser N, das ungezierte,
Französisch durch die Nase sprach –
Ließ jetzt solch Unfug gründlich nach:
Korsett und Album nebst ‚Pauline‘,
Das Näseln, das Gebildettun
Ward abgetan, sie rief auch nun
Kurzweg *Akulka* statt *Seline*
Und trug zu guter Letzt im Haus
Nur Haube noch und Watteflaus.“

[286] Kurz, die Larins lebten herrlich und in Freuden, wie ganze Millionen von Menschen auf dieser Erde leben. Die Eintönigkeit ihres Familienlebens wurde hin und wieder durch die Ankunft von Gästen unterbrochen:

„Und kamen abends, froh beschieden,
Die Nachbarn zum Besuch kutschiert,
Dann ward gemütlich diskutiert,
Der liebe Nächste vorgenommen,
Ein heitres Späßchen laut belacht
Und prächtig so die Zeit verbracht.

Auch ihr Gespräch von Wirtschaftsfragen,
Heuernte, Dung und Ackerfrucht,
Familie, Wein und Hundezucht
Gebrach zu sehr der Geistesblüten,
poetisch reiner Harmonie,
Verstand, Gefühl und Phantasie,
Um für den Ton Ersatz zu bieten;
Das Schlimmste freilich war dabei
Der bessern Hälften Klatscherei.“

Das waren also die Menschen, in deren Mitte Tatjana geboren und groß geworden war! Gewiß gab es dort zwei Wesen, die sich von dieser Umgebung scharf abhoben – Tatjanas Schwester Olga und deren Bräutigam Lenski. Aber auch diese Wesen waren nicht dazu angetan, Tatjana zu verstehen. Sie liebte sie einfach, ohne selbst zu wissen warum, teils aus Gewohnheit, teils weil sie noch nicht so trivial waren; aber die Innenwelt ihrer Seele öffnete sie ihnen nicht; irgendein dunkles, instinktives Gefühl sagte ihr, daß auch diese Menschen einer anderen Welt angehörten und sie nicht verstehen würden. Und wirklich hatte der poetische Lenski keine blasse Ahnung davon, was Tatjana darstellte: eine solche Frau paßte nicht zu seiner ekstatischen Natur und mußte ihm eher sonderbar und kalt als poetisch erscheinen. Olga konnte Tatjana noch weniger verstehen als Lenski. Olga war ein einfaches, naives Wesen, das sich nie über etwas Gedanken machte, nie irgendeine Frage stellte, dem alles aus Gewohnheit klar und verständlich erschien und das ganz von Gewohnheiten bestimmt war. Sie beweinte den Tod Lenskis von Herzen, tröstete sich jedoch bald, heiratete einen Ulanen, und aus dem graziösen, lieben Mädchen wurde eine durchschnittliche gnädige Frau, ein Ebenbild ihrer Mama mit jenen kleinen Abwandlungen, die die Zeit erforderte. Tatjanas Charakter zu bestimmen, ist dagegen [287] durchaus nicht so leicht. Ihre Natur war nicht kompliziert, aber tief und stark. Tatjana fehlten jene krankhaften Widersprüche, an denen komplizierte Naturen allzusehr leiden; Tatjana war ganz aus einem Stück geschaffen, ohne alle Zutaten und Beimischungen. Ihr ganzes Leben war von jener Geschlossenheit, von jener Einheit bestimmt, die in der Welt der Kunst den höchsten Wert eines Kunstwerks ausmacht. Die leidenschaftlich verliebte, einfache ländliche Schöne und spätere große Dame Tatjana war in allen Lebenslagen stets ein und dieselbe; das Porträt, das der Dichter so meisterhaft von ihrer Kindheit gezeichnet hat, begegnet uns später nur entfaltet, aber unverändert wieder.

„Schwermütig, wortkarg, ernst und eigen,
Scheu wie ein Reh im Waldesschweigen,
Erschien sie im Familienkreis
Wie ein verpflanztes, fremdes Reis,
Den Eltern zärtlich anzuhängen,
Verstand sie nicht; als Kind sogar
Vermied sie schon, sich in die Schar
Der Spielgefährten einzumengen,
Und hockte lieber ganz allein
Am Fenster, um für sich zu sein.“

Von der Wiege an war Besinnlichkeit ihre Gefährtin und verschönte die Eintönigkeit ihres Lebens; Tatjanas Finger kannten die Nadel nicht, und selbst als Kind hatte sie nichts für Puppen übrig, und die kindliche Ausgelassenheit war ihr etwas Fremdes; sie langweilte sich auch im Lärm und im klingenden Lachen der Kinderspiele; sie fand mehr Gefallen an unheimli-

chen Geschichten an den Winterabenden. Deshalb faßte sie auch früh eine leidenschaftliche Vorliebe für Romane und ging ganz in der Lektüre von Romanen auf.

„Vor Tagesanbruch stand sie gerne
Schon am Balkon, vom Schlaf erfrischt,
Wenn nach und nach der Chor der Sterne
Am bleichen Horizont verlischt,
Die fernen Hügel rot zerfließen,
Frühwinde sanft den Morgen grüßen
Und dann im Glanz der Tag erwacht.
Im Winter selbst, wenn tiefe Nacht
Noch hüben in den Tälern schlummert
Und drüben blaß und still der Mond
Auf dunklen Wolkenschleiern thront,
Der graue Osten träge schlummert –
War sie gewohnt, bei Kerzenschein
Schon zeitig aus dem Bett zu sein."

[288] So waren die Sommernächte der Träumerei und die Winternächte der Romanlektüre gewidmet – und dies inmitten einer Welt, die die vernünftige Gewohnheit hatte, zu dieser Zeit laut zu schnarchen! Was für ein Widerspruch zwischen Tatjana und der sie umgebenden Welt! Tatjana war eine seltene, schöne Blume, die zufällig in der Spalte eines wilden Felsens erblüht war.

„Im Grün versteckt, das holde Ding,
Vor Bienchen wie vor Schmetterling."

Diese zwei Zeilen, die sich bei Puschkin auf Olga beziehen, passen sehr viel besser auf Tatjana. Welche Biene, welcher Schmetterling hätte diese Blume finden oder von ihr angezogen werden können? Etwa solche häßliche Brummer, Bremsen oder Käfer wie die Herren Pychtin, Bujanow, Petuschkow und ihresgleichen? Ja, eine Frau wie Tatjana kann nur Menschen anziehen, die an den beiden äußersten Enden der sittlichen Welt stehen, oder solche, die ihrer Natur ebenbürtig waren und deren es so wenige auf der Weit gibt, oder durch und durch triviale Leute, von denen es so viele auf der Welt gibt. Diesen letzteren hätte Tatjana gefallen können durch ihr Aussehen, ihre ländliche Frische und Gesundheit und selbst durch ihren scheuen Charakter, der ihnen als Sanftmut und gehorsame Gefügigkeit einem künftigen Gatten gegenüber erscheinen konnte –Eigenschaften, die für ihre tierische Grobheit von höchstem Wert sind, ganz zu schweigen von der Aussicht auf eine gute Mitgift, reiche Verwandtschaft und dergleichen. Menschen, die zu keiner dieser zwei Gruppen gehörten, waren am wenigsten befähigt, Tatjana zu schätzen. Die Leute der Mitte, die zwischen den höheren Naturen und dem Pöbel der Menschheit stehen, diese *Talente*, die das Bindeglied zwischen der *Genialität* und der *Menge* bilden, sind ja meist allesamt „ideale" Menschen, ähnlich den idealischen Jungfrauen, von denen wir oben geredet haben. Diese Idealisten bilden sich ein, von leidenschaftlichen Gefühlen und erhabenem Streben erfüllt zu sein, tatsächlich aber ist bei ihnen lediglich die Phantasie auf Kosten aller anderen Fähigkeiten, besonders des Verstandes, entwickelt. Sie sind zwar gefühlvoll, aber mehr noch sentimental, vor allem aber geneigt und befähigt, ihre eigenen Empfindungen zu beobachten und ewig über sie zu reden. Sie besitzen auch Geist, aber keinen eigenen, sondern einen angelesenen, papiernen, und deswegen ist ihr Geist oft recht blendend, aber nie eigentlich verständig. Die Hauptsache [289] jedoch, das Schlimmste an ihnen, ihre schwächste Seite, ihre Achillesferse, ist dies, daß sie keine Leidenschaften kennen außer der Eigenliebe, und zwar einer kleinlichen, die sich bei ihnen darauf beschränkt, daß sie taten- und fruchtlos in der Betrachtung der eigenen inneren Würde aufgehen. Als laue Naturen, die weder heiß noch kalt sind, haben sie wirklich die traurige Fähigkeit, sich für Augenblicke aus jedem oder keinem Anlaß zu erhitzen. Deswegen reden sie auch ständig von nichts anderem als von ihren glühenden Gefühlen, von dem Feuer,

das ihre Seele verzehrt, von den Leidenschaften, die ihnen das Herz zernagen, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß das alles wirklich ein Sturm ist, jedoch nicht auf hoher See, sondern nur im Wasserglas. Und kein Mensch ist weniger befähigt als sie, echte Gefühle richtig zu schätzen, echte Leidenschaft zu verstehen, einen tieffühlenden, wirklich leidenschaftlichen Menschen zu erkennen. Solche Leute wären nicht imstande gewesen, Tatjana zu verstehen. Sie wären einmütig zu dem Schluß gekommen, daß sie, wenn auch nicht gerade ein triviales Dummerchen, so doch ein höchst *sonderbares* Wesen sei, auf jeden Fall aber kalt wie Eis, ohne jedes Gefühl und unfähig zu irgendeiner Leidenschaft. Und wie konnte es anders sein? Tatjana war wortkarg, scheu, begeisterte sich für nichts, hatte an nichts Freude, ließ sich von nichts hinreißen, war gegen alles gleichgültig, gegen niemanden zärtlich, freundete sich mit niemandem an, liebte niemanden, hatte nicht das Bedürfnis, einem anderen ihr Herz, das Geheimnis ihrer Seele auszuschütten, und, was die Hauptsache ist, redete weder über Gefühle im allgemeinen noch über ihre eigenen Gefühle im besonderen ... Wer in sich selbst verschlossen ist und in seinen Zügen nichts von dem Feuer erkennen läßt, das sein Inneres verzehrt – der wird von den Leutchen, die so leicht von schönen Gefühlen überfließen, sogleich für ein kaltes Wesen, einen Egoisten erklärt; man spricht ihm das Herz ab und billigt ihm nur Verstand zu, besonders dann, wenn er die Neigung hat, die eigenen Gefühle zu ironisieren, auch wenn dies nur dem keuschen Wunsch entspringt, diese Gefühle zu verschleiern, weil er weder mit ihnen zu spielen noch sich mit ihnen zu brüsten liebt...

Ich wiederhole: Tatjana war ein Ausnahmewesen, eine tiefe, liebende, leidenschaftliche Natur. Liebe konnte für sie entweder nur höchste Seligkeit oder tiefstes Elend des Lebens bedeuten, ohne jedes versöhnliche Mittelding. Hat sie das Glück, Erwiderung zu finden, [290] dann ist die Liebe einer solchen Frau eine ruhige, helle Flamme; im umgekehrten Falle wird sie zur lodernden Stichflamme, die vielleicht durch Willenskraft daran gehindert werden kann, nach außen durchzubrechen, aber um so brennender und zerstörender ist sie, je mehr sie nach innen gedrängt wird. Als glückliche Gattin würde Tatjana ihren Mann ruhig, aber nichtsdestoweniger leidenschaftlich und tief geliebt, würde sich für ihre Kinder aufgeopfert und ganz ihren Mutterpflichten hingegeben haben, aber nicht aus Verstandesgründen, sondern wiederum aus Leidenschaft, und würde in diesem Opfer, in der strengen Erfüllung ihrer Pflichten die größte Befriedigung, die höchste Seligkeit gefunden haben. Und das alles ohne Phrasen, ohne Spintisieren, mit jener Ruhe, jener scheinbaren Leidenschaftslosigkeit, jener äußerlichen Kühle, die den Vorzug und die Größe tiefer und starker Naturen bilden. Das ist Tatjana, aber das sind nur die wichtigsten, sozusagen die allgemeinen Züge ihrer Persönlichkeit. Wir wollen jetzt die Form betrachten, in die diese Persönlichkeit gegossen ist, und uns die Besonderheiten ansehen, die ihren Charakter bilden.

Geschaffen wird der Mensch von der Natur, weiterentwickelt und geformt jedoch durch die Gesellschaft. Kein Lebensumstand rettet und schützt den Menschen vor den Einflüssen der Gesellschaft, vor ihr gibt es kein Verstecken, vor ihr kein Entkommen. Allein schon der Versuch, sich selbständig, außerhalb gesellschaftlicher Einflüsse zu entwickeln, macht den Menschen zu einer Art von Sonderling, läßt ihn zu einer Art Mißbildung werden, was ihm wiederum den Stempel ebendieser Gesellschaft aufdrückt. Das ist der Grund, warum bei uns Menschen mit Begabung und guten natürlichen Anlagen oft zu völlig unerträglichen Leuten werden und warum bei uns nur Genialität den Menschen vor Trivialität rettet. Aus dem gleichen Grunde gibt es bei uns so wenige echte und so viele *papierne*, *angelesene* Gefühle, Leidenschaften und Bestrebungen; kurz, so wenig echtes Leben in den Gefühlen, Leidenschaften und Bestrebungen und so viel Phrasenhaftes. Daß immer weitere Kreise heute bei uns lesen, bringt uns höchsten Nutzen; das ist unsere Rettung, das bestimmt unsere Zukunft; aber eben das richtet andrerseits in der Gegenwart auch so viel Unheil an, wie es Nutzen bringt. Wir wollen das erklären. In ihren gebildeten Ständen ist unsere Gesellschaft das Resultat einer

Reform. Sie erinnert sich an den Tag ihrer Geburt, weil sie offiziell früher existierte, als sie wirklich zu existieren be-[291]gann; weil schließlich nicht eine Geistesrichtung, sondern ein Schnittmuster, nicht wirkliche Bildung, sondern ein Privileg diese Gesellschaft gebildet hat. Sie begann ebenso wie unsere Literatur: als Kopie ausländischer Formen ohne jeden Inhalt, weder eigenen noch fremden, weil wir den eigenen Inhalt aufgegeben hatten, den fremden jedoch nicht nur anzunehmen, sondern auch nur zu verstehen nicht imstande waren. Die Franzosen besaßen Tragödien; also los – auch wir schreiben Tragödien, und Herr Sumarokow vereinigte in seiner Person Corneille, Racine und Voltaire zugleich. Die Franzosen besaßen den berühmten Fabeldichter La Fontaine, und wieder übertrumpfte derselbe Herr Sumarokow, nach den Worten seiner Zeitgenossen zu urteilen, mit seinen Gleichnissen La Fontaine. Genau auf die gleiche Weise legten wir uns in kürzester Frist unsere eigenen hausbackenen Pindars, Horaze, Anakreons, Homere, Virgile usw. zu. Die ausländischen Werke steckten voller Liebesgefühle und Liebesabenteuer, und gleich mußten auch wir unsere Werke mit ihnen vollstopfen. Aber dort war die gedruckte Poesie eine Widerspiegelung der Poesie des Lebens, die in Gedichten besungene Liebe war der Ausdruck einer Liebe, die den poetischen Lebensinhalt der Gesellschaft bildete: bei uns ging die Liebe nur in die Bücher ein und blieb dann auch in ihnen stecken. Das ist auch heutzutage noch mehr oder weniger so geblieben. Wir lesen gern leidenschaftliche Gedichte, Romane, Novellen, und heutzutage hat eine derartige Lektüre selbst für junge Mädchen nichts Anstößiges. Manche von ihnen kritzeln sogar selber Verse, und oft keine schlechten. Von Liebe reden, über Liebe lesen und schreiben ist bei uns sehr beliebt; aber selber lieben... das ist ganz etwas anderes! Das heißt, natürlich, wenn's die Eltern erlauben, wenn die Leidenschaft in den heiligen Ehestand führen kann, ja, warum soll man da nicht auch lieben! Viele halten das nicht nur nicht für überflüssig, sondern sogar für notwendig und reden, wenn sie die Mitgift zur Frau nehmen, von Liebe ... Aber nur deshalb lieben, weil das Herz nach Liebe verlangt, lieben ohne Hoffnung auf Heirat, alles dem hinreißenden Feuer der Leidenschaft zum Opfer bringen – Gott behüte, wie kann man so etwas! Das heißt doch, sich eine „Affäre" auf den Hals ziehen, einen Skandal hervorrufen, in den Mund der Leute kommen, mit kränkender Aufmerksamkeit, Verurteilung, Verachtung verfolgt werden: und darüber hinaus – der Anstand, die Sittenregeln, die öffentliche Moral ... Ah! Ihr seid also Leute, deren Sittlichkeit gerade so weit [292] reicht wie ihre Vorsicht und umsichtige Wohlanständigkeit! Das ist schön und gut; doch warum widersprecht ihr euch dann mit eurer Vorliebe für Gedichte und Romane, eurer leidenschaftlichen Begeisterung für pathetische Dramen? – Aber die Poesie ist eine Sache und das Leben eine andere: warum sie durcheinanderbringen, mag jede ihren eigenen Weg gehen: mag das Leben apathisch dahindösen, während die Dichtung es mit unterhaltsamen Träumereien beliefert. – Ja, das ist natürlich eine andere Sache! ...

Das ganze Unglück ist jedoch, daß aus dieser anderen Sache notwendig etwas Drittes und recht Mißgestaltetes hervorgeht. Wenn Leben und Poesie nicht natürlich, lebendig miteinander verbunden sind, dann entsteht aus ihrer feindlich-abgesonderten Existenz eine pseudopoetische und im höchsten Grade pathologische, verunstaltete Wirklichkeit. Getreu seiner angeborenen Apathie döst ein Teil der Gesellschaft im Dreck grobmateriellen Daseins dahin; dafür strengt sich ein anderer, vorerst noch der Zahl nach kleinerer, aber schon ziemlich bedeutender Teil aus allen Kräften an, sich eine poetische Existenz zu schaffen, Poesie und Leben zu verknüpfen. Das geschieht bei ihnen recht einfach und recht unschuldig. Da sie in der Gesellschaft keinerlei Poesie vorfinden, holen sie sie sich aus Büchern und stellen sich ihr Leben unter ihrem Bilde vor. Die Poesie sagt, daß die Liebe die Seele des Lebens ist: das heißt also man muß lieben! Das ist ein richtiger logischer Schluß, das Herz selbst mitsamt dem Verstand spricht für ihn! Und da machen sich nun unser idealischer Jüngling oder unsere idealische Jungfrau auf die Suche, in wen sie sich verlieben könnten. Nach langen Überlegungen, welche Augen mehr Poesie in sich schließen – die blauen oder die schwarzen –, ist der Gegen-

stand endlich erwählt, Die Komödie beginnt – und los geht das Gaudium! In dieser Komödie gibt es alles: Seufzer und Tränen, Schwärmereien und Mondscheinpromenaden, Verzweiflung und Eifersucht, Seligkeit und Liebeserklärung – alles, nur keine echten Gefühle. ... Ist es verwunderlich, wenn der letzte Akt dieser Narrenposse stets mit einer Enttäuschung endet – und zwar worüber? Über das eigene Gefühl, über die eigene Fähigkeit, zu lieben? ... Dabei hat diese aus Büchern kommende Tendenz etwas ganz Natürliches: hat nicht ein Buch den guten, edlen und klugen Rittergutsbesitzer von La Mancha zum Ritter Don Quichotte gemacht, ihn eine Papprüstung anlegen, die magere Rosinante besteigen und auf die Suche nach der schönen [293] Dulcinea in die weite Welt ziehen lassen, wobei er unterwegs gegen Hämmel und Windmühlen kämpfte? Wie viele verschiedene Don Quichottes hat es nicht unter den Generationen von den zwanziger Jahren bis auf diesen Augenblick gegeben? Wir hatten und haben Don Quichottes der Liebe, der Wissenschaft, der Literatur, der Überzeugungen, der Slawophilie und, Gott weiß, wessen sonst noch – alles läßt sich gar nicht aufzählen! Weiter oben haben wir von den idealischen Jungfrauen gesprochen; und wieviel Interessantes könnte man über die idealischen Jünglinge erzählen! Aber dieser Stoff ist so reich und unerschöpflich, daß man ihn besser nicht erst anrührt, um Puschkins Tatjana nicht ganz aus den Augen zu verlieren.

Auch Tatjana ist nicht dem traurigen Geschick entgangen, zur Gruppe der idealischen Jungfrauen gezählt zu werden, von denen wir gesprochen haben. Allerdings haben wir gesagt, daß sie eine kolossale Ausnahme in der Welt derartiger Erscheinungen darstellt – und wir bleiben auch jetzt bei dieser Meinung Tatjana reizt nicht zum Lachen, sondern ruft lebendiges Mitgefühl hervor – jedoch nicht deshalb, weil sie überhaupt keine Ähnlichkeit mit den „idealischen Jungfrauen“ hätte, sondern weil bei ihr eine tiefe, leidenschaftliche Natur alles überdeckt, was die Idealität dieser Gattung Komisches und Triviales an sich hat, und weil Tatjana selbst in der verkünstelten und verkrüppelten Form, die die sie umgebende Wirklichkeit ihr aufzwang natürlich-einfach geblieben ist. Einerseits –

„Solch alten, dunklen Volksgebräuchen
Galt Tanjas scheue Sympathie:
An Mondeszauber, Wunderzeichen
Und Kartenlegen glaubte sie,
Auch daß die Träume Aufschluß bringen,
Daß in den unscheinbarsten Dingen
Geheime Vorbedeutung steckt –
Und ward von Ahnungen erschreckt.“

Andrerseits liebte es Tatjana, durch die Felder zu wandern, wo der Dichter sie, wie er sagt,

„... bedrückt und stumm
Als Fräulein aus Landadelskreisen
In meinem Garten auf dein Land,
Französisch lesend, wiederfand.“

Diese köstliche Vereinigung grober, vulgärer Vorurteile mit einer leidenschaftlichen Liebe für französische Bücher und mit der Ver-[294]ehrung für die tiefsinnigen Werke *Martin Sadekas* ist nur bei einer russischen Frau möglich. Hunger nach Liebe bestimmte die ganze Innenwelt Tatjanas; nichts anderes sprach zu ihrem Herzen; ihr Geist schlief noch, und nur ein schwerer Kummer war imstande, ihn im späteren Leben zu wecken, und auch das nur dazu, um die Leidenschaft im Zaum zu halten und sie wohlüberlegten, vernünftigen Moralrücksichten unterzuordnen... Ihre Mädchentage kannten keine Beschäftigung, es fehlte ihnen jener Wechsel von Arbeit und Muße, jene geregelte Folge von Beschäftigung und Zerstreuung, die zum Leben der Gebildeten gehört und die sittlichen Kräfte des Menschen im Gleichgewicht erhält. Wild aufgewachsen und ganz sich selbst überlassen, hatte Tatjana sich ihr eigenes Leben geschaffen, in dessen Leere das verzehrende innere Feuer desto hemmungsloser brannte, je weniger ihr Geist beschäftigt war.

„Längst trieb ein scheues Glücksverlangen
Sie ruhelos durch Qual und Lust,
Längst sehnte sich die junge Brust,
Aus tiefem Wirrsal, stetem Bangen
In keuschen Wonnen aufzugehn:
Das Seelchen suchte – irgendwen

Und harrte... endlich kam der Rechte.
‚*Der ist es*!‘ rief ihr Herz befreit.
Ach, nun ist alles, Tag und Nächte,
Der stille Traum der Einsamkeit
Von ihm erfüllt, und all ihr Denken,
Ihr Hoffen, Fühlen, Sichversenken
Gilt einzig ihm!

. . . . . .

Wie jetzt Romane sie beglücken,
Wie eifrig sie nun liest und liest,
Mit immer steigendem Entzücken
Der holden Täuschung Reiz genießt!
Der Phantasie geschäftig Walten
Haucht Leben in die Traumgestalten,
Der Freund der Julia Volmar,
Malek-Adhel und de Linar
Und Werther, dieses Herz in Flammen,
Selbst Grandison in seiner Pracht
(Der mich gewöhnlich schläfern macht),
Sie fließen all in eins zusammen,
In eines einigen herrlich Bild:
Eugen, dem ihre Sehnsucht gilt. [295]
Sie malt sich aus, die Heroins [Heldinnen]
Der Lieblingsdichtungen zu sein,
Clarissa, Julia, Delphine;
Durchstreift mit ihrem Buch allein
Den stillen Wald, um dort zu träumen;
Was sie bekümmert, im geheimen
Ihr Herz beseligt, Harm und Glück,
Es spiegelt ihr das Buch zurück.
Und während sie *mit allen Sinnen*
Bei fremdem Leid und fremder Lust,
Beginnt ihr Geist, halb unbewußt,
An ihn ein Briefchen auszuspinnen

Hier ist die Leidenschaft nicht aus Büchern geboren, aber sie konnte doch auch nicht ganz ohne Anleihen aus Büchern zum Ausdruck kommen. Warum mußte Onegin für Tatjana die Gestalt Volmars, Malek-Adhels, de Linars und Werthers annehmen (Malek-Adhel und Werther: hätten es nicht ebensogut Jerusslan Lasarewitsch und der Korsar Byrons sein können?) – deshalb, weil der wirkliche Onegin, den sie weder verstehen noch kennen konnte, für Tatjana nicht existierte; sie mußte ihm also irgendeine auf gut Glück aus Büchern und nicht aus dem Leben genommene Bedeutung beilegen, nicht aus dem Leben, weil Tatjana auch das Leben weder verstehen noch kennen konnte. Warum mußte sie sich selbst in der Gestalt einer Clarissa, Julia, Delphine sehen? Deshalb, weil sie auch sich selbst ebensowenig verstand und kannte wie Onegin. Wir wiederholen: als leidenschaftliches, tieffühlendes und zugleich unentwickeltes, in der dunklen Leere ihrer intellektuellen Existenz hermetisch abgeschlossenes Wesen stellt sich uns Tatjana als Persönlichkeit nicht wie eine schöne griechische Skulptur dar, bei der sich das ganze Innere so durchsichtig und plastisch in der äußeren Schönheit widerspiegelt, sondern als ägyptische Statue, starr, schwer und gebunden. Ohne Bücher wäre sie vollends stumm gewesen, und ihre vor innerer Glut verdorrende Zunge hätte kein einziges

lebendiges, leidenschaftliches Wort gefunden, um sie von dem bedrückenden Überschwang der Gefühle zu erleichtern. Und obwohl ihre Leidenschaft zu Onegin unmittelbar ihrer eigenen leidenschaftlichen Natur entsprang, ihrem überschäumenden Drang nach Mitgefühl – begann diese Leidenschaft doch ein wenig idealisch. Für Lenski konnte Tatjana keine Liebe empfinden und noch weniger für irgendeinen von den Männern, die sie kannte: sie kannte sie nur zu gut, und sie gaben ihrer exaltierten, asketischen Phantasie so wenig Nahrung... Und plötzlich [296] erschien Onegin auf der Bildfläche. Er war ganz von Geheimnissen umgeben: sein aristokratisches Wesen, seine weltmännische, offensichtliche Überlegenheit über diese ganze unbewegte, triviale Welt, in der er wie ein Meteor auftauchte, seine Gleichgültigkeit gegen alle und alles, seine sonderbaren Lebenswege – alles dies ließ geheimnisvolle Gerüchte aufkommen, die nicht ohne Wirkung auf Tatjanas Phantasie bleiben konnten und Tatjana für den entscheidenden Eindruck der ersten Begegnung mit Onegin empfänglich und bereit machen mußten. Und sie sah ihn, und er erschien vor ihr –jung, schön, gewandt, blendend, gleichgültig, gelangweilt, rätselhaft, unnahbar, ein einziges, unlösbares Rätsel für ihren unentwickelten Geist, eine einzige Verführung für ihre scheue Phantasie. Es gibt Wesen, bei denen die Phantasie einen viel größeren Einfluß auf das Herz ausübt, als man im allgemeinen meint. Tatjana gehörte zu diesen Wesen. Es gibt Frauen, denen gegenüber man sich nur hingerissen, leidenschaftlich zu geben braucht, um sie zu erobern; aber es gibt Frauen, deren Aufmerksamkeit der Mann nur durch Gleichgültigkeit, Kühle und Skeptizismus wecken kann, Eigenschaften, die hohe Ansprüche an das Leben verraten oder das Resultat eines bewegten und erfüllten Lebens sind: die arme Tatjana gehörte zu den Frauen dieser Art ...

„Nun ist‘s um Tanjas Ruh’ geschehen;
Sie irrt im Garten trüb umher
Und bangt und seufzt, bleibt sinnend stehen,
Starrt vor sich hin und atmet schwer:
Ihr Busen wogt, die Wangen flammen,
Der Kummer preßt ihr Herz zusammen,
Es rauscht und hämmert ihr im Ohr,
Den Blick verhüllt ein Tränenflor...
Schon breitet Nacht die dunklen Schwingen;
Von droben schaut mit mildem Schein
Der Mond herab; im Fliederhain
Beginnt die Nachtigall zu singen.
Nur Tanja findet keine Ruh’
Und flüstert ihrer Amme zu...“

Das Gespräch Tatjanas mit der Amme ist ein Wunderwerk künstlerischer Vollkommenheit! Es ist ein ganzes Drama voller tiefer Wahrheiten. Mit erstaunlicher Treue ist hier das Bild einer *russischen „Baryschnja“* (eines gnädigen Fräuleins) im Sturm sehnsüchtiger Leidenschaft gezeichnet. Das nach innen gedrängte Gefühl bricht [297] ständig an die Oberfläche durch, besonders in der ersten Periode der noch neuen, unerfahrenen Leidenschaft. Wem soll sie ihr Herz auftun? – der Schwester? – aber die würde sie *nicht richtig* verstanden haben. Die Amme – sie wird überhaupt nichts verstehen; aber ebendeshalb teilt ihr Tatjana ihr Geheimnis mit –

„... Ach, gute Alte,
Besinn dich, was es sonst noch gibt –
Sag, warst du selber mal verliebt?‘
‚Ei Kind! Man hat in unsern Jahren
Nach Liebe nicht erst viel gefragt;
Sonst hätte, wenn sie das erfahren,
Mich auch die Schwieger schön geplagt‘ –
‚Wie wurdest du denn Braut?‘ – ‚Ach, Tanja,
Das kam, wie’s Gott so fügt. Mein Wanja
War jünger noch als ich, das Ding

Von dreizehn Jahr. Die Muhme* ging
Zwei Wochen lang bei beiden Teilen
Mit Werbung um; zuletzt in Ruh'
Gab Vater seinen Segen zu,
Und ich bekam vor Schreck das Heulen.
Mit Tränen löste man mein Haar,
Und mit Gesang ging's zum Altar.

So lernt' ich denn die Fremde kennen...'"

Das sind die Worte eines Dichters, der wahrhaft vom Volksgeist, vom Nationalgeist durchdrungen ist! Die einfachen, volkstümlichen und dabei ganz untrivialen Worte der Amme geben ein vollkommenes, klares Bild vom Innenleben des Volkes im Alltag, zeigen seine Auffassungen von den Beziehungen der Geschlechter, von Liebe und Ehe ... Und dieses Bild hat der große Dichter mit einem einzigen, im Vorübergehen und beiläufig hingeworfenen Federstrich gezeichnet! ... Wie schön sind diese gutherzigen, einfältigen Verse:

„,Ei Kind! Man hat in unsern Jahren
Nach Liebe nicht erst viel gefragt;
Sonst hätte, wenn sie das erfahren,
Mich auch die Schwieger schön geplagt.'"

Wie schade, daß grade solche Volkstümlichkeit vielen unserer Dichter, die so viel Wesens vom Volksgeist machen und es dabei nur zu Jahrmarkts-Trivialitäten bringen, so gar nicht gelingen will...

Tatjana faßt den plötzlichen Entschluß, an Onegin zu schreiben: [298] in naiver, edler Aufwallung – aber diese Aufwallung entsprang nicht dem Bewußten, sondern dem Unbewußten: das arme Mädchen wußte nicht, was es tat. Später, als sie zur Dame der höchsten Kreise aufgestiegen war, wäre sie zu solchen naiv-großzügigen Herzensregungen völlig unfähig gewesen. Als das dritte Kapitel des „Onegin" erschien, war die ganze russische Leserschaft außer sich vor Entzücken über den Brief Tatjanas. Wie allen andern erschien der Brief auch uns damals als vollendetes Vorbild einer Offenbarung des weiblichen Herzens. Es sah so aus, als habe der Dichter diesen Brief ohne jede Ironie, ohne jeden Hintergedanken sowohl geschrieben als auch gelesen. Doch seither ist viel Wasser den Berg hinabgelaufen... Tatjanas Brief ist auch jetzt noch schön, wenn er auch schon ein wenig kindlich, irgendwie „romantisch" anmutet. Anders konnte es auch nicht sein; die Sprache der Leidenschaften war für die moralisch noch unerschlossene Tatjana so neu, lag ihr so fern: sie hätte ihre eigenen Empfindungen weder verstehen noch ausdrücken können, wenn sie nicht zu den Eindrücken Zuflucht genommen hätte, die wahllos und ohne Nutzen gelesene schlechte und gute Romane in ihrem Gedächtnis hinterlassen hatten... Der Beginn des Briefs ist wundervoll: er ist durchtränkt von einfachem, ehrlichem Gefühl. Hier haben wir die ganze Tatjana:

„,Ich bin so kühn, an Sie zu schreiben –
Ach, braucht es mehr als dies allein?
Nun wird gewiß – was soll mir bleiben? –
Verachtung meine Strafe sein!
Doch wenn, wo Angst und Qual mich treiben,
Ein Fünkchen Mitleid für mich spricht –
O dann verwerfen Sie mich nicht!
Erst wollt' ich schweigen, hätte nimmer,
Was nun zu Schmach und Schande ward,
Dem strengen Auge offenbart,
Ach, bliebe nur ein winz'ger Schimmer
Von Hoffnung, Sie von Zeit zu Zeit
In unsrer Abgeschiedenheit

* Tante

Zu sehn, zu grüßen, im geheimen
Mich ihres klugen Worts zu freun
Um seligfroh für mich allein
Vom nächsten Wiedersehn zu träumen ...
Doch heißt's, Ihr Stolz vertrüge nicht,
In niedren Hütten einzukehren;
Und wir – sind klein, gering und schlicht,
Nur dankbar, einen Gast zu ehren. [299]

Ach, warum kamen Sie aufs Land,
Wo wir so still verborgen waren?
Ich hätte nimmer Sie gekannt
Und nie solch Herzeleid erfahren.
Ich hätte, klüger mit den Jahren,
Vielleicht ein ander Ziel erstrebt
Und, einem andern treu verbunden,
Ein friedlich Glück bei ihm gefunden
Und frommer Mutterpflicht gelebt.'"

Schön sind auch die Verse, mit denen der Brief endet:

„;... Es ruht ja mein Geschick
Von nun an doch in Deinen Händen,
Dich sucht mein tränenfeuchter Blick,
Nur Du vermagst mir Trost zu spenden...
O sieh: hier steh' ich ganz allein,
Niemand versteht mich, unbeachtet
Verwelkt mein Herz, mein Geist verschmachtet,
Ich muß vergehn in stummer Pein.'"

In Tatjanas Brief ist alles wahrhaftig, aber nicht alles einfach: wir haben nur das zitiert was sowohl wahrhaftig als auch einfach zugleich ist. Die Vereinigung von Einfachheit und Wahrhaftigkeit macht die höchste Schönheit sowohl des Gefühls als auch des Tuns und des Ausdrucks aus...

Es ist bemerkenswert, wie sehr der Dichtet sich anstrengt, eine Rechtfertigung dafür zu finden, daß Tatjana sich entschloß, diesen Brief zu schreiben und abzusenden; offensichtlich kannte der Dichter die Gesellschaft, für die er schrieb, nur allzu gut...

„Ich kannte schöne Weiblichkeiten,
Keusch, unerbittlich, kalt wie Eis,
Unangreifbar, nicht auszudeuten,
Durch nichts gerührt, um keinen Preis.
Bewundernd sah ich ihre Jugend,
Die makellose, strenge Tugend
Und – lief entsetzt von ihnen fort;
Mir schien, als ob das Höllenwort
Auf ihrer Stirn geschrieben stünde:
'*Laß alle Hoffnung weit zurück*.'
Abstoßend sein heißt ihnen – Glück,
Und Herzen an sich ziehen – Sünde.
Vielleicht sind euch am Newastrand
Solch edler Damen mehr bekannt. [300]

Ich sah noch andre stolze Schönen,
Umringt von der Trabanten Schar,
An deren Hochmut Liebessehnen
Und Schmeichelei vergeudet war.
Doch was bemerkt' ich mit Erstaunen?
Erst wiesen sie durch spröde Launen
Den brünst'gen Sklaven rauh zurück,
Um hinterher mit süßem Blick

Das Närrchen wieder anzulocken;
Zumal im Klang der Worte schien
So täuschend echte Gunst zu glühn,
Daß jener, eben noch erschrocken,
Aufs neu vertrauensvoll naiv
Nach seinem holden Irrlicht lief.

Ist Tanjas Schuld nun wirklich schlimmer?
Wenn sie, des klaren Blicks beraubt,
Umgaukelt von der Täuschung Schimmer,
An goldne Ideale glaubt?
Wenn sie, beseelt von reinem Triebe,
In ungekünstelt echter Liebe
Sich hingibt dem erträumten Ziel?
Weil Gott ihr Sinnen, ihr Gefühl
Zur Zärtlichkeit, zur Güte lenkte,
Sie mit Verstand und Willenskraft,
Beglückend warmer Leidenschaft
Und einem starken Herz beschenkte?
Soll, was die Unschuld gläubig rein
Zur Irrung führte, Sünde sein?

Kokette Mädchen ziehen Schranken,
Tatjana liebt naiv und blind
Und überläßt sich ohne Wanken
Der Neigung, wie ein holdes Kind,
Sie sagt nicht: hübsch behutsam, leise,
Das steigert unsre Gunst im Preise,
Fängt auch den Freier sichrer ein;
Erst lassen wir ihn selig sein,
Im Glücksrausch eitler Hoffnung gleiten
Und stürzen dann sein Herz in Nacht,
Bis Eifersucht ihn rasend macht;
Weil sonst, verwöhnt durch Zärtlichkeiten,
Ein launenhafter junger Mann
Leicht unversehns entwischen kann.“

Und hier noch ein Bruchstück aus dem „Onegin“, das der Autor aus diesem Poem entfernt und in Band IX seiner gesammelten Werke gesondert veröffentlicht hat: [301]

„Ihr Mädchen, die ihr Lieb’ empfunden,
Von der die Eltern nichts gewußt,
Die ihr das Herz in bangen Stunden
Behütet in der jungen Brust
Für reine Freuden, süßes Träumen –
Ihr Mädchen, wenn ihr im geheimen
Einmal vom ersten Liebesbrief
Das Siegel löstet oder tief
Errötend einem dreisten Freier
Die Locke gabt als Unterpfand,
Oder von Freud’ und Angst gebannt,
Das Auge feucht, im Herzen Feuer,
Den ersten Kuß euch rauben ließt,
In bittrer Scheidestunde – wißt:
Ihr sollt nicht gar zu unerbittlich
Tatjanas *Leichtsinn* (?!) grollend schmähn,
Gleich Richtern, die untadlig-sittlich
Hoch über allem Ird’schen stehn.
Ob ihr, *o Jungfraun ohne Tadel*,
So unnahbar in eurem Adel,
Daß schon ein sündiges Wort euch schreckt –
Bedenkt, ob stets so unbefleckt

Ihr bleibt! Was wißt ihr denn? In Bälden
Verzehrt vielleicht auch euch der Brand
Der Sehnsucht, und mit leichter Hand
Schreibt Fama einem Modehelden
Den neusten Siegeslorbeer zu:
Gott Amor stört auch eure Ruh'."

Nur werden solche Jungfrauen sie schwerlich finden, fügen wir von uns aus, in Prosa, hinzu. Man muß wirklich Mitleid haben mit einem Dichter, der sich gezwungen sieht, seine Heldin auf solche Weise vor der Gesellschaft zu rechtfertigen – und wofür denn? – für etwas, was das Wesen der Frau ausmacht, den besten Teil ihres Rechts aufs Dasein – dafür, daß sie ein Herz hat und nicht bloß einen korsettbedeckten Hohlraum! ... Aber noch mehr muß einem die Gesellschaft leid tun, der gegenüber der Dichter sich gezwungen sah, die Heldin seines Romans deswegen zu rechtfertigen, weil sie eine Frau und nicht ein zu frauenähnlicher Gestalt behauener Holzklotz war. Am allerbetrüblichsten aber ist, daß der Dichter sich bemüht sieht, seine Tatjana besonders in den Augen der Frauen zu rechtfertigen... Mit welcher Bitterkeit redet er dafür überall da, wo er auf die Totenstarre, die Kälte, die Affektiertheit, die Trockenheit der Gesellschaft zu sprechen kommt, von unseren Frauen. Wie [302] verräterisch ist die folgende Strophe aus dem ersten Kapitel des „Onegin":

„Ihr launenhaften großen Damen!
Euch ließ er ganz zuerst im Stich.
Der ‚feine Ton' im steifen Rahmen
Langweilt ja heut auch fürchterlich.
Zwar wissen manche höchst Aparten
Mit Say und Bentham aufzuwarten,
Doch was man sie so plappern hört,
Ist schaudervoll und mitleidswert.
Und dabei tun sie noch so wichtig,
So arg gebildet, stolz und fein,
Sind allesamt so engelrein,
So unzugänglich, keusch und züchtig,
So ganz den Männern abgeneigt,
Daß schon ihr Anblick Spleen erzeugt."

Diese Strophe ruft uns unwillkürlich die folgenden Verse in Erinnerung, die nicht in das Poem aufgenommen und gesondert veröffentlicht worden sind:

„Rauhreif und Sonne welch ein Tag!
Doch keine unserer Damen mag
Aus ihrer Kemenate steigen,
Sich kalt der kalten Welt zu zeigen:
Da sitzen sie – vergebens lacht
Des Newa-Kais granitne Pracht,
Wie ist der Orient doch weise,
Wie richtig unsrer Ahnen Brauch:
Wie passend für die Lebensweise
Von Haremssklaven..."

Aber auch im Osten gibt es im Leben Poesie, die Leidenschaft schleicht sich sogar in die Harems ein... Dafür herrscht bei uns strenge Sittlichkeit, wenigstens nach außen hin, und hinter ihr liegt oftmals eine so unpoetische Lebenspoesie, daß der Dichter sie, wenn er sie überhaupt einmal verwendet, gewiß nicht zum Stoff eines Poems macht...

Wenn wir auf die Idee kämen, allen Schönheiten von Puschkins Poem nachzugehen, auf alle Züge höchster künstlerischer Meisterschaft hinzuweisen, dann würden weder unsere Zitate noch unser Aufsatz jemals ein Ende finden. Aber wir halten das für überflüssig, weil dieses Poem längst seine Wertschätzung durch das Publikum gefunden hat und jedermann seine

besten Stellen im Gedächtnis [303] trägt. Wir haben uns ein anderes Ziel gesteckt: nach Möglichkeit die Beziehungen des Poems zu der Gesellschaft aufzudecken, die es darstellt. Diesmal ist der Gegenstand unseres Aufsatzes der Charakter Tatjanas als einer Repräsentantin der russischen Frau. Wir übergehen deshalb das ganze vierte Kapitel, dessen Hauptinhalt für uns in der Aussprache Onegins mit Tatjana, als Antwort auf ihren Brief, besteht. Wie diese Aussprache auf sie wirkte, ist leicht zu verstehen: alle Hoffnungen des armen Mädchens brachen zusammen, und sie verschloß sich für die Außenwelt noch tiefer in sich selbst. Aber der Zusammenbruch ihrer Hoffnungen erstickte nicht die ihr Inneres verzehrende Flamme: sie begann um so hartnäckiger und bedrängender zu brennen, je mehr sie unterdrückt wurde und keinen Ausweg fand. Bei Naturen mit exaltierter Einbildungskraft verleiht Unglück der Leidenschaft nur neue Energie. Solchen Naturen gefällt sogar ihre Ausnahmestellung; sie lieben ihren Kummer, hätscheln ihr Leid, hegen und pflegen es vielleicht sogar noch mehr, als sie es mit ihrem Glück getan hätten, wenn ihnen ein solches zugefallen wäre... Wo und wie bald wohl hätte Tatjana auch im tiefen Dickicht unserer Gesellschaft einem anderen Wesen begegnen können, das gleich Onegin ihre Einbildungskraft angesprochen und das Feuer ihrer Seele auf einen anderen Gegenstand gelenkt hätte. Unglückliche, unerwiderte Liebe, die hartnäckig alle Hoffnungen überlebt, ist im allgemeinen eine eigentlich recht krankhafte Erscheinung, die – ziemlich selten vorkommend und wahrscheinlich rein physiologisch bedingt – ihre Ursache vermutlich in einer exaltierten, auf Kosten anderer seelischer Fähigkeiten überentwickelten Phantasie hat. Doch wie dem auch sei – phantasiegeborene Leiden legen sich schwer aufs Herz und setzen ihm manchmal mehr zu als Leiden, die im Herzen selbst ihre Wurzel haben. Das Bild der dumpfen, von niemandem geteilten Leiden Tatjanas ist im fünften Kapitel mit bewundernswerter Wahrhaftigkeit und Einfachheit gezeichnet. Tatjanas Besuch in dem verödeten Haus Onegins (im siebenten Kapitel) und die Gefühle, die die verlassene Wohnstätte in ihr erregt, die. Wohnung, wo alle Gegenstände so ausgeprägt den Stempel des Geistes und Charakters ihres Herrn tragen, der sie zurückgelassen hat – das gehört zu den schönsten Stellen des Poems und zu den edelsten Perlen der russischen Dichtung. Tatjana wiederholte ihren Besuch mehr als einmal – [304]

„Und spann sich hier im Kabinette,
An der von ihm verlaßnen Stätte,
In ihren Gram versunken ein
Und weinte lang für sich allein.
Dann endlich fing sie an zu lesen:
Erst zwar mißfiel ihr alles noch,
Weil *fremd und seltsam*; bald jedoch
Ergriff sie dieses andre Wesen,
Und langsam in der Stunden Lauf
Ging eine neue Welt ihr auf.

. . . . . .

Und nun beginnt ihr ganz allmählich
Schon mehr Verständnis aufzugehn
Für ihn, der, ach, unwiderstehlich
Ihr armes Herz bezwang, durch den
Zu leiden ihr bestimmt die Götter.

. . . . . .

Ob wohl das rechte *Wort* gefunden,
Des Rätsels Sinn gedeutet ist?“

So vollzog sich also in Tatjana endlich der Akt der Bewußtwerdung; ihr Geist erwachte. Sie verstand endlich, daß es für den Menschen andere Interessen, anderes Leid und anderen Kummer gibt als das Interesse an Liebesleid und Liebeskummer. Begriff sie jedoch, worin eben diese anderen Interessen und Leiden bestehen und, wenn sie es begriff, brachte ihr das

Erleichterung in ihrem eigenen Leiden? Gewiß begriff sie, jedoch nur mit dem Verstand, mit dem Kopf, denn es gibt Ideen, die man auch mit Seele und Leib erleben muß, um sie ganz zu verstehen, und die man nicht aus Büchern studieren kann. Was Tatjana von dieser neuen Welt der Schmerzen aus Büchern kennengelernt hatte, war daher für sie zwar gewiß eine Offenbarung, aber diese Offenbarung hinterließ ihr einen bedrückenden, freud- und fruchtlosen Eindruck; er versetzte sie in Angst und Schrecken, ließ sie in den Leidenschaften den Untergang des Lebens sehen und brachte sie zu der Überzeugung, daß es notwendig sei, sich der Wirklichkeit, so, wie sie war, zu unterwerfen, und daß man ein Leben aus vollem Herzen nur für sich allein leben könne, tief in der eigenen Seele, in der Stille der Einsamkeit, im Dunkel der Nacht, ganz schluchzender Sehnsucht hingegeben. Der Besuch im Hause Onegins und die Lektüre seiner Bücher machten Tatjana bereit zur Verwandlung aus einem Landmädchen in eine Weltdame, jener Verwandlung, die Onegin später so in Staunen ver-[305]setzte und betroffen machte. Wir haben bereits im vorhergehenden Aufsatz über den Brief Onegins an Tatjana und über das Ergebnis aller seiner leidenschaftlichen Sendschreiben an sie gesprochen.

„Da endlich, unter Fürstlichkeiten
Auf einem Ball erblickt er sie:
O wie sie ausweicht, kühl ihn schneidet,
Ihn keines Wortes würdigt, meidet!
In ihrer Haltung ihm so feind,
Von eis'gem Hauch umgeben scheint!
Wie dieser stolze Mund Bewegung
Und innern Unmut meistern kann!
Onegin starrt sie sprachlos an:
Wo sind die Spuren von Erregung,
Von Mitleid, Tränen, Zorn? – Nein, nein,
Dies Angesicht ist kalt wie Stein!

Wie, oder spielt sie nur die Rolle,
Damit ihr Mann und dieser Kreis
Nichts von Vergangnem ahnen solle,
Davon nur er, Onegin, weiß? ...

Gehn wir jetzt direkt zu der Aussprache Tatjanas mit Onegin über. In dieser Aussprache findet das ganze Wesen Tatjanas vollendeten Ausdruck. In dieser Aussprache ist alles gesagt, was das Wesen einer russischen Frau ausmacht, in der die Gesellschaft eine tiefe Natur zur Entfaltung gebracht hat – alles: glühende Leidenschaft, von Herzen kommende, einfache, echte Gefühle, heiligsaubere, naive Regungen einer edlen Natur, Gescheitheit, gekränkte Eigenliebe, zur Schau getragene Tugendhaftigkeit, hinter der sich eine sklavische Angst vor dem Urteil der Gesellschaft verbirgt, spitzfindige Verstandesschlüsse, die den großmütigen Regungen des Herzens die Fesseln weltmännischer Moral anlegen Tatjanas erste Worte enthalten einen Vorwurf, in dem sich der Wunsch nach Rache für die einst gekränkte Eigenliebe verrät:

„Onegin, denken Sie der Zeit,
Als damals ich voll Schüchternheit
Im Garten dort mich *Ihren Lehren*,
Den bittren, schweigend unterwarf?
Nun, heut bin ich's, die sprechen darf.

Onegin, einst in jüngern Tagen
Hab' offen, in der Jugend Zier,
Mein Herz ich Ihnen angetragen;
Doch welche Antwort wurde mir? [306]
Sie zogen vor, mich abzulehnen.
Ach, scheuer Mädchen Liebessehnen,

Sie kannten es ja längst zu gut,
Noch heute, Gott! erstarrt mein Blut,
Denk' ich des Worts aus Ihrem Munde
Und Ihres kalten Blicks! ...

Wirklich stand Onegin Tatjana gegenüber dafür in Schuld, daß er sie *damals*, als sie *jünger und besser* war und ihn liebte, nicht wiedergeliebt hatte! Was braucht denn Liebe anderes als Jugend, Schönheit und Gegenliebe! Diese Begriffe waren es, was sie den schlechten, sentimentalen Romanen entnommen hatte! Das stumme Landmädchen mit seiner kindlichen Schwärmerei – und die Weltdame, die Leben und Leiden kennengelernt und Worte gefunden hatte, um ihre Gefühle und ihre Gedanken auszudrücken: was für ein Unterschied! Und dennoch war Tatjana der Meinung, daß sie damals mehr dazu angetan gewesen sei, Liebe einzuflößen als jetzt, weil sie damals jünger und besser war! ... Wie deutlich tritt aus dieser Auffassung die russische Frau hervor! Und dann der Vorwurf, daß ihr damals von Onegin nur kalte Ablehnung zuteil geworden sei. „Sie kannten scheuer Mädchen Liebessehnen ja längst zu gut!" Die Liebe eines unentwickelten sittlichen Wesens nicht zu schätzen wissen – ist das nicht wirklich ein Verbrechen? ... Aber auf diesen Vorwurf folgt sogleich auch eine Rechtfertigung:

„... Allein
Das soll für Sie kein Vorwurf sein:
Sie zeigten mir in schwerer Stunde
Wahrhaftigkeit und edlen Sinn –
Wofür ich heut noch dankbar bin...

Der Grundgedanke der Vorwürfe Tatjanas beruht auf der Überzeugung, Onegin habe sie damals nur deshalb nicht geliebt, weil ihm der Zauber der Verführung fehlte; jetzt aber ließe ihn die Gier nach einem Triumph, der von sich reden machen würde, ihr zu Füßen fallen... Durch alles dies blickt unverkennbar die ängstliche Sorge um ihre Tugend hindurch...

„Damals, nicht wahr? in dürft'ger Lage,
Noch fern von Prunk und Üppigkeit,
Gefiel ich Ihnen nicht... Ich frage:
Weshalb verfolgen Sie mich heut,
Bedrängen mich mit Gunstbeweisen? [307]
Doch nur, weil zu den höchsten Kreisen
Mir heut die Pforten offenstehn,
Sie mich geehrt, beneidet sehn,
Mein Gatte Narben trägt vom Kriege,
Wofür der Hof uns höher stellt –
Doch nur, weil heut mich alle Welt,
Sobald ich einen Makel trüge,
Gleich lästern, aber Sie, den Mann,
Noch im Triumphe neiden kann!

Ich weine ... Wenn Ihr Herz in Treue
Noch Ihrer Tanja Bild bewahrt,
So hören Sie: die Scham, die Reue,
Ja, Ihre *kränkend rauhe Art*,
Dies alles wollt' ich lieber tragen
Als jetzt die Leidenschaft, die Klagen,
Die Tränen, diese Briefe hier.
Denn damals haben Sie mit mir,
Dem Kind, doch Mitgefühl besessen,
An meine Unschuld nicht gerührt...
Und heut? Was hat Sie hergeführt?
Wie klein gedacht, wie ehrvergessen!
Gibt denn Ihr Herz, Ihr hoher Sinn
Sich solchen niedren Trieben hin?"

In diesen Verszeilen ist laut und vernehmlich ein banges Beben um den guten Namen in der großen Welt zu hören, während die folgenden dann den unwiderleglichen Beweis für die tiefste Verachtung der großen Welt erbringen... Was für ein Widerspruch! Und das allertraurigste hieran ist, daß das eine wie das andere sich wahrhaftig in Tatjana vorfindet...

„Und mir, Onegin, was bedeuten
Mir Glanz und Reichtum, Prunk und Schein,
Die Gunst des Hofs, die Festlichkeiten,
Der Fürstenrang, das Vornehmsein,
Dies ganze Maskeradenleben?
Wie wär' ich froh, es hinzugeben
Für meine liebe Bücherschar,
Den Garten, der mein Obdach war,
Das Elternhaus, so lang gemieden,
Für jenes stille Heimattal,
Wo ich Sie sah zum erstenmal,
Ja für des Kirchhofs ernsten Frieden,
Wo unterm Kreuz in Gottes Hut
Die alte treue Amme ruht..."

[308] Wir wiederholen: Diese Worte sind ebenso ungekünstelt und ehrlich wie die ihnen unmittelbar vorausgehenden. Tatjana liebt die große Welt nicht und würde sich glücklich schätzen, wenn sie sie für immer verlassen und gegen das Landleben eintauschen könnte; aber solange sie in der großen Welt lebt, wird deren Meinung stets ihr Idol sein und die Angst vor ihrem Urteil stets ihre Tugend bestimmen...

„Und ach, wir konnten glücklich werden,
Das Glück war uns so nah gebracht!
Mir fiel ein andres Los auf Erden.
Ich tat auch selbst wohl unbedacht,
Doch Mutters Tränen, Mutters Bitten –
Da blieb, wie schwer sie auch gelitten,
Der armen Tanja keine Wahl...
Ich ward vermählt. Zum letztenmal,
Eugen: Sie müssen mir entsagen;
Ich weiß auch, daß Ihr Edelmut,
Ihr Stolz von selbst das Rechte tut.
Ich liebe Sie – heut darf ich's klagen –
Doch hat ein andrer mich gefreit:
Ihm bleib' ich treu in Ewigkeit!"

Diese letzten Verszeilen sind bewundernswert – *sie sind wahrhaft die Krönung des Werks.* Diese Antwort könnte als Beispiel für das klassische „Erhabene" (sublime) stehen, neben der Antwort Medeas: *moi*! [Ich] und dem: *qu'il mourût* [er starb] des Horace. Das ist wahrhafter Stolz weiblicher Tugend! Doch mich hat ein andrer *gefreit*– eben dies: *er hat mich gefreit*, nicht: *ich habe ihn zum Mann genommen*! Treu in Ewigkeit – *wem* und *worin*? Einer Beziehung treu, die nichts anderes ist als eine Profanation weiblicher Gefühle und weiblicher Sauberkeit, weil gewisse Beziehungen, wenn sie nicht durch Liebe geheiligt werden, in höchstem Grade unsittlich sind...[9] Bei uns jedoch geht das alles so irgendwie in einem hin: Poesie – und Leben, Liebe – und Ehe aus Berechnung, seelenvolles Leben – und strenge Einhaltung äußerlicher Verpflichtungen, die innerlich jeden Augenblick durchbrochen werden... Das Leben der Frau konzentriert sich vorwiegend auf das Leben des Herzens: Lieben bedeutet für sie leben, und opfern bedeutet lieben. Für diese Rolle hatte die Natur Tatjana geschaffen; aber

[9] Derartige Gedanken über Frauen, Liebe und Ehe äußerte Belinski in seinen Aufsätzen und Briefen seit dem Jahre 1841, als er sich für die Ideen der utopistischen Sozialisten zu begeistern begonnen hatte. Ebenso wie W. P. Botkin verurteilte Belinski Tatjana deswegen, weil sie das hohe Gefühl der Liebe dadurch profaniert habe, daß sie es „den Gesetzen der gemeinen, geistlosen und von ihr verachteten Menge" zum Opfer brachte.

die Gesellschaft wandelte sie um... Tatjana erinnert uns unwillkürlich an die Vera aus Lermontows „*Held unserer Zeit*“, an die Frau, deren Schwäche das Gefühl ist, die ihm immer nachgibt und die schön und erhaben ist in dieser [309] Schwäche. Gewiß handelt eine Frau unsittlich, wenn sie gleichzeitig zwei Männern angehört, von denen sie den einen liebt, den andern aber betrügt: das ist eine unbestreitbare Wahrheit; in Vera jedoch findet diese Sünde ihre Sühne in dem Leiden am Bewußtsein ihrer unglücklichen Rolle. Und wie hätte sie auch den entscheidenden Schritt in ihren Beziehungen zu ihrem Manne tun sollen, wo sie doch sah, daß der andere, dem sie sich zum Opfer brachte, ihr nicht ganz angehörte, daß er sie zwar liebte, aber dennoch sein Dasein nicht mit dem ihrigen verschmelzen wollte? Als schwache Frau fühlte sie sich dem Einfluß der fatalen Macht dieses Mannes von dämonischer Natur ausgeliefert und konnte ihm keinen Widerstand leisten. Durch ihren Charakter ist Tatjana ihr von Natur aus überlegen, ganz zu schweigen von dem riesigen Unterschied in der künstlerischen Gestaltung dieser beiden weiblichen Figuren: Tatjana ist ein Porträt in Lebensgröße, Vera nicht mehr als ein Schattenriß. Dennoch ist Vera mehr Frau... dafür aber auch mehr Ausnahmeerscheinung, während Tatjana den Typus der russischen Frau darstellt... Ekstatische Idealisten, die das Leben und die Frau an Hand der Romane Marlinskis studierten, fordern von der außergewöhnlichen Frau Geringschätzung der öffentlichen Meinung. Das ist durchaus falsch: Die Frau kann die öffentliche Meinung nicht geringschätzen, aber sie kann sich über sie hinwegsetzen, bescheiden, ohne große Worte, ohne sich zu brüsten, vollbewußt der Größe ihres Opfers, der ganzen Schwere des Fluchs, den sie auf sich nimmt, indem sie sich einem anderen, höheren Gesetz unterordnet – dem Gesetz der eigenen Natur, und diese ihre Natur ist Liebe und Selbstaufopferung...

So hat also Puschkin in den Gestalten Onegins, Lenskis und Tatjanas die russische Gesellschaft in einer der Phasen ihres Werdegangs, ihrer Entwicklung dargestellt, und mit welcher Wahrheitstreue, wie vollendet und wie künstlerisch hat er sie dargestellt! Wir wollen nicht von der großen Zahl von Porträts und Silhouetten reden, die in das Poem eingeschaltet sind und die das Bild der höheren und der mittleren russischen Gesellschaft vervollständigen; nicht von den ländlichen Tanzvergnügen und den hauptstädtischen Empfängen: das alles ist unserem Publikum bekannt und längst schon nach Gebühr geschätzt... Wir wollen nur eins anmerken: die Persönlichkeit des Dichters, die in diesem Poem so deutlich zum Ausdruck kommt, tritt uns überall so schön und so menschlich, aber gleichzeitig auch vorwiegend artistisch entgegen. Wir sehen in ihm überall einen [310] Menschen, der mit Leib und Seele den Grundsätzen ergeben ist, die das Wesen der von ihm dargestellten Klasse ausmachen; wir sehen, kurz gesagt, überall den russischen Gutsherrn... Er greift innerhalb dieser Klasse alles an, was der Menschlichkeit widerspricht; aber die Grundsätze der Klasse sind für ihn ewige Wahrheit...[10] Deshalb spricht auch selbst aus der Satire bei ihm so viel Liebe, selbst die Verneinung klingt bei ihm oft nach wohlwollender Billigung... Man erinnere sich an die Beschreibung der Familie Larin im zweiten Kapitel, und vor allem an das Porträt Larins selbst... Das ist der Grund dafür, daß im „Onegin“ heute vieles veraltet ist. Aber ohne diesen Zug wäre aus dem „Onegin“ vielleicht niemals ein so vollendetes, ins einzelne gehendes Poem des russischen Lebens geworden. Kein so konkretes Tatsachenmaterial für die Überwindung der Gedankenwelt, die sich in eben dieser Gesellschaft selbst so schnell weiterentwickelt hat...

„Onegin“ ist im Laufe mehrerer Jahre niedergeschrieben worden, und der Dichter selbst ist deshalb mit ihm gewachsen, und jedes neue Kapitel ist interessanter und reifer geworden. Die

[10] In dieser Betrachtung Puschkins vom Klassenstandpunkt aus sah G. W. Plechanow „den Keim einer wissenschaftlichen Kritik, die sich auf die materialistische Geschichtsauffassung stützt“. „Gegen Ende seines Lebens“, schrieb er, „trennte sich Belinski völlig vom Idealismus Hegels und begann sich dem Materialismus Feuerbachs zuzuneigen. Nach der Lehre des Materialismus aber entwickelt das Bewußtsein sich nicht aus sich selbst: seine Entwicklung ist bedingt durch das Sein.“

beiden letzten Kapitel jedoch unterscheiden sich besonders scharf von den sechs ersten: sie gehören zweifellos zur höheren, reifen Epoche der künstlerischen Entwicklung des Dichters. Über die Schönheit einzelner Stellen kann man sich gar nicht genug auslassen; dabei sind ihrer so viele! Zu den besten gehören: die nächtliche Szene zwischen Tatjana und der Amme, das Duell Onegins und Lenskis und das ganze Ende des sechsten Kapitels. In den letzten beiden Kapiteln könnten wir gar nicht sagen, was besonders zu loben wäre, weil in ihnen alles hervorragend ist; aber die erste Hälfte des siebenten Kapitels (die Beschreibung des Frühlings, die Erinnerung an Lenski, Tatjanas Besuch im Hause Onegins) hebt sich durch ihre tiefgefühlte Melancholie und ihre göttlich schönen Verse hervor... Die Abschweifungen des Dichters von der Erzählung, die Zwiegespräche mit sich selbst sind von ungewöhnlicher Grazie und Intimität, zeigen Gefühl, Geist und Witz; die Persönlichkeit des Dichters tritt in ihnen so von Liebe erfüllt, so human in Erscheinung. Er hat es verstanden, in seinem Poem an so viele Dinge zu rühren, auf so vieles anzuspielen, was ausschließlich zur Welt der russischen Natur, zur Welt der russischen Gesellschaft gehört! Man kann den „Onegin“ eine Enzyklopädie des russischen Lebens und ein ganz und gar dem Volksgeist entsprungenes Werk nennen. Ist es dann verwun-[311]derlich, daß dieses Poem vom Publikum mit solcher Begeisterung aufgenommen wurde und einen so riesigen Einfluß sowohl auf die zeitgenössische als auch auf die spätere russische Literatur gehabt hat? Und sein Einfluß auf die Moral der Gesellschaft? Das Poem war für die russische Gesellschaft ein Akt der Bewußtwerdung, fast der erste, aber dafür gleich was für ein großer Schritt in dieser Richtung! ... Das war der Schritt eines Recken, und von nun an war ein Stehenbleiben auf einem Fleck nicht mehr möglich... Mag die Zeit dahinfließen und neue Bedürfnisse, neue Ideen hervorbringen, mag die russische Gesellschaft sich entwickeln und über den „Onegin“ hinauswachsen: wie weit sie auch immer vorwärtsschreiten mag, sie wird dieses Poem stets lieben, wird ihm stets einen Blick voller Liebe und Dankbarkeit schenken. Die folgenden Strophen, die geradezu geschaffen scheinen, den Abschluß dieses Aufsatzes zu bilden, werden durch den unmittelbaren Eindruck, den sie in der Seele des Lesers hinterlassen, am besten das aussprechen, was wir aussprechen möchten:

„Ach, hier im bunten Erdental
Ist kurz Erblühn und schnell Erkalten
Nach unerforschtem Schicksalswalten
Das Erbteil aller Kreatur,
Und eine folgt der andern Spur...
So sprießt in kurzen Erdentagen
Die Menschensaat und welkt hinab
Zu ihrer Ahnen dunklem Grab.
Auch uns wird bald die Stunde schlagen,
Da unsern Leib, wie’s Gott so lenkt,
Der Enkel in die Grube senkt.

Drum, Freunde, schlürft in vollen Zügen
Des Lebens kurzbemeßne Lust!
Ich freilich kenne seine Lügen,
Bin mir der Täuschung kühl bewußt
Und mag den Irrwahn nicht mehr teilen.
Ein leiser Wunsch nur quält zuweilen
Mein Herz mit ungewisser Pein:
Ich möchte nicht verurteilt sein,
Ganz spurlos aus der Welt zu scheiden;
Begehre keinen eitlen Ruhm –
Nur soll mein Erdenpilgertum
Sich noch in solchen Schimmer kleiden,
Daß freundlich, wenn auch matt beschwingt,
Ein Schall doch von mir Kunde bringt, [312]

Um da und dort ein Herz zu rühren;
Daß, vom Geschick bewahrt, fortan
Mein Lied im Strom sich nicht verlieren,
In Lethes Nacht versinken kann;
Ja, daß vielleicht (o schönstes Hoffen!)
Einst noch der dümmste Narr betroffen
Vor meinem Bilde stille steht
Und staunend ausruft: ‚Welch Poet!‘
Dir aber sag' ich treuverbunden,
O Freund der Musen, wärmsten Dank,
Wenn mein bescheidner, flücht'ger Sang
In deiner Brust Asyl gefunden
Und gönnerhaft dein Finger rührt
Den Lorbeer, der das Haupt mir ziert. [313

Rezensionen
1842–1845

[315]

Geschichte Kleinrußlands von Nikolai Markewitsch

Moskau, 1842, 4 Bände[1]

*(*Bruchstück*)*

Es gehört zu den charakteristischsten Zügen unserer Zeit, daß die bisher voneinander getrennten Elemente des geistigen Lebens die Tendenz zeigen, sich zu vereinigen und zu verwachsen. Das Leben strebt jetzt offensichtlich danach, zu einem einheitlichen Ganzen zu werden. Und wenn es bisher in Tausende von Einseitigkeiten, in eine endlose Menge verschiedener Seiten zertrennt und zersplittert in Erscheinung trat, wobei jede von ihnen auf ideologischem Gebiet das Recht eines ausschließlichen Monopols beanspruchte, sich allen andern überlegen fühlte und ihnen stolz jede Bedeutung absprach, so war diese der organischen Einheit entgegengesetzte Tendenz eine Notwendigkeit für eben diese organische Einheit, deren Morgenröte sich bereits am Horizont der Menschheit abzeichnet. Es war erforderlich, daß jedes Element des geistigen Lebens sich voll ausbildete und entwickelte, und dazu war es notwendig, daß jedes Element des Lebens sich gesondert entwickelte. So ist die Getrenntheit eine unvermeidliche Vorbedingung der Einheit – das erste Moment im Prozeß der Einheit. Nur getrennt entstandene Elemente konnten sich voll entwickeln, und nur voll entwickelte Elemente konnten zum Bewußtsein ihrer Verwandtschaft kommen und erkennen, daß sie nicht Feinde waren, sondern Freunde, die einer des anderen in gleicher Weise bedurften und in gleicher Weise füreinander von Nutzen waren. Den Beweis für diese Wahrheit liefert die Geschichte der Völker, die Geschichte der Gesellschaft, die Chronik der Wissenschaft, der Kunst und selbst der Handwerke. Jedem einzelnen Volk war die Aufgabe zugefallen, irgendeine Seite des Lebens zur Entwicklung zu bringen, und deshalb wies das eine Volk große Erfolge im [316] Kriege auf, das andere – in der Wissenschaft, ein drittes – in der Kunst, ein viertes – im Handel usw. Und jedes dieser Völker blickt vor seiner Reifeperiode voller Haß und Verachtung auf alle andern Völker, hält nur sich allein für klug, für gut und tüchtig. Von hier stammt aller Nationalhaß, von hier die an Wut gemahnende Konkurrenz und der an Neid gemahnende Wettstreit der Völker. So war zum Beispiel in der Geschichte Europas drei Jahrhunderte lang das treibende und lenkende Element der Gedanke eines politischen Gleichgewichts, welcher

[1] Zum erstenmal abgedruckt im Jahre 1843 in den „Otetschestwennyje Sapiski“. In der vorliegenden Ausgabe ist der Schluß fortgelassen, da er philosophisch belanglos ist.

darin bestand, daß keinem Staat erlaubt wurde, stärker zu sein als die anderen, auch wenn diese Stärke eine rein innerliche war und auf Erfolgen im Handel, in der Industrie, der Zivilisation und der Bildung beruhte, und daß, sobald ein Staat zu größerem Wohlstand gelangte und politisch gesundete, alle anderen sich beeilten ihn zu schwächen; als Mittel hierzu dienten meist kräftige Aderlaß, und der Krieg endete gewöhnlich mit allgemeiner Ermattung und Erschöpfung sowohl des beneideten Gegners als auch der Neider selbst... Dieser Gedanke erscheint heute lächerlich und kindisch, aber damals hat er der Menschheit viel Blut und viele Tränen gekostet! ... Es war ein Moment der Krise, der Moment des Übergangs aus dem Kindes- zum Mannesalter. Der Gedanke, daß die Staaten einander eifersüchtig kontrollieren müssen und das Recht besitzen, einander im Zaum zu halten – bereits in diesem bloßen Gedanken läßt sich der Beginn einer, wenn auch falsch verstandenen Einheit erkennen. Heutzutage wird diese Einheit anders verstanden und liegt in der Unterordnung der großen Idee der nationalen Individualität unter die größere Idee der Menschheit.[2] In den Völkern erwacht das Bewußtsein, daß sie Glieder einer großen Menschheitsfamilie sind, und sie beginnen, ihre nationalen geistigen Schätze brüderlich untereinander zu teilen. Jeder Erfolg des einen Volkes wird schnell von den andern Völkern aufgenommen, und jedes Volk übernimmt von dem anderen besonders das, was seinem eigenen Nationalgeist fremd ist, wobei es dem anderen als Gegenleistung das abgibt, was das ausschließliche Eigentum seiner historischen Entwicklung ausmacht und dem Leben der anderen fremd ist. Heutzutage können nur schwache, beschränkte Geister sich einbilden, Fortschritte in der Humanität schadeten dem Fortschritt des Nationalgeistes und der Nationalgeist müsse durch chinesische Mauern behütet werden. Aufgeklärte, starke Geister verstehen, daß der Nationalgeist durchaus nicht identisch ist mit den nationalen Ge-[317]bräuchen und alten Überlieferungen, die der unwissenden Mittelmäßigkeit so sehr am Herzen liegen; sie wissen, daß der Nationalgeist durch den Umgang mit Ausländern und durch das Eindringen neuer Ideen und neuer Gebräuche ebensowenig verschwinden oder entarten kann wie die Physiognomie und die Natur eines Menschen durch wissenschaftliches Studium und den Umgang mit anderen Menschen. Und nicht mehr weit ist es bereits bis zu der Zeit, wo die kleinlichen, egoistischen Erwägungen der sogenannten Politik verschwinden, wo die Völker sich im triumphierenden Glanz der Sonne der Vernunft brüderlich umarmen und wo die Hymnen ertönen werden, die die Versöhnung der frohlockenden Erde mit dem begütigten Himmel verkünden! Wenn die gegenwärtige historische Situation diesem Bilde so scharf widerspricht und es als unerfüllbaren Traum einer erhitzten Phantasie erscheinen läßt, so enthält diese Situation der Menschheit, wie unerfreulich sie jetzt auch sein mag, für denkende Geister, die in das Wesen der Dinge einzudringen vermögen, alle Elemente und alle Voraussetzungen, um die kühnsten Träume der Gegenwart in Zukunft in die positivste Wirklichkeit zu verwandeln.

Wenn wir unter „Gesellschaft“ die auserlesnen, d. h. die zur höchsten Aufklärung, Bildung und Zivilisation aufgestiegenen Klassen und Stände eines Staates verstehen wollen, so haben die Gesellschaften ihre humane Annäherung bereits seit langem vollzogen. Der gebildete Europäer lebt heute auch außerhalb seines Vaterlandes wie bei sich zu Hause, ohne dabei seine Gewohnheiten aufzugeben, ohne aufzuhören, ein Sohn seines Landes zu sein – und findet überall freundliche und achtungsvolle Aufnahme. Einzelne Menschen verschiedener Nationen und Glaubensbekenntnisse gehen miteinander die Ehe ein, ohne dadurch weder die Sitten und Gebräuche noch die Gesetze oder die Moralbegriffe ihres betreffenden Vaterlandes zu verletzen. Dabei bleibt der Engländer auch in Frankreich Engländer, der Franzose

[2] Die „Idee der Menschheit“ war in der Periode von Ende 1841 bis 1846 eine der Grundidee in der Weltanschauung Belinskis; damals war er hingerissen von den Ideen des utopistischen Sozialismus, während in der Periode zwischen 1834 und 1840 die Idee des Volksgeists im weitesten Sinn in seinen Auffassungen den zentralen Platz eingenommen hatte.

auch in Deutschland Franzose, ja, ganz im Gegenteil, auch wenn seine Sympathie ganz dem fremden Lande gehört und er sich sozusagen als dessen Bürger empfindet, hört keiner von ihnen auf, ein Sohn seines Landes zu sein, und bewahrt die Mentalität seiner Nation. Hier verdient erwähnt zu werden, daß die Gegner des Europäismus bei uns ihren Landsleuten den leidenschaftlichen Hang für weite Reisen sowie die Leichtigkeit und die Bereitwilligkeit zum Vorwurf machen, mit der sie westliche Ge-[318]bräuche (d. h. Gebräuche aufgeklärter, gebildeter Menschen) annehmen. Diese angeblichen Patrioten treiben ihren bildungsfeindlichen Fanatismus so weit, daß sie den gebildeten Teil der russischen Gesellschaft beinahe als Renegaten, als Mißgeburten betrachten, die nichts Russisches mehr an sich haben, und wissen nichts Besseres zu tun, als ihnen den abstoßenden, schmutzigen Pöbel als nachahmenswertes Musterbeispiel für unverfälschten russischen Nationalgeist hinzustellen. „Seht nur“, rufen sie aus: „der Franzose, der Engländer, der Deutsche bleibt, wo und wie lange auch immer er außerhalb seines Vaterlandes leben möge, stets Franzose, Engländer und Deutscher; unsere Landsleute dagegen sind in Frankreich Franzosen, in England – Engländer, in Deutschland – Deutsche; bei uns zu Hause aber sind sie all das zusammen und deshalb weder das eine noch da andere.“ Gewiß enthält eine derartige Beschuldigung ein Körnchen Wahrheit, aber mit der vollen Wahrheit hat sie so wenig zu tun wie das Licht mit dem Schatten und ist, im ganzen genommen, eine höchst törichte Beschuldigung. Nachdem Rußland sich einmal durch die Reform Peters des Großen für immer von seiner Vergangenheit losgelöst hatte, konnte es doch nicht in etwas mehr als hundert Jahren auf einen Schlag zum Mannesalter heranreifen, ein selbständiges Eigenleben beginnen und welthistorische Bedeutung erlangen. Statt das Unmögliche herbeizuwünschen, sollte man sich lieber über die gigantischen Erfolge im Bereich der Zivilisation freuen, die Rußland auch ohnehin in so kurzer Zeit erzielt hat. Es ist geradezu lächerlich, daß dieser Vorwurf der Bereitschaft zur Nachahmung alles Ausländischen nun schon seit hundertfünfzig und einigen Jahren in verschiedenen Formen wiederholt wird. Anfangs wandte er sich gegen die Gallomanie in den Sitten und Gebräuchen und in der Literatur und tat sowohl die französische Sprache als auch jene Russen in den Bann, die mehr Französisch als in ihrer russischen Muttersprache sprachen und lasen. Gegen Karamsin bildete sich sogar eine ganze literarische Partei, die dem berühmten Umbildner der russischen Sprache vorwarf, er habe sie mit Gallizismen verseucht, obschon die an Gallizismen reiche Sprache Karamsins eine tausendmal natürlichere und lebendigere russische Sprache war als die langen lateinisch-deutschen Perioden der Buchsprache eines Lomonossow. Aber die Zeit hat zum Vorschein gebracht, wie ganz und gar borniert und nichtig diese angeblich patriotischen Ausfälle gegen eine Erscheinung waren, die Rußland nur zur Ehre [319] gereichte. Wenn die gebildete russische Gesellschaft nicht Russisch sprach und las, so hatte das seinen Grund: damals gab es nur eine Sprache der Bücher und eine Sprache des einfachen Volkes, aber keine russische Umgangssprache; infolgedessen besaß die gebildete Gesellschaft keine Sprache, in der sie sprechen konnte, obgleich sie gern Russisch gesprochen hätte. Wenn sich auch heute in Rußland noch keine eigentliche öffentliche und Umgangssprache ausgebildet hat, so existiert sie doch bereits als halbverarbeitetes Material, so daß die (seit kurzem bestehende) gebildete Mittelschicht der Gesellschaft bereits in ihr redet und auch die (seit langem bestehende) höhere Gesellschaft in ihr zu reden beginnt. Daß die Kenntnis der französischen Sprache echtem Patriotismus durchaus nicht widersprach und ihm keinen Abbruch tat – diese Wahrheit wird am besten durch den Großen Krieg von 1812 bis 1814 bewiesen: es ist als Tatsache bekannt, daß es nicht nur in der russischen Garde, sondern auch in der Armee viele gebildete Offiziere gab, die Französisch sprachen – das hat sie jedoch nicht daran gehindert, ihr Blut zu vergießen und heldenhaft für ihr Vaterland zu sterben, dessen Sprache sie geringer achteten als die Sprache ihrer mutigen Gegner. Nebenbei sei hier auch noch bemerkt, daß selbst heute, ungeachtet des leidenschaftlichen Hangs der Russen für weite Fahrten und Auslandsreisen, ein Russe, der für immer im Ausland bleibt, eine äußerst seltene Erscheinung ist:

folglich haben die fremden Sitten und Gebräuche nicht die Macht, im Russen die Blutsbande, die ihn mit der Heimat verbinden, zu zerreißen, und selbst die wenigen unter ihnen, die das Schicksal auf fremden Boden und unter fremden Himmel verschlagen hat, auch sie verstehen es, umgeben von Wundern der Natur und der Zivilisation – davon sind wir überzeugt –, die heilige Sehnsucht nach den Steppen, den Städten und Dörfern ihrer Heimat wie ihr teuerstes Seelengut zu bewahren...

Was nun die Gleichgültigkeit betrifft, die die Gesellschaft früher der heimischen Literatur entgegenbrachte – so war sie unvermeidlich: die Gesellschaft las nicht Russisch, weil es nichts zu lesen gab. Die zwei, drei Schriftsteller, die zwar gewiß wohl über bemerkenswertes Talent verfügten, aber in einer noch nicht voll zur Ausbildung gekommenen Sprache schrieben, waren bei weitem nicht imstande, den Anforderungen gerecht zu werden, die die Mußestunden und die geistigen Bedürfnisse von Menschen an sie stellten, vor denen sich die unerschöpflichen Schatzkammern der reichen und reifen [320] Literatur Europas aufgetan hatten. Heute lesen alle Klassen der gebildeten und selbst der halbgebildeten Gesellschaft mehr als früher Russisch, weil die russische Literatur, mit früher verglichen, mehr Lesestoff liefert, obgleich sich dadurch das Bedürfnis nach ausländischer Literatur bei weitem nicht verringert hat. Die oberste Gesellschaftsschicht hat, da sie in Rußland die gebildetste ist, von seiten der angeblichen Verteidiger der russischen Literatur mehr als andere Vorwürfe und Klagen über sich ergehen lassen müssen, daß sie sich dieser Literatur gegenüber gleichgültig verhalte ... Sind jedoch diese Vorwürfe und Klagen berechtigt? Erstens gehörte Dershawin selbst, wenn nicht von Geburt, so doch nach seiner Stellung, zu den höchsten Gesellschaftskreisen; Fonwisin fand dank seinem Geist und seinem Talent in ihr Aufnahme; Krylow, Shukowski und Batjuschkow waren durch freundschaftliche Bande mit vielen Männern der Gesellschaft verbunden; Gribojedow, Puschkin und Lermontow gehörten mehr zu ihr als zu irgendeiner anderen Gesellschaftsschicht. Zweitens begönnerte die höhere Gesellschaft Lomonossow zu Elisabeths Zeiten; fast sie allein las Dershawin und Fonwisin zu Katharinas Zeiten; sie kannte und las Krylow, Oserow, Shukowski, Batjuschkow, Puschkin und Gribojedow zu Alexanders Zeiten; heute kennt und liest sie Lermontow und Gogol ... Und bis zum heutigen Tage zählt unsere Literatur Namen von Männern, die von Geburt den höchsten Kreisen angehören und dort nicht allein dank ihren gesellschaftlichen Beziehungen bekannt sind. Wenn die höchste Gesellschaft eine Menge anderer „großer“ russischer Schriftsteller nicht kennt und nichts von ihnen gehört hat, so deshalb, weil es ihrer sehr viele sind und weil es bei uns in Rußland gar so leicht ist, für ein einziges Gedichtchen, ein einziges Novellchen, ein einziges Zeitungsartikelchen ein berühmter Schriftsteller zu werden: wer sollte sie wohl alle lesen und im Gedächtnis behalten? ... In stiller Gleichgültigkeit offenbart sich manchmal ein tieferes Verständnis als in der vorschnellen, aber kindlichen Fähigkeit, sich schnell zu begeistern, Genie überall da zu sehen, wo sich kaum auch nur gewöhnliche Begabung zeigt, für wichtig zu halten, was eigentlich nichtig ist, und mit Reichtümern zu prahlen, die schnell verderben und in dumpfigen Lagerräumen verschimmeln. Es gibt in der russischen Literatur zweifellos Dinge, die selbst für Ausländer der Aufmerksamkeit wert sind und folglich unsere ganze Liebe, unsere ganze Achtung verdienen; aber daraus folgt noch nicht, daß wir das Recht hätten, die zarten hellgrünen [321] Reiser unserer jungen Literatur mit den gewaltigen, riesengroßen Bäumen der europäischen Literatur zu vergleichen. Schon der bloße Gedanke, wir hätten auch am Eigenen genug – ein Gedanke, den mit so elterlicher Zärtlichkeit Leute hegen und pflegen, die sich selbst den *bescheidenen* Titel „Patrioten“ zulegen –, allein schon dieser Gedanke zeigt, wie sehr sowohl unsere Bildung als auch unsere Literatur in den Kinderschuhen stecken. Die französische, die deutsche und die englische Literatur geben einander an Reichtum nichts nach – und dabei wird jedes neue, aus irgendeinem Grunde nur einigermaßen bemerkenswerte Werk, das in einer von ihnen erscheint, sofort in die Sprache der anderen übersetzt. Dank diesem brüderlichen Austausch der Schätze des nationalen Geistes wird der Reichtum jeder dieser Literaturen nur größer.

In der Wissenschaft und in der Kunst tritt heute dieses Streben zur Einheit vermittels wechselseitiger Fühlungnahme der verschiedenartigen Elemente ebenfalls ausgesprochen in Erscheinung. Es gab eine Zeit, wo die öffentliche Meinung, indem sie dem Dichter ein glühendes Herz, dem Philosophen dagegen einen kleinen Geist zubilligte, dem einen den Geist und dem anderen das Herz absprach. Die Poesie galt als Offenbarung irgendwelcher verzückter Inspirationen, das Dichtwerk als eine Art Orakel der Pythia, die in Krämpfen auf dem heiligen Dreifuß zuckt. Dem Dichter blieb nur das Recht auf begeisterten Wahnsinn und wahnsinnige Begeisterung – das Recht dagegen, ein denkendes Wesen zu sein – das heiligste Recht des Menschen –, war ihm genommen; uneingeschränkte Herrschaft wurde ihm über die Liebe eingeräumt, aber von dem Recht auf Vernunft war er ausgeschlossen – als ob Liebe und Vernunft feindlich-gegensätzliche Elemente, nicht aber die zwei Seiten ein und desselben Geistes wären. Unter einem Philosophen verstand man ein kaltes, trockenes, von Natur leidenschaftsloses Wesen. Tatsächlich sprachen alle äußeren Anzeichen zugunsten dieser Auffassung. Solange die Philosophie noch am Anfang ihres großen Werkes stand, war es natürlich, daß sie sich vom Leben zurückzog und sich in die exklusive Sphäre ihrer selbst einschloß, ganz versunken in die Analyse der Vernunft, als der wirkenden Kraft, und des Denkens, als des Gegenstandes der Vernunft. Daher ihr Asketentum, ihr kalter, trockener Charakter, ihre einsame Strenge. Kant, der Vater der neueren Philosophie, vollendete diese erste Denkarbeit, deren Gegenstand das Denken selbst und deren wirkende Kraft die Vernunft ist. [322] Der Inhalt der Philosophie Fichtes war bereits allgemeiner, und er erscheint in ihr als glühender Tribun der Rechte des subjektiven Geistes, die er bis zu extremer Einseitigkeit ausarbeitete. Schelling entdeckte in der gewaltigen Idee der Identität die Versöhnung des Fichteschen *Ichs* mit der objektiven Welt. Schließlich nahm die Philosophie Hegels alle Fragen des gesamten Lebens in sich auf, und wenn auch ihre Antworten auf diese Fragen manchmal erkennen lassen, daß sie einer bereits vergangenen, völlig überlebten Periode der Menschheit angehören, so hat ihre strenge, tiefe Methode der Erkenntnis der menschlichen Vernunft ihre große Straße gewiesen und sie für immer von den gewundenen Nebenstraßen weggeführt, auf denen sie bis dahin so häufig vom Wege zu ihrem Ziel abirrte. Hegel hat aus der Philosophie eine Wissenschaft gemacht, und das gewaltigste Verdienst dieses gewaltigsten Denkers der neuen Zeit besteht in seiner Methode des spekulativen Denkens, die so richtig und stark ist, daß sich nur auf ihrem Boden auch jene Resultate seiner Philosophie widerlegen lassen, die heute unzulänglich oder unrichtig sind: Hegel hat im angewandten Denken nur dann Fehler gemacht, wenn er seiner eigenen Methode untreu wurde. In der Person Hegels hat die Philosophie ihren höchsten Entwicklungsgrad erreicht, hat aber zugleich in ihm als mysteriöses, dem Leben fremdes Wissen ihr Ende erreicht; mannbar geworden und erstarkt, kehrt die Philosophie nunmehr zum Leben zurück, aus dessen lästigem Lärm sie sich einst hatte entfernen müssen, um in Einsamkeit und Stille sich selbst zu erkennen. Diese segensreiche Versöhnung der Philosophie mit der Praxis begann auf dem linken Flügel des heutigen Hegelianismus. Sie trat sowohl in der Lebensnähe der Fragen in Erscheinung, die die Philosophie gegenwärtig beschäftigen, als auch darin, daß die Philosophie ein wenig jene schwerfällige scholastische Sprache ablegt, die nur für Adepten verständlich ist, sowie darin, daß sie wütende Feinde gegen sich ins Feld gerufen hat, und zwar nicht allein in den Lehranstalten und den Büchern. Sie ist heute bereits keine bloße Schul-, keine Buchphilosophie mehr, die nur sich selbst kennt und nur die eigenen Interessen achtet, kalt und gleichgültig gegenüber der Welt, die zu erkennen ihren Inhalt bildet: nein, heute muß sie streng, rauh und kalt sein wie die Vernunft, aber zugleich auch inspiriert wie die Poesie, leidenschaftlich und mitleidend wie die Liebe, lebendig und erhaben wie der Glaube, mächtig und heroisch wie die große Tat...

[323] Auch die Kunst bewegt sich ihrerseits heute in der gleichen Richtung. Sie beschränkt sich schon nicht mehr auf eine passive Rolle – wie es der Spiegel tut, der ohne Anteilnahme und getreu die Natur wiedergibt; sie führt vielmehr in ihre Erwägungen einen lebendigen *persönlichen* Gedanken ein, der ihnen sowohl Ziel als auch Sinn gibt. Der Dichter unserer Zeit ist zugleich auch Denker. Vom Kunstwerk unserer Zeit kann der Philosoph nicht mehr sagen, was, wenn ich

mich recht erinnere, Descartes zu Freunden gesagt hat, die ihn nach seiner Meinung über die Tragödien Racines befragten: „Selbst angenommen, daß sie gut sind – was beweisen sie?“ Dem Überwiegen des subjektiven Prinzips haben wir in den Dichtwerken unserer Zeit jene Fülle von Abschweifungen zu verdanken, in denen der Dichter von sich aus sowohl als Richter wie auch als Fragesteller und Antwortgeber auftritt. Kurz, Poesie und Philosophie gehen einander bereits nicht mehr aus dem Wege, sondern reichen sich sogar ständig die Hand, um sich gegenseitig zu stützen, und fließen schließlich öfters so ineinander, daß man manches philosophische Werk eher als ein poetisches und manches poetische als ein philosophisches Werk ansprechen könnte.

Die Poesie dringt heute auch in die Prosa des Lebens ein, die sie früher so verabscheute – und der denkende Mensch kann nicht an der lehrreichen Tatsache vorübergehen, daß heutzutage auch die Möbel und die Kleinigkeiten der Zimmereinrichtung nicht nur höchst kunstvoll ausgeführt sind, sondern auch den Stempel schöpferischen Geistes tragen...

Vor nicht langer Zeit ist eine Wissenschaft entstanden, die zugleich auch Kunst ist und in der trockenes Fachwissen, kühle, verstandesmäßige Analyse, höchste philosophische Anschauung, sklavische Unterordnung unter die Tatsachen, lebendiges, poetisches Gefühl und schöpferische Phantasie sich zusammenfinden. Diese Wissenschaft ist die Geschichte. Ihre Voraussetzungen sind so groß und so vielfältig, sie finden sich so selten in ein und derselben Person vereinigt, daß es bis heute mehr Ansätze zu einer Geschichtsschreibung und überhaupt zu historischen Werken verschiedener Art gegeben hat als das, was sich eigentlich „Geschichte“ nennt. Die besten Versuche in dieser Hinsicht stammen von den Franzosen, die als Schriftsteller, von andern Gründen abgesehen, auch noch deshalb mehr als andere befähigt sind, Geschichte zu schreiben, weil sie mehr als andere als Volk durch das Leben ihrer Nation *Geschichte* [324] *machen.* Die Deutschen dagegen verstehen bedeutend mehr von der Theorie der Geschichte als von der Geschichtsschreibung selbst, weil sie mehr geistig und beschaulich als geschichtlich leben. Da haben wir also noch eine weitere Bedingung, die man erfüllen muß, um ein guter Historiker zu sein – eine Bedingung, die nicht von dem Historiker abhängt.

Man teilt die Geschichte in eine allgemeine und eine besondere ein, wobei man unter jener die Geschichte des ganzen Menschenvolkes und unter dieser die Geschichte irgendeines einzelnen Volkes versteht. Diese Einteilung ist nicht so wichtig und wesentlich, wie man meint. Denn obgleich die „allgemeine“ Geschichte dem Umfang nach unvergleichlich umfassender ist und tiefer reicht als die sogenannte „besondere“ Geschichte, so sind doch die Anforderungen, die die eine wie die andere an den Historiker stellt, völlig die gleichen: Wer es nicht versteht, die Menschheit als ideelle Persönlichkeit anzuschauen, und deshalb jedes einzelne Volk, für sich genommen, als etwas Losgelöstes, ohne lebendige Verbindung mit der Menschheit Existierendes betrachtet, der ist nicht imstande, eine gute Geschichte auch eines einzelnen Volkes zu schreiben. Infolgedessen ist es bedeutend besser, unter „besondere“ Geschichte nicht die Geschichte irgendeines einzelnen Volkes zu verstehen, sondern die Geschichte eines der vielen Elemente, aus denen sich das Leben der Menschheit und das Leben jedes Volkes zusammensetzt. Deshalb sind die Geschichte der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, des Rechts, des Handels, der Industrie, die politische Geschichte und die Geschichte der Kriege usw. „besondere“ Geschichte im eigentlichen Sinn. Eine solche Art von Geschichte fordert, infolge ihrer geringeren Kompliziertheit, von dem Historiker geringere Voraussetzungen und ist in bezug auf die eigentliche, die allgemeine oder die Weltgeschichte so etwas wie Material, was nicht ausschließt, daß sie zugleich auch den Wert einer voll und geschlossen durchgebildeten Geschichte haben kann. Diese Art von Geschichtsschreibung ist äußerst wichtig: nur, wo sie vorhanden ist, kann es eine allgemeine Weltgeschichte geben.*

* Nebenbei sei hier bemerkt, daß wir so lange keine befriedigende Geschichte Rußlands besitzen werden, bis unsere Historiker sich daran machen, die besondere Geschichte einzelner Teilgebiete zu schreiben, deren Studium sie

Die historische Kritik, die aus der Verglei-[325]chung und der Prüfung des Materials, der Analyse der Tatsachen u. dgl. mehr besteht, gibt dem, der sich mit ihr beschäftigt, das Recht auf den Titel eines „Gelehrten“, aber nicht eines Historikers, obwohl ohne solche „Gelehrten“ auch eine Weltgeschichte als Wissenschaft und als Kunst zugleich undenkbar ist.

Unser Aufsatz ist der eigentlichen Geschichte gewidmet (der allgemeinen Weltgeschichte in dem Sinn, den wir diesem Wort beilegen), und wir werden uns daher auch nur mit ihr beschäftigen. Weiter oben haben wir gesagt, daß die Geschichte sowohl Wissenschaft als auch Kunst zugleich ist, wissenschaftliche Abhandlung und Kunstwerk in einem. Diese Bedeutung ist der Geschichte erst seit kurzem zuteil geworden, als Folge jenes Strebens nach Vollständigkeit und Einheit der früher einzeln sich entwickelnden Elemente des Lebens, eines Strebens, das die neueste Zeit kennzeichnet und von dem wir zu Beginn des Aufsatzes gesprochen haben... Diese neue Richtung der Geschichte ist wesentlich gefördert worden durch einen genialen Mann, der nur ein einziges und dabei schlechtes Geschichtswerk, dafür aber eine Menge ausgezeichneter Romane geschrieben hat. Walter Scott war der Schöpfer einer neuen Gattung von Poesie, die nur im neunzehnten Jahrhundert entstehen konnte – *des historischen Romans.* In den Romanen Walter Scotts begegneten Geschichte und Poesie einander zum erstenmal als verwandte und nicht als feindliche Prinzipien. Und das hat nichts Befremdendes, Unnatürliches an sich: Poesie ist in erster Linie Leben und dann erst Kunst; wo anders als in der Geschichte tritt das Leben so voll, so tief und so vielfältig in Erscheinung? Marius auf den Trümmern Karthagos – das ist eine nicht bloß historische, sondern auch tief poetische Tatsache; Napoleon ist eine poetische Gestalt nicht nur in der Umgebung von Toulon, in Ägypten, bei Austerlitz, bei Marengo, [326] sondern auch in Moskau und auf der Insel Elba, bei Waterloo und auf Sankt Helena und im Invalidendom in Paris ... Nur beschränkte Geister und trockene Seelen können in der geschichtlichen Bewegung lediglich so langweilig-ernste und trocken-bedeutsame Dinge wie Politik und Kriege sehen; ein tiefer Geist und eine lebendige Seele sieht in ihr den Pulsschlag des Lebens der Welt... Man wird sagen: auf diese Weise kann man aus der Geschichte ein Märchen machen, das zwar voller poetischer Gedanken ist, aber den Tatsachen nicht gerecht wird. Durchaus nicht! Ein historisches Talent hat gerade deshalb so schwierige Bedingungen zu erfüllen, weil es ein strenges Studium der Tatsachen und des historischen Materials, kritische Analysen, kühle Unparteilichkeit mit poetischer Beseeltheit und der schöpferischen Fähigkeit vereinigen muß, die Ereignisse so im Zusammenhang zu sehen, daß aus ihnen ein lebendiges Gemälde entsteht, in dem alle Regeln der Perspektive und des Helldunkels befolgt sind. In der Bewegung der historischen Ereignisse herrscht neben der äußerlichen Kausalität auch noch eine innere Notwendigkeit, die ihnen den tiefen inneren Sinn gibt: der Ablauf der Ereignisse selbst ist nichts anderes als die Bewegung der dialektisch

---

sich ausschließlich widmen, wie z. B. eine Geschichte der Kirche, eine Geschichte des Kriegshandwerks, der Sitten, des Handels, der Industrie, des Rechts, der Politik, des Finanzsystems u. dgl. Alle diese Teilgebiete müssen [325] im besonderen und einzeln, als Tatsachen sowie kritisch und philosophisch bearbeitet, müssen in einzelnen Abhandlungen und ganzen Geschichtswerken behandelt werden. Außerdem wäre es von Nutzen, jedes einzelne wichtige Ereignis, wie z. B. die Tatarenherrschaft, das Interregnum, die Herrschaftsperioden einzelner Zaren u. dgl., gesondert zu bearbeiten. Statt dessen jedoch beschränken sich unsere „Slawophilen“ und „Patrioten“ darauf, leeres Stroh zu dreschen, indem sie solche Fragen untersuchen, wie die Entstehung des ersten russischen Staates, und sie dabei mit willkürlichen Hypothesen zu lösen suchen.*) Andere sind kühner und schreiben Geschichten Rußlands, für die das Tatsachenmaterial noch gar nicht ausgearbeitet ist; ist es verwunderlich, wenn sie statt eigentlicher Geschichtswerke zusammengestoppeltes Zeug herausgeben, das noch dazu fragmentarisch bleibt? ... – *) Belinski äußerte sich wiederholt verächtlich über die Gelehrten, die das historische Tatsachenmaterial im einzelnen studierten, ohne zu umfassenden soziologische Verallgemeinerungen zu gelangen. Er betrachtete die Geschichtswissenschaft als „Geschichtskunst“, die vom Historiker umfassende Verallgemeinerungen und künstlerisch plastische Darstellung statt pedantischen Tatsachenstudiums verlangt. Mit „Slawophile“, „Patriot“ und „historischer Kritik“ meint Belinski hier vor allem M. P. Pogodin, der in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz mit der Untersuchung der ältesten Periode der russischen Geschichte beschäftigt war. Weiter unten ist N. A. Polewoi gemeint, der Autor einer unvollendet gebliebenen „Geschichte des russischen Volkes“.

sich entwickelnden Idee aus sich und in sich selbst. Und deshalb gibt es im allgemeinen Verlauf der Geschichte, als Resultat der geschichtlichen Vorgänge, keinen Zufall und keine Willkür, sondern alles trägt den Stempel der Notwendigkeit und der Vernunft. Eine solche Auffassung der Geschichte ist weit entfernt von jedem Fatalismus: sie gibt auch der Willkür und dem Zufall Raum, ohne die das Leben mechanisch unfrei wäre, sieht jedoch in Willkür und Zufall ein vorübergehendes und vergängliches Übel, eine Kraft, die ewig gegen die vernünftige Notwendigkeit ankämpft und ihr ewig unterliegt. Der Historiker muß sich vor allem zu der Anschauung des Allgemeinen im Besonderen, mit anderen Worten: der Idee in den Tatsachen, erheben. Hier steht er vor einer nicht minder schwierigen Aufgabe, der Aufgabe nämlich, sich in Ehren zwischen zwei Extremen hindurchzufinden, ohne sich durch eine von ihnen hinreißen zu lassen: zwischen der Gefahr, sich in der Vielfalt der Ereignisse zu verlieren und zu verirren und über ihrer Besonderheit ihre wechselseitige dialektische Verbundenheit, ihre Beziehung zum Ganzen und zum Allgemeinen (zur Idee) aus dem Auge zu verlieren – und der Gefahr, die Ereignisse willkürlich irgendeiner Lieblingsidee zu unterstellen und sie dadurch gewaltsam zu falschen Zeugen für eine [327] entweder einseitige oder überhaupt falsche Doktrin zu machen. Diesen Extremen kann selbst der begabteste Historiker nur mit Hilfe eines sicheren politischen Feingefühls und einer auf der Höhe der Zeit stehenden philosophischen Bildung entgehen. Das Wahre vom Falschen, das Verdächtige vom Sicheren trennen ist Sache der historischen Kritik. Aber eine Geschichtsschreibung, die sich nur auf die historische Kritik stützt und nur in dieser Hinsicht keine Fehler begeht, droht trocken, ermüdend und tot zu werden. Sie läuft Gefahr, die Tatsachen, bei aller ihrer Wahrscheinlichkeit, perspektivelos, unanschaulich und nicht in ihrer Aufeinanderfolge darzustellen, so daß man beim Lesen einer neuen Seite die vorhergehende vergißt. Solche Geschichtswerke haben für den künstlerisch begabten Historiker ihren Wert und ihre Bedeutung als von gelehrter Hand bearbeitetes Material. In die lebendige Seite der Tatsachen eindringen und ihre Bedeutung verstehen kann man nur mit poetischem Feingefühl. So kommt es, daß man beim Lesen mancher Geschichtswerke, die jede Art von Erfindung vermeiden und nur mit restlos überprüften Tatsachen angefüllt sind, das Gefühl hat, ein schlechtes Märchen zu lesen, in dem alles nicht nach den Gesetzen der vernünftigen Notwendigkeit, sondern nach dem Willen von Geistern, Feen und dummen Hänsen geschieht. Und so kommt es auch, daß wir beim Lesen der Romane Walter Scotts, in denen irgendein historisches Ereignis mit einer Menge von erfundenen Vorgängen vermengt ist, das Gefühl haben, Geschichte zu lesen: so natürlich, lebensnah und echt ist alles in diesen Romanen. Die Chroniken und die anderen historischen Materialien sind nicht mehr und nicht weniger als Bausteine, aus denen nur das schöpferische Genie eines Künstlers ein wohlgefügtes, schönes Gebäude errichten kann. Beim Lesen der „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen“ von Thierry oder seiner „Berichte über die Zeit der Merowinger“ hat man das Gefühl, einen Roman Walter Scotts zu lesen; dabei gibt es in den Werken des berühmten französischen Historikers kein einziges Detail, das nicht auf Tatsachen beruhte und nicht in den Chroniken Bestätigung fände. Aber auch wer durch historisches Studium gründlich mit diesen Chroniken bekannt ist, wird die eine wie die andere Epoche erst aus den Werken Thierrys wirklich kennenlernen und dabei erstaunt sein, wieviel Leben, Poesie und vernünftiges Geschehen diese Epochen in sich tragen konnten. Hieraus ist zu ersehen, daß die Geschichte ebenso wie die Poesie [328] nach Schöpfertum verlangt. Woher kommt es, daß Dichtwerke, die uns unsere Situation in der Vergangenheit oft so lebendig in Erinnerung rufen, stärker auf uns wirken denn diese Vergangenheit selbst, als sie noch Gegenwart war? Mit anderen Worten: woher kommt es, daß die Dichtung stärker auf uns wirkt als die Wirklichkeit, die ihren Inhalt bildet? – daher, daß im Dichtwerk alles Zufällige und Nebensächliche ausgeschaltet ist und allein das Notwendige und Bedeutsame hervortritt, zusammengefaßt in einem wohlgeformten Gemälde, das den Stempel der Einheit und der Ganzheit trägt. Diese Vorbedingung wird auch von der Geschichte verlangt, und sie verlangt ihrerseits wieder Schöpfertum. Deshalb kommt auch in unserer Zeit der Geschichte die Bedeutung zu, die bei den Alten das Epos hatte. [329]

Leitfaden für das Studium der Geschichte der Neuzeit

Für Mittelschulen, verfaßt von S. Smaragdow,

Professor am Kaiserlichen Alexanderlyzeum

St. Petersburg, 1844[1]

Das Werk des Herrn Smaragdow ist nun abgeschlossen. Vor uns liegt der letzte Band seiner Weltgeschichte für Lehranstalten. Das gibt uns die Möglichkeit, unsere Meinung über den Wert dieser Geschichte als ganzes und geschlossenes Werk zu sagen. Der Leser weiß, daß wir die ersten beiden Bände der Geschichte des Herrn Smaragdow mit jener freudigen Aufmerksamkeit begrüßt haben, die alles verdient, was, sei es auch nur ein wenig, die Grenzen des Herkömmlichen überschreitet, wo sich ein Drang nach Neuem und Besserem, wo sich das Streben erkennen läßt, die alten ausgefahrenen Gleise zu verlassen, auf denen die träge Gewohnheit und dumpfe Mittelmäßigkeit so vergnügt und ungehemmt spazierenfährt. Wir können noch mehr sagen: Herrn Smaragdows Werk, das so unerwartet an die Stelle der Geschichte des Herrn Kaidanow getreten ist, die mit einer erstaunlichen Aufdringlichkeit schon drauf und dran war, die Rolle des Ewigen Juden in unserer Lehrbücherliteratur zu übernehmen – Herrn Smaragdows Werk löste in uns ein Gefühl aus, das eher der Begeisterung als der Ablehnung oder kühlen Gleichgültigkeit ähnelte. Außer den bereits erwähnten Umständen ist der Grund hierfür auch darin zu suchen, daß der erste Band der Geschichte des Herrn Smaragdow vor dem ersten Band der Geschichte des Herrn Lorenz erschien, ebenso wie auch seine Geschichte des Mittelalters früher als die von Herrn Lorenz herauskam. Herrn Smaragdows Geschichte hat übrigens, obwohl sie hinter der Geschichte des Herrn Lorenz weit zurückbleibt, doch auch ihre unbestreitbaren Vorzüge und ist ein wichtiger Beitrag zu unserer historischen Lehrbücherliteratur, die an guten Werken so arm ist. Wenn auch ein Gelehrter Herrn Smaragdows [330] Geschichte des Mittelalters wesentliche Mängel und sogar Schnitzer vorgeworfen hat, so besitzt sie dennoch in *unserer* Literatur vollen Anspruch auf wohlwollende Beachtung, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Geschichte des Mittelalters auch in Europa weniger bearbeitet und in zusammenhängender Geschlossenheit dargestellt ist als die des Altertums und der Neuzeit. Aus allen diesen Gründen erwarteten wir mit besonderer Ungeduld das Erscheinen der „Geschichte der Neuzeit“ dieses Autors – erwarteten sie als Bestätigung der Hoffnungen, die der neue Kampfgefährte auf dem schwierigen und schlüpfrigen Boden der historischen Lehrbücherliteratur erweckt hatte, oder... wenn nicht als Zerstörung, so als Abkühlung dieser Hoffnung. Die Geschichte der Neuzeit ist vor allem ein Prüfstein für die Begabung jedes Historikers: mehr als in der Geschichte des Altertums und des Mittelalters müssen bei ihr alle Sympathien und Überzeugungen, die ganze Unparteilichkeit und zugleich der ganze Enthusiasmus, die ganze lebendige Menschlichkeit des Historikers in Erscheinung treten. Bevor wir uns darüber aussprechen, ob Herrn Smaragdows Geschichte der Neuzeit unsere Hoffnungen gerechtfertigt hat oder nicht, halten wir es für nötig, unsere Auffassung von der Geschichte als von einer *modernen* Wissenschaft erneut darzulegen, damit der Leser sieht, worauf sich die Anforderungen stützen, die wir an jedes Lehrbuch der Geschichte, und folglich auch an die Geschichte des Herrn Smaragdow, stellen.

Die einfachste Definition der Geschichte besteht darin, daß wir den Bereich ihres Inhalts bei der Darlegung der Tatsachen auf historische Treue beschränken. Nach dieser Definition muß der Historiker gegen Beanstandungen von seiten der Kritik gefeit sein, wenn er die Ereignisse gut kennt und getreu wiedergibt. Das ist wirklich die Auffassung, die viele Menschen von der Geschichte haben. Infolgedessen sprechen sie hartnäckig allem, was man Meinung, Ansicht, Verständnis, Überzeugung oder – vor allem – Philosophie nennt, das Recht der Einmischung

[1] Zum erstenmal abgedruckt im Jahre 1844 in den „Otetschestwennyje Sapiski“.

in die Darstellung der Ereignisse ab, weil alles dies nach ihrer Meinung die Wirklichkeit der Tatsachen nur verdunkelt und entstellt und die heilige Unantastbarkeit der historischen Wahrheit verletzt. Zur Bekräftigung dieser ihrer Meinung verweisen sie triumphierend auf jene Historiker, vor allem die deutschen, die auf Grund einer vorgefaßten Idee Geschichte schreiben und die Tatsachen aus dem Wunsch heraus, sie um jeden Preis auf das Prokrustesbett* ihrer Anschauungen zu spannen, un-[331]gewollt entstellen. Tatsächlich hat es sehr viele solcher Historiker gegeben, und was man ihnen als Mangel anrechnet, ist tatsächlich kein Vorzug. Aber es fragt sich nun: kann ein Mann, dem jede wie auch immer geartete eigene Auffassung von den historischen Tatsachen fehlt, diese Tatsachen richtig darlegen? – Er kann es, wenn unter der historischen Wahrheit von Tatsachen lediglich die geographische und die chronologische Wahrheit verstanden werden soll. In diesem Falle ließen sich die vortrefflichen Historiker beinahe nach Tausenden zählen – denn was ist weiter dabei, mit einigem Fleiß und vulgärer empirischer Gelahrtheit eine Unzahl von Chroniken und anderer keinem Zweifel unterliegender historischer Quellen nicht nur zu studieren, sondern sogar auswendig zu lernen. Es hat ja doch auch sonderbare Käuze gegeben, die genug Geduld hatten, auszurechnen, wie viele Buchstaben in der Bibel stehen. Was ist weiter dabei, herauszubekommen, in welchem Staat und welchem Jahrhundert Alexander von Mazedonien geboren wurde, lebte und starb, oder wie am Schnürchen herzusagen, was er Tag für Tag tat? Ist es etwa so unmöglich schwer, jeden der alten oder der neueren Schriftsteller, der zehn Bände oder zehn Zeilen über Alexander von Mazedonien geschrieben hat, hundertmal von A bis Z zu lesen und alle diese Schriftsteller zu vergleichen und aneinander zu verifizieren; schließlich die Zuverlässigkeit aller, auch der kleinsten Tatsachen aus dem Leben dieses Riesen der Antike kritisch zu untersuchen? Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß das leicht ist und daß eine Erudition** dieser Art gar keinen Wert hat: nein, sie ist notwendig als eines der Hilfsmittel des Historikers, aber eben nicht mehr als *eins* unter andern Hilfsmitteln! Wer es fertigbringt, sich einzig und allein hiermit zu beschäftigen, der hat es leicht, ein Wunder von Gelehrsamkeit zu werden und seinen Kopf in eine riesige Bibliothek zu verwandeln, bei der alle Welt sich Auskunft holt. Das ist um so leichter möglich, als hierzu sehr wenig Geist und nur sehr viel Geduld und pedantische Kleinkrämerei nötig ist. Und nehmen wir nun einmal an, daß irgendein Herr sich eine solche riesige Tatsachen-Gelehrtheit angeeignet hat und ohne Stocken Auskunft geben kann, in welchem Jahr, in welchem Monat und an welchem Tage Alexander von Mazedonien geboren wurde, wie er den Kopf geneigt trug, von welcher Farbe seine Augen waren, auf welcher Schulter er ein Muttermal hatte (wenn er eins hatte), und schließlich, was er in seinem 24. Lebensjahr am 7. Februar eine Stunde nach dem Mittagessen tat. [332] Nehmen wir weiter an, daß dieser Herr die Philosophie nicht leiden kann und einzig und allein von der unerschütterlichen Zuverlässigkeit der Tatsachen in Ehrfurcht vergeht und es für eine Sünde hält, bei der Darstellung großer Ereignisse der Vergangenheit seine eigene Persönlichkeit zu wahren. Kann man sich denn vorstellen, daß, wenn er sich daran macht, Geschichte zu schreiben, dann unbedingt der wahrheitsgetreueste Bericht über die Taten der Völker und der historischen Persönlichkeiten zustande kommt? – Nein, und tausendmal nein: In seiner Geschichte wird man bedeutend weniger historische Wahrheit finden können als selbst in einer Geschichte, in der die Tatsachen zugunsten irgendeiner einseitigen, parteiischen Auffassung bewußt entstellt werden. Die kühl-unparteiische Aufzählung unwiderleglich authentischer Tatsachen – den einzigen Vorzug der Geschichtswerke solcher „Gelehrten“, wie wir sie als Beispiel genommen haben – liefert uns jedes gut zusammengestellte historische Wörterbuch. Man wird sagen: ein Wörterbuch ist keine Geschichte, denn in der Geschichte treten die Tatsachen in ihrem folgerichtigen historischen Zusammenhang auf. Das

* Schema, in das etwas gezwängt wird
** Gelehrsamkeit, oft auch Gelehrtheit

ist es ja gerade, daß die Tatsachen bei der Geschichtsschreibung, von der wir hier reden, nicht in ihrem historischen, sondern nur im chronologischen Zusammenhang, in ihrer Aufeinanderfolge dargelegt werden, und infolgedessen sind sie mehr als entstellt – sie verlieren jeden Sinn, und wer seine Kenntnisse aus einem solchen Buch zu bereichern versuchen würde, der käme in der Erkenntnis der Geschichte keinen Schritt weiter, auch wenn er bis dahin nicht die geringste Vorstellung von dieser Wissenschaft gehabt hätte. Alles das kommt daher, daß es außer der Darstellung der Ereignisse auch noch die Beurteilung der Ereignisse gibt – nicht deshalb übrigens, weil der Historiker sie unbedingt beurteilen möchte, sondern einfach schon deshalb, weil er es unternommen hat, sie darzustellen. Wir wollen das an einem Beispiel klarmachen. Wenn jemand in Gesellschaft irgendeinen wichtigen, wenn auch privaten Vorfall zu erzählen beginnt, der sich mit irgend jemand anderem zugetragen hat, so werden die Zuhörer, je ungewöhnlicher dieser Vorfall ist, den Erzähler desto schneller fragen, warum die Person, von der er erzählt, dies und nicht jenes getan oder so und nicht anders gehandelt hat? Natürlich, wenn der Erzähler jede Erklärung ablehnt, wo er doch nur zu sagen brauchte, was der Mensch vorstellt, von dem er erzählt, welchen Charakter, welchen Bildungsgrad er besitzt, was Erziehung, [333] Denkweise, Neigungen, Gewohnheiten usw. aus ihm gemacht haben – werden die Hörer den Vorfall, so interessant er an sich auch sein mag, überhaupt nicht verstehen. Dieses Bedürfnis, zu *verstehen*, ist aber den Menschen so angeboren und gehört so zu ihrer Natur, daß sie stets bereit sind, sich eher mit irgendeiner, selbst völlig unbegründeten Vermutung zufrieden zu geben, als die Tatsache, so wie sie ist, in ihrer sinnlosen Exaktheit hinzunehmen. Sagt aber der Erzähler auch nur einen einzigen Satz, wie etwa: *ich glaube, das kam daher*, oder: *das wäre nicht geschehen, wenn* – dann erzählt er bereits nicht mehr einfach den Fall, sondern er beurteilt ihn auch. Hat er es gar verstanden, ohne alle Erläuterungen und Urteile so zu erzählen, daß jedermann das ungewöhnliche Ereignis als natürliches verstanden hat – dann ist das ein deutliches Anzeichen dafür, daß das *Urteil* in seiner Erzählung eine weitaus größere Rolle gespielt hat, als es auf den ersten Blick scheinen könnte: es lag in der ganzen Erzählung selbst verborgen, durchtränkte sie, gab ihr Sinn und Charakter; der Erzähler war offenbar bis zu den Ursachen des Vorfalls vorgedrungen und hatte sich schon eine Meinung über ihn gebildet. Es versteht sich, daß diese Meinung um so richtiger ist, je näher sie der Wahrheit kommt, und umgekehrt. Jedenfalls aber spielt die *Persönlichkeit* des Erzählers hierbei eine große Rolle: sobald der Erzählende ein Urteil erkennen ließ, gab er damit auch sich selbst zu erkennen: seine Auffassung von den Dingen, seinen Bildungsgrad, sogar seinen Charakter. Alles Lebendige besitzt eine Vielzahl von Seiten, und der eine erfaßt nur eine Seite des Gegenstandes, ein anderer zwei Seiten, ein dritter – mehrere, ein vierter eine große Zahl dieser Seiten. Jeder von ihnen hat recht in bezug auf jene Seite des Gegenstandes, die ihm zugänglicher ist, obgleich er ebendeshalb vielleicht in bezug auf andere Seiten des gleichen Gegenstandes unrecht hat. Wer jedoch einen Gegenstand, den er vor sich sieht, von überhaupt keinem Standpunkt aus betrachtet, der hat wenig davon, daß er Augen besitzt. Wenn ein solcher Mensch über einen Gegenstand spricht, den er sieht, ist er nichts anderes als ein Spiegel, und noch dazu ein gekrümmter, ist eine Sprechmaschine – und es ist ja bekannt, wie man Menschen nennt, die nicht mehr vorstellen als eine Maschine...

Wie kann also der Historiker bei aller Gewissenhaftigkeit, bei allem heißen Bemühen, die Tatsachen richtig wiederzugeben – wie kann er wahrheitsgetreu zum Beispiel über die Kreuzzüge berichten, [334] ohne sich auf eine Beurteilung des Sinns und der Bedeutung dieses großen Ereignisses einzulassen? Und was erfahren wir schon von ihm, wenn er sagt, daß die Kreuzzüge im 11. Jahrhundert begannen, bis zum 14. Jahrhundert dauerten und von diesen und jenen Umständen begleitet waren. Nein, wir wollen unbedingt auch noch wissen, warum die Kreuzzüge Europa nur bis zum 14. Jahrhundert beschäftigen konnten? Und warum sie im 15. Jahrhundert und später bereits völlig undenkbar wurden? Wenn der Historiker uns antwortet, die Zeiten seien damals religiös gewesen, so werden wir ihn fragen, warum die

religiöse Bewegung, die im 11. Jahrhundert Kreuzzüge hervorbrachte – warum diese selbe religiöse Bewegung im 16. Jahrhundert die Reformation hervorgebracht hat? Derartige Ereignisse konnten doch nicht zufällig sein, sondern waren die Folgen notwendiger Ursachen. Ein völlig ungebildeter Matrose, der auf seinem Schiff die Erde umsegelt hat, weiß, daß es Länder gibt, die fast gar keinen Sommer kennen, und andere Länder, wo der Winter einem warmen Herbst gleicht; natürlich weiß er mehr als derjenige, der glaubt, die ganze Welt gleiche aufs Haar dem abgelegenen Nest, aus dem er sein Leben lang nicht hinausgekommen ist; aber läßt sich das als Wissen bezeichnen, wenn es Hand in Hand geht mit völliger Unwissenheit hinsichtlich der Ursachen der klimatischen Verschiedenheiten, die uns die mathematische Geographie erklärt? Solche Matrosen gibt es auch unter gebildeten Leuten, ja unter „Gelehrten“ – und sie gerade sind es, die die Philosophie in der Geschichte überhaupt nicht leiden mögen. Der Geist ist da am schwächsten, wo er der Kraft des Geistes mißtraut. Jeder Mensch, so groß er sein mag, ist ein begrenztes Wesen, und selbst die Genialität geht Hand in Hand mit Beschränktheit, denn oft ist ein scharfer Verstand, der tief in eine Sache eindringt, um so weniger fähig, einen anderen zu verstehen. Ja, die Vernunft des Menschen ist begrenzt, dafür ist aber die menschliche Vernunft, d. h. die Vernunft der Menschheit, unbegrenzt. Indessen ist alles, was die Menschheit – diese ideelle Persönlichkeit – erreicht hat, von ihr durch Menschen, durch reale Persönlichkeiten, erreicht worden. Das ist es eben, daß im Prozeß des Lebens der gesamten Menschheit alles, was an jedem einzelnen Menschen falsch und beschränkt ist, sich restlos verflüchtigt, während alles Wahre und Vernünftige hundertfach Früchte trägt. Viele Völker, die zur Zeit Alexanders von Mazedonien lebten, mußten dessen leidenschaftliches Streben nach Heldenruhm mit [335] Strömen von Blut und Tränen bezahlen; uns kostet dieser Ruhm heute absolut nichts, und doch sind wir dank ihm zu den Erben aller Schätze der Zivilisation und der Weisheit der Antike geworden, die in der Hauptstadt der Ptolemäer Zuflucht fand, um zu verflackern. Wir können noch mehr sagen: im Prozeß des Lebens der gesamten Menschheit wird nicht selten sogar *das* nützlich und wohltätig, was aus Lüge oder eigennütziger Berechnung entsprang: die Suche nach dem Stein der Weisen begründete eine wichtige Wissenschaft – die Chemie – und bereicherte sie durch die Entdekkung tiefer Naturgeheimnisse; die eigennützige und hinterhältige Politik Ludwigs XI. rief eine der wohltätigsten Einrichtungen des Menschengeschlechts ins Leben – den ständigen Postverkehr. Dasselbe läßt sich auch von den Versuchen des menschlichen Geistes sagen, die Lebensbeschreibung der als Menschheit bezeichneten großen Persönlichkeit zu einer Wissenschaft zu machen. Ungeachtet der zahllosen Widersprüche in den Meinungen über ein und denselben Gegenstand, ungeachtet aller aus parteiischer Voreingenommenheit und Beschränktheit entspringenden Einseitigkeit – kurz, ungeachtet dessen, daß es bisher auch nicht zwei einigermaßen bedeutende Geschichtswerke gibt, die in der Darstellung ein und derselben Ereignisse völlig miteinander übereinstimmten, besitzt die Geschichtsschreibung doch bereits ihr unerschütterliches Fundament, gibt es in ihr Ideen, die die Bedeutung von Axiomen erlangt haben. Denn alles, was an den historischen Arbeiten beschränkte Vernunft *des Menschen* ist – alles das wird sozusagen korrigiert und ergänzt durch die Vernunft *der Menschheit.* Von diesem Standpunkt aus wird selbst die moralische Beschränktheit einzelner Persönlichkeiten zur Quelle und zur Ursache der Unbegrenztheit der menschlichen Vernunft und des Triumphes der Wahrheit. Da schreibt z. B. ein fanatisch verblendeter Katholik eine Geschichte der Reformation: wenn er ein Mann von Geist, Wissen und Talent ist, muß sein Geschichtswerk, ungeachtet seiner offenbaren, schreienden Parteilichkeit, notwendig von Nutzen sein, weil gerade der Geist der Parteilichkeit, der ihn beseelt, ihn dazu zwingt, die guten Seiten des absterbenden Katholizismus ebenso wie die nicht zugunsten der protestantischen Partei sprechenden Tatsachen, die von den blinden Parteigängern Luthers unterdrückt oder entstellt wurden, aufzufinden und sichtbar zu machen. Zu diesem Triumph der Wahrheit trägt auch der von blindem Haß gegen den Katholizismus und vom blinden Eifer für [336]

seine Partei beseelte protestantische Schriftsteller bei. Was an solchen Werken falsch ist, ist allein schon dadurch, daß es offen zutage tritt, außerstande, die Wahrheit zu entstellen. Lügen haben kurze Beine, sie tragen vom Augenblick ihrer Geburt an den Tod in sich – die Wahrheit dagegen bleibt bestehen. Daraus folgt jedoch nicht, daß alle Geschichtswerke einseitig und parteiisch geschrieben sind: wir wollten nur sagen, daß selbst die einseitigsten und parteiischsten Werke oft die Wahrheit zum Triumph führen. Manchmal, wenn auch nicht gerade oft, treten klare, hochgesinnte Geister auf den Plan – Geister, die fähig sind, ihre Überzeugungstreue nicht nur mit Unparteilichkeit, sondern auch mit Achtung ihrer Gegner zu verbinden – die es, kurz gesagt, zwar verstehen, Anhänger einer bestimmten Partei und Bürger dieses oder jenes Landes zu sein, zugleich aber doch die Fähigkeit haben, auch Menschen – Glieder der großen Familie des Menschengeschlechts – zu sein. Wenn diese edle, weltoffene Unparteilichkeit des Geistes, die von einer großen Seele kündet, sich mit großem Talent und mit Genialität verbindet, dann gewinnt die Geschichte in den Werken solcher Männer alle Vorzüge einer Wissenschaft, die ebenso wichtig in ihrer Bestimmung wie unerschütterlich in ihren unabänderlichen Prinzipien ist, auf die die Willkür menschlicher Leidenschaft und Beschränktheit keinen Einfluß hat. Der menschliche Geist kann nichts Vollkommenes hervorbringen, und oft gehen gerade aus den Vorzügen seiner Arbeit, als Kehrseite, notwendig auch ihre Mängel hervor. Aber mehr oder weniger nahe an die Vollkommenheit heranzukommen, ist zweifellos eins der unbestreitbaren Rechte des menschlichen Geistes. Und wozu sind denn auf ein und demselben Tätigkeitsfeld viele Menschen mit verschiedenen Charakteren und Fähigkeiten am Werke, wenn nicht dazu, daß die Fehler und Mängel des einen durch andere korrigiert und ergänzt werden, und dazu, daß das Wahre und das Schöne jeder Persönlichkeit auf dem Altar der Menschheit dargebracht, das Falsche oder Unzulängliche jedoch im reinigenden Feuer der Opferstätte zu Asche verbrannt wird. Unparteilichkeit ist ebensogut eine Eigenschaft des menschlichen Geistes wie Parteilichkeit; daran können nur niedrige Charaktere zweifeln, die alles auf der Welt an der eigenen Niedrigkeit messen. Hierin zeichnen sich besonders die Skeptiker auf Bestellung aus, die sich damit brüsten, daß sie an nichts Wahres und Großes glauben, wie die alten Zyniker sich mit ihrer tierischen Schmuddeligkeit brüste-[337]ten. In ihren Augen ist jedes Streben des Geistes, zur Wahrheit zu kommen, nichts anderes als ein neuer Versuch, aus eigennütziger Berechnung oder kleinlicher Eigenliebe eine neue Lüge als Wahrheit aufzuputzen. In ihren Augen ist die Geschichte ein Geflecht von Lügen, die die menschlichen Leidenschaften erfinden zur eigenen Rechtfertigung oder zum Zweck einer einträglichen Spekulation. Mit solchen Leuten läßt sich nicht streiten, und es lohnt auch nicht die Mühe. Weniger schuldbeladen, aber noch kläglicher als sie sind jene schwachen Geister, die Wunderzeichen brauchen, um glauben zu können, und die Wahrheit erst dann begeistert anerkennen, wenn bereits die äußeren Umstände ihren Triumph sichern und sogar das Recht der materiellen Gewalt auf ihrer Seite steht; aber es brauchen nur Zeiten des Bösen und der Lüge zu kommen, Zeiten, in denen die Wirklichkeit das Zepter der Macht an die Feinde der Wahrheit und des Guten übergibt – und diese braven Enthusiasten gehen zwar nicht gerade auf die Seite der Finsternis über, verzweifeln aber nichtsdestoweniger an der Wahrheit und der Wirklichkeit dessen, was sie nicht lange zuvor noch für ihre tiefsten Überzeugungen hielten. In ihrer Kleinmütigkeit sind sie bereit, jede Wahrheit für ein Hirngespinst ihrer Phantasie, für ein Trugbild ihrer Seele, für eine Verirrung ihres Geistes zu halten; unfähig, auf die eine oder die andere Seite zu treten, stimmen sie klägliche Jeremiaden an über ihre bittere Enttäuschung, über die Schwäche des menschlichen Geistes über die Seligkeit des Glaubens an irgendeine süße, kleine Phantasie eigener Fabrikation, die sie treuherzig jedermann als Rettungsanker auf dem stürmischen Meer des Lebens anbieten.

Der Glaube an die Idee bildet die einzige Grundlage jeden Wissens. In der Wissenschaft muß man nach der Idee suchen. Wo es keine Idee gibt, gibt es auch keine Wissenschaft! Kenntnis der Tatsachen ist *nur deshalb* wertvoll, weil in den Tatsachen Ideen verborgen liegen; Tatsa-

chen ohne Ideen sind für Kopf und Gedächtnis wie Müll. Der Blick des Naturforschers, der die Naturerscheinungen beobachtet, entdeckt in ihrer Mannigfaltigkeit allgemeine, unveränderliche Gesetze, d. h. Ideen. Da er sich von der Idee leiten läßt, sieht er in der Klassifizierung der Naturerscheinungen kein künstliches Hilfsmittel für das Gedächtnis, sondern die Allmählichkeit der Entwicklung von niederen zu höheren Gattungen, er sieht also Bewegung, Leben. Sind denn wirklich die gesellschaftlichen Erscheinungen, die die notwendige Form des menschlichen Lebens [338] bilden, weniger interessant, weniger vernünftig als die Naturerscheinungen? Es gab und gibt Skeptiker, die behaupteten und behaupten, die Natur sei zufällig aus irgendwelchen Atomen hervorgegangen, die Gott weiß woher entstanden seien; längst jedoch sind die Skeptiker ausgestorben, die alles auf Sinnestäuschung zurückführten und die Ordnung, die Harmonie und die Unveränderlichkeit der Gesetze leugneten, nach denen die Natur existiert. Und da soll die menschliche Gesellschaft, diese höchste Manifestation der Vernunft in der höchsten Äußerung der unbewußten Natur, dem Menschen, – da soll die Gesellschaft aus Zufall entstanden und vom Zufall regiert sein? Und dennoch gibt es Menschen, die dieser Meinung sind, ohne vielleicht selber zu wissen, daß sie so denken! Denn der Geschichte die Möglichkeit absprechen, eine Wissenschaft zu sein, heißt so viel, wie der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft unveränderliche Gesetze absprechen und in den Geschicken des Menschen nichts anderes sehen als die sinnlose Willkür des blinden Zufalls. Solange die exakten Wissenschaften noch in den Windeln lagen, war eine solche Auffassung verzeihlich; aber seitdem die Erkenntnis die wechselseitige Verbundenheit der Tatsachen und ihre Folgerichtigkeit, und die Philosophie den Sinn und die Bedeutung dieser Verbundenheit und Folgerichtigkeit aufgedeckt haben, indem sie in ihnen Entwicklung und Fortschritt nachwiesen, können sich vor der Möglichkeit der Geschichte als Wissenschaft und vor ihrer großen Bedeutung nur schwache Geister oder freche Scharlatane verschließen, die in mehr schamlosen als kühnen Paradoxen nach einer kläglichen Berühmtheit jagen, um ihre kleinliche Eigenliebe zu befriedigen...

Die Geschichtsschreibung ist eine Wissenschaft unserer Zeit und mithin eine neue Wissenschaft. Ungeachtet dessen ist sie bereits zur herrschenden Wissenschaft der Zeit, zum A und O des Jahrhunderts geworden. Sie hat die Kunst in eine neue Richtung gelenkt, hat der Politik einen neuen Charakter verliehen, ist in das Privatleben und die Sitten der Menschen eingedrungen. Ihre Probleme sind entscheidend geworden für Leben und Tod der Völker und der Privatpersonen. Diese *historische* Richtung ist ein glänzender Beweis für den großen Schritt vorwärts, den die Menschheit in der jüngsten Zeit auf dem Wege der Vervollkommnung getan hat: sie zeugt davon, daß die einzelnen Individuen sich als lebendige Organe der Gesellschaft, als lebendige Glieder der Menschheit zu erkennen beginnen und daß folglich die Menschheit selbst nicht mehr nur [339] objektiv, sondern als lebendige, ihrer selbst bewußte Persönlichkeit lebt.

Es gibt zwei Arten von Geschichtsschreibung: die eine ist unmittelbar, die andere bewußt. Die eine ist das menschliche Leben selbst, das sich nach den Gesetzen vernünftiger Notwendigkeit aus sich selbst entwickelt. Die andere ist die Darstellung der tatsächlichen Vorgänge des menschlichen Lebens, die geschriebene Geschichte als die Erkenntnis der unmittelbaren Geschichte. Alles Vernünftige hat seinen Ausgangspunkt und sein Ziel: die Bewegung ist die Äußerung des Lebens, das Ziel ist der Sinn des Lebens. Im unmittelbaren Leben der Menschheit beobachten wir ein Streben nach vernünftigem Bewußtsein, ein Streben, das Unmittelbare zugleich auch bewußt zu machen, denn die Vernunft kommt da zum vollen Triumph, wo das Unmittelbare und das bewußte Dasein harmonisch miteinander verschmelzen. Auch das Leben des Tiers ist den unveränderlichen, allgemeinen Gesetzen der Natur unterworfen; dem Tier ist es jedoch nicht gegeben, sich am Bewußtsein seiner Existenz zu erfreuen, es ist ihm nicht gegeben, sich nicht lediglich als etwas in sich Beruhendes zu sehen und zu erkennen, sondern

auch als ein außerhalb des eigenen Ichs Seiendes. Das Tier empfindet seine *Besonderheit* gegenüber den Gegenständen, die es umgeben, empfindet seine *Individualität*, aber es besitzt keine Persönlichkeit, es kann nicht zu sich selbst sagen: *ich denke, also bin ich.* Das unmittelbare Leben hat verschiedene Stufen und ist bald niederes, bald höheres Leben, seine Gesetze jedoch sind überall die gleichen; der Mensch steht auch in seinem unmittelbaren Dasein höher als das Tier, aber im vollen Umfang Mensch sein kann er nur als bewußtes Wesen. Hegel hat gesagt, der Mensch sei ein Tier, das deshalb bereits kein Tier mehr ist, weil es weiß, daß es ein Tier ist. Einem oberflächlichen Geist kann diese Definition als philosophisches Wortspiel erscheinen, ein durchschnittlich gescheiter Kopf wird sie wohl noch als nebelhaft bezeichnen, und der eingebildete Ignorant wird in ihr ein dürrweises deutsches Schlagwort sehen. Mit solchen Herrschaften zu streiten, haben wir weder Zeit noch Lust. Denkende Menschen werden die ganze Tiefe dieses Ausspruches verstehen, der dem Anschein nach ganz einfach ist, jedoch einen großen Gedanken scharf und bestimmt erfaßt. Ist doch in der Tat der Wilde, der seinen getöteten Gegner auffrißt, nicht gerade deshalb tierisch, weil er nicht weiß, daß er tierisch ist? Würde in seinem rohen Begriffsvermögen [340] das Bewußtsein aufleuchten, daß er tierisch ist, so würde er zwar vielleicht nicht gleich aufhören, tierisch zu sein, aber doch dazu instand versetzt werden. Das läßt sich auf viele Dinge anwenden. Welcher von zwei Missetätern hat es leichter, sich zu bessern: derjenige, der sich seiner Missetat bewußt ist, oder derjenige, der in ihr eine legitime Form des Lebens sieht und sich gar mit ihr brüstet wie mit einer Tugend? Es kommt nur darauf an, daß man unter Bewußtwerden nicht allein den kalten, logischen Denkprozeß versteht, sondern die leidenschaftliche, ins Leben eindringende Überzeugung. Das Leben des Menschen erhält seine ganze Fülle erst aus dem gleichmäßigen Zusammenwirken aller Seiten seiner sittlichen Existenz. Im Denken ohne Gefühl und im Gefühl ohne Denken zeigt sich nur der Drang zum Bewußtsein, ein halbes Bewußtsein, aber noch nicht da eigentliche Bewußtsein selbst: eine Maschine, die grade eben mit der Hälfte ihrer Räder und deshalb nicht mit voller Kraft und unsicher arbeitet.

Wir wissen, daß es in den fernsten alten Zeiten und selbst inmitten roher, kulturloser Völker geniale Persönlichkeiten gegeben hat, die zu einem hohen Grad von menschlicher Bewußtheit aufgestiegen sind. Aber der einzelne Mensch ist nicht Ziel an sich: er lebt unter anderen und für andere Menschen, wie die anderen für ihn leben. Auch das Volk ist eine Persönlichkeit wie der einzelne Mensch, nur von höherer Ordnung; ebenso ist die Menschheit eine Persönlichkeit wie das Volk, nur von noch höherer Ordnung. Wenn nun für jeden einzelnen Menschen das Ziel seines Lebens das Bewußtwerden ist – was anderes, wenn nicht das Bewußtwerden, muß dann auch für jedes einzelne Volk und für die ganze Menschheit das Ziel ihrer Existenz sein? Das ist um so einleuchtender, als das Volk stets höher steht als der einzelne Mensch, mag er noch so groß sein, und als die vereinten Bemühungen vieler Menschen ihrem Resultat nach den Bemühungen des einzelnen stets überlegen sein werden.

Dabei sehen wir jedoch, daß es das Bewußtwerden bis heute nur dazu gebracht hat, vom Individuum zum Stand überzugehen. Die Menschheit hat also auf dem Weg ihrer Vervollkommnung oder Bewußtwerdung noch einen Weg zurückzulegen, der länger ist als der bisher schon durchschrittene; aber dieser Weg wird bereits grader und breiter: es will ja schon viel heißen, wenn man aus Gebüsch und Dickicht endlich auf die Landstraße hinauskommt. Das ist der Grund, warum wir in der historischen Tendenz unserer [341] Zeit einen großen Fortschritt für die Menschheit sehen. Hat die Menschheit erst einmal begonnen, sich ihrer selbst als Menschheit bewußt zu werden, so bedeutet dies, daß die Zeit nahe ist, wo sie nicht mehr nur wie bisher unmittelbar, sondern auch bewußt Menschheit sein wird. Und den Ausgangspunkt dieser Bewußtwerdung konnte sie nur in der Geschichte finden.

Im Orient ist die Geschichtsschreibung bis heute noch Märchen, weil sie sich dort noch nicht von der Dichtung losgelöst hat. Eigentlich gesprochen, kann es im Orient auch keine Ge-

schichtsschreibung geben: Geschichte *schreiben* kann nur ein Volk, das durch sein Leben Geschichte *macht*, d. h. eine Menge von *vernünftigen* und nicht *zufälligen* Ereignissen hervorbringt, die den Inhalt der Geschichte ausmachen; der Orient hat aber im Kindesalter, also zu der Zeit, wo sein Bewußtsein nur poetischen Ausdruck finden konnte, zu leben aufgehört. Bei den Alten gab es Geschichtsschreibung, sie entsprach jedoch ihrem Geiste und war nur für sie selbst befriedigend. Sie verstanden es, die Ereignisse in wunderbar künstlerischer Weise darzustellen; sie verstanden es sogar, die Ereignisse in ihrer organischen Verbundenheit und Folgerichtigkeit zu sehen, aber die Idee eines Fortschritts, einer Entwicklung der Menschheit gab es bei ihnen nicht (und konnte es nicht geben). Die Griechen und die Römer betrachteten nur sich selbst als die Menschheit, alles aber, was nicht Griechen und Römer war, nannten sie Barbaren. Die ihrer Geschichtsschreibung zugrunde liegende Anschauung war ausgesprochen antik, tragisch und wurde beherrscht von der Vorstellung des Kampfes der Menschen und der Völker gegen das Schicksal und des Sieges des letzteren über jene. In der Seele der Alten lag die dumpfe Ahnung von der Vergänglichkeit der Formen ihres Lebens, und das war die Quelle ihrer Vorstellung von dem düsteren Reich des Schicksals, vor dem selbst ihre Götter zitterten. Eine so beengte Auffassung konnte sich nicht zur Geschichtsschreibung als Wissenschaft erheben, und die Geschichtsschreibung war deshalb bei den Alten lediglich Kunst und wurde der Rhetorik zugerechnet. Echtes Verständnis für Geschichte konnte erst bei den christlichen Völkern aufkommen, deren Gott der Gott aller Menschen ohne Unterschied der Nationalität ist. Dennoch aber ist diese Idee der Menschheit, die die lebendige Seele der Geschichtsschreibung bildet und sie zum Rang einer Wissenschaft erhoben hat, erst vor nicht langer Zeit in Erscheinung getreten und hat sich erst noch später weiterentwickelt. Die berühmte Rede des genialen Bossuet über die [342] allgemeine Weltgeschichte (die im Jahre 1681 erschien) war das erste Werk, das den Gedanken nahelegte, alle geschichtlichen Ereignisse unter *einen* Gesichtspunkt zu stellen und *eine* Idee in ihnen zu suchen.[2] Das war noch die Keimform der Idee, ihre Entwicklung begann erst im vorigen Jahrhundert (Vico, Kant, Schlözer, Herder) und schreitet im gegenwärtigen Jahrhundert schnell vorwärts. Wir meinen hier nur die theoretische Entwicklung dieser Idee, und in dieser Hinsicht hat sie wohl niemandem so viel zu verdanken wie Hegel. Gewiß hat auch die Praxis Versuche unternommen, mit der Theorie Schritt zu halten, und heutzutage wird eine Geschichtsschreibung, die die Idee des Fortschritts nicht kennt, von niemandem eigentlich ernst genommen. Es muß jedoch gesagt werden, daß in dieser Hinsicht die Theorie die Praxis weit überholt hat und daß das Ideal der Geschichtsschreibung, das im Bewußtsein klare und bestimmte Form angenommen hat, bis jetzt tatsächlich noch nicht verwirklicht ist. Wenn aus den Versuchen einer Geschichtsschreibung irgend etwas Bemerkenswertes hervorgegangen ist, so sind es entweder Geschichtswerke über einzelne Völker oder Darstellungen irgendwelcher einzelner Epochen der Weltgeschichte. Die besten Historiker sind die englischen und die französischen; aber ihre Namen sind schnell aufgezählt: Hume, Robertson, Gibbon, Guizot, Thiers, Michelet, Barante, Thierry; die ersten drei gehören dem vergangenen Jahrhundert an, die anderen dem jetzigen. Von den Deutschen sind bemerkenswert: Johannes v. Müller, Schiller, Raumer, Ranke und Leo. Man muß zugeben, daß diese Zahl recht gering ist. Was gar die Versuche betrifft, allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, so lassen sich hier nur die Arbeiten Rottecks und Schlossers nennen, besonders des letzteren – Arbeiten, die mehr bemerkenswert als befriedigend sind. Die Ursache liegt auf der Hand: es gehört eine ungewöhnliche Vereinigung gar zu vieler und gar zu gewichtiger Vorbedingungen in einem einzelnen Menschen dazu, daß er imstande sein soll, eine gute Weltgeschichte zu schreiben: enzyklopädische Sachkenntnis, tiefes Einfühlungsvermögen, vielseitige eigene Anschauungen, hohe philosophische Bildung im Bunde mit tiefer Menschen- und Lebenskenntnis, mit feinem

[2] Jacques-Bénigne Bossuet – französischer Kanzelredner, Theologe und Historiker (1627-1704)

Taktgefühl für die Wirklichkeit, eine hohe und starke persönliche Überzeugung von religiösem Charakter, aber begleitet von jener humanen Duldsamkeit, die dem lebendigen Wissen um die Gesetze der Notwendigkeit entspringt; schließlich hohe künstlerische Begabung, in der das epische Element organisch mit seinem Gegenteil, dem dramatischen Element, [343] verschmolzen sein muß. Für eine Geschichtsschreibung in der wahren Bedeutung dieses Wortes ist die Zeit noch nicht gekommen: Übergangsepochen, in denen das Alte entweder krachend zusammenstürzt oder langsam seine Grundfesten verliert, die Morgenröte des Neuen jedoch nur für wenige Auserwählte sichtbar ist, die an für andere unsichtbaren Zeichen der Gegenwart hellseherisch die Zukunft erkennen – Übergangsepochen, die keine Früchte zeitigen und keinen großen, lebendigen Glauben besitzen, sind einer Geschichtsschreibung als Wissenschaft und Kunst zugleich nicht günstig.

Unter allen, die die Entwicklung einer richtigen Auffassung von der Geschichte besonders gefördert haben, nimmt den Ehrenplatz ein Mann ein, der ein einziges, recht unbedeutendes Geschichtswerk und eine große Zahl ausgezeichneter Romane geschrieben hat: wir meinen Walter Scott. Ignoranten haben seine Romane als die Frucht illegitimer Beziehungen zwischen Geschichte und Erfindung bezeichnet. In ihrem engen Verstand lassen sich Geschichte und Erfindung offenbar nicht miteinander paaren. So gibt es Leute, die überhaupt kein Verständnis für den Sinn der Oper als eines Kunstwerks haben, weil die handelnden Personen in ihr nicht reden, sondern singen, was in der Wirklichkeit nicht vorkommt. So gibt es Leute, die Gedichte für Quatsch halten, wobei sie mit Recht bemerken, daß doch niemand in Versen redet. Es gibt allerhand Leute und allerhand Arten von Engstirnigkeit! Die Leute, die an der Verknüpfung von Geschichte und Roman Ärgernis nehmen, betrachten die Geschichte als Chronik der kriegerischen und diplomatischen Ereignisse und haben von diesem Standpunkt aus natürlich recht. Sie verstehen nicht, daß die Geschichte der Sitten, die sich mit jeder neuen Generation ändern, eine weitaus interessantere Geschichte ist als die Geschichte der Kriege und der Verträge und daß die Erneuerung der Sitten durch die Erneuerung der Generationen eins der Hauptmittel ist, mit deren Hilfe die Vorsehung die Menschheit der Vollkommenheit entgegenführt. Sie verstehen nicht, daß das geschichtliche und das Privatleben der Menschen so miteinander vermengt und verschmolzen sind wie Feiertag und Alltag. Als genialer Mensch hat Walter Scott dies instinktiv erraten. Als guter Kenner der Chroniken verstand er es, aus ihnen nicht nur das herauszulesen, was in den Zeilen, sondern auch das, was zwischen den Zeilen steht. In seinen Romanen wimmeln die Menschen durcheinander, gären Leidenschaften, vermengen sich große und kleine, hohe und niedrige Inter-[344]essen, und in alledem kommt, mit bewundernswerter Kunst erfaßt, das Pathos der Epoche zum Ausdruck. Walter Scotts Romane lesen, heißt die beschriebene Epoche miterleben, für eine Weile zum Zeitgenossen der dargestellten Personen werden, für eine Weile denken und fühlen wie sie. W. Scotts genialer Blick verstand es auch, in den blutigen inneren Aufruhr Alt-Englands und in den Aufruhr des neuen Englands einzudringen, der die Form des Kampfes von Konservatismus und Opposition angenommen hat, und er entdeckte den Sinn und die Bedeutung dieser Vorgänge im Kampf des angelsächsischen Elements mit dem normannischen. Das ist der Grund, warum Guizot Walter Scott seinen Lehrer auf dem Gebiet der Geschichte nennt, und er selber leitete die Französische Revolution aus dem *dreizehn Jahrhunderte* währenden Kampf der fränkischen und der gallischen Elemente ab.

Der Weltgeschichte muß die Idee der Menschheit als ihres einigen, individuellen und persönlichen Gegenstandes zugrunde liegen. Aufgabe der Weltgeschichte ist es, das Bild der Entwicklung nachzuzeichnen, dank deren die Menschheit aus dem Zustand der Wildheit zu dem Zustand gelangt ist, in dem wir sie heute sehen. Das setzt notwendig eine lebendige Verbindung zwischen den heutigen und den alten, im Dunkel der Zeiten verschwimmenden Zuständen voraus – kurz gesagt, einen ununterbrochenen Faden, der durch alle Ereignisse hindurch-

geht, sie miteinander verbindet und ihnen den Charakter eines einigen Ganzen gibt. Dieser Faden ist die Idee des Bewußtseins, das sich dialektisch in den Vorgängen entwickelt, und zwar so, daß alles Folgende notwendig aus dem Vorhergehenden hervorgeht und alles Vorhergehende zur Quelle des Folgenden wird, genau so, wie im logischen Denkprozeß ein Schluß aus einem anderen hervorgeht und einen dritten gebiert. Diese Wahrheit liegt auf der Hand. Sie wird dadurch bewiesen, daß viele Dinge in unserem Jahrhundert hinsichtlich ihres Ursprungs völlig unverständlich wären, wenn wir nichts von der alten Geschichte wüßten. Wenn wir die Geschicke der Menschheit verfolgen, erkennen wir in der Reihe historischer Epochen eine strenge, kontinuierliche Folgerichtigkeit und ebenso in den Ereignissen eine lebendige, organische Verbundenheit. Wir sehen, daß jeder einzelne Mensch zwar für sich existiert, zugleich aber auch für die Gesellschaft, in deren Schoß er geboren wurde; daß er sich zu dieser Gesellschaft wie der Teil zum Ganzen, wie das Glied zum Körper, wie die Pflanze zum Boden verhält, der sie sowohl her-[345]vorbringt als auch nährt. Daraus ergibt sich, daß jeder einzelne Mensch im Geiste dieser Gesellschaft lebt, ihre Vorzüge und ihre Mängel zum Ausdruck bringt, ihre Wahrheiten und ihre Irrtümer teilt. Wir sehen, daß die Gesellschaft, als Vereinigung einer Vielzahl von Menschen, die, ungeachtet aller Unterschiede, dennoch in ihrer Denkweise, ihren Gefühlen und ihren Glaubensmeinungen etwas Gemeinsames haben – daß die Gesellschaft etwas Einiges, organisch Ganzes, kurz, eine ideelle Persönlichkeit ist. Wir sehen, daß jede Gesellschaft (Stamm, Volk, Staat) zwar für sich selbst ein eigenes Leben lebt wie der einzelne Mensch, zugleich aber für die Menschheit lebt und sich zu ihr wie der Teil zum Ganzen, wie das Glied zum Körper, wie die Pflanze zum Boden verhält, der sie sowohl hervorbringt als auch mit seinen Säften nährt. Wie sie aus der Mannigfaltigkeit der Charaktere, Fähigkeiten und Willen einer Vielzahl von Einzelmenschen, einer Mannigfaltigkeit, die übrigens den Stempel eines gewissen Gemeinsamen trägt, die organische Einheit eines politischen Körpers – ein Volk oder ein Staat – bildet, so bildet sich aus der Mannigfaltigkeit der Völkercharaktere die Einheit der Menschheit. Jeder einzelne Mensch unterscheidet sich *deshalb* auf irgendeine Weise von allen andern Menschen sowohl äußerlich als auch innerlich, weil nur das Zusammenwirken mannigfaltiger Fähigkeiten die Harmonie gemeinsamer Handlungen entstehen läßt; und jedes einzelne Volk unterscheidet sich deshalb mehr oder weniger von allen andern, weil es sein Scherflein zum gemeinsamen Schatz der Menschheit beizutragen hat. In der Gesellschaft ist der eine ein Landmann, der andere ein Handwerker, der dritte ein Krieger, der vierte ein Künstler und so weiter, jeder nach seiner Fähigkeit und seiner Berufung – und eben dadurch stellt jeder ein notwendiges Rädchen im Getriebe der Maschine Gesellschaft dar. Das gleiche gilt für die Völker in bezug auf die Menschheit: in Ägypten entstanden Mathematik und Naturkenntnis; Griechenland entwickelte die Idee der Kunst und der auf edelfreier Liebe zum Vaterland gegründeten Bürgertugend; Rom entwickelte die Idee des Rechts und gab der antiken Welt die bürgerliche Ordnung; als vornehmliches Gottesvolk waren die Juden von der Vorsehung dazu berufen, Hüter des heiligen Feuers des wahren Gottesglaubens zu sein, jenes Glaubens, der auf *dem verzehrenden Eifern um Gott* beruhte; und aus diesem wahrhaft von Gott auserwählten Volk ging die Rettung der Welt hervor, erschien der Gott-Mensch und verkündete der Welt jenen Glauben, der nicht der Glaube eines Volkes, [346] sondern der Glaube aller Menschen ist und sie gelehrt hat, Gott nicht allein in Jerusalem, sondern überall auf der Erde im *Geist* und in der *Wahrheit* anzubeten. Die antike Welt hörte auf zu bestehen: Griechenland war nicht mehr, das weltbeherrschende Rom fiel als Opfer der Barbaren, und die Überreste des einst von Gott geliebten auserwählten Volks zerstreuten sich über das Angesicht der Erde; es schien, als sei das Ende der Welt gekommen, die Fackel der Aufklärung sei für immer erloschen und die Barbarei müsse die Menschheit verschlingen. Aber auf der Grenzscheide der zwei Welten – der sterbenden alten und der wiedergeborenen neuen, im Chaos des Mittelalters, in dieser Epoche wilder Ignoranz, blutiger Kriege, Unruhen und Wirren erklang immer

wieder die mächtige Stimme des Lebens: *es werde*! – und es ward! ... Der neue Glaube erstarkte und verbreitete sich über den besten Teil der Erde, das politische Durcheinander verwandelte sich zur Einheit der Monarchie, das System städtischer Selbstverwaltung, das die Römer in Spanien, Gallien, Britannien und Germanien begründet hatten, erhielt und entfaltete sich; das römische Recht trat an die Stelle der barbarischen Gesetzesbestimmungen, und schließlich erwachten auch die Weisheit und die Kunst und die humanen Formen des altgriechischen bürgerlichen Lebens für Europa zu neuem Leben! Nichts, was die Menschheit durchlebt hatte, war umsonst gewesen, sondern alles war erhalten geblieben, um in neuen, komplizierteren und volleren Formen wiederaufzuleben, um als nährender Saft in den Körper der neuen Gesellschaft einzugehen und, zu neuem Dasein mit ihm verschmolzen, neue Gesundheit und neue Kräfte in ihm schwellen zu lassen! Und selbst heute, in unserm kalten und berechnenden, positiven und industriellen Jahrhundert, in unserem Jahrhundert, in dem der Kleinmut nur Fäulnis und nahen Tod sieht und in dem wirklich kleine Eigenliebe an die Stelle von großen Leidenschaften und kleine Leutchen an die Stelle der großen Männer getreten sind – ist etwa selbst in unserem Jahrhundert die Entwicklung der Menschheit zum Stehen gekommen? Ja, wenn man so will, ist sie zum Stehen gekommen, jedoch nur, um neue Kräfte zu sammeln und sich mit materiellen Hilfsmitteln auszurüsten, die sie ebenso nötig hat wie die geistigen! Und diese Dampfmaschinen, diese Eisenbahnen, die Telegraphenlinien – was ist das alles anderes als der Sieg des Geistes über die grobe Materie, als der Vorbote der nahen Befreiung des Menschen von den Mühen der materiellen Arbeit, die [347] die Seele niederdrücken und den Willen brechen, Befreiung von der Sklaverei der Not und der Stofflichkeit. Noch törichter jedoch wäre es, zu glauben, die Entwicklung müsse jetzt zum Stehen kommen, weil sie ihren Höhepunkt erreicht habe und nicht mehr weitergehen könne. Die Entwicklung der Menschheit kennt keine Grenzen, und nie wird die Menschheit zu sich sagen: *halt, genug, bis hierher und nicht weiter*! Das, was wir Menschheit nennen, ist ja keine reale Persönlichkeit, die grade in ihrer Geistigkeit durch materielle Umstände eingeengt ist und nur lebt, um zu sterben: die Menschheit ist eine ideelle Persönlichkeit, für die der Tod nicht existiert, denn es stirbt der Mensch, aber die Menschheit geht daran nicht nur nicht zugrunde, sondern wird nicht einmal davon betroffen. Die Menschheit ist der menschliche Geist, jeder Geist aber ist unsterblich und ewig. Worin bestände denn das ewige Leben der Menschheit, was würde seinen Inhalt bilden, wenn seine Entwicklung für immer zum Stillstand käme? Leben ist nur in Bewegung möglich; Ruhe ist Tod. Wie wird die Entwicklung der Menschheit in tausend Jahren aussehen? – eine derartige Frage ist töricht, weil nicht zu beantworten. Doch in der Epoche der allgemeinen Zersetzung der Elemente, die bis dahin das Leben der Gesellschaft gebildet haben, in der Epoche der Negation der alten Prinzipien, auf denen dieses Leben beruhte, in der Epoche des allgemeinen Sehnens nach Erneuerung und des allgemeinen Strebens nach einem neuen Ideal – in dieser Epoche kann man die Grundlagen der kommenden Epoche ahnen und sogar voraussehen; denn die Negation an sich weist auf neue Bedürfnisse hin, und die Zerstörung des Alten vollzieht sich immer durch das Auftreten neuer Ideen. Wenn die Menschheit bis heute vieles erreicht hat, so bedeutet dies, daß sie in kürzester Zeit noch mehr erreichen muß. Sie hat bereits begonnen zu begreifen, daß sie Menschheit ist: bald wird es sie danach verlangen, auch wirklich zur Menschheit zu werden...

Das ist ein stolzer, großer Gedanke! Es gibt keinen Zufall mehr: der Geist Gottes führt und lenkt den Geist des Menschen zu seinem Ziel. Der historische Fatalismus ist Gotteslästerung; der lebendige Glaube an den Fortschritt und das Bewußtsein des Menschen von seiner Würde, das aus diesem Glauben hervorgeht: diese Früchte hat uns das Studium der Geschichte gebracht, hierin liegt die große Bedeutung dieser großen Wissenschaft! ...

Hieraus läßt sich ersehen, welche große Bedeutung ein Lehrbuch [348] der Geschichte hat. Im Leben jedes Menschen gibt es eine Epoche, wo er unmittelbar empfänglich für Ideen ist,

und andere Epochen, wo die Aufnahme neuer oder die Weiterentwicklung alter Ideen nur auf Grund der Arbeit der ersten Epoche möglich ist. Nur allzu wenige Menschen sind, wenn sie das Mannesalter erreicht haben, imstande, die allereinfachsten und in den Kinder- und Jugendjahren durch Studium zugänglichen Wahrheiten zu verstehen. Das kommt daher, daß das Kind jene Ideen, die anfangs abstrakt erscheinen, aber dann, in reiferem Alter, den Charakter greifbarer Wirklichkeit annehmen und durch das Bewußtsein überprüft und weiterentwickelt werden, auf gut Glauben und unmittelbar annimmt. Wer in der Epoche der ersten Jugend Geschichte gelernt hat, der nimmt die Vorstellungen von Volk oder Menschheit als von ideellen Persönlichkeiten unmittelbar in sich auf. Für einen Menschen dagegen, der erst im Mannesalter zu denken und zu lernen beginnt, sind solche Ideen manchmal nur mit Hilfe großer Geistesanspannung und oft überhaupt nicht faßlich: denn der Geist, der nicht durch Studium entwickelt und dadurch in den Kinder- und Jugendjahren schmiegsam geworden ist, wird grob und unfähig zur Aufnahme abstrakter Begriffe; er kann nur das materiell Klare und Bestimmte erfassen. Aber diese selbe Schmiegsamkeit und zarte Empfänglichkeit, die für junge Geister zur schnellen und leichten Aufnahme von Ideen so förderlich ist und auf der die Möglichkeit der Aneignung des Inhalts der Wissenschaft – der Wahrheit – beruht, kann auch die Ursache der Vergröberung der geistigen Fähigkeiten sein und unfähig machen, die Wahrheit zu erfassen. Das hängt davon ab, mit *welchen* Wahrheiten das junge Gehirn als ersten in Berührung kam und auf *welche Weise* sie ihm übermittelt werden. Das ist der Grund, warum ein jedes Lehrbuch, und also auch ein solches der Geschichte, so große Bedeutung hat.

Entgegen einer allgemein verbreiteten falschen Auffassung soll ein Geschichtslehrbuch sich durchaus nicht aller urteilenden Betrachtungen von Seiten des Autors enthalten. Es kommt nur darauf an, daß diese Betrachtungen angebracht sind und ebenso viele Gedanken wie Worte enthalten. Sie sollen ausdrucksvoll sein, ohne weitschweifig zu werden, knapp, aber nicht dunkel, beredt, aber nicht manieriert, entschieden, aber nicht rhetorisch. Ihr Ziel muß sein, den jungen Geist dazu zu erziehen, nachzudenken, ohne ins Räsonieren zu verfallen, nachzudenken, ohne trocken zu sein, und nicht nur in den Sinn, son-[349]dern auch in die Poesie der großen Weltereignisse einzudringen. Aber noch mehr muß der Autor eines Geschichtslehrbuches imstande sein, eine lebendige und zugleich einfache Darstellung der Ereignisse zu geben, die unmittelbar zum Verstand und zur Phantasie spricht und deshalb leicht im Gedächtnis haftenbleibt. Das kann er nur dadurch erreichen, daß er schon beim Aufbau des Lehrbuchs durch die ganze Kette der Ereignisse einen lebendigen Gedanken durchführt und jedes einzelne Ereignis durch Gedanken verlebendigt. Die Personen, die in den Ereignissen eine Rolle spielen, dürfen nicht nur große Namen bleiben, sondern müssen auch geschichtliche Ideen sein; jede von ihnen muß sowohl von der Seite ihres eigenen Denkens vorgeführt werden, aus dem heraus sie handelten, als auch in Verbindung mit der allgemeinen Idee des Volkes, in dessen Mitte sie auftrat, so daß der Schüler versteht, daß eine Person, wie z. B. Alkibiades, nur in Athen und eine andere, wie z. B. Marius, nur in Rom möglich war, obwohl diese beiden Personen ebensosehr Freunde wie auch Feinde ihres Vaterlands waren. Ein gutes Geschichtslehrbuch soll nicht nur durch Erläuterungen (die es indessen auch enthalten muß), sondern auch durch den Ton seiner ganzen Darstellung selbst den Schüler vor allem dazu erziehen, in jedem einzelnen Volk und in der ganzen Menschheit nicht statistische Zahlen, nicht künstliche Maschinen, nicht abstrakte Ideen, sondern lebendige Organismen, ideelle Persönlichkeiten zu sehen, die von dem ewigen Streben nach Selbsterkenntnis beseelt sind. Ohne diese Anschauung von Volk und Menschheit als von ideellen Persönlichkeiten gibt es keine Geschichte als Wissenschaft; denn sie wäre dann eine Wissenschaft ohne Inhalt, eine Erzählung ohne Helden, eine Ansammlung von Ereignissen ohne Verbindung und Sinn. Der Begriff *des Fortschritts*, als der Quelle und des Ziels der historischen Bewegung, die die Ereignisse hervorbringt und entstehen läßt, muß sich als direkte und unmittelbare Folgerung aus der Auffassung von Volk und Menschheit als von ideellen Persönlichkeiten ergeben. Aber

diese Bewegung und ihr Resultat *der Fortschritt* – müssen möglichst vielseitig und gründlich definiert und gekennzeichnet werden. Es gibt Menschen, die unter Fortschritt nur die bewußte Bewegung verstehen, die durch edle, große Männer hervorgerufen wird; sobald sie keine solchen großen Männer auf der Bühne der Geschichte sehen, sind sie sofort verzweifelt, und der lebendige Glaube an eine Vorsehung macht der Annahme eines feindlichen Schicksals, des blinden Zufalls und wilder [350] Willkür Platz. Solche Leute sehen in jeder auf materielle Ziele gerichteten Bewegung nur Verfall und Verderb der Gesellschaft, Erniedrigung der Menschenwürde, Anbetung des Goldenen Kalbes und des Baal-Altars. Es gibt andere Leute, die, im Gegensatz zu ihnen, der Meinung sind, der allgemeine Fortschritt könne nur das Resultat privaten Vorteils, eigennütziger Berechnung und egoistischer Handlungen einiger Stände auf Kosten der Masse der Gesellschaft sein; sie setzen sich daher mit allen Kräften für Fabriken, Manufakturen, für den Handel, für Eisenbahnen und Maschinen, für die Gründung von Aktiengesellschaften ein und was dergleichen *dringende* und *nützliche* Gegenstände mehr sind. Derartige Leute halten jeden erhabenen Gedanken, jedes großherzige Gefühl, jede edle Tat für Donquichotterie, Schwarmgeisterei und nutzlose Gehirnakrobatik, weil all dies keine Prozente abwerfe. Das sind zweifellos die beiden Extreme, die der Verfasser eines Lehrgangs der Geschichte für den Unterricht der Jugend vor allem vermeiden muß. Das eine Extrem bringt hohle Idealisten, in den Wolken schwebende Träumer hervor, die nur in unfruchtbaren Theorien gescheit sind und jeden Gefühls für die Praxis entbehren. Das andere Extrem bringt ausgesprochene Spekulanten und Händler hervor, bornierte und banale Idealisten. Um diese Extreme zu vermeiden, muß das Geschichtslehrbuch die Gesellschaft in ihrer Vielseitigkeit, als komplizierten Organismus darstellen, der seine Seele und seinen Körper hat und in dem infolgedessen die *moralische* Seite fest mit der *praktischen* und die *geistigen* Interessen mit den materiellen Vorteilen verschmolzen sein müssen. Die Gesellschaft ruht dann auf einem festen Fundament, wenn sie von starkem Glauben belebt ist, der stets die Quelle großer Bewegungen und großer Taten ist; in den Glaubensmeinungen liegen die Ideen verborgen; durch die Ausbreitung und die allgemeine Annahme der Ideen schreiten die Gesellschaften vorwärts. Aber die Ideen fliegen nicht durch die Luft; sie verbreiten sich in dem Maße, wie der Verkehr zwischen den verschiedenen Gesellschaften wächst, der Verkehr aber fordert materielle Verbindungswege. Hierauf beruht die große moralische Bedeutung z. B. der Eisenbahnen, neben ihrer großen materiellen Bedeutung als Mittel zur Steigerung des materiellen Wohlstandes der Gesellschaften. Der Historiker muß zeigen, daß die moralische Vervollkommnung vor allem aus materiellen Bedürfnissen hervorgeht und daß die materielle Not ein mächtiger Hebel der moralischen Aktion ist. Wenn der [351] Mensch nicht der Speise, der Kleidung, der Wohnung und aller möglichen Bequemlichkeiten bedürfte, wäre er beim tierischen Zustand stehengeblieben. Vor dieser Wahrheit können nur kindliche Gemüter oder platte Idealisten erschrecken. Einem verständigen Kopf dagegen wird sie keine Enttäuschung bringen; ein verständiger Kopf wird in ihr nicht nur den Beweis dafür sehen, daß der Geist keinen Weg verschmäht und die Materie mit ihrer eigenen Mithilfe, mit ihren eigenen Mitteln besiegt. Deshalb braucht die Geschichte notwendig nicht allein Helden der guten Tat und des überzeugten Herzens, sondern auch ehrgeizige Egoisten und selbst richtige Bösewichter; sie braucht nicht nur einen Solon, einen Aristides und einen Timoleon, sondern auch einen Pisistratus, einen Alkibiades, einen Philipp und einen Alexander von Mazedonien; nicht allein einen Alfred und einen Karl den Großen, sondern auch einen Ludwig XI. und einen Ferdinand den Katholischen; nicht allein einen Heinrich IV. und einen Peter den Großen, sondern auch einen Napoleon. Und sie alle haben in gleicher Weise für den gleichen menschlichen Geist gearbeitet, nur taten es die einen bewußt, indem sie für ihn und in seinem Namen handelten, die andern dagegen unbewußt, indem sie für sich selbst, im Namen ihres *Ichs* handelten. Und nirgends und in nichts läßt sich so klar das weltbeherrschende Walten Gottes erkennen wie darin, daß sowohl die Guten als auch die Egoisten und die Bösewichter

gleichermaßen dem Geiste dienen – eine Tatsache, in der die Skeptiker nur einen unwiderleglichen Beweis dafür sehen, daß die Menschheit vom blinden Zufall regiert wird. Wie könnte es sonst eine Garantie des Fortschritts geben, ein Unterpfand für das hohe Ziel, dem die Menschheit entgegenstrebt, wenn die Geschicke der Völker oder der Menschheit nur vom Auftreten ehrgeiziger Persönlichkeiten abhingen, die dem Tod und allen möglichen Zufällen ausgeliefert sind? Da die Quelle des Fortschritts gerade im menschlichen Geist selbst liegt, der ohne Unterbrechung lebendig ist, d. h. sich ohne Unterbrechung fortbewegt, findet, ganz im Gegenteil, der Fortschritt selbst in jenen Epochen keine Unterbrechung, wo die Gesellschaft verfault und stirbt, denn dieses Verfaulen ist notwendig als Vorbereitung des Bodens für das Aufblühen neuen Lebens, und selbst der Tod ist in der Geschichte ebenso wie in der Natur nur der Wiedergebärer des neuen Lebens. Die Sittenverderbnis im Weströmischen Reich kündete, als sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, das Ende der antiken Welt an und bereitete den [352] Triumph des neuen Glaubens vor, unter dessen Schutz sich alles neigte, was nach Erneuerung und Wiedergeburt dürstete – und Rom, die Hauptstadt der heidnischen Welt, wurde zur Hauptstadt der christlichen Welt. Die großen geschichtlichen Persönlichkeiten sind nur Werkzeuge in den Händen des Geistes: sie haben ihren eigenen Willen, aber dieser ist, ohne daß es ihnen bewußt wird, beschränkt durch den Geist der Zeit und des Landes und durch die Bedürfnisse des gegenwärtigen Augenblicks und geht über diesen magischen Zirkel nicht hinaus. Wenn aber ihr Wille diesen Zirkel durchbricht und sich mit dem höheren Willen entzweit, dann wiederholt sich vor den Augen der staunenden Menschheit das Wort der Schrift von Israel, der sich im Ringen mit dem unsichtbaren Kämpfer die Hüfte verrenkte... Der Menschenwille, der sich eigenmächtig vom Willen des Geistes losreißt, zerbricht und vergeht wie das Blatt, das vom Baum fällt – mag er Gutes oder Böses wirken. Noch heute leben Menschen der Generationen, die Zeugen waren, wie der große Sohn des Schicksals zu Fall kam: er hatte seine Mission erfüllt, hörte nicht auf den Ruf des Geistes und fiel durch den Sturm, den er selbst entfesselt hatte, fiel nicht aus Schwäche, nicht am Ende seiner Kräfte, nicht vor Ermüdung, sondern im Vollbesitz seiner Kräfte, auf dem Höhepunkt seiner Macht – und sein Fall setzte die Welt ebenso in Erstaunen wie ihn selbst. So deutlich ließ sich die für leibliche Augen unsichtbare, aber für die Vernunft faßbare unsichtbare Hand erkennen, die ihn fällte... Es gibt in der Geschichte Epochen, wo es scheint, als wollte in den Gesellschaften der letzte Funke der lebenspendenden Idee verlöschen, wo Nichtswürdigkeit und Egoismus die Welt beherrschen und es scheinbar keine Rettung mehr gibt – aber dann gerade ist sie nahe –, und der Lebensfunke, der eben schon verlöschen wollte, flammt plötzlich zu einem Feuermeer auf – und die von seinem Schein erhellte Welt wundert sich, woher ihr die Rettung gekommen ist...

Es ist um so leichter, alle diese Ideen in einem Geschichtslehrbuch zu entwickeln, als es ganz aus Tatsachen besteht, die nichts anderes sind als die Äußerung eben dieser Ideen. Man braucht also nur die Tatsachen vom richtigen Standpunkt aus darzulegen, um die Idee selbst für sich sprechen zu lassen. Leider müssen wir sagen, daß das neue Geschichtsbuch des Herrn Smaragdow die Forderungen, die wir von unserer Auffassung aus an ein gutes Lehrbuch stellen, bei weitem nicht erfüllt.

[353] Vor allem ist zu sagen, daß schon der Umfang des Lehrbuchs beim Autor einen Mangel an Kenntnis der modernen Auffassung von der Geschichte der Neuzeit erkennen läßt. Wie alle unsere Autoren von Geschichtslehrbüchern, auch Herr Kaidanow nicht ausgenommen, teilt Herr Smaragdow die Geschichte der Neuzeit in drei Perioden ein – eine *religiöse*, eine *merkantile* und eine *revolutionäre*. Er hat durchaus das Recht, diese Einteilung von seinem Standpunkt aus für begründet zu halten; aber wir müssen uns wundern, wie er nicht bemerkt hat, daß bei einer solchen Einteilung die Geschichte der Neuzeit, wenn man sie entsprechend der Bedeutung und der Kompliziertheit der Tatsachen darstellt, zu einem Menschlein mit winzi-

gen Beinchen und einem riesigen Kopf wird oder, wenn man die letzte Periode kurz, obenhin darstellt, ein Scheusal mit einem Schwänzchen an Stelle des Kopfes aus ihr wird. Die letzte Periode gehört doch überhaupt nicht zur Geschichte der Neuzeit, die nur die Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts, oder von der Entdeckung Amerikas, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, oder bis zur Französischen Revolution, umfassen darf, mit welcher die *neueste* Geschichte beginnt, die sich zur Geschichte der Neuzeit ebenso verhält wie diese zur Geschichte des Mittelalters. Die Einteilung der Geschichte in Perioden darf nicht auf der Willkür des Autors beruhen, nicht auf Gewohnheit, sondern muß aus dem Geist der Ereignisse hervorgehn. Daß unsere Auffassung richtig ist, wird dadurch bewiesen, daß Herr Smaragdow, wenn er die Ereignisse seit der Französischen Revolution weiter in dem Umfang, d. h. mit der gleichen Ausführlichkeit, dargelegt hätte wie die vorhergehenden Ereignisse, ein Buch nicht von 611, sondern von mindestens 1200 Seiten hätte schreiben müssen. Aber er hat die Ereignisse seit der Revolution obenhin dargestellt, hat sich auf eine Art dürre Aufzählung beschränkt, bei der für jeden, der die Geschichte nicht aus besseren Quellen kennt, als es die Geschichte des Herrn Smaragdow ist, alles dunkel, unverständlich, verworren, sinnlos bleibt; deswegen hat auch die ganze Geschichte der Neuzeit bei ihm in einem Bande Platz gefunden: um sie in diesen Band zu zwängen, hat er ihr den Kopf abgeschnitten und einen Knauf an seine Stelle gesetzt.

Die Geschichte der Menschheit weist viele Seiten auf: sie ist zugleich eine Geschichte sowohl der Kriege als auch der Verträge, der Finanzen, der Verwaltung, des Rechts, des Handels, der Erfindungen, der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der Sitten; aber wie [354] die politischen Faktoren in erster Linie die Formen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmen und der Kampf aller Ideen, die die Grundlage des geistigen Lebens der Gesellschaften bilden, bis heute in den Kriegen zutage trat, muß die Geschichte der Menschheit vorwiegend *politische* Geschichte sein. Die Geschichte der Kriege, der Verträge und der Regierungen muß jedoch in diesem Falle nur den Rahmen für die Erzählung der historischen Ereignisse abgeben, einen Rahmen, der alle Seiten des Lebens der Völker und alle Ideen umfaßt, die in ihrem Leben zur Entwicklung kommen. Herr Smaragdow jedoch bewegt sich in dieser Hinsicht auf ausgetretenen Bahnen und konzentriert seine ganze Aufmerksamkeit, nach kurzen Bemerkungen über die Ursachen der Kriege, auf die Kriege selbst, das heißt auf eine wenig interessante Aufzählung aller Schlachten. So berichtet er zum Beispiel ziemlich ausführlich über alle Kriege, die dem *Traum* von einem politischen Gleichgewicht in Europa entsprangen, und gibt ein völlig unbefriedigendes Bild von der Reformation. Den Traum von einem politischen Gleichgewicht in Europa betrachtet er als etwas sowohl prinzipiell als auch seinen Ergebnissen nach sehr Wichtiges; dabei war das nicht mehr als ein Traum, der die Staaten Europas zu ständiger Anspannung all ihrer Kräfte zwang. Das wird am besten dadurch bewiesen, daß das Resultat einer ganzen Reihe blutiger Kriege für dieses Gleichgewicht das genaue Gegenteil eines Gleichgewichts war und daß erstrangige Großmächte, wie zum Beispiel Spanien und Schweden, zu zweitrangigen herabsanken, während zweitrangige, wie England und Preußen, zu erstrangigen aufstiegen. Man erblickte eine Störung des Gleichgewichts nicht in den Fortschritten der Industrie, des Handels und der Bildung, sondern in der Ausdehnung der Herrschaftsbereiche, während diese gerade die Ursache für die Schwächung der *äußerlich* erstarkten Staaten war: denn die Vereinigung verschiedenartiger, einander oft feindlicher Länder unter einer Herrschaft vermehrte nur die Ausgaben für den Unterhalt von Truppen in dem eroberten Land und brachte als Entgelt keinerlei wesentliche Vorteile mit sich, ganz zu schweigen davon, daß sie zu blutigen Kriegen mit neidischen anderen Staaten führte. Frankreich war unter Ludwig XIV. nicht durch Eroberungen, sondern dank dem Triumph des monarchistischen Prinzips über den Feudalismus zum führenden Staat in Europa geworden, einem Triumph, den Kardinal Richelieu vorbereitet hatte und alle Kriege, die der Ehrgeiz Ludwigs XIV. entfesselte und die Frankreich furcht-[355]bare Erschöpfung einbrachten, konnten diesen Staat doch nicht zu einer zweitrangigen Macht hinabdrücken, weil er bereits *innerlich* erstarkt war – und Frankreich

war weder in der schändlichen Zeit der Regentschaft noch während der kläglichen Herrschaft Ludwigs XV. schwächer als andere Staaten und wurde unter Napoleon wieder zur stärksten Großmacht in Europa; ja selbst heute, wo Frankreich alle Erwerbungen Napoleons wieder verloren hat, steht es kaum hinter irgendeinem der europäischen Staaten zurück. Auch England ist nicht durch Eroberungen groß geworden, sondern durch die Entfaltung seiner inneren Kräfte, durch die Befestigung seiner politischen Ordnung und eine egoistische Politik, die unmittelbar seinem Nationalcharakter entsprang. Die Größe Preußens beruhte auf dem Prinzip des Protestantismus, den es zum Prinzip seines politischen Lebens gemacht hatte, während Spanien an dem katholischen Prinzip und dessen erdrückendem Übergewicht über alle andern Elemente des staatlichen Lebens zugrunde ging. Schweden verdankte seine urplötzliche Größe unter Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. nicht seiner eigenen inneren Kraft, sondern den persönlichen Eigenschaften dieser drei Herrscher. Einzig und allein Österreich kam unter Einwirkung äußerer Tendenzen zustande und festigte sich auf einem künstlichen Fundament dank erstens der Zersplitterung Deutschlands, zweitens seiner Bedeutung als Schatten des Reichs Karls des Großen und schließlich seiner Berufung, einen Schutzwall gegen den Einbruch der Türken zu bilden. Jedenfalls hat lediglich Österreich aus dem sonderbaren Kriegspielen um das politische Gleichgewicht Vorteile gezogen. Im allgemeinen aber entsprangen diese Kriege erstens einer kindlichen Auffassung von Politik und zweitens dem Ehrgeiz der damaligen Herren Europas. Anfangs war es eine Art von Kampf des noch nicht ganz ausgestorbenen Rittertums gegen die noch nicht ganz in sich gefestigte neue Politik (die Kriege Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz' I. gegen Spanien und Österreich um Mailand und Neapel) und wurde dann zu dem Streben, ein neues System gesunder Politik zu schaffen. Die Völker Europas mußten in der Schmiedeesse blutiger Konflikte ausgeglüht werden, und dafür war jeder Anlaß recht; ein Gleichgewicht jedoch kam durch keinen dieser Kriege zustande, weil die *Hegemonie* irgendeines dieser Staaten völlig ausgeschlossen war. Herr Smaragdow sieht in den Kriegen Franz' I. gegen Karl V. etwas von edler Größe, sieht in ihnen einen Kampf für die Unabhängigkeit Europas und gegen [356] das Haus Habsburg, und nicht die Fortsetzung der italienischen Kriege; jedoch allein schon die Persönlichkeit Franz' I. genügt, um diese Auffassung entschieden zurückzuweisen. Franz I. war Ritter, aber nicht Politiker; wenn er auch das eine oder andere Gute zum allgemeinen Nutzen Europas erzielt hat, so geschah das ganz ohne sein Wissen und bei der Verfolgung völlig anderer Ziele. Überhaupt hat Europa vor Heinrich IV. keinen einzigen echten Staatsmann, keinen einzigen Politiker im wahren Sinn dieses Wortes besessen. Doch die Politik Heinrichs IV., die so wohltätig für Frankreich war, konnte nicht wohltätig für Europa sein, weil sie sich für ihre Zeit zu hohe, edle und menschliche Ziele steckte. Die auf genialen Überlegungen und einem feinen Gefühl für Möglichkeit und Wirklichkeit beruhenden weitgreifenden Pläne Kardinal Richelieus machten aus diesem den ersten wahren großen Politiker Europas. Indem er für seine Zeit arbeitete, arbeitete er für die Jahrhunderte; er versetzte dem Feudalismus einen furchtbaren und letzten Schlag und ließ ihn zu der machtlosen Adelskaste entarten, die vor dem bloßen Blick Ludwigs XIV. zitterte. Die Kriege um das europäische Gleichgewicht waren nicht mehr als eine historische Komödie, besonders bis zur Reformation, die ihnen einen neuen, bedeutsameren Charakter verlieh. Aber die Reformation trat nicht erst mit Luther auf den Plan; sie war durch die Jahrhunderte vorbereitet, und ihre Anfänge verlieren sich im Mittelalter. Hundert Jahre vor dem Auftreten Luthers wurden Jan Hus und sein Kampfgefährte Hieronymus von Prag verbrannt. Aber auch das war noch nicht der Anfang der Ketzerlehren: im zwölften Jahrhundert, mehr als zweihundert Jahre vor Jan Hus, stiftete Petrus Waldus mit dem gleichen Ziel seine Lehre – eine Lehre, die zu den Albigenserkriegen führte. Die Reform Luthers war nichts anderes als der endlich (weil die Zeit bereits gekommen war) erfolgreiche Versuch, das durchzuführen, was weder Waldus noch Hus durchzuführen gelungen war. Aber die Zeit der italienischen Kriege zwischen 1494 und 1517 war durchaus nicht allein durch die italienischen Feldzüge der Franzosen, die Intri-

gen der Päpste und den Widerstand Spaniens ausgefüllt: hinter diesen äußeren Vorgängen, die überhaupt wenig interessant sind und die keinen irgendwie merkbaren Einfluß auf die folgenden Ereignisse ausgeübt haben, verbarg sich eine andere Aktion des Geistes, die äußerlich weniger sichtbar hervortrat, weil sie weniger blendend, dafür aber hinsichtlich ihrer Bedeutung und ihrer Folgen [357] wesentlicher und großartiger war. Die Erfindung des Buchdrucks, die den Erfolg der Reformation vorbereitete, fand schnelle Verbreitung und gab der geistigen Elite die Möglichkeit, auf die Massen einzuwirken. Dem Auftreten Luthers, der am 31. Oktober 1517 in seinen 95 Thesen gegen den Verkauf von Ablaßzetteln protestierte, ging ein unterirdischer, aber nichtsdestoweniger heftiger und dramatischer Kampf voraus, der in der Reformation nur offen zum Ausbruch kam. Außerdem war dieses Ereignis nicht die Tat Luthers allein, sondern geschah unter Mitwirkung anderer bedeutender Männer. Der Beginn der Reformation fiel mit einem anderen großen moralischen Ereignis im Leben Europas zusammen – mit der *Wiedergeburt der Wissenschaft.* Infolge der Einnahme Konstantinopels durch die Türken (1453) verließ eine große Anzahl byzantinischer Gelehrter ihr Vaterland und fand ein Asyl in Italien; sie brachten die Schätze der antiken Literatur in dieses Land mit, das bereits seit langem mit der lateinischen Literatur bekannt war. Dieser Umstand gab der Aufklärung in Europa einen kräftigen Anstoß: die klassische Gelehrsamkeit nahm den Kampf gegen die Scholastik des Mittelalters auf. Deutschland, der Hauptsitz dieser Scholastik, setzte sich in der Person seiner Universitäten fanatisch gegen den Geist der neuen Bewegung zur Wehr. Die Professoren der griechischen und der lateinischen Sprache wurden als Ketzer und Atheisten verfolgt. Sie flohen von Stadt zu Stadt, fielen als Opfer von Schwert und Gift. Trotz alledem vollbrachte der Geist sein Werk – und die wilde Ignoranz mußte Schritt für Schritt zurückweichen. Die enthusiastische Begeisterung für die neue Wissenschaft nahm so sehr Besitz von der neuen Generation, daß die jungen Leute einesteils, wenn sie nicht imstande waren, die Professoren zu bezahlen, bei ihnen in Dienst traten, andernteils unter Mißachtung der Polizeiaufsicht, ohne Furcht vor der Kälte nachts auf irgendeinem abgelegenen Feld oder im Wald zusammenkamen, um Cicero zu erläutern oder Homer zu übersetzen. Die Universitäten sind außer sich: der Papst erläßt eine Bulle, die das Studium der hebräischen Sprache und die Lektüre hebräischer Bücher verbietet; ein bedeutender, edler Gelehrter jener Zeit, *Reuchlin*, gerät dafür, daß er die alten Sprachen und das Hebräische kennt, beinahe auf den Scheiterhaufen. Damals erscheint das geistreiche Pamphlet Huttens – „Litterae Obscurorum Virorum“*, in dem die wilde Ignoranz und der Fanatismus ihren eigenen, mit giftiger Kunst geführten Waffen erliegen. Das begründete den [358] Triumph der Aufklärung in Europa. Herder hat gesagt, daß weder der Hudibras der Engländer noch der Gargantua der Franzosen, noch der Don Quichotte der Spanier einen so großen Einfluß auf die Vervollkommnung der Menschheit ausgeübt haben wie die Briefe Huttens, die den letzten Schutzwall der Barbarei, die Scholastik der Lehrkörper der Universitäten, zum Einsturz brachten. Wir sind der Meinung, daß die Taten und die Verdienste selbst solcher Männer wie Konrad Celtes, Hermann Buschius, Johannes Regius, Esticampianus, Hegius (bei dem Erasmus von Rotterdam in die Lehre ging), Drinagerberg (dem Melanchthon seine Bildung verdankte), Agricola u. a. an hervorragender Stelle in einem Geschichtslehrbuch erwähnt zu werden verdienen, wenn sie auch nicht zu den Feldherren gehören. Um so mehr natürlich solche Männer wie Reuchlin, Erasmus von Rotterdam und Hutten; ihre Bedeutung, ihr Kampf auf Leben und Tod gegen die Barbarei und ihr schließlicher Sieg verdienten, in einem Geschichtslehrbuch ausführlicher dargestellt zu werden, als wir es in diesen Zeilen getan haben; denn dies alles ist tausendmal interessanter und wichtiger als die inhaltslosen Details der inhaltslosen italienischen Kriege. Bei Herrn Smaragdow finden wir jedoch über dies alles kein Wort: er beschreibt lediglich das, was bereits Kaidanow beschrieben hat. Wir sagen nicht, daß die italienischen Kriege mit Schweigen über-

* Dunkelmännerbriefe

gangen werden sollten; nein, der Rahmen der politischen Ereignisse soll ruhig als Rahmen bestehenbleiben und in den großgedruckten Paragraphen *gedrängt* dargestellt werden; aber die Ereignisse, die den inneren Sinn der Bewegung der Menschheit ausmachen, die Ereignisse, ohne die diese Bewegung unverständlich bleibt, sollen in den kleingedruckten Paragraphen *ausführlichere* Darstellung finden. Herr Smaragdow hat es nicht einmal für nötig gehalten, sich dieser für ein Lehrbuch notwendigen Verschiedenheit der Schriften zu bedienen.

Überhaupt finden wir in der Geschichte der Neuzeit des Herrn Smaragdow z. B. die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, des Westfälischen Friedens und so weiter – genau das gleiche und genau so dargestellt wie bei Herrn Kaidanow, nicht mehr und nicht weniger, nicht besser und nicht schlechter; was wir aber nicht finden, das sind die Entwicklung der Menschheit, die Ursachen des Fortschritts und überhaupt der Fortschritt selber. Geschichtliche Helden wie z. B. Wallenstein, Gustav Adolf, Richelieu u. a. sind schwach und farblos gezeichnet. Man kann einwenden: ein Lehrbuch ist nicht dasselbe [359] wie eine ausführliche Geschichte; bei ihm kommt es auf das Wesentliche und Sachliche an, nicht auf das Poetische. Das ist die alte Leier, damit kann man nur talentlose Faulpelze und Ignoranten überzeugen. Zum Beweis gegen derartige Einwände möchten wir auf ein Buch hinweisen, das in russischer Sprache, in russischen Buchstaben gedruckt erschienen ist, auf die „Geschichte des Mittelalters“ von Herrn Lorenz, und jeden bitten, dort z. B. die Darstellung der Regierungszeit Karls des Großen nachzulesen. Dabei wird man sich mit Nutzen davon überzeugen können, daß tiefe Sachkenntnis und im höchsten Grade sachliche Darstellung der Tatsachen sich sehr wohl mit jener poetischen Erzählungsweise vereinigen lassen, die sich aus einer lebendigen Anschauung des Ideengehalts der Ereignisse von selbst ergibt...

Aber das alles ginge noch an. Man pflegt zu sagen, das Ende krönt das Werk, aber grade das Ende taugt bei Smaragdow ganz und gar nichts.

Seine Geschichte Napoleons ist ein einziges Pamphlet. Man könnte meinen, Herr Smaragdow berichte hier über zeitgenössische Ereignisse, denen gegenüber sich noch keine ruhige Unparteilichkeit finden läßt. Er nennt das Vorgehen Napoleons bald dreist, bald unverschämt, bald abstoßend – kurz, er kommt aus dem Schimpfen nicht heraus... Im Feldzug nach Ägypten dichtet er Napoleon unmenschliche Handlungen an; er ist, mit einem Wort, der Meinung, einen so entsetzlichen Mann wie Napoleon habe die Welt noch nicht hervorgebracht... Sic transit gloria mundi![*] ... Und wo er über den Tod des Herzogs von Braunschweig schreibt, läßt er diesen eine langjährige, von Ruhm (wahrscheinlich dank seinem berühmten Feldzug gegen Frankreich) gekrönte Laufbahn im Jahre 1792 beenden ... „Et voilà comme on écrit l’histoire.“[**]

Herrn Smaragdows Geschichte der Neuzeit ist vollständiger als alle bisher erschienenen Geschichten: sie reicht bis zum Jahre 1839. Das wäre ihr als großes Verdienst anzurechnen, wenn sie nicht, je näher es dem Ende zugeht, desto mehr zu einer bloßen trockenen Aufzählung würde, der sich nichts entnehmen läßt. Wir wollen hoffen, daß Herr Smaragdow seine „Geschichte der Neuzeit“ bei Gelegenheit einer zweiten Auflage wesentlich verbessert. Wir glauben, daß es noch besser wäre, wenn er diese Geschichte zurückzöge und eine ganz neue schriebe... [260]

[*] So vergeht der Ruhm der Welt.
[**] Und so wird Geschichte geschrieben.

Die Geheimnisse von Paris

Roman von Eugène Sue

Übersetzt von *W. Strojew.* St. Petersburg, 1844

Zwei Bände, acht Teile[1]

Die Geschichte der europäischen Literatur liefert besonders in der letzten Zeit viele Beispiele blendenden Erfolgs einiger Schriftsteller oder einiger Werke. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo zum Beispiel ganz England sich um die Poeme Byrons und die Romane Walter Scotts riß, so daß die Ausgabe eines neuen Werkes jedes dieser Schriftsteller in einigen Tagen in mehreren tausend Exemplaren Absatz fand. Derartige Erfolge sind durchaus verständlich; Byron und Walter Scott waren nicht nur große Dichter, sie bahnten der Kunst auch völlig neue Wege, schufen neue Kunstgattungen und gaben der Kunst einen neuen Inhalt; jeder von ihnen war im Bereich der Kunst ein Kolumbus, und das staunende Europa fuhr mit vollen Segeln zu den von ihnen neu entdeckten Erdteilen der Welt des Schaffens hinüber, die nicht weniger reich und voller Wunder waren als Amerika. Das hatte also nichts Verwunderliches an sich. Nichts Verwunderliches lag auch darin, daß ähnliche, wenn auch vorübergehende Erfolge gewöhnlichen Talenten beschieden waren: auch die Menge braucht ihre Genies, wie die Menschheit die ihren hat. So trat in Frankreich gegen Ende der Restauration unter dem Banner der Romantik eine ganze Phalanx von Schriftstellern mittleren Formats auf die literarische Bühne, Schriftstellern, in denen die Menge ihre Genies erblickte. Sie las und bewunderte ganz Frankreich und nach ihm, wie das so üblich ist, auch ganz Europa. Hugos Roman „Notre-Dame de Paris“ hatte einen Erfolg, wie er nur den größten Werken der größten Genies zukommt, die die Welt mit dem lebenspendenden Wort der Erneuerung und Wiedergeburt betreten. Doch was geschah? Kaum an die vierzehn Jahre sind vergangen, und alle Welt betrachtet diesen Roman bereits als tour de force* eines zwar be-[361]merkenswerten, aber auf rein äußerlichen Effekt eingestellten Talents, als Frucht einer zwar kraftvollen und glühenden, aber nicht mit schöpferischer Vernunft gepaarten Phantasie, als ein Werk, das wohl blendet, aber gekünstelt ist, ganz aus Übertreibungen besteht, lauter Bilder nicht der Wirklichkeit, sondern von Ausnahmeerscheinungen enthält, ungeheuer ist, ohne groß zu sein, riesig, aber weder wohlgebaut noch harmonisch, krankhaft und läppisch. Viele denken heute überhaupt nicht mehr an dieses Werk, und niemand will sich die Mühe machen, es dem Lethestrom zu entreißen, auf dessen tiefem Grunde es in süßem, ungestörtem Schlafe ruht. Und dieses Geschick ereilte das beste Werk Victor Hugos, dieses ci-devant [ehemalige] Weltgenies: über das Schicksal aller anderen, insbesondere auch der letzten seiner Werke, ist also kein Wort zu verlieren. Der ganze, noch vor kurzem so laut durch die ganze Welt klingende hohe Ruhm dieses Schriftstellers geht jetzt leicht in eine Nußschale. Wie lange ist es her, daß die Romane Balzacs, diese Bilder aus dem Alltag der Pariser Salons mit ihren Frauen von dreißig Jahren, allgemeine Begeisterung erregten und in aller Munde waren? Wie lange, daß unsere russischen Zeitschriften mit ihnen paradierten? Dreimal hintereinander hat die ganze Leserwelt die „Geschichte der Dreizehn“ gierig gelesen oder, besser gesagt, verschlungen, weil sie in ihr die „Ilias“ des modernen Gesellschaftslebens sah. Und heute? Wer hat heute noch den Mut und die Geduld, diese drei langen Märchen noch einmal von Anfang bis zu Ende zu lesen? Wir wollen damit nicht sagen, daß sich heute in den Werken Balzacs nichts Gutes finden ließe oder daß er kein Talent gehabt habe: im Gegenteil, auch heute kann man in seinen Romanen viel Schönes finden, aber es ist zeitgebunden und relativ; er war begabt, sogar hochbegabt, aber nur für eine gewisse Zeit. Diese Zeit ist vorüber, und sein Talent ist vergessen – und heute ist es der gleichen Menge, die

[1] Zum erstennal abgedruckt im Jahre 1844 in den „Otetschestwennyje Sapiski“.

* Gewaltaktion; mit Mühe, Anstrengung verbundenes Handeln

einst über ihn außer sich war vor Begeisterung, völlig gleichgültig, nicht nur, ob er jetzt noch existiert, sondern auch, ob es ihn je gegeben hat.[2]

Bei alledem hat wohl keine einzige Epoche irgendeiner Literatur das Beispiel eines Erfolges aufzuweisen, der sich auch nur entfernt mit dem vergleichen kann, der in unseren Tagen die vielbesprochenen „Geheimnisse von Paris“ gekrönt hat. Wir wollen nicht davon reden, daß dieser Roman oder, besser gesagt, diese *europäische Tausendundeine Nacht*, die stückchenweise unter dem Strich einer Tageszeitung erschien, das Publikum von Paris und damit auch das Publi-[362]kum überall in der Welt gefesselt hat, wo französische Zeitungen gelesen werden (und wo werden sie nicht gelesen?) – auch nicht davon, daß dieser Roman nach seinem Erscheinen in Buchform in kürzester Zeit vergriffen, gelesen, wiedergelesen, zerlesen, abgegriffen und zerfetzt war, auch das an allen Enden der Welt, wo immer man Französisch spricht (und wo spricht man es nicht?), daß er in alle europäischen Sprachen übersetzt ist, unendlich von sich reden gemacht hat, mehr noch in nichtliterarischen als in literarischen Kreisen, und mächtig Nachahmung anregte – auch nicht davon, daß jetzt in Paris eine Prachtausgabe des Romans mit Illustrationen der besten Zeichner in Vorbereitung ist. Alles das ist in unserer Zeit kein Maßstab für wahren, wirklichen Erfolg. In unserer Zeit wird das Ausmaß des Genies, des Talents, der Gelehrtheit der Schönheit, der Tugend und folglich auch des Erfolgs, den unser Jahrhundert höher stellt als Genie, Talent, Gelehrtheit, Schönheit und Tugend –dieses Ausmaß wird am besten mit einem Maßstab gemessen, der alle anderen bedingt und einschließt: mit – GELD. In unserer Zeit ist man genial, gelehrt, schön und tugendhaft nur, wenn man gut verdient hat und reich geworden ist. In den guten, aber finsteren alten Zeiten beendete das Genie seine große Laufbahn entweder auf dem Scheiterhaufen oder im Armenhaus, wenn nicht in der Irrenanstalt; die Gelehrsamkeit starb Hungers; die Tugend teilte das Schicksal des Genies, und die Schönheit galt als gefährliches Geschenk der Natur. Heute liegen die Dinge anders. Heute hat man es mit solchen Eigenschaften manchmal schwer zu Beginn seiner Laufbahn, beendet sie aber um so besser: mager, schlank und blaß in der Jugend, ruht man sich in den Jahren vielerfahrener Männlichkeit dick, fett, rotwangig, stolz und sorglos auf Säcken Goldes aus. Anfangs ist man gewöhnlich Misanthrop und Byronist, aber dann wird man zum Spießer, der mit sich und der Welt zufrieden ist. Jules Janin begann seine Laufbahn mit „dem toten Esel und der guillotinierten Frau“ und beschließt sie als Verfasser käuflicher Feuilletons im „Journal des Débats“, in dem er einen einträglichen Laden aufgemacht hat, wo Lob und Tadel an den Meistbietenden verkauft werden. Eugène Sue betrachtete zu Anfang seiner Laufbahn das Leben und die Menschheit durch eine schwarze Brille und legte Wert darauf, zur satanistischen Literaturschule gerechnet zu werden: damals war er noch nicht reich. Jetzt hat er es mit der Moral, denn er ist reich geworden... Nach den großen Summen, die er für die „Geheimnisse [363] von Paris“ bekommen hat, bietet jetzt ein neuer Zeitungsmann, der seine Zeitschrift auf die Beine bringen will, dem Autor der „Geheimnisse von Paris“ *hunderttausend Francs* für seinen neuen Roman an, der noch nicht geschrieben ist... Das nenn’ ich mir Erfolg! Und wer Eugène Sue an Genialität übertreffen will, der muß einen Roman schreiben, für den ein Zeitungsmann *zweihunderttausend Francs* zu geben bereit wäre. Dann wird jeder, auch wenn er nicht lesen, dafür aber rechnen kann, verstehen, daß der neue Romanschriftsteller genau *doppelt* so genial ist wie Eugène Sue ... Die ästhetische Kritik ist, wie man sieht, sehr einfach: jeder bärtige russische Bauunternehmer mit einem Rechenbrett in der Hand kann zum größten Kritiker unserer Zeit werden ...

Damit wäre, scheint es, das Problem der „Geheimnisse von Paris“ kurz und befriedigend gelöst; doch getreu unseren Überzeugungen, die allen über ein ausreichendes Kapital an Moral

[2] Balzac ist von Belinski nicht nach Verdienst gewürdigt worden. In dieser Hinsicht teilte er das Schicksal einer Reihe anderer französischer Romanciers.

verfügenden Leuten als vorgefaßte Meinungen erscheinen können – wollen wir die „Geheimnisse von Paris“ von einem anderen Punkt aus betrachten und sie mit einer anderen Elle messen als der des Erfolgs, das heißt der für sie bezahlten Summe Geldes. Wir halten das sogar für unsere Pflicht, denn die „Geheimnisse von Paris“ haben auch in Rußland, wie überall, großen Erfolg gehabt. Dank der guten, wenn auch nicht vollständigen Übersetzung des Herrn Strojew kann heute auch jener Teil des russischen Publikums diesen Roman kennenlernen, der ausländische Werke nicht im Original lesen kann. Über die „Geheimnisse von Paris“ redet und debattiert man bei uns auch in der Provinz, und einige hauptstädtische Zeitschriften geben überlaute Phrasen über die Genialität Eugène Sues und die Unsterblichkeit seiner „Geheimnisse von Paris“ zum besten, wobei sie übrigens die Gründe dieser Genialität und dieser Unsterblichkeit für ihr Publikum ein undurchdringliches Geheimnis bleiben lassen. Wir haben seinerzeit bereits unsere Meinung geäußert und in der Rubrik „Ausländisches Schrifttum“ die Ansicht eines der besten modernen Kritiker Frankreichs über die „Geheimnisse von Paris“ mitgeteilt. Das hätte genügen können; aber konnten wir damals annehmen, daß die „Geheimnisse von Paris“ das russische Publikum so lebhaft interessieren würden? Über die Dinge zu reden, die Gegenstände des öffentlichen Interesses sind, ist aber Aufgabe der Zeitschrift. So werden wir also noch etwas über die „Geheimnisse von Paris“ reden.

Der Grundgedanke dieses Romans ist wahr und edel. Der Autor [364] wollte der lasterhaften, egoistischen, das Goldene Kalb anbetenden Gesellschaft das Schauspiel der Leiden jener Unglücklichen gegenüberstellen, die zu Unwissenheit und Armut und durch diese Unwissenheit und Armut zu Laster und Verbrechen verurteilt sind. Wir wissen nicht, ob das Gemälde, das der Autor, so gut er konnte, entworfen hat, diese Gesellschaft dazu gebracht hat, aus ihren Orgien von Handel und Industrie erschrocken aufzufahren; wir wissen jedoch, daß es diese Gesellschaft gereizt hat – und sie hat den Autor der *Unsittlichkeit* beschuldigt! In unseren Zeiten sind die Worte „Sittlichkeit“ und „Unsittlichkeit“ sehr elastisch und vieldeutig geworden, und man kann sie heute leicht, wie man will, auf alles Erdenkliche anwenden. Man sehe sich zum Beispiel einmal diesen Herrn da an, mit welcher Würde er seinen dicken Wanst spazieren trägt, der so viel Blut und Tränen schutzloser Unschuldiger verschlungen hat – diesen Herrn, dessen Gesicht so viel Selbstzufriedenheit ausdrückt, daß man sich auf den ersten Blick von dem Umfang seiner wohlgefüllten Truhen überzeugen kann, in denen die unbezahlte Arbeit armer Leute und das legale Erbe vieler Waisen verwahrt liegen. Er, dieser Herr mit dem Eselskopf auf dem Stierleib, redet besonders oft und besonders gern von *Sittlichkeit* und verurteilt besonders streng die Jugend wegen ihrer *Unsittlichkeit*, die in der Mißachtung verdienter (d. h. reich gewordener) Männer besteht, und wegen ihrer Freigeisterei, die sie nur Worten glauben läßt, die durch Taten bekräftigt werden. Solcher Beispiele lassen sich tausende finden, und es ist durchaus nicht verwunderlich, wenn in unserer Zeit Leute auftreten, die Sokrates einen Betrüger, einen Gauner und einen Wahnwitzigen nennen, der die Sittlichkeit der jungen Leute gefährdete. Zu den besonderen Charakterzügen unserer Zeit gehört es auch, daß man für jede Wahrheit, für jede edle Regung, für jede anständige Handlung, die unmittelbar und praktisch zeigt, was Sittlichkeit bedeutet, und, ohne es zu wollen, die verderbten Moralisten an den Pranger stellt, immer gleich der Unsittlichkeit bezichtigt wird. Mit diesem schrecklichen Wort wurde in Paris auch der Roman Eugène Sues belegt: der Autor hatte also sein Ziel erreicht – sein Brief war an die richtige Adresse gekommen... Die „Geheimnisse von Paris“ lösten sogar eine Debatte über Verwaltungsfragen in der Deputiertenkammer aus: so groß war der Erfolg dieses Romans ...

Um der Mehrheit des russischen Publikums den außerordentlichen Erfolg der „Geheimnisse von Paris“ verständlich zu machen, [365] ist es nötig, die lokalen, historischen Ursachen dieses Erfolges zu erläutern. Diese Ursachen gehören heute der Geschichte an; die Politik redet nicht mehr von ihnen: sie sind mithin bereits zum Gegenstand der *historischen Kritik* gewor-

den. Durch einen königlichen Erlaß wurde im Jahre 1830 die französische Verfassung abgeändert; in Paris wurde die Arbeiterklasse durch die Partei des Mittelstands (der „Bourgeoisie“) geschickt in Aufruhr versetzt. Zwischen dem Volk und den Truppen des Königs kam es zum Kampf. In blinder, wahnwitziger Selbstverleugnung schlug sich das Volk, ohne sich zu schonen, wegen der Verletzung von Rechten, die es nicht im geringsten glücklicher gemacht hatten und die es also ebensowenig etwas angingen wie die Gesundheit des Kaisers von China. Während das Volk so in einzelnen Haufen, auf Barrikaden, ohne einheitlichen Plan, ohne gemeinsame Parolen, ohne Führer kämpfte, ohne recht zu wissen gegen wen und ohne jede Vorstellung für *wen* und für *was*, rief es vergebens nach den Repräsentanten der Nation, die kurz zuvor noch in ihrem Chambre séparée* getagt hatten: diese Repräsentanten hatten anderes zu tun; sie hatten sich bleich und schlotternd bis beinahe in die Keller verkrochen. Als der Feuereifer des blinden Volkes der Sache ein Ende gemacht hatte, krochen die Repräsentanten nach und nach aus ihren Schlupflöchern hervor und balancierten über die Leichen hinweg geschickt bis zu den Machtpositionen vor, verdrängten alle ehrlichen Leute aus ihnen und vergnügten sich, von Sittlichkeit faselnd, an den Kastanien, die fremde Hände für sie aus dem Feuer geholt hatten. Das Volk aber, das in wahnwitzigem Eifer sein Blut für ein Wort vergossen hatte, für einen leeren Klang, dessen Sinn es selbst nicht verstand – was hatte dabei dieses Volk gewonnen? ... – O weh! Unmittelbar nach den Juli-Ereignissen mußte dieses arme Volk mit Schrecken erkennen, daß sich seine Lage gegen früher nicht nur nicht verbessert, sondern wesentlich verschlechtert hatte. Und dabei hatte sich die ganze historische Komödie im Namen des Volkes und seines Wohls abgespielt! Die Aristokratie stürzte endgültig; das Bürgertum trat festen Tritts an ihre Stelle, wobei es ihre Privilegien erbte, aber nicht ihre Bildung, ihre verfeinerten Lebensformen, nicht die angeborene Verachtung, die hochmütige Großzügigkeit und die eitle Freigebigkeit, mit der die Aristokratie das Volk behandelt hatte. Vor dem Gesetz hat der französische Proletarier die gleichen Rechte wie der reichste Eigentümer (propriètaire) und Kapitalist; der eine wie der andere hat sich vor dem gleichen [366] Gericht zu verantworten und wird, wenn er schuldig ist, von der gleichen Strafe betroffen; das Unglück dabei ist nur, daß es dem Proletarier bei dieser Gleichheit durchaus nicht besser geht. Als ewiger Arbeiter des Eigentümers und Kapitalisten ist der Proletarier ganz in dessen Hand, ist ganz sein Sklave, denn jener gibt ihm die Arbeit und setzt willkürlich ihre Bezahlung fest. Diese Bezahlung reicht dem armen Arbeiter nicht immer für das tägliche Brot und die Lumpen, die er für sich und seine Familie braucht; der reiche Eigentümer aber behält 99 Prozent dieser Bezahlung für sich... Eine hübsche Gleichheit! Als ob es leichter wäre, zur Winterszeit im kalten Keller oder auf dem kalten Dachboden zu sterben, samt Frau und Kindern, die vor Kälte zittern und seit drei Tagen nichts gegessen haben; als ob es leichter wäre, so zu sterben mit einer Verfassung, für die so viel Blut geflossen ist, als ohne diese Verfassung, aber auch ohne die Opfer, die sie verlangt? ... Der Eigentümer betrachtet, wie jeder Emporkömmling, den Arbeiter in Bluse und Holzpantinen, wie der Pflanzer den Neger betrachtet. Gewiß kann er ihn nicht mit Gewalt zur Arbeit zwingen; aber er kann ihm die Arbeit verweigern und ihn zum Hungertod verdammen. Die bürgerlichen Eigentümer sind prosaisch-praktische Leute. Ihre Lieblingsregel ist: *jeder für sich.* Sie wollen vor dem bürgerlichen Gesetzbuch recht haben und wollen nichts wissen von den Gesetzen der Menschlichkeit und der Sittlichkeit. Sie zahlen dem Arbeiter pünktlich den von ihnen festgesetzten Lohn, und wenn dieser Lohn nicht dazu ausreicht, ihn und seine Familie vor dem Hungertod zu retten und er aus Verzweiflung zum Dieb oder Mörder wird – dann bleibt ihr Gewissen ruhig: vor dem Gesetz sind sie ja im Recht! Die Aristokratie denkt anders: sie ist großzügig, und sei es nur aus Eitelkeit, aus hergebrachter Gewohnheit. Aus dem gleichen Grunde hat sie stets etwas für Geist, Talent, Wissenschaft und Kunst übrig gehabt und sich damit gebrüstet, sie zu begönnern. Das Bürgertum

* Separater Raum

des heutigen Frankreichs tut es der Aristokratie nur an Luxus und Eitelkeit gleich, die bei ihm grob und gemein herauskommen wie bei Molières „*Bürger als Edelmann*“ („Le bourgeois-gentilhomme“). Und für solche Leute hat das Volk sein Leben eingesetzt! Nach der französischen Verfassung kann nur ein Eigentümer wählen und gewählt werden, der für seine unbewegliche Habe nicht weniger als vierhundert Francs jährlich Abgaben zahlt. Damit ist die ganze Staatsgewalt, der ganze Einfluß auf den Staat in den Händen der Besitzer vereint, die nicht einen einzigen Tropfen [367] Blut für die Verfassung geopfert haben, während das Volk von den Rechten der Verfassung, für die es gelitten hat, völlig ausgeschlossen blieb. Bei uns in Rußland, wo der Ausdruck „Hungers sterben“ als Hyperbel [Übertreibung] gebraucht wird, weil in Rußland nicht nur der fleißige arme Mann, sondern auch der ausgekochte Faulpelz und Bettler gar nicht die Möglichkeit hat, Hungers zu sterben – bei uns in Rußland wird man sich nur schwer vorstellen können, daß in England und Frankreich der Hungertod für die armen Leute durchaus möglich und ganz und gar nicht ungewöhnlich ist. Ein paar Wochen, zwei, drei Monate Krankheit oder Arbeitslosigkeit – und der arme Proletarier muß mit seiner Familie sterben, wenn er seine Zuflucht nicht zu einem Verbrechen nehmen will, das ihn dann aufs Schafott bringt. Das ist der Grund, warum wir uns so über diesen Gegenstand ausgelassen haben, der so eng mit dem Inhalt der „Geheimnisse von Paris“ verknüpft ist. Das Elend des Volkes geht in Paris über alles Maß und übersteigt die kühnste Phantasie.

Aber die Funken des Guten sind in Frankreich noch nicht erloschen – sie liegen nur unter der Asche und warten auf einen günstigen Wind, der sie in eine helle, reine Flamme verwandelt. Das Volk ist ein Kind; aber dieses Kind wächst und verspricht, zum kräftigen, vernünftigen Manne zu werden. Der Kummer hat es verständig gemacht und ihm gezeigt, was der konstitutionelle Flitter in Wahrheit wert ist. Es schenkt den Schwätzern und Gesetzesfabrikanten keinen Glauben mehr und wird nicht mehr sein Blut vergießen für Worte, deren Sinn ihm dunkel bleibt, und für Männer, die ihm nur dann von Liebe reden, wenn sie jemanden brauchen, um sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen und sich so eine Gratisspeise zu verschaffen. Das Volk eignet sich schnell Bildung an und hat bereits eigne Dichter, die ihm seine Zukunft zeigen, während sie seine Leiden teilen und sich weder durch Kleidung noch durch Lebensweise von ihm unterscheiden. Es ist noch schwach, aber in seiner Hut allein liegen das Feuer des Lebens der Nation und die frische Begeisterung der Überzeugung, die in den „gebildeten“ Schichten der Gesellschaft erloschen sind. Aber auch heute hat es wahre Freunde; das sind die Männer, die ihre Gelübde und ihre Hoffnungen mit den Geschicken des Volkes verknüpft haben und freiwillig darauf verzichten, an dem Handel um Macht und Geld teilzunehmen.[3] Viele von ihnen sind als Gelehrte und Schriftsteller europäische Berühmtheiten und besitzen alle Voraussetzungen, um auf [368] dem konstitutionellen Jahrmarkt in der ersten Reihe zu stehen, leben und wirken aber in freiwilliger, anständiger Armut. Ihre ehrliche, energische Stimme ist der Schrecken der Händler und der Aktionäre in den Verwaltungsbehörden – und diese Stimme, die für das arme, betrogene Volk erklingt, ertönt in den Ohren der behördlichen Entrepreneure [Unternehmer] wie die Trompete des Jüngsten Gerichts. Das klagende Stöhnen des Volkes, das mit dieser Stimme zu aller Ohren dringt, rüttelt die öffentliche Meinung auf und bringt damit die Staatsspekulanten in Aufregung. Neben diesen ehrlichen Stimmen ertönen andere, zahlreichere, die im Eintreten für das Volk eine sichere Spekulation, ein zuverlässiges Mittel sehen, das Ministerium zu stürzen und an seine Stelle zu treten. Auf diese Weise ist das Volk in Frankreich zum Problem geworden, mit dem sich die öffentliche Meinung, die Politik und die Verwaltungsbehörden beschäftigen. Es versteht sich, daß in solchen Zeiten ein literarisches Werk, dessen Held das Volk ist, Erfolg haben muß. Und man kann sich nur darüber wundern, wie der Geist der Spekulation, der die

[3] Mit „wahre Freunde“ des französischen Volkes meinte Belinski natürlich die französischen utopistischen Sozialisten.

französische Literatur beherrscht, nicht schon früher auf die Idee gekommen ist, sich dieser unerschöpflichen Quelle eines sicheren Einkommens zu bemächtigen!

Eugène Sue war jener Glückspilz, der als erster auf den Gedanken kam, mit dem Namen des Volkes eine vorteilhafte literarische Spekulation ins Werk zu setzen. Eugène Sue gehört nicht zu der Zahl jener wenigen französischen Schriftsteller, die sich von der ekelhaften Öde der öffentlichen Moral abgewandt, der Gegenwart freiwillig den Rücken gekehrt und sich dem uneigennützigen Dienst an der Zukunft gewidmet haben, die sie wahrscheinlich selbst nicht mehr erleben werden, für deren schnelleres Heraufziehen sie jedoch so viel getan haben. Nein, Eugène Sue ist ein praktischer Mann, der volles Verständnis für den materiellen Geist des heutigen Frankreichs hat. Früher einmal wollte er allerdings die Rolle Byrons spielen und gab sich in satanistischen Romanen wie „Atar-Ghul“, „Jitano“, „Crao“ als wilder Mann; aber das kam daher, daß die Buchhändler und die Zeitungsleute damals noch nicht mit Beuteln voll Gold in der Hand hinter ihm herliefen. Außerdem war die Mode der Byron-Imitationen bereits vorüber, und Eugène Sue war auch in die Jahre gekommen, wo es ihm anstand, vernünftig zu werden und von den Stelzen herunterzusteigen. Er war eigentlich immer ein braver Bursche gewesen und hatte sich nur als Dämon mittlerer Güte aufgespielt, aber [369] jetzt ist er ganz zum braven Burschen geworden, ohne alle Prätensionen, zum ehrbaren Bürger im vollen Sinne des Worts, zum Philister konstitutionell-spießerhafter Bürgerlichkeit, und wenn es ihm glücken könnte, ins Parlament zu gelangen, wäre er genau solch ein Abgeordneter geworden, wie ihn die Verfassung heute verlangt. Bei der Darstellung des französischen Volkes in seinem Roman betrachtet Eugène Sue es wie ein echter Bürger (bourgeois), sieht in ihm ganz einfach den hungernden, zerlumpten Pöbel, den Unwissenheit und Armut dazu verurteilten, zu Verbrechern zu werden. Er kennt weder die wahren Laster noch die wahren Tugenden des Volkes, er ahnt nicht, daß das Volk eine Zukunft hat, die es für die triumphierende und herrschende Partei nicht mehr gibt, weil das Volk Glauben besitzt, Enthusiasmus und moralische Stärke. Eugène Sue hat Mitgefühl für die Nöte des Volkes: warum sollen wir ihm die edle Fähigkeit des Mitleids absprechen – um so mehr, als sie ihm so sichere Profite versprach? Aber *wie* er mitfühlt – das ist eine andere Frage. Er würde es gerne sehen, wenn das Volk nicht mehr Not litte, wenn es aufhörte, hungriger, zerlumpter und zum Teil ungewollt verbrecherischer Pöbel zu sein, und zum satten, ordentlichen und anständig auftretenden Pöbel würde, wobei die Bürger, die gegenwärtig in Frankreich die Gesetze fabrizieren, wie bisher die Herren Frankreichs, der hochgebildete Spekulantenstand blieben. Eugène Sue zeigt in seinem Roman, wie manchmal gerade die französischen Gesetze ungewollt Sittenverderbnis und Verbrechen begünstigen. Und er zeigt das, muß man sagen, sehr geschickt und überzeugend; aber er hat keine Ahnung davon, daß das Übel nicht in irgendwelchen einzelnen Gesetzen versteckt liegt, sondern in dem gesamten System der französischen Gesetzgebung, in der ganzen Gesellschaftsordnung... [370]

Leitfaden für das Studium der theoretisch-materiellen Philosophie

von Alexander Petrowitsch Tatarinow

St. Petersburg

In der Druckerei von Eduard Pratz,

1844, Oktavformat, 40 Seiten[1]

Deutschland ist das Vaterland der Philosophie der neuen Zeit. Wenn man von Philosophie spricht, versteht man darunter stets die deutsche, weil die Menschheit keine andere Philosophie besitzt. In allen anderen Ländern ist die Philosophie der Versuch einer Einzelperson, bestimmte Fragen des Seins zu beantworten; in Deutschland ist die Philosophie eine sich historisch entwickelnde Wissenschaft; ihre Behandlung geht schrittweise von einer Generation an die andere über. Kant hat als erster die festen Grundsätze der neueren Philosophie aufgestellt und ihr wissenschaftliche Form gegeben. Fichte brachte mit seiner Lehre das zweite Moment der Entwicklung der Philosophie zum Ausdruck: Obwohl er unabhängig von Kant wirkte und sogar polemisch gegen ihn Stellung nahm, war er dennoch nur der Fortführer des von Kant begonnenen Werks, Schelling und Hegel sind die Repräsentanten der weiteren Bewegung der Philosophie. Heute zerfällt der Hegelianismus in drei Richtungen – einen rechten Flügel, der bei dem letzten Wort der Hegelschen Philosophie stehengeblieben ist und darüber nicht hinausgeht; in den linken Flügel, der von Hegel abgefallen ist und seinen Fortschritt auf die lebendige Versöhnung der Philosophie mit dem Leben, der Theorie mit der Praxis stützt; und in das Zentrum, das eine Art Mittelding zwischen dem toten Stillstand des rechten und der schnell vorwärtsstrebenden Bewegung des linken Flügels bildet. Wenn wir sagten, daß der linke Flügel der Hegelianer von seinem Lehrer abgefallen ist, so bedeutet das nicht, daß er dessen große Verdienste im Bereich [371] der Philosophie leugnet und Hegels Lehre für leer und unfruchtbar hält. Nein, es bedeutet nur, daß er weitergehen will und bei aller Achtung vor dem großen Philosophen die Autorität des menschlichen Geistes höher stellt als den Geist der Autorität Hegels. So ist Fichte von Kant abgefallen; so hat sich Schelling durch den Geist seiner Lehre gegen Kant und Fichte erklärt; so ist Schellings Schüler, Hegel, von Schelling abgefallen; doch keiner von ihnen kam auf den Gedanken, die Verdienste seines Vorgängers zu leugnen, und jeder von ihnen glaubte, daß er seinen Erfolg der Arbeit des Vorgängers zu verdanken habe. Dieser Gang der deutschen Philosophie hat private Philosophierereien nunmehr unmöglich gemacht. Wer sich heute in Deutschland auf dem Feld der Philosophie betätigen will, darf nicht mehr bloß in der Presse erklären: „Ich denke so“, sondern muß ganze Jahre schwerer Arbeit dem sachlichen und gründlichen Studium alles dessen widmen, was auf dem Gebiete der Philosophie geleistet wurde – muß auf der Höhe der Zeit stehen.[2]

Von diesem Standpunkt aus gibt es nichts Ergötzlicheres als die russische Philosophie und die russischen Bücher über philosophische Fragen. Um die Philosophie als Wissenschaft kümmert sich bei uns niemand; aber alle unsere Philosophen bilden sich ein, um zum Philosophen zu werden, genüge es, den Willen dazu zu haben. Die Philosophie zu studieren, halten sie nicht für nötig; es fällt ihnen leichter, zu erklären, daß alle deutschen Philosophen lügen, als auch nur einen von ihnen zu lesen. Unsere Philosophen verstehen nicht, daß die Philosophie bei uns noch keinen Boden hat, daß es noch kein Bedürfnis für sie gibt. Unseren Philosophen wandelt plötzlich, aus heiterem Himmel, das Verlangen an, ein bißchen herumzuphilosophieren, und da man für Geschwätz keine Steuern zu zahlen braucht, kommt als Resultat

[1] Zum erstenmal abgedruckt im Jahre 1848 in den „Otetschestwennyje Sapiski“.

[2] Belinski war nur ungenügend bekannt mit den Arbeiten der hervorragenden Vertreter des englischen und des französischen Materialismus des 17. und des 18. Jahrhunderts, die in der Entwicklung des menschlichen Denkens eine sehr große Rolle gespielt haben.

eines solchen unerwarteten Philosophieanfalls ein Büchelchen zustande, in dem alles gesagt, alles erklärt, alles beantwortet ist, außer der einen Frage – warum und für wen dieses ganze Zeug geschrieben wurde.[3]

Wohl der kühnste aller unserer Philosophen ist Herr Alexander Petrowitsch Tatarinow: auf vierzig in großer Schrift abscheulich gedruckten Seiten entwickelt er irgendeine noch nie dagewesene *theoretisch-praktische* Philosophie und löst klar und endgültig das Problem, was *die Wahrheit, das Gute und das Schöne* sind; die Wahrheit ist bei ihm die Wahrheit, das Gute – das Gute und das Schöne –das Schöne. Kurz und klar! Von den Philosophen vor ihm weiß er [372] nur ein bißchen was von Locke, Leibniz und Kant, vom weiteren Verlauf der Philosophie hat er jedoch nicht die geringste Kenntnis. Wozu und für wen ist dieses Heftchen (Buch oder selbst Büchelchen kann man es nicht nennen) eigentlich geschrieben? Für den, der auch nur einigermaßen eine Vorstellung von Philosophie hat, ist das Heftchen des Herrn Tatarinow einfach ein Witz; wer daher von Philosophie überhaupt keine Vorstellung hat, wird in ihm, diesem Heftchen, absolut nichts verstehen. [373]

[3] Belinski dachte hier an die Schriften der „philosophierenden“ Panslawisten und Geistlichen. In der legalen Presse konnte er nicht offen die Sympathie und die Achtung aussprechen, die er für die echten russischem Philosophen und die Bekämpfer der Leibeigenschaft empfand. Mit dem Hinweis, daß es in Rußland „keinen Boden“, „kein Bedürfnis“ für Philosophie gäbe, meinte Belinski die bedrückende Leibeigenschaft und die Rückständigkeit des damaligen Rußlands im Vergleich mit den fortgeschrittenen Ländern Europas.

Ausgewählte Aufsätze, Rezensionen und Briefe 1846-1848

[375]

Gedanken und Bemerkungen über die Russische Literatur[1]

Mag unsere Literatur sein, wie sie will, sie hat jedenfalls für uns eine weit größere Bedeutung, als es scheinen mag: in ihr, und in ihr allein, liegt unser ganzes geistiges Leben und die ganze Poesie unseres Lebens. Nur in ihrer Sphäre hören wir auf, Iwan und Pjotr zu sein, und werden wir einfach zu Menschen, reden und verkehren mit Menschen.

In unserer Gesellschaft herrscht der Geist der Spaltung vor: jeder unserer Stände lebt auf seine eigene, besondere Art – hat seine eigene Kleidung, eigene Manieren, eine eigene Lebensweise, eigene Gebräuche und selbst seine eigene Sprache. Um sich hiervon zu überzeugen, genügt es, an einer Abendgesellschaft teilzunehmen, bei der sich zufällig ein Beamter, ein Offizier, ein Großgrundbesitzer, ein Kaufmann, ein Kleinbürger, ein Prokurist oder ein Verwalter, ein Geistlicher, ein Student, ein Seminarist, ein Professor und ein Künstler zusammengefunden haben; in eine solche Gesellschaft versetzt, kann man auf den Gedanken kommen, der babylonischen Sprachverwirrung beizuwohnen... So tief ist die Spaltung, die unter den Repräsentanten der verschiedenen Klassen ein und derselben Gesellschaft herrscht! Der Geist der Spaltung ist ein Feind der Gesellschaft: die Gesellschaft vereint die Menschen, die Kaste spaltet sie. Man ist vielfach der Meinung, es sei der Dünkel, dieser Überrest aus der Zeit der alten Slawen, was bei uns der Hang zur Gesellung (sociabilité) unterbindet. Das mag wahr sein, aber höchstens teilweise. Zugegeben, der Mann von Adel macht sich ungern mit Leuten niederen Rangs gemein; aber die Leute niederen Rangs zu welchen Opfern sind sie nicht bereit, um dem Adel näherzukommen? Sie kennen kein leidenschaftlicheres Verlangen! Das Unglück ist nur, daß dieses Näherkommen stets äußerlich, formal bleibt – man steht wie auf dem Grüßfuß; der reiche Kaufmann fühlt sich schon in seiner Eigenliebe geschmeichelt, wenn er auch nur mit einem [376] armen Adligen bekannt ist, bleibt aber, auch wenn er einen reichen Adligen näher kennengelernt hat, den Gewohnheiten, den Begriffen, der Sprache und der Lebensweise des eigenen, das heißt des Kaufmannsstandes, treu. Dieser Geist der Absonderung ist bei uns so stark, daß selbst die neuen Stände, die aus der von Peter dem Großen begründeten neuen Ordnung der Dinge hervorgegangen sind, sofort ihre eigene besondere Tönung angenommen haben. Warum soll man sich darüber wundern, daß der Adlige und der Kaufmann einander so gar nicht ähnlich sind, wenn fast der gleiche Unterschied manchmal zwischen einem Gelehrten und einem Künstler besteht? Bei uns gibt es immer noch Gelehrte, die ihr ganzes Leben lang dem edlen Entschluß treu bleiben, nicht begreifen zu wollen, was die Kunst ist und wozu sie taugt; wir haben noch viele Künstler, die auch nicht mal eine Ahnung von der lebendigen Verbindung ihrer Kunst mit der Wissenschaft, der Literatur und dem Leben haben. Deshalb braucht man nur einen *solchen* Gelehrten und einen *solchen* Künstler zusammenzubringen – und man wird sehen, daß sie entweder schweigen oder ein paar allgemeine Redensarten austauschen werden, und selbst das wird für sie keine Unterhaltung, sondern eine Mühe sein. Manch einer unserer Gelehrten blickt, besonders wenn er sich den exakten Wissenschaften gewidmet hat, mit einem ironischen Lächeln auf die Philosophie und die Geschichte und auf die Leute, die sich mit ihnen abgeben – in der Dichtung, der Literatur, der Journalistik gar sieht er einfach Unsinn. Unser sogenannter „Literat“ blickt voller

[1] Dieser Aufsatz wurde zum erstenmal in dem von N. A. Nekrassow herausgegebenen „Peterburgski Sbornik“ (St. Petersburg, 1846) abgedruckt. Für die Bekanntschaft mit den Anschauungen Belinskis ist er von größter Bedeutung.

Verachtung auf die Mathematik, die ihm in der Schule nicht eingehen wollte. Man wird vielleicht sagen: das alles kommt nicht vom Geist der Spaltung, sondern vom Geist der Halbbildung oder der halben Aufgeklärtheit. Nun gut! Aber alle diese Leute haben ja eine, wenn nicht gerade tiefe, so doch recht vielseitige Elementarbildung erhalten: der Literat hat bereits in der Schule Mathematik gelernt und der Mathematiker Literatur studiert. Viele von ihnen können sich, wenn's drauf ankommt, recht gescheit darüber auslassen, daß die Wissenschaften nur künstlich getrennt werden, daß es aber eine wesentliche Trennung zwischen ihnen nicht gibt und nicht geben kann, weil alle Wissenschaften zusammen das eine Wissen von dem einen Gegenstand – vom Sein – bilden; daß die Kunst ebenso wie die Wissenschaft auch ein Bewußtwerden des Seins ist, nur in anderer Form, und daß die Literatur für alle gebildeten Menschen gleichmäßig geistiger Genuß und geistiges Vergnügen sein muß. Aber wenn es darauf an [377] kommt, diese ausgezeichneten Erwägungen in die Tat umzusetzen – dann spalten sie sich sofort in Zünfte, die einander entweder über die Achsel oder mit einem gewissen ironischen Lächeln, im Gefühl der eigenen Würde oder mit einer Art Mißtrauen, ansehen... Wie will man da Hang zur Gesellung von Leuten verschiedener Stände fordern, von denen jeder auf seine Art sowohl denkt und redet als auch sich kleidet, ißt und trinkt?

Und trotz alledem hieße es eine Unwahrheit aussprechen, wenn man sagen wollte, wir hätten überhaupt keine Gesellschaft. Sicher ist, daß bei uns ein starkes Bedürfnis nach Gesellschaft und ein Drang zur Gesellschaft vorhanden sind, und schon das ist wichtig! Die Reform Peters des Großen hat die Mauern, die in der alten Gesellschaft eine Klasse von der andern trennten, nicht vernichtet, nicht zerstört; aber sie hat die Grundfesten dieser Mauern unterminiert und sie, wenn auch nicht zum Einsturz gebracht, so doch sich auf die Seite neigen lassen – und jetzt neigen sie sich von Tag zu Tag immer tiefer, zerbröckeln und bedecken sich mit ihren eigenen Trümmern, ihrem eigenen Schutt und Schotter, so daß sie ausbessern soviel heißen würde wie: ihnen eine Schwere geben, die infolge des unterminierten Fundaments ihren ohnehin unvermeidlichen Einsturz nur beschleunigen würde. Und wenn heute die durch diese Mauern voneinander getrennten Stände nicht wie über ein glattes Straßenpflaster über sie hinschreiten können, so können sie doch leicht an jenen Stellen über sie wegspringen, wo die Mauern besonders verfallen sind oder Breschen zeigen. Das alles geschah früher langsam und unmerklich und geschieht jetzt sowohl schneller als auch merkbarer – und nicht mehr fern ist die Zeit, wo es sehr schnell und endgültig geschehen wird. Die Eisenbahnen werden unter Mauern und durch Mauern hindurch, durch Tunnel und über Brücken hinweggehen; sie werden durch den Ausbau der Industrie und des Handels die Interessen der Menschen aller Stände und Klassen verflechten und werden sie zwingen, jene lebendigen, engen Beziehungen zueinander aufzunehmen, die ungewollt alle unnötigen scharfen Unterschiede verwischen.

Doch der Beginn dieser Annäherung der Stände, die den Beginn der Bildung der Gesellschaft darstellt, liegt keineswegs ausschließlich in unserer Zeit: er fällt zusammen mit dem Beginn unserer Literatur. Eine nur durch materielle Interessen zu einer Masse zusammengedrängte verschiedenartige Gesellschaft wäre eine klägliche und un-[378]menschliche Gesellschaft. So groß auch nach außen hin Wohlstand und Kraft irgendeiner Gesellschaft sein mögen – wenn Handel, Industrie, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen und überhaupt alle materiellen Triebkräfte in ihr die ersten, hauptsächlichen und direkten, nicht aber nur zusätzlichen Hebel der Aufklärung und Bildung darstellen –, so kann man eine solche Gesellschaft schwerlich beneiden... In dieser Hinsicht können wir uns über unser Schicksal nicht beklagen: die Aufklärung und Bildung unserer Gesellschaft floß anfangs als kleines, kaum merkbares Bächlein dahin, das dafür aber aus der höchsten und edelsten Quelle entsprang – direkt aus Wissenschaft und Literatur. Die Wissenschaft schlägt erst jetzt hei uns Wurzel und hat noch nicht fest Boden gefaßt, während die Bildung sich nur noch nicht entfaltet hat, aber bereits tiefe Wurzeln besitzt. Ihre wenigen Blätter sind noch klein, der Stamm ist weder hoch noch dick, aber die Wurzeln

reichen bereits so tief hinab, daß kein Sturm, keine Wasserflut, keine Macht der Welt sie aus dem Boden reißen kann: man rode ein Stück dieses Wäldchens – und aus den Wurzeln schießen an einer anderen Stelle neue Triebe empor, und man wird leichter die Lust am Roden verlieren, als daß die Wurzeln aufhören, neue Triebe zu geben und in die Breite zu wachsen...

Wenn wir von den Erfolgen der Bildung unserer Gesellschaft reden, so reden wir von den Erfolgen unserer Literatur, denn unsere Bildung ist die unmittelbare Auswirkung unserer Literatur auf die Begriffe und die Sitten der Gesellschaft. Unsere Literatur hat die Sitten der Gesellschaft geschaffen, hat bereits mehrere Generationen erzogen, die sich scharf voneinander unterscheiden, hat die innere Annäherung der Stände eingeleitet, eine Art öffentliche Meinung gebildet und so etwas wie eine besondere Gesellschaftsklasse hervorgebracht, die sich von dem gewöhnlichen *Mittelstand* dadurch unterscheidet, daß sie nicht nur aus Kaufleuten und Kleinbürgern besteht, sondern aus Menschen aller Stände, die einander durch die Bildung nähergekommen sind, was bei uns soviel heißt wie durch die Liebe zur Literatur.[2]

Wer den Einfluß unserer Literatur auf die Gesellschaft richtig verstehen und einschätzen will, der muß sich die Repräsentanten ihrer verschiedenen Epochen ansehen, muß mit ihnen reden oder sie dazu bringen, miteinander Zwiesprache zu halten. Unsere Literatur ist so jung, hat erst vor so kurzer Zeit begonnen, daß man auch heute [379] noch in der Gesellschaft alle ihre Repräsentanten antreffen kann. Das erste in richtigem Versmaß geschriebene russische Gedicht, das Beachtung verdient, Lomonossows „*Ode auf die Einnahme von Chotin*“, erschien im Jahre 1739, vor genau 107 Jahren, und Lomonossow starb im Jahre 1765, also vor etwas mehr als 80 Jahren. Gewiß gibt es heute schon keinen Menschen mehr, der selbst als Kind Lomonossow gesehen hat oder sich, wenn er ihn gesehen hat, an ihn erinnern kann; aber es gibt auch heute in Rußland noch viele Menschen, die aus den Werken Lomonossows die Poesie und die Literatur lieben gelernt haben und die ihn auch heute noch für den großen Dichter halten, als den man ihn zu seiner Zeit betrachtete. Noch mehr Menschen gibt es heutzutage, die sich eine lebendige Erinnerung sowohl an das Aussehen wie an die Stimme Dershawins bewahrt haben und die Epoche seines vollentfalteten Ruhms als die schönste Zeit ihres Lebens ansehen. Viele ältere Leute sind auch heute noch in tiefstem Herzen überzeugt von dem hohen Wert der Poeme Cheraskows, und ist es etwa lange her, daß der hochangesehene Dichter Dmitrijew sich in der Presse darüber beklagt hat, daß die junge Generation das Talent des Schöpfers der „*Rossiade*“ und des „*Wladimir*“ nicht genügend achte? Es gibt noch viele alte Leute, die sich gerührt an die Tragödien Sumarokows erinnern und bereit sind, wenn die Rede darauf kommt, die nach ihrer Meinung schönsten Tiraden aus dem „*Falschen Demetrius*“ auswendig vorzutragen. Wieder andere sind zwar schon damit einverstanden, daß die Sprache Sumarokows wirklich sehr veraltet ist, verweisen aber mit besonderer Hochachtung auf die Tragödien und die Komödien Knjashnins als auf Musterbilder für dramatisches Pathos und eine reine russische Sprache. Noch häufiger trifft man Leute an, die zwar nicht mehr von Sumarokow und Knjashnin reden, aber dafür mit um so mehr Feuer und Überzeugtheit von Oserow sprechen werden. Was schließlich Karamsin angeht – so ist ihm nicht nur die alte, sondern auch die alternde Generation mit Leib und Seele unwiderruflich verfallen, empfindet, denkt und lebt in seinem Geist, obwohl sie auch Shukowski, Batjuschkow, Puschkin, Gribojedow, Gogol und Lermontow nicht nur gelesen, sondern sich mehr oder weniger für sie alle begeistert hat... Weiter gibt es jetzt Leute, die ironisch lächeln, wenn Puschkin genannt wird, und mit Ehrerbietung und Begeisterung von Shukowski sprechen, als ob die Achtung vor diesem mit Achtung vor jenem unvereinbar sei. Und wie viele Leute gibt es heute, die Gogol [380] nicht verstehen und ihre Voreingenommenheit ihm gegenüber damit zu rechtfertigen suchen, daß sie

[2] In diesem Absatz gibt Belinski zum erstenmal, ohne sie beim Namen zu nennen, eine Definition der „Intelligenz“ als einer besonderen sozialen Gesellschaftsschicht.

Puschkin verstehen! ... Aber man soll nicht meinen, daß es sich bei alledem um rein literarische Urteile handelt: nein, wenn man sich diese Repräsentanten der verschiedenen Epochen unserer Literatur und der verschiedenen Epochen unserer Gesellschaft näher ansieht und genauer anhört, kann man nicht umhin, zu bemerken, daß ihre literarischen und ihre alltäglichen Begriffe und Überzeugungen in mehr oder weniger lebendiger Beziehung zueinander stehen. Hinsichtlich ihrer literarischen Bildung im engeren Sinne sind diese Leute wie durch Jahrhunderte voneinander geschieden, denn unsere Literatur hat in etwas mehr als hundert Jahren mehrere Jahrhunderte durchlaufen. Deshalb bestand ein so großer Unterschied zwischen der Gesellschaft, die sich für die ungelenken Phrasen hochtrabender Oden und schwerfälliger epischer Poeme begeisterte, und der Gesellschaft, die an Lisas Teich Tränen vergoß; zwischen der Gesellschaft, die mit wahrer Gier die „*Ludmilla*“ und die „*Swetlana*“ las, sich an den phantastischen Schrecknissen der „*Zwölf schlafenden Jungfrauen*“ berauschte oder zu den geheimnisvollen Klängen der „*Äolsharfe*“ in romantischer Melancholie verging – und der Gesellschaft, die über dem „*Eugen Onegin*“ sowohl den „*Gefangenen im Kaukasus*“ und die „*Fontäne von Bachtschissarai*“, über „*Verstand schafft Leiden*“ die Komödien Fonwisins, über dem „*Boris Godunow*“ den „*Dmitrj Donskoj*“ von Oserow vergaß (wie sie einst über diesem den „*Falschen Demetrius*“ von Sumarokow vergessen hatte) und schließlich unter Puschkin und Lermontow für die Dichter erkaltete, die diesen vorausgingen; die schließlich über Gogol gänzlich alle die Romanciers und Novellisten vergaß, für die sie sich eben noch so begeistert hatte... Man denke nur einmal nach, was für ein unermeßlicher Zeitabschnitt zwischen dem „*Iwan Wyshigin*“, der 1829 erschien, und den „*Toten Seelen*“ liegt, die 1842 erschienen... Diese Unterschiede der literarischen Bildung der Gesellschaft gingen ins Leben über und teilten die Menschen in Generationen, die verschieden handelten und dachten, verschiedene Überzeugungen besaßen und deren lebhafte Dispute und polemische Auseinandersetzungen, da sie prinzipieller Natur sind und nicht materiellen Interessen entspringen, deutliche Anzeichen dafür sind, daß in unserer Gesellschaft ein geistiges Leben entstanden ist und sich entfaltet. Das ist eine große Sache, und sie ist ganz das Werk unserer Literatur! ...

[381] Die Literatur war für unsere Gesellschaft die lebendige Quelle sogar für Ideen der praktischen Moral. Sie begann als Satire und erklärte in der Person Kantemirs der Ignoranz, den Vorurteilen, der Prozeßsucht, der Angeberei, den Gerichtsschikanen, der Bestechlichkeit und den Unterschlagungen unbarmherzig den Krieg, jenen Seiten des alten Gesellschaftslebens, die damals nicht Laster, sondern Lehensregeln und moralische Grundsätze waren. Man mag von Sumarokows Talent denken, was man will, aber seine satirischen Angriffe auf den „*Brennesselsamen*“ verdienen, daß der Historiker der russischen Literatur ihrer stets an hervorragender Stelle gedenkt. Die Komödien Fonwisins haben ihre Verdienste vor der Literatur, noch mehr aber vor der Gesellschaft. Etwa dasselbe kann man von dem „*Angeber*“ Kapnists sagen. Die Fabel hat deshalb bei uns so gute Aufnahme gefunden, weil sie zur Gattung der satirischen Dichtung gehört. Auch ein so vorwiegend lyrischer Dichter wie Dershawin war zugleich satirischer Dichter, zum Beispiel in der „*Feliza*“, dem „*Würdenträger*“ und anderen Stücken. Schließlich kam die Zeit, wo sich die Satire in unserer Literatur in einen Humor verwandelte, der in der künstlerischen Wiedergabe der Alltagswirklichkeit zum Ausdruck kommt. Es wäre natürlich lächerlich, anzunehmen, Satire, Komödie, Erzählung oder Roman seien imstande, einen lasterhaften Menschen zu bessern; aber es besteht kein Zweifel, daß sie, indem sie der Gesellschaft die Augen öffnen über ihr eigenes Leben und dazu beitragen, daß ihr Selbstbewußtsein erwacht, das Laster der Verachtung und der Schande preisgeben. Es hat seinen guten Grund, wenn viele Leute bei uns nur mit Haß den Namen Gogol nennen und seinen „*Revisor*“ als „unsittliches“ Werk bezeichnen, das eigentlich verboten werden müßte. Ebenso ist heute wohl niemand mehr so naiv, zu glauben, eine Komödie oder ein Roman könnten einen bestechlichen Beamten zum ehrlichen Mann machen – nein, wenn ein krumm gewachsener Baum erst einmal groß und dick geworden ist, läßt er sich nicht wie-

der gerade machen; aber die bestechlichen Beamten haben ebensogut Kinder wie die unbestechlichen: die einen wie die andern sehen noch keinen Grund, die eindringliche Darstellung der Bestechlichkeit für unsittlich zu halten, begeistern sich deshalb für diese Darstellung und nehmen, ohne daß sie es merken, Eindrücke in sich auf, die für ihr späteres Leben, wenn sie selbst zu tätigen Mitgliedern der Gesellschaft werden, nicht immer ohne Folgen bleiben. Die Eindrücke, die man in der Jugend erhält, sind stark, [382] und die Jugend nimmt eben das als unbedingte Wahrheit an, was den ersten starken Eindruck auf ihre Einbildung gemacht und ihren Geist lebhaft beschäftigt hat. Das ist die Art und Weise, wie die Literatur bereits nicht mehr allein auf die Bildung, sondern auch auf die Verbesserung der Sitten der Gesellschaft einwirkt. Man mag sagen, was man will, aber es ist eine unbezweifelbare Tatsache, daß erst in jüngster Zeit bei uns in merklicher Zahl Leute zu finden sind, die sich bemühen, entgegen ihrem persönlichen Vorteil und zum Schaden ihrer gesellschaftlichen Stellung ihre moralischen Überzeugungen in die Tat umzusetzen...

Ebenso unbestreitbar ist auch die Tatsache, daß die Literatur bei uns zu dem Punkt wird, wo Menschen, die in jeder andern Hinsicht *innerlich* voneinander getrennt leben, sich zusammenfinden. Der Kleinbürger Lomonossow bringt es dank seinem Talent und seiner Gelehrtheit zu hohen Posten, und der Hochadel nimmt ihn in seinen Kreis auf. Andrerseits bringt ihn die Literatur in Beziehung zu Leuten, die in staatsbürgerlicher Hinsicht arm und unbedeutend sind. Der arme Landedelmann Dershawin stieg dank seinem Talent selbst in den Hochadel auf und fand unter den Menschen, mit denen ihn die Literatur in Verbindung brachte, nicht allein Mäzene, sondern auch Freunde. Der Kasaner Kaufmann Kamenew, der die Ballade „*Gromwal*“ geschrieben hatte, suchte in Moskau gelegentlich einer Geschäftsreise Karamsin auf und lernte durch dessen Vermittlung den ganzen literarischen Kreis Moskaus kennen. Das geschah vor *vierzig* Jahren, als die Kaufleute in den adligen Häusern nur zum Vorzimmer Zutritt hatten, und auch dann nur in geschäftlichen Angelegenheiten, wenn sie mit Waren kamen oder zur Eintreibung einer kleinen Schuld, an deren Bezahlung sie untertänig zu mahnen wagten. Die ersten russischen Zeitschriften, von denen man heute nicht einmal mehr die Namen kennt, wurden von Gruppen junger Männer herausgegeben, die einander durch die gemeinsame leidenschaftliche Liebe zur Literatur nähergekommen waren. Bildung macht die Menschen einander gleich. Und in unseren Zeiten trifft man gar nicht mehr selten einen Freundeskreis, zu dem ebensogut wohlbestallte adlige Herren wie Kaufleute, Kleinbürger und Angehörige der verschiedenen Mittelschichten gehören – einen Zirkel, dessen Mitglieder völlig alle trennenden äußeren Unterschiede vergessen haben und einander einfach als Menschen schätzen. Da haben wir wahrhaft den Beginn eines gebildeten Gesellschaftslebens vor [383] uns, der das Werk unserer Literatur ist! Muß nicht jeder, der Anspruch darauf erhebt, sich Mensch zu nennen, von ganzem Herzen wünschen, daß dieses Gesellschaftsleben nicht nur täglich, sondern stündlich wächst und kräftiger wird wie die Recken des russischen Märchens? Wie alles Lebendige muß die Gesellschaft organisch sein, das heißt, sie muß aus einer Vielzahl von Menschen bestehen, die *innerlich* miteinander verbunden sind. Finanzielle Interessen, Handel, Aktien, Bälle, Abendgesellschaften, Tanzvergnügen – auch sie stellen Bindungen dar, aber nur äußerliche und mithin nicht lebendige, nicht organische, wenn auch sowohl nötige wie nützliche. Was die Menschen innerlich miteinander verbindet, sind gemeinsame moralische Interessen, ähnliche Begriffe, gleiche Bildung, im Bunde mit gegenseitiger Achtung ihrer Menschenwürde. Alle unsere moralischen Interessen, unser ganzes Geistesleben haben sich jedoch bisher ausschließlich in der Literatur konzentriert, und so wird es auch wohl noch lange bleiben: sie ist die lebendige Quelle, aus der alle menschlichen Gefühle und Begriffe in die Gesellschaft einsickern...

Anscheinend ist nichts leichter, *im Grunde* aber ist nichts schwerer, als über die russische Literatur zu schreiben. Das kommt daher, daß die russische Literatur noch immer ein Wik-

kelkind ist, mag sein – ein Wickelkind wie Herkules, aber dennoch ein Wickelkind. Und über kleine Kinder läßt sich ja immer viel schwerer etwas Positives, Bestimmtes sagen als über Erwachsene. Außerdem bietet unsere Literatur ebenso wie unsere Gesellschaft das Schauspiel aller möglichen Widersprüche, Gegensätze, Extreme und Kuriositäten dar. Das kommt daher, daß sie nicht von selbst entstanden ist, sondern anfänglich als Setzung aus fremdem Boden in unsern Boden gekommen ist. Über unsere Literatur redet es sich daher am leichtesten in Extremen. Man weise nach, daß sie an Reichtum und Reife hinter keiner der europäischen Literaturen zurücksteht und daß wir unsere Genies nach Dutzenden und unsere Talente nach Hunderten zählen können; oder man weise nach, daß wir überhaupt keine Literatur haben, daß unsere besten Schriftsteller entweder Zufallserscheinungen sind oder einfach nichts taugen: in beiden Fällen kann man jedenfalls auf Verständnis rechnen und wird glühende Anhänger finden. Die Vorliebe für Extreme in den Urteilen ist eine der Eigenschaften der noch nicht fertig ausgebildeten russischen Natur; der [384] russische Mensch prahlt entweder gern über alles Maß oder ist über alles Maß bescheiden. Deshalb gibt es auch bei uns einerseits so viele hohlköpfige Europäer, die entzückt sind über das letzte Zeitungsgeschichtchen eines nur noch routinierten französischen Belletristen oder mit Emphase den neuesten Vaudeville-Schlager* singen, den die Pariser längst vergessen haben – und mit verächtlicher Gleichgültigkeit oder mit kränkendem Mißtrauen auf das geniale Werk eines russischen Dichters blikken; für sie hat Rußland keine Zukunft, ist in Rußland alles vom Übel und kann es in Rußland nichts Vernünftiges geben; andrerseits aber haben wir so viele *Bierbankpatrioten*, die sich mit aller Macht zu einem *erkünstelten* Haß gegen alles Europäische – sogar die Aufklärung – und zu einer ebenso erkünstelten Liebe für alles Russische – selbst den Wodka und das Raufen – zwingen. Man braucht sich nur einer dieser Parteien anzuschließen – und man wird von ihr sofort zum großen Mann und zum Genie erklärt, während die andere Partei einen in Grund und Boden verdammen und als völlig talentlos bezeichnen wird. Auf jeden Fall aber macht man sich ebenso viele Freunde wie Feinde. Bewahrt man sich jedoch eine unparteiische, *nüchterne* Meinung, so bringt man beide Seiten gegen sich auf. Von der einen bekommt man – das ist die neueste Papageienmode – Verachtung zu spüren; die andere verschreit einen wohl als unruhigen, gefährlichen, verdächtigen Mann, als Renegaten, und widmet einem literarische Denunziationen – die natürlich nur fürs Publikum bestimmt sind... Am unangenehmsten ist dabei, daß man nicht verstanden wird, daß die Leute in dem, was man sagt, bald übermäßiges Lob, bald übermäßigen Tadel finden, aber nicht sehen, daß hier die tatsächliche Wirklichkeit, so, wie sie ist, mit all ihrem Guten und ihrem Bösen, ihren Vorzügen und ihren Nachteilen, mit allen Widersprüchen, die sie enthält, richtig charakterisiert wird. Das gilt besonders für unsere Literatur, die so viele Extreme und Widersprüche enthält, daß man jede positive Aussage über sie sofort durch eine Einschränkung ergänzen muß, die der mehr ans bloße Lesen als ans Nachdenken gewöhnten Mehrzahl des Publikums leicht als Negation oder als Widerspruch erscheinen kann. Wenn wir zum Beispiel eben von dem starken und wohltätigen Einfluß unserer Literatur auf die Gesellschaft und mithin von der großen Bedeutung gesprochen haben, die sie für uns besitzt, müssen wir gleich eine Einschränkung machen, damit niemand sich diesen Einfluß und diese Bedeutung größer vorstellt, als wir es im Sinne hatten, und aus [385] unsern Worten den Schluß zieht, wir hätten nicht nur eine Literatur, sondern auch eine reiche Literatur, die es gut und gern mit der Literatur jedes beliebigen europäischen Landes aufnehmen kann. Eine solche Schlußfolgerung wäre in jeder Hinsicht falsch. Wir haben eine Literatur, und sie ist, wenn man ihre Mittel und ihre Jugend in Betracht zieht, reich an Talenten und Werken – aber unsere Literatur existiert nur für uns: für das Ausland ist sie überhaupt noch nicht Literatur, und das Ausland ist durchaus berechtigt, ihre Existenz nicht anzuerkennen, weil es uns als Volk, als Gesellschaft an Hand dieser

* Frühform des französischen Schlagers seit dem 15. Jahrhundert

Literatur nicht studieren und nicht kennenlernen kann. Unsere Literatur ist noch zu jung, zu unbestimmt und farblos, als daß ein Ausländer in ihr einen Faktor unseres Geisteslebens sehen könnte. Noch vor kurzem war sie wie ein schüchterner, wenn auch begabter Lehrling, der es sich zum Ruhm anrechnete, europäische Vorbilder zu kopieren, und die Kopien nach Bildern des europäischen Lebens für Bilder aus dem russischen Leben ausgab. Und das ist charakteristisch für die ganze Epoche unserer Literatur von Kantemir und Lomonossow bis zu Puschkin. Dann lernte sie ihre eigenen Kräfte kennen, wurde aus einem Lehrling zum Meister und begann, statt fertige Bilder des europäischen Lebens zu kopieren und sie naiv für Originalbilder aus dem russischen Leben auszugeben, mit aller Kühnheit Bilder sowohl aus dem europäischen wie aus dem russischen Leben zu schaffen. Aber vorerst zeigte sie sich nur in jenen wirklich als Meister, in diesen blieb es beim bloßen Streben nach Meisterschaft, allerdings manchmal auch mit einigem Erfolg. Das ist charakteristisch für die Periode unserer Literatur von Puschkin bis Gogol. Mit dem Auftreten Gogols wandte sich unsere Literatur ausschließlich dem russischen Leben, der russischen Wirklichkeit zu. Dadurch wurde sie vielleicht einseitiger und sogar monotoner, dafür aber origineller, eigenwüchsiger und mithin wahrer. Betrachten wir jetzt diese Perioden der russischen Literatur hinsichtlich ihrer Bedeutung nicht für uns, sondern für das Ausland. Es braucht nicht bewiesen zu werden, daß Lomonossow und Karamsin für *uns* hohe Bedeutung besitzen; aber man versuche einmal, ihre Werke in irgendeine europäische Sprache zu übersetzen – und man wird sehen, ob die Ausländer sie lesen werden und ob sie, wenn sie sie lesen, besonders viel Interessantes in ihnen finden werden. Sie werden sagen: „Wir haben das alles längst bei uns zu Hause gelesen; gebt uns *russische* Schriftsteller.“ Dasselbe würden sie auch von den Werken Dmitrijews, [386] Oserows, Batjuschkows, Shukowskis sagen. Aus dieser ganzen Periode wäre für sie nur ein einziger Schriftsteller interessant – der Fabeldichter Krylow; aber er läßt sich entschieden in keine Sprache der Welt übersetzen, und nur solche Ausländer können ihn richtig würdigen, die die russische Sprache kennen und lange in Rußland gelebt haben. So existiert also eine ganze Periode der russischen Literatur für Europa überhaupt nicht. Was die zweite Periode betrifft, so kann sie fürs Ausland existieren, jedoch nur in einem gewissen Grade. Wenn solche Werke Puschkins, wie zum Beispiel „*Mozart und Salieri*“, „*Der geizige Ritter*“, „*Der steinerne Gast*“, auf eine ihrer würdige Weise in irgendeine europäische Sprache übersetzt würden – würde das Ausland sie bestimmt als ausgezeichnete poetische Schöpfungen anerkennen, und dennoch hätten diese Theaterstücke für sie als Schöpfungen der russischen Dichtung fast keinerlei Interesse. Dasselbe kann man von den besten Werken Lermontows sagen. Sowohl Puschkin wie auch Lermontow müssen bei der Übersetzung verlieren, so gut ihre Werke auch übersetzt werden mögen. Der Grund ist leicht einzusehen: obgleich in den Werken Puschkins und Lermontows die russische Seele, der klare, positive russische Geist, die Stärke und die Tiefe russischen Gefühls deutlich hervortreten, sind diese Eigenschaften doch für uns Russen sichtbarer als für den Ausländer, weil der russische Nationalgeist sich noch nicht genügend geformt und entwickelt hat, um dem russischen Dichter die Möglichkeit zu geben, seinen Werken das scharf geschnittene Siegel dieses Geistes aufzuprägen und allgemein-menschliche Ideen in ihnen auszusprechen. Aber der Europäer erhebt in dieser Hinsicht hohe Ansprüche. Und das ist nicht verwunderlich: der nationale Geist der europäischen Völker spiegelt sich in ihren Literaturen so originell und ausgesprochen wider, daß ein Werk, mag es noch so hohe künstlerische Qualitäten besitzen, wenn es nicht den ausgeprägten Stempel eines nationalen Geistes trägt, in den Augen der Europäer seinen Hauptvorzug verliert. In einem Marryat, einem Bulwer oder einem noch weniger bedeutenden englischen Belletristen kann man ebenso deutlich den Engländer erkennen wie in Shakespeare, Byron oder Walter Scott. George Sand und Paul de Kock stellen Extreme des französischen Geistes dar, und obgleich die eine alles Schöne, Menschliche und Erhabene, der andere dagegen alles Bornierte und Triviale zum Ausdruck bringt, was der französische Nationalgeist enthält, wird

man doch sofort erkennen, daß [387] beide gleichermaßen nur in Frankreich in Erscheinung treten konnten. Ein Clauren oder August Lafontaine sind ebenso Deutsche wie Goethe und Schiller. In jeder dieser Literaturen bringt der Schriftsteller in seinen Werken eine gute oder eine schwache Seite des Geistes seiner Heimat zum Ausdruck, und der nationale Geist liegt dort wie ein Zollstempel ebensogut auf dem Werk des Genies wie auf dem Werk eines talentlosen Vielschreibers. Die Franzosen blieben im höchsten Maße national, auch als sie aus allen Kräften die Griechen und die Römer nachahmten. Wieland blieb Deutscher, als er die Franzosen nachahmte. Der Nationalgeist ist für die Europäer eine unüberwindliche Schranke. Vielleicht ist es unser größter Vorzug, daß uns der Geist aller Nationen gleichermaßen zugänglich ist und daß unsere Dichter in ihren Werken so leicht und frei sowohl zu Griechen und Römern wie auch zu Franzosen, Deutschen, Engländern, Italienern und Spaniern werden: aber es ist ein Vorzug für die Zukunft, ein Hinweis darauf, daß unser Nationalgeist umfassend und vielseitig werden wird. Gegenwärtig ist es wohl eher ein Mangel als ein Vorzug, ein Anzeichen nicht so sehr für die Weite und die Vielseitigkeit als für die Unentwickeltheit und die Unbestimmtheit der eigenen individuellen Anlagen.

Deswegen wäre es für das Ausland interessanter, gute Übersetzungen jener Werke Puschkins und Lermontows lesen zu können, deren Inhalt aus dem russischen Leben genommen ist. So wäre der „*Eugen Onegin*“ für Ausländer interessanter als „*Mozart und Salieri*“, „*Der geizige Ritter*“ und „*Der steinerne Gast*“. Und aus dem gleichen Grunde ist für Ausländer der interessanteste russische Dichter Gogol. Das ist keine willkürliche Annahme, sondern eine Tatsache, und sie wird bestätigt durch den großen Erfolg, den die von Herrn Louis Viardot im vergangenen Jahr in Paris herausgegebene Übersetzung von fünf Erzählungen dieses Schriftstellers in Frankreich gehabt hat. Dieser Erfolg ist verständlich: abgesehen davon, daß Gogol ein riesiges künstlerisches Talent besitzt, hält er sich in seinen Werken streng an die Sphäre des russischen *Alltags.* Und eben das ist für Ausländer das Interessanteste: sie wollen durch einen Dichter das Land kennenlernen, das ihn hervorgebracht hat. In dieser Hinsicht ist Gogol der nationalste aller russischen Dichter, und er braucht eine Übersetzung nicht zu fürchten, obgleich eben infolge des nationalen Charakters seine Werke auch in der besten Übersetzung das Kolorit verlieren müssen.

[388] Aber auch auf einen solchen Erfolg darf man sich nicht zuviel einbilden. Für einen Dichter, der will, daß sein Genie überall und von jedermann und nicht nur von seinen Landsleuten anerkannt wird, ist es zwar die erste, aber nicht die einzige Bedingung, daß seine Werke den Nationalgeist ausdrücken: es gehört noch hinzu, daß er nicht nur den *Nationalgeist*, sondern zugleich auch den *Weltgeist* erfaßt, das heißt, daß der Nationalgeist seiner Schöpfungen Form, Leib, Fleisch, Physiognomie, persönlicher Ausdruck der geistigen, körperlosen Welt allgemein-menschlichen Ideen ist. Mit andern Worten: ein nationaler Dichter muß hohe *historische* Bedeutung nicht allein für sein Vaterland haben, sondern auch eine Erscheinung von *welthistorischer Bedeutung* sein. Solche Dichter können nur bei Völkern in Erscheinung treten, die berufen sind, in den Geschicken der Menschheit eine welthistorische Rolle zu spielen, das heißt durch ihr nationales Leben Einfluß auf den Gang und die Entwicklung der ganzen Menschheit zu nehmen. Wenn man daher einerseits ohne angeborenes großes Genie nicht zum welthistorisch bedeutenden Dichter werden kann, so kann man andrerseits auch mit einem solchen großen Genie manchmal nicht zum welthistorisch bedeutenden Dichter werden, das heißt nur für das eigene Volk von Bedeutung sein. Die Bedeutung eines Dichters hängt hier bereits nicht mehr von ihm selbst ab, nicht von seiner Wirksamkeit, seiner Richtung, seinem Genie, sondern von der Bedeutung des Landes, das ihn hervorgebracht hat. Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir keinen einzigen Dichter, den wir auf eine Stufe mit den hervorragendsten Dichtern Europas zu stellen das Recht hätten – selbst dann nicht, wenn sich klar erkennen ließe, daß er es an Talent mit dem einen oder dem anderen von ihnen aufneh-

men kann. Puschkins Stücke: „*Mozart und Salieri*“, „*Der geizige Ritter*“ und „*Der steinerne Gast*“ sind so gelungen, daß man ohne Übertreibung sagen kann, sie sind sogar des Genies Shakespeares würdig. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß Puschkin Shakespeare gleich ist. Ganz abgesehen schon davon, daß sich Shakespeares Genie nach Kraft und Umfang bedeutend vom Genie Puschkins unterscheidet – selbst wenn Puschkin ebenso viele und im gleichen Maße ausgezeichnete Werke geschrieben hätte wie Shakespeare, auch dann wäre es eine zu kühne Annahme, ihn Shakespeare gleichzusetzen. Das gilt um so mehr jetzt, wo wir Wissen, daß Zahl und Umfang seiner besten Werke im Vergleich mit Zahl und Umfang der besten Werke Shakespeares so gering [389] fügig sind. Überhaupt können wir eher sagen, daß unsere Literatur einige Werke besitzt, die wir hinsichtlich ihres *künstlerischen Werts* einigen genialen Werken der europäischen Literatur gegenüberstellen können; aber wir können nicht sagen, daß wir Dichter besitzen, die wir den europäischen Dichtern erster Ordnung gegenüberstellen könnten. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß wir es nötig haben, die großen Dichter der Auslandsliteratur kennenzulernen, während es die Ausländer nicht nötig haben, unsere großen Dichter kennenzulernen. Das Verhältnis unserer großen Dichter zu den großen Dichtern Europas kann man so ausdrücken: von einigen Stücken Puschkins läßt sich sagen, daß Shakespeare selbst sich nicht geschämt haben würde, sie als seine Werke zu bezeichnen, ebenso wie Byron selbst sich nicht geschämt haben würde, einige Stücke Lermontows seine eigenen zu nennen; umgekehrt dagegen würde man Gefahr laufen, einen Unsinn zu sagen, wenn man behaupten wollte, daß Puschkin und Lermontow sich nicht geschämt haben würden, ihren Namen unter einige Werke Shakespeares und Byrons zu setzen. Wir können unsere Dichter nur zu dem Zweck als Shakespeares, Byrons, Walter Scotts, Goethes, Schillers usw. bezeichnen, um ihre Kraft oder ihre Richtung kenntlich zu machen, nicht aber die Bedeutung, die sie in den Augen der ganzen gebildeten Welt besitzen. Wen man nicht bei seinem eigenen Namen nennt, der kann dem nicht gleich sein, dessen Namen man ihm beilegt. Byron trat nach Goethe und Schiller auf – aber er blieb Byron und erhielt nicht den Beinamen eines englischen Goethe oder eines englischen Schiller. Wenn einmal für Rußland die Zeit kommt, Dichter von Weltbedeutung hervorzubringen – so wird man diese Dichter bei ihren eigenen Namen nennen, und jeder Name eines solchen Dichters wird ein Eigenname bleiben, zugleich aber auch zum Gattungsnamen werden, wird auch in der Mehrzahl verwendet werden, weil er der Name eines *Typus* sein wird.

Wenn wir sagen, daß ein großer russischer Dichter, auch wenn er von Natur hochbegabt und an Talent einem großen europäischen Dichter ebenbürtig ist, gegenwärtig dennoch nicht die gleiche Bedeutung erlangen kann – dann wollen wir damit sagen, daß er mit ihm nur hinsichtlich der *Form*, nicht aber des *Inhalts* seiner Dichtung wetteifern kann. Den Inhalt gibt dem Dichter das Leben seines Volkes – der Wert, die Tiefe, der Umfang und die Bedeutung dieses Inhalts hängen also direkt und unmittelbar nicht von dem Dichter [390] selbst und nicht von seinem Talent ab, sondern von der historischen Bedeutung des Lebens seines Volkes. Erst 136 Jahre sind vergangen seit jenem ewig denkwürdigen Tag, da Rußland im Donner der Schlacht von Poltawa die Welt von seiner Vereinigung mit dem europäischen Leben, von seinem Einzug in die Arena welthistorischer Existenz in Kenntnis setzte – und welch glänzenden Weg von Erfolg und Ruhm hat es in dieser kurzen Zeitspanne zurückgelegt! Geradezu fabelhaft gewaltig, beispiellos, nie dagewesen ist, was es vollbracht hat! Rußland entschied das Schicksal der modernen Welt, „den Götzen, der die Reiche drückte, in den Abgrund stürzend“, und hält jetzt, nachdem es den ihm zukommenden Platz unter den erstrangigen Großmächten Europas eingenommen hat, zusammen mit ihnen das Schicksal der Welt auf den Waagschalen seiner Macht ...[3] Das beweist aber, daß wir hinter niemandem zurück-

[3] Natürlich waren es nicht „patriotische“ Gefühle, was Belinski hier über die militärische Macht des zaristischen Rußlands unter Nikolaus I. zum Reden bewog, sondern der Wunsch, den „Bierbankpatrioten“ die Waffen aus

stehen, ja viele sogar in politisch-historischer Hinsicht überholt haben –, was zwar ein wichtiges, aber nicht das einzige, nicht das ausschließliche Moment im Leben eines zu großen Dingen berufenen Volkes ist. Unsere politische Größe ist ein sicheres Unterpfand für unsere künftige große Rolle auch in anderen Hinsichten, aber sie allein genügt noch nicht, um endgültig alle Seiten zu entwickeln, die nötig sind, um das Leben eines großen Volkes ganz zu füllen. In der Zukunft werden wir außer dem siegreichen russischen Schwert auch noch den russischen Gedanken in die Waagschale des europäischen Lebens werfen ... Dann werden wir auch Dichter besitzen, die wir mit Recht neben die europäischen Dichter erster Ordnung werden stellen können. Heute aber wollen wir mit dem zufrieden sein, was wir haben, ohne das, was wir besitzen, weder zu übertreiben noch zu unterschätzen. Vorläufig hat unsere Literatur schon riesige Erfolge aufzuweisen, die ein unwiderlegliches Zeugnis dafür ablegen, daß der russische Geist ein fruchtbarer Boden ist. Wenn auch nicht unsere ganze Literatur, so beginnt doch schon manches in unserer Literatur selbst das Interesse des Auslands zu erregen. Dieses Interesse ist bislang noch recht einseitig, weil die Ausländer in den Werken der russischen Dichter nur das Lokalkolorit, nur Gemälde der Sitten und der Gebräuche eines für sie so ganz andersartigen Landes finden können... [391]

der Hand zu schlagen, die ihn wegen der in diesem Aufsatz ausgesprochenen Gedanken über die Rückständigkeit der russischen Gesellschaft und Literatur angreifen und als „unruhigen, gefährlichen, verdächtigen Mann und Renegaten erklären und literarische Denunziationen gegen ihn schreiben“ konnten. Das zeigt nur wieder einmal, zu welchen Tarnungen Belinski seine Zuflucht nehmen mußte, um in seinen Aufsätzen aussprechen zu können, was er zu sagen hatte.

Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1846[1]

Die Gegenwart ist das Resultat der Vergangenheit und ein Hinweis auf die Zukunft. Von der russischen Literatur des Jahres 1846 sprechen, heißt somit, vom gegenwärtigen Stand der russischen Literatur überhaupt sprechen, was sich nicht tun läßt, ohne daß man berührt, was sie war, was sie sein soll. Wir werden uns jedoch nicht auf historische Details einlassen, die uns zu weit ablenken könnten. Das Hauptziel unseres Aufsatzes ist, die Leser des „Sowremennik“ einleitend mit dessen Auffassung von der russischen Literatur und damit mit dem Geist und der Richtung dieser Zeitschrift bekannt zu machen. Programme und Ankündigungen wollen in dieser Hinsicht nichts bedeuten: sie sind lediglich Versprechungen. Deshalb ist das Programm des „Sowremennik“ möglichst knapp und gedrängt, es beschränkt sich auf rein äußerliche Versprechungen. Zusammen mit dem Aufsatz des Redakteurs, der in der zweiten Abteilung dieser Nummer veröffentlicht ist, bildet der vorliegende Aufsatz das zweite, sozusagen *innere* Programm des „Sowremennik“, an Hand dessen die Leser in einem gewissen Grade selbst überprüfen können, wieweit die Ausführung den Versprechungen gerecht wird.

Wenn man uns fragen wollte, worin das unterscheidende Merkmal der heutigen russischen Literatur besteht, so würden wir antworten: in einer immer engeren Annäherung an das Leben, an die Wirklichkeit, in einem ständigen Fortschreiten zu männlicher Reife. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Charakteristik sich nur auf die jüngste Literatur beziehen kann, die noch jung ist und dabei nicht urwüchsig, sondern durch Nachahmung entstanden ist. Eine urwüchsige, bodenständige Literatur reift in Jahrhunderten heran, und die Epoche ihrer Reife ist zugleich auch die Epoche ihres zahlenmäßigen Reichtums an Meisterwerken (chefs-d’ œuvre). Das [392] läßt sich von der russischen Literatur nicht sagen. Wie die Geschichte Rußlands selbst, gleicht ihre Geschichte der Geschichte keiner anderen Literatur. Deshalb bietet sie auch ein einmaliges, einzigartiges Schauspiel dar, das sofort sonderbar, unverständlich und beinahe sinnlos wird, wenn man sie betrachtet wie jede andere Literatur Europas. Wie alles, was im heutigen Rußland lebendig, schön und vernünftig ist, ist auch unsere Literatur ein Resultat der Reform Peters des Großen. Gewiß hat Peter sich nicht um die Literatur gekümmert und nichts für ihr Entstehen getan, aber er hat sich um die Aufklärung bemüht, indem er die Samen der Wissenschaft und der Bildung auf die fruchtbare Erde des russischen Geistes ausstreute – und in der Folge entstand, ohne sein Zutun als notwendiges Resultat seiner Wirksamkeit, eine Literatur. Gerade darin bestand, nebenbei gesagt, die organische Lebendigkeit der umgestaltenden Wirksamkeit Peters des Großen, daß sie vieles hervorbrachte, woran er vielleicht gar nicht gedacht, was er sogar nicht einmal geahnt hat. Der begabte und kluge Kantemir, halb Imitator, halb Übersetzer der Satiren römischer Dichter (in erster Reihe Horaz’) und ihres französischen Nachahmers und Übersetzers in die Sprache französischer Sitten, Boileaus, Kantemir mit seinem syllabischen* Versmaß, seiner halb papiernen, halb volkstümlichen Sprache, die in ebendieser Mischung die Sprache der gebildeten Gesellschaft jener Zeit war, Kantemir, und nach ihm Tredjakowski mit seiner sterilen Gelehrtheit, seinem talentlosen Fleiß, seiner scholastischen Pedanterie, seinen mißglückten Versuchen, der russischen Verskunst regelrechte akzentuierende Versmaße und antike Hexameter beizubringen, mit seinen barbarischen Knittelversen und seiner barbarischen zweimaligen Umdichtung Rollins – Kantemir und Tredjakowski waren sozusagen der Prolog, das Vorwort zur russischen Literatur. Seit dem Tode des einen sind etwas mehr als 102 Jahre

[1] Zum erstenmal abgedruckt im Jahre 1847 im „Sowremennik“. Der in der Zeitschrift veröffentlichte Text weist wesentliche Kürzungen und abweichende Lesarten auf. Für die vorliegende Ausgabe wurde der Text ergänzt nach dem – allerdings auch unvollständig erhaltenen – Manuskript, das in der Lenin-Staatsbibliothek in Moskau aufbewahrt wird.

* silbenweise

vergangen (er starb am 31. März 1744); seit dem Tode des anderen nur etwas mehr als 77 Jahre (er starb am 6. August 1769). Tredjakowski stand noch in der Blüte seines Ruhms und trug erst seit sechs Jahren den Titel „Professor der Eloquenz und der poetischen Spitzfindigkeiten"; zwar jung an Jahren, aber schon krank, schwach und dem Tode nahe, lebte Kantemir noch*, als im Jahre 1739 der achtundzwanzigjährige Lomonossow – dieser Peter der Große der russischen Literatur – aus den deutschen Landen seine berühmte „*Ode auf* [393] *die Einnahme von Chotin*" herübersandte, in der man mit vollem Recht den Beginn der russischen Literatur sieht. Alles, was Kantemir geleistet hatte, blieb ohne Folgen und Einfluß in der Welt des Buchs, und alles, was Tredjakowski getan hatte, erwies sich als mißglückt – selbst seine Versuche, regelrechte akzentuierende Versmaße in die russische Verskunst einzuführen ... Deswegen erschien die Ode Lomonossows allen als die erste in richtigem Versmaß geschriebene Dichtung in russischer Sprache. Der Einfluß Lomonossows auf die russische Literatur entsprach genau dem Einfluß Peters des Großen auf Rußland im allgemeinen: lange Zeit bewegte sich die Literatur auf dem ihr von ihm gewiesenen Weg vorwärts, schlug aber schließlich, nachdem sie sich völlig von seinem Einfluß befreit hatte, einen Weg ein, den Lomonossow selbst weder voraussehen noch ahnen konnte. Er hatte sie auf den Weg papierner Nachahmung gelenkt und ihr dadurch offensichtlich eine sterile und lebensfremde, mithin schädliche und verderbliche Richtung gegeben. Diese unbestreitbare Wahrheit, die jedoch der Größe der Verdienste Lomonossows nicht im geringsten Abbruch tut, nimmt ihm keineswegs das Recht auf den Beinamen Vater der russischen Literatur. Sagen nicht unsere literarischen Altgläubigen das gleiche von Peter dem Großen? Und man muß zugeben, daß ihr Fehler nicht in dem besteht, was sie über Peter den Großen und das von ihm geschaffene Rußland sagen, sondern in der Schlußfolgerung, die sie daraus ziehen. Nach ihrer Meinung hat die Reform Peters in Rußland den Volksgeist und damit jeden Lebensgeist getötet, so daß Rußland zu seiner Rettung nichts anderes übrigbleibt, als wieder zu den heilsamen halbpatriarchalischen Sitten der Epoche Koschichins zurückzukehren. Wir wiederholen: sie irren zwar in der Schlußfolgerung, haben aber recht in der Feststellung, und der nachgeahmte, künstliche Europäismus des aus der Reform Peters des Großen hervorgegangenen Rußlands kann sich wirklich als bloße äußerliche Form ohne eigentlichen Inhalt herausstellen. Aber läßt sich dasselbe nicht auch von allen poetischen und rednerischen Versuchen Lomonossows sagen? Wofür, in welch sonderbarem Widerspruch zu ihrer eigenen Auffassung erstarren denn diese selben Leute in Ehrfurcht vor dem Namen Lomonossow und betrachten mit sonderbarer Gereiztheit jede freie Meinung über diesen Rhetor sowohl in der Poesie wie in der Redekunst als Verbrechen? Würden sie nicht viel konsequenter und weit mehr im Einklang mit Logik und gesundem Menschen [394] verstand handeln, wenn sie auch Lomonossow mit denselben Augen ansehen wollten, mit denen sie Peter den Großen betrachten?

Ein fremder, von außen übernommener Inhalt kann weder in der Literatur noch im Leben jemals einen eigenen, nationalen Inhalt ersetzen; aber er kann mit der Zeit innerlich verarbeitet werden, wie die Speise, die der Mensch von außen in sich aufnimmt, in ihm zu Fleisch und Blut verarbeitet wird und ihn bei Kraft, Gesundheit und Leben erhält. Wir wollen uns nicht darüber auslassen, auf welche Weise dies in dem von Peter geschaffenen Rußland und der von Lomonossow geschaffenen russischen Literatur geschehen ist; aber daß es bei beiden wirklich geschehen ist und noch geschieht, das ist eine historische Tatsache, eine praktisch erhärtete Wahrheit. Man vergleiche die Fabeln Krylows, die Komödie Gribojedows, die Werke Puschkins, Lermontows und besonders Gogols – man vergleiche sie mit den Werken Lomonossows und der Schriftsteller seiner Schule, und man wird nichts Gemeinsames, kein sie verbindendes Band an ihnen entdecken, man wird auf den Gedanken kommen, in der russischen Literatur sei alles zufällig – auch Talent und Genie; aber kann das Zufällige irgendwie von Bedeutung

* Kantemir war damals 31, Tredjakowski 36 Jahre alt. – *W. B.*

sein: ist das nicht ein Hirngespinst, ein Traum? Und wirklich: es gab eine Zeit, wo die Frage, ob wir eine Literatur haben – nicht als paradox erschien und von vielen verneinend beantwortet wurde. Und zu dieser Antwort kommt man natürlich und unausweichlich, wenn man die russische Literatur von den Grundsätzen aus beurteilt, nach denen man die Geschichte der europäischen Literaturen beurteilen muß. Aber eine der größten geistigen Errungenschaften unserer Zeit besteht doch gerade darin, daß wir endlich verstanden haben, daß Rußland seine eigene Geschichte gehabt hat, die nicht im geringsten der Geschichte irgendeines europäischen Staates gleicht, und daß wir sie auf ihrer eigenen Grundlage studieren und beurteilen müssen, nicht aber auf der Grundlage der geschichtlichen Entwicklung der europäischen Völker, die nichts mit ihr gemein hat. Dasselbe gilt für die Geschichte der russischen Literatur. Die oben erwähnten Schriftsteller haben mit Lomonossow und seiner Schule, wenn man sie als zwei Extreme miteinander vergleicht, wirklich nichts Gemeinsames, nichts, was sie verbindet; aber sobald wir alle russischen Schriftsteller von Lomonossow bis zu Gogol in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge studieren, tritt sofort eine lebendige Verwandtschaftsbeziehung zwischen ihnen zutage. Wir werden dann sehen, daß bis [395] zu Puschkin die ganze Bewegung der russischen Literatur in dem – wenn auch unbewußten – Bestreben bestand, sich von dem Einfluß Lomonossows frei zu machen und sich dem Leben, der Wirklichkeit zu nähern, also urwüchsig, national, russisch zu werden. Wenn sich in den Werken Cheraskows und Petrows, die von ihren Zeitgenossen so unverdient in den Himmel gehoben wurden, nicht der geringste Fortschritt in dieser Hinsicht beobachten läßt – so ist dieser Fortschritt bei Sumarokow, einem Schriftsteller ohne Genie, ohne Geschmack, fast ohne Talent, den die Zeitgenossen jedoch als Nebenbuhler Lomonossows ansahen, bereits vorhanden. Die – wenn auch mißglückten – Versuche Sumarokows, eine russische Sittenkomödie zu schaffen, seine Satiren und vor allem seine naiv-galligen Ausfälle gegen die „Brennesselsamen“ sowie auch einige seiner Prosaaufsätze, in denen mehr oder weniger Fragen der Wirklichkeit seiner Zeit berührt werden – alles das läßt ein gewisses Streben erkennen, die Literatur dem Leben anzunähern. Und in dieser Hinsicht verdienen die jedes künstlerischen oder literarischen Interesses baren Werke Sumarokows studiert zu werden, ebenso wie sein Name, der anfänglich über Gebühr gefeiert und dann ebenso ungerechterweise herabgesetzt wurde, von den Nachfahren geachtet zu werden verdient. Selbst Cheraskow und Petrow dürfen nicht als ganz nutzlose Erscheinungen betrachtet werden: die Zeitgenossen sahen in ihnen Genies, erhoben sie in den siebenten Himmel, sie lasen sie also, und wenn sie sie lasen, dann bedeutet das, daß diese Schriftsteller wesentlich dazu beitrugen, in Rußland den Geschmack an der Beschäftigung mit der Literatur und den Genuß an ihr zu verbreiten. Die scheußlichen Parabeln Sumarokows wurden in den Fabeln Chemnitzers und Dmitrijews zu Übersetzungen französischer Fabeln, die für ihre Zeit recht gelungen waren, und später in den Fabeln Krylows zu hervorragenden volkstümlichen Schöpfungen. Der Imitator Lomonossows, Dershawin, der selbst einem Cheraskow und einem Petrow stille Verehrung entgegenbrachte, war, wenn auch noch kein urwüchsig russischer Dichter, so doch schon kein bloß rhetorisches Talent mehr. Von Natur mit einem starken poetischen Genie begabt, konnte er nur deshalb keine urwüchsige russische Poesie schaffen, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen war, nicht aber, weil es ihm etwa an natürlichen Kräften und Mitteln gefehlt hätte. Die russische Sprache war damals noch nicht ausgebildet, der Geist einer papiernen Rhetorik herrschte in der Literatur; vor allem aber gab es damals [396] nur ein staatliches, aber kein gesellschaftliches Leben, weil es damals keine Gesellschaft gab, sondern nur den Hof, auf den alle blickten, den aber nur diejenigen kannten, die Zutritt zu ihm hatten. Es gab keine Gesellschaft, und es gab also auch kein gesellschaftliches Leben, keine gesellschaftlichen Interessen; Poesie und Literatur konnten keinen Inhalt finden, konnten nirgends aus eigenen Kräften, sondern nur dank der Hilfe starker, hochgestellter Gönner existieren und sich über Wasser halten und trugen offiziellen Charakter. So muß man diese Epoche betrachten, wenn man sie mit der unsrigen vergleicht; aber anders muß man sie ansehen, wenn man

sie mit der Epoche Lomonossows vergleicht: hier zeigte sie einen relativ großen Fortschritt. Gab es zu dieser Zeit noch keine Gesellschaft, so war sie eben damals im Entstehen begriffen, da der Glanz und die Bildung des Hofs auch auf den mittleren Adel abzufärben und sich zur selben Zeit in diesem die Sitten zu formen begannen, die wir heute kennen. Aus diesem Grunde hatte Dershawin neben dem großen Unterschied im poetischen Genie vor Lomonossow einen großen Vorsprung auch hinsichtlich des Inhalts seiner Poesie, obschon er nicht nur nicht gelehrt war, sondern auch keine Bildung besaß. Deshalb ist die Dichtung Dershawins ihrem Inhalt nach weitaus mannigfaltiger, lebendiger und menschlicher als die Dichtung Lomonossows. Der Grund hierfür liegt nicht nur darin, daß Lomonossow mehr ein ausgezeichneter Verskünstler als ein Dichter war, während Dershawin von Natur ein poetisches Genie mitbekommen hatte, sondern auch in dem relativen Fortschritt, der die Gesellschaft der Zeiten Katharinas der Großen von der Gesellschaft der Kaiserinnen Anna und Elisabeth unterschied.

Aus dem gleichen Grunde stellt die Literatur der Zeit Katharinas die vorhergehende Literatur entschieden in den Schatten. Außer Dershawin wirkte in jener Zeit Fonwisin – der erste begabte Komödiendichter in der russischen Literatur, ein Schriftsteller, den heute zu studieren, nicht nur außerordentlich interessant ist, sondern den zu lesen, echten Genuß bereitet. In seiner Person scheint die russische Literatur sogar vor der Zeit einen riesigen Schritt in Richtung auf die Annäherung an die Wirklichkeit getan zu haben: seine Werke sind eine lebendige Chronik jener Epoche. Gerade in jener Zeit begann sich unsere Literatur von den Literaturen der Antike, die man in den Seminaren rein seminarmäßig studierte, abzuwenden und sich ausschließlich der französischen Literatur zuzuneigen. [397] Infolgedessen begann man sich um die sogenannte „*leichte*“ *Literatur* zu bemühen, in der sich Bogdanowitsch hervortat. Gegen Ende der Herrschaft Katharinas trat Karamsin auf den Plan, der der russischen Literatur eine neue Richtung gab. Wir wollen hier nicht von seinen hohen Verdiensten, von seinem großen Einfluß auf unsere Literatur und, durch sie, auf die Bildung unserer Gesellschaft reden. Wir wollen auch nicht im einzelnen auf die Schriftsteller eingehen, die ihm nachgefolgt sind. Wir wollen nur kurz bemerken, daß sich bei jedem von ihnen ein schrittweises Freimachen von der papiernen, rhetorischen Richtung beobachten läßt, die Lomonossow unserer Literatur gegeben hatte, und eine schrittweise Annäherung der Literatur an die Gesellschaft, das Leben, die Wirklichkeit. Man sehe sich einmal die Lyzeumsgedichte Puschkins, ja sogar viele von den Stücken an, die er selbst in den ersten Teil seiner Werke aufgenommen hat – und man wird in ihnen den Einfluß fast aller ihm vorausgegangenen Dichter, von Lomonossow bis Shukowski und Batjuschkow einschließlich, finden. Der Fabeldichter Krylow, dem Chemnitzer und Dmitrijew vorausgegangen waren, hat sozusagen die Sprache und den Vers für die unsterbliche Komödie Gribojedows vorbereitet. So besteht also in unserer Literatur überall ein lebendiger historischer Zusammenhang, das Neue geht aus Altem hervor, das Folgende läßt sich aus dem Vorhergehenden erklären, und nichts tritt zufällig in Erscheinung. „Aber worin“, wird man uns vielleicht fragen, „worin bestand denn das große Verdienst Lomonossows, wenn das ganze Verdienst der auf ihn folgenden Schriftsteller in der schrittweisen Emanzipation der russischen Literatur von seinem Einfluß und mithin darin bestand, daß sie sich bemühten, nichts so zu schreiben, wie er geschrieben hat? Und ist es nicht ein sonderbarer Widerspruch, achtungsvoll von den Verdiensten und dem Genie eines Schriftstellers zu sprechen, den Sie selbst als Rhetoriker bezeichnen?“

Erstens war Lomonossow durchaus nicht von Natur Rhetoriker: dazu war er zu groß; aber er wurde zum Rhetoriker durch Umstände, die nicht von ihm abhingen. Seine Werke zerfallen in gelehrte und literarische: zu diesen rechnen wir die Oden, die „*Petriade*“, die Tragödien, kurz alle seine Versuche in Versen und seine Lobreden. Seine gelehrten Werke auf dem Gebiet der Astronomie, der Physik, der Chemie, der Metallurgie und der Navigation sind frei von Rhetorik, obgleich sie in langen Perioden lateinisch-deutscher [398] Konstruktion, mit den Verben

am Satzende, geschrieben sind; seine dichterischen Werke und Lobreden dagegen fließen über von Rhetorik. Woher kommt das? – daher, daß er für seine gelehrten Werke einen fertigen Inhalt besaß, den er sich durch wissenschaftliches Arbeiten in den deutschen Landen erworben hatte und nicht von seinem Vaterland zu erwarten oder zu erbitten brauchte. Was er durch Studium und Arbeit erworben hatte, entwickelte und bereicherte er durch sein eigenes Genie. Er kannte also das, was er schrieb, und hatte keine Rhetorik nötig. Für seine Dichtung dagegen konnte er im gesellschaftlichen Leben seines Vaterlands keinen Inhalt finden, weil es hier nicht nur kein gesellschaftliches Bewußtsein, sondern auch nicht einmal ein Streben danach und mithin keinerlei geistige und moralische Interessen gab. Deshalb mußte er für seine Dichtung zu einem völlig fremden, dafür aber fertigen Inhalt greifen und in seinen Gedichten Gefühle, Begriffe und Ideen zum Ausdruck bringen, die nicht bei uns, nicht in unserem Leben und nicht auf unserem Boden zustande gekommen waren. So konnte er nicht anders als zum Rhetor werden, weil Begriffe eines fremden Lebens, wenn sie für eigene Begriffe ausgegeben werden, immer Rhetorik sind. Noch mehr Rhetorik waren zu jener Zeit die europäischen Fräkke, Kamisole*, Stiefeletten, Perücken, Reifröcke, Schönheitspflästerchen, Abendgesellschaften, Menuette usw. Aber wer – Theoretiker und Phantasten ausgenommen – wird leugnen, daß heute die europäische Kleidung und die europäischen Sitten für den besten, d. h. gebildetsten Teil der russischen Gesellschaft zu nationalen geworden sind, ohne daß diese Gesellschaft dadurch im geringsten aufgehört hat, wirklich und nicht nur dem Namen nach *russisch* zu sein? Sagen wir noch mehr: nicht nur für den gebildetsten Teil der russischen Gesellschaft, sondern für das ganze russische Volk sind heute alle Begriffe, Definitionen und Worte des russischen Alltagslebens aus der Zeit vor Peter zur reinen Rhetorik geworden – und wenn unsere Militär und Zivilbeamten plötzlich wieder in Strategen, Bojaren, Truchsesse [Hofamt] usw. umgetauft würden, so würde das einfache Volk kein Wort davon verstehen. Dank Lomonossow hat sich das gleiche auch in der literarischen Welt vollzogen: alle nachgeahmte Volkstümlichkeit riecht heute nach armen Leuten, d. h. nach Pöbel, und alle Versuche auch der begabtesten Schriftsteller in dieser Richtung klingen nach Rhetorik.

„Aber wie war das Wunder möglich“, wird man uns fragen, [399] „daß die äußerliche, abstrakte Übernahme fremder Elemente und ihre künstliche Verpflanzung auf den heimischen Boden lebendige, organisch gewachsene Früchte hervorbringen konnte?“ – Wir antworten hierauf mit dem, was wir bereits gesagt haben: es wäre zweifellos interessant, diese Frage zu lösen; aber wir haben jetzt keine Zeit für sie: es genügt, wenn wir sagen, daß es so, eben so gekommen ist, daß wir hier eine historische Tatsache vor uns haben, die abzuleugnen niemandem auch nur in den Sinn kommen kann, der Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, besitzt. Die Schriftsteller, in denen sich die progressive Bewegung durch die Befreiung der russischen Literatur vom Einfluß Lomonossows durchsetzte, dachten gar nicht hieran; es geschah, ohne daß sie sich dessen bewußt waren; für sie wirkte der Geist der Zeit, dessen Organe sie waren. Lomonossow als Dichter genoß ihre tiefe Verehrung, sie neigten sich ehrfürchtig vor seinem Genie, sie bemühten sich, ihn nachzuahmen, und entfernten sich dennoch mehr und mehr von ihm. Ein frappierendes Beispiel hierfür ist Dershawin. Aber das macht eben die Lebendigkeit der europäischen Prinzipien aus, die Peter der Große unserem Volksgeist eingeimpft hat, daß sie nicht in totem Stillstand erstarren, sondern sich weiterbewegen, fortschreiten, sich entwickeln. Wenn Lomonossow nicht auf den Einfall gekommen wäre, Oden nach dem Muster der zeitgenössischen deutschen Dichter und des französischen Lyrikers Jean-Baptiste Rousseau zu schreiben und nach dem Vorbild der „*Aeneis*“ Virgils seine „*Petriade*“ zu verfassen, in der er neben Peter dem Großen, dem Helden seines Poems, auch Neptun als handelnde Figur einführte und ihn samt seinen Tritonen und Najaden** auf

* eng anliegende Jacke

** Tritonen: Wesen mit menschlichem Oberkörper und fischartigem Schwanz; Najaden: Nymphen.

den Grund des kühlen Weißen Meers versetzte; wenn er sich, sagen wir, statt all dieser papiernen, schülerhaften Ungereimtheiten den Quellen unserer Volksdichtung zugewandt hätte – dem „*Igorlied*“, den russischen Märchen (die wir heute aus dem Sammelband Kirscha Danilows kennen), den Volksliedern – und sich daran gemacht hätte, von ihnen begeistert und beseelt, auf dieser ganz aus dem Volke stammenden Grundlage das Gebäude einer neuen russischen Literatur zu errichten: was wäre dann dabei herausgekommen? – Das ist eine scheinbar wichtige, eigentlich jedoch höchst inhaltlose Frage, ähnlich solchen Fragen wie: was wäre geschehen, wenn Peter der Große in Frankreich, Napoleon dagegen in Rußland zur Welt gekommen wäre, oder: was wäre, wenn auf den Winter nicht der Frühling folgte, sondern gleich der [400] Sommer usw. Wir können wissen, was war und was ist, aber wie sollen wir wissen, was es nicht gegeben hat und nicht gibt? Selbstverständlich hätte auch im Bereich der Geschichte alles Kleine, Unbedeutende, Zufällige auch nicht so zu kommen brauchen, wie es kam; die großen Ereignisse der Geschichte jedoch, die Einfluß auf die Zukunft der Völker haben, können nicht anders sein als eben so, wie sie sind, natürlich hinsichtlich ihres wesentlichen Sinns und nicht der Details ihrer Äußerung. Peter der Große hätte Petersburg auch wohl dort errichten können, wo heute Schlüsselburg liegt, oder wenigstens ein wenig höher den Fluß hinauf, d. h. weiter vom Meere entfernt als heute; er hätte auch Reval oder Riga zur neuen Hauptstadt machen können; bei alledem spielten der Zufall und verschiedene Umstände eine große Rolle; aber das Wesentliche liegt nicht hierin, sondern in der Notwendigkeit, eine neue Hauptstadt an der Küste des Meeres zu errichten, die uns erlaubte, leicht und bequem mit Europa in Verbindung zu stehen. Dieser Gedanke hatte bereits nichts Zufälliges an sich, nichts, was ebensogut hätte sein und nicht sein oder anders sein können, als es war. Aber um den Leuten entgegenzukommen, für die die großen historischen Ereignisse keine vernünftige Notwendigkeit besitzen, sind wir sogar bereit, die Frage: was wäre geschehen, wenn Lomonossow die neue russische Literatur auf die Volkskunst begründet hätte? – ernst zu nehmen – und wir antworten ihnen, daß absolut nichts dabei herausgekommen wäre. Die eintönigen Formen unserer dürftigen Volksdichtung genügten, um den beschränkten Inhalt des naturwüchsigen, unmittelbaren, halb patriarchalischen Stammeslebens Altrußlands auszudrücken; aber der neue Inhalt paßte nicht zu ihnen, fand in ihnen nicht Platz; er brauchte auch neue Formen. Damals hing unsere Rettung nicht vom russischen Volksgeist ab, sondern vom Europäismus; zu unserer Rettung bedurfte es damals nicht der Unterdrückung, nicht der Ausrottung unseres Volksgeistes (ein entweder unmögliches oder, wenn möglich, verderbenbringendes Unterfangen), sondern es war nötig, sozusagen seinen Lauf und seine Entwicklung eine Zeitlang aufzuhalten (suspendre), um neue Elemente auf seinen Boden zu verpflanzen. Solange diese Elemente sich zu unseren heimischen wie Butter zu Wasser verhielten, war bei uns natürlich alles Rhetorik – sowohl die Sitten als auch ihr Ausdruck – die Literatur. Aber damit war der Anfang zu einem lebendigen, organischen Hineinwachsen gemacht – durch einen Prozeß der Aneignung (assimilation) – und des-[401]halb bewegte sich die Literatur von dem abstrakten Prinzip toter Nachahmung aus ständig auf das lebendige Prinzip urwüchsiger Eigenart zu. So konnten wir schließlich erleben, daß die französische Übersetzung einiger Erzählungen Gogols die erstaunte Aufmerksamkeit ganz Europas auf die russische Literatur lenkte – wir sagen: die *erstaunte* Aufmerksamkeit, weil russische Romane und Erzählungen auch früher in fremde Sprachen übersetzt worden waren, bei den Ausländern jedoch statt Aufmerksamkeit nur eine für uns durchaus nicht schmeichelhafte Gleichgültigkeit unserer Literatur gegenüber hervorgerufen hatten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Ausländer diese in ihre Sprachen übersetzten russischen Erzählungen und Romane vielmehr für Übersetzungen aus ihren Sprachen gehalten hatten: so wenig eigentlich Russisches, Urwüchsiges und Originelles gab es in ihnen.

Karamsin befreite die russische Literatur endgültig vom Einfluß Lomonossows; daraus folgt jedoch nicht, daß er sie völlig vom Rhetorischen befreite und sie zur nationalen Literatur

machte: er hat viel *dazu* beigetragen, aber *das* zu schaffen, war er nicht imstande, weil es bis *dahin* noch weit war. Der erste nationale russische Dichter war Puschkin*; mit ihm begann eine neue Etappe unserer Literatur, die in noch größerem Gegensatz zu der Karamsins als diese zu der Lomonossows stand. Der Einfluß Karamsins ist bis heute in unserer Literatur zu spüren, und die endgültige Befreiung von ihm wird für die russische Literatur einen großen Schritt vorwärts bedeuten. Doch das verringert nicht nur nicht um Haaresbreite die Verdienste Karamsins sondern offenbart im Gegenteil ihre ganze Größe: schädlich wird der Einfluß eines Schriftstellers, wenn er veraltet, rückständig ist, wenn er damit aber eine andere Zeit als die seine beherrscht, so bedeutet das, daß er zu seiner Zeit neu, lebendig, schön und groß war.

In bezug auf die Literatur als Kunst, Poesie und Schöpfung ist der Einfluß Karamsins heute völlig geschwunden ohne die geringste [402] Spur zu hinterlassen. In dieser Hinsicht hat sich unsere Literatur am meisten jener männlichen Reife genähert, mit. deren Erwähnung wir diesen Aufsatz begonnen haben. Der sogenannten *Naturalen Schule* kann man nicht den Vorwurf der Rhetorik machen, wenn man unter diesem Wort eine absichtliche oder unabsichtliche Entstellung der Wirklichkeit, eine falsche Idealisierung des Lebens versteht. Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß alle neuen Schriftsteller, die man (um sie zu loben oder zu verurteilen) der *Naturalen Schule* zurechnet, Genies oder ungewöhnliche Talente seien; solche kindliche Selbsttäuschung liegt uns völlig fern. Gogol ausgenommen, der in Rußland eine neue Kunst, eine neue Literatur geschaffen hat und dessen Genialität bereits längst nicht allein von uns, und sogar nicht allein in Rußland, anerkannt ist – sehen wir in der *Naturalen Schule* ziemlich viele Talente, von recht bemerkenswerten bis zu recht gewöhnlichen. Aber nicht in den Talenten, nicht in ihrer Zahl sehen wir eigentlich den Fortschritt der Literatur, sondern in ihrer Richtung, in ihrer Art, zu schreiben. Talente hat es immer gegeben, aber früher pflegten sie *die Natur schönzufärben*, *die Wirklichkeit zu idealisieren*, d. h. sie stellten etwas dar, was es nicht gab, erzählten nie dagewesene Dinge; jetzt dagegen geben sie das Leben und die Wirklichkeit in ihrer Wahrheit wieder. Das hat die Literatur in den Augen der Gesellschaft eine hohe Bedeutung gewinnen lassen. In den Zeitschriften wird ein russischer Roman einem übersetzten vorgezogen, und es genügt nicht, daß der Roman von einem russischen Autor stammt, er muß auch das russische Leben darstellen. Ohne russische Romane und Erzählungen kann heute keine Zeitschrift mehr auf Erfolg rechnen. Und das ist keine Laune, keine Mode, sondern ein vernünftiges Bedürfnis, das einen tiefen Sinn hat und tief begründet ist: hier spiegelt sich das Streben der russischen Gesellschaft nach Selbstbewußtsein wider, also das Erwachen moralischer Interessen, eines geistigen Lebens. Unwiederbringlich ist nunmehr die Zeit vorüber, wo selbst jede ausländische Mittelmäßigkeit über jedes russische Talent gestellt wurde. Durchaus fähig, dem Fremden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, versteht es die russische Gesellschaft bereits, auch das Eigene zu schätzen, wobei sie sich ebenso der Prahlerei wie der Herabsetzung enthält. Aber wenn sie sich mehr für eine *gute* russische Erzählung interessiert als für einen *hervorragenden* ausländischen Roman, so ist das ein Zeichen, daß sie einen riesigen Schritt vorwärts getan hat. Die Fähigkeit, zur gleichen Zeit [403] die Überlegenheit des Fremden über das Eigene zu sehen und sich dennoch das Eigene mehr zu Herzen zu nehmen – das ist kein falscher Patriotismus, keine bornierte Parteilichkeit: hier äußert sich nur das edle, berechtigte Bestreben, sich selbst zu erkennen ...

---

* Man kann, auf unsere eigenen Worte gestützt, einwerfen: nicht Puschkin, sondern Krylow; aber Krylow war eben doch nur Fabeldichter, während es schwerfallen würde, auf gleiche Weise mit einem einzigen Wort zu definieren, was für ein Dichter Puschkin war. Die Dichtung Krylows ist eine Dichtung des gesunden Menschenverstands, der Lebensweisheit, und für eine solche Dichtung ließ sich im russischen Leben leichter ein fertiger Inhalt finden als für irgendeine andere Dichtung. Außerdem hat Krylow seine besten und mithin volkstümlichsten Fabeln erst in der Epoche der Wirksamkeit Puschkins, also in der Epoche jener neuen Bewegung, geschrieben, die dieser in der russischen Dichtung ausgelöst hatte. – *W. B.*

Man wirft der Naturalen Schule die Tendenz vor, alles von der schlechten Seite darzustellen. Wie gewöhnlich ist diese Beschuldigung bei den einen bewußte Verleumdung, bei den andern ehrliche Klage. Auf jeden Fall weist die Tatsache, daß eine derartige Beschuldigung möglich ist, nur darauf hin, daß die Naturale Schule trotz ihren riesigen Erfolgen noch nicht lange genug besteht, daß man sich noch nicht an sie hat gewöhnen können und daß es bei uns noch viele Leute mit Karamsinscher Bildung gibt, denen die Rhetorik Trost bringt, während die Wahrheit sie verdrießt. Natürlich ist es nicht so, daß alle Vorwürfe, die gegen die Naturale Schule vorgebracht werden, absolut falsch sind und daß sie in allem unfehlbar recht hat. Aber auch wenn vorwiegend ihre negative Tendenz eine extreme Einseitigkeit wäre, so würde auch das seinen Nutzen, sein Gutes haben: die Gewohnheit, die negativen Erscheinungen des Lebens richtig darzustellen, setzt die gleichen Leute oder ihre Anhänger, wenn die Zeit dafür kommt, in die Lage, auch die positiven Erscheinungen des Lebens richtig darzustellen, ohne sie auf Stelzen zu stellen, ohne zu übertreiben, kurz, ohne sie rhetorisch zu idealisieren.

Aber außerhalb der eigentlich schöngeistigen Welt ist der Einfluß Karamsins bis heute noch sehr spürbar. Das beweist am besten die sogenannte „*Slawophilen*“-Partei. Bekanntlich stand in den Augen Karamsins Iwan III. über Peter dem Großen, und das alte Russenland der Zeit vor Peter war besser als das neue Rußland. Hier liegt die Quelle des sogenannten Slawophilentums, das wir im übrigen in vieler Hinsicht für eine sehr wichtige Erscheinung halten, weil sie ihrerseits beweist, daß die Zeit der männlichen Reife unserer Literatur nicht mehr fern ist. Im Kindesalter der Literatur beschäftigt sich alle Welt mit Fragen, die vielleicht an sich wichtig sein mögen, sich aber nicht praktisch auf das Leben anwenden lassen. Das sogenannte Slawophilentum rührt ohne jeden Zweifel an die lebendigsten, allerwichtigsten Probleme unseres Gesellschaftslebens. *Wie* sie sie aufwirft und welche Stellung sie zu ihnen bezieht, das ist eine andere Sache. Zuerst einmal ist das Slawophilentum eine Überzeugung, die wie jede Überzeugung alle Achtung verdient, auch wenn man mit ihr durchaus nicht übereinstimmt. Es gibt bei uns viele [404] Slawophilen, und ihre Zahl nimmt ständig zu: eine Tatsache, die ebenfalls zugunsten des Slawophilentums spricht. Man kann sagen, daß unsere ganze Literatur und mit ihr ein Teil des Publikums, wenn nicht das ganze Publikum, in zwei Gruppen aufgespalten ist – in Slawophilen und Nicht-Slawophilen. Wenn von den Ursachen, die das Slawophilentum ins Leben gerufen haben, die Rede ist, läßt sich viel zu seinen Gunsten sagen; wenn man es jedoch näher ansieht, muß man feststellen, daß die Existenz dieser Literaturgruppe rein negativ zu bewerten ist, daß sie nicht für sich selbst entstanden und da ist, sondern zur Rechtfertigung und Bekräftigung gerade jener Idee, deren Bekämpfung sie sich gewidmet hat. Es ist deshalb völlig uninteressant, mit den Slawophilen darüber zu reden, was sie wollen, ja auch sie selbst reden und schreiben ungern hierüber, obwohl sie gar kein Geheimnis daraus machen. Das kommt daher, daß die positive Seite ihrer Doktrin in gewissen nebelhaften, mystischen Vorahnungen von einem Siege des Ostens über den Westen besteht, Vorahnungen, die durch die Tatsachen der Wirklichkeit, durch alle zusammen und jede im einzelnen, nur allzu deutlich als unhaltbar widerlegt werden. Die negative Seite ihrer Lehre verdient jedoch bedeutend mehr Aufmerksamkeit, nicht durch das, was sie gegen die angebliche Fäulnis des Westens aussagt (für den Westen haben die Slawophilen nicht das geringste Verständnis, weil sie ihn mit der östlichen Elle messen), sondern durch das, was sie gegen den russischen Europäismus sagen, denn hierüber sagen sie viel sachlich Richtiges, womit man sich wenigstens zur Hälfte einverstanden erklären muß, wie z. B., daß das russische Leben gewissermaßen ein doppeltes Gesicht hat, daß es ihm also an moralischer Einheit fehlt; daß wir deshalb keinen scharf ausgeprägten Nationalcharakter haben, wie er fast allen europäischen Völkern zur Auszeichnung gereicht; daß uns das zu einer Art von geistigen Zwittern macht, die ausgezeichnet französisch, deutsch und englisch, aber durchaus nicht russisch zu denken verstehen; und daß an alledem die Reform Peters des Großen schuld ist. Alles das trifft bis zu einem gewissen Grade zu. Man darf sich jedoch nicht damit zufrieden geben,

anzuerkennen, daß irgendeine Tatsache zutrifft, sondern muß ihre Ursachen untersuchen, in der Hoffnung, in dem Übel selber auch die Mittel zu seiner Überwindung zu finden. Das haben die Slawophilen bisher nicht unternommen und nicht fertiggebracht; dafür haben sie jedoch ihre Gegner dazu veranlaßt, es in Angriff u nehmen, wenn auch viel-[405]leicht nicht, es fertigzubringen. Und hierin besteht ihr einziges Verdienst. Mag man träumen, wovon man will: vom Ruhm unseres Volkes oder von unserem Europäismus – über selbstverliebten Träumereien einschlafen, ist immer ebenso unfruchtbar wie schädlich, denn der Schlaf ist nicht das Leben, sondern nur das Traumbild des Lebens; und man kann dem nur dankbar sein, der einen solchen Schlaf stört. In der Tat, das Studium der russischen Geschichte ist noch nie so ernst betrieben worden wie in jüngster Zeit. Wir befragen und verhören die Vergangenheit, um von ihr eine Erklärung unserer Gegenwart und einen Hinweis für unsere Zukunft zu erhalten. Es ist, als machten wir uns plötzlich Sorge um unser Leben, um unsere Bedeutung, um unsere Vergangenheit und Zukunft und als wollten wir möglichst schnell die große Frage beantworten: *Sein oder Nichtsein*? Hier geht es gar nicht mehr darum, woher die Waräger gekommen sind – aus dem Westen oder aus dem Süden, über die Ostsee oder über das Schwarze Meer herüber, sondern darum, ob durch unsere Geschichte irgendein lebendiger, organischer Gedanke hindurchgeht, und wenn ja, dann welcher Gedanke – wie wir zu unserer Vergangenheit stehen, von der wir scheinbar losgerissen sind, und wie zum Westen, mit dem wir scheinbar verbunden sind. Und als Ergebnis dieser mühevollen und erregenden Untersuchungen beginnt sich zu zeigen, daß wir erstens durchaus nicht so sehr von unserer Vergangenheit losgerissen sind, wie wir glaubten, und durchaus nicht so eng mit dem Westen verbunden sind, wie wir uns einbildeten. Wenn ein Russe ins Ausland kommt, hört man ihn nicht dann an und interessiert sich nicht dann für ihn, wenn er auf echt europäische Weise über europäische Probleme räsoniert, sondern wenn er sie als Russe beurteilt, auch wenn sein Urteil aus ebendiesem Grunde falsch, parteiisch, beschränkt und einseitig ist. Und deshalb fühlt er sich dort genötigt, sich den Charakter seiner Nationalität zuzulegen, und wird in Ermangelung eines Besseren manchmal zum Slawophilen, wenn auch nur zeitweilig und dabei nicht aus voller Überzeugung, nur um sich in den Augen der Ausländer irgendwie kenntlich zu machen. Andrerseits müssen wir, wenn wir uns unserer gegenwärtigen Lage zuwenden und sie mit den Augen des Zweiflers und Forschers betrachten, erkennen, wie lächerlich und kläglich in vieler Hinsicht unser russischer Europäismus uns hinsichtlich unserer russischen Mängel beruhigt hat, die er bald weiß, bald rot geschminkt, aber keineswegs aus der Welt geschafft [406] hat. In dieser Hinsicht sind Auslandsreisen für uns äußerst nützlich: viele Russen verlassen unser Land als entschiedene Europäer, kehren aber von dort zurück, ohne selbst mehr zu wissen, wer sie sind, und ebendeshalb mit dem ehrlichen Wunsch, Russen zu werden. Was bedeutet nun das alles? Haben die Slawophilen etwa wirklich recht, und hat die Reform Peters des Großen uns wirklich nur unsern Volksgeist genommen und uns zu geistigen Zwittern gemacht? Und haben sie wirklich recht, wenn sie sagen, wir müßten zu den gesellschaftlichen Zuständen und Sitten der Zeiten des Zaren Alexej Michailowitsch oder gar des legendären Gostomysl zurückkehren (in dieser Frage sind sich die Herren Slawophilen selbst noch nicht einig)? ...

Nein, es bedeutet etwas ganz anderes, nämlich dies, daß Rußland die Epoche der Umgestaltung voll ausgeschöpft und hinter sich gebracht hat, daß die Reform in Rußland ihr Werk vollendet und für Rußland alles getan hat, was sie tun konnte und sollte, und daß die Zeit gekommen ist, wo Rußland sich in selbständiger Eigenart aus sich selbst weiterentwickeln muß. Aber die Epoche der Reform zu umgehen, sie sozusagen zu überspringen, über sie hinwegzusetzen und zu den vor ihr liegenden Zeiten zurückkehren: heißt das etwa sich selbständig weiterentwickeln? Dieser Gedanke wäre allein schon deswegen lächerlich, weil das ebensowenig möglich ist wie der Versuch, den Lauf der Jahreszeiten umzukehren und den Winter auf den Frühling, den Sommer aber auf den Herbst folgen zu lassen. Es würde ferner bedeu-

ten, daß man das Auftreten Peters des Großen, seine Reform und die auf sie folgenden Ereignisse in Rußland (vielleicht gar bis zum Jahre 1812 – bis zu der Epoche, mit der für Rußland ein neues Leben begann), für etwas Zufälliges, für eine Art schweren Traum hält, der aufhört und verschwindet, sobald der Mensch im Erwachen die Augen öffnet. Sich so etwas einzubilden, sind nur die Herren Manilow fähig. Derartige Ereignisse im Leben eines Volkes sind zu bedeutsam, als daß sie zufällig sein könnten, und das Leben eines Volkes ist kein morscher Kahn, dem jeder Hergelaufene mit einem leichten Ruderschlag eine willkürliche Richtung geben könnte. Statt an Unmögliches zu denken und alle Welt auf eigene Kosten durch selbstverliebtes Eingreifen in die historischen Geschicke zu erheitern, sollte man lieber die unwiderstehliche und unveränderliche Wirklichkeit des Bestehenden anerkennen und auf seiner Grundlage handeln, geleitet von Vernunft und gesundem Verstand, nicht aber von Manilowschen Phantasien. Nicht an eine Abänderung [407] dessen, was ohne unser Zutun zustande gekommen ist und unserer Willenskraft spottet, sollten wir denken, sondern daran, auf dem uns von einem höheren Willen gewiesenen Weg uns selbst zu ändern. Es geht darum, daß wir endlich aufhören, etwas zu *scheinen*, und anfangen, etwas zu *sein*, daß wir die dumme Angewohnheit ablegen, uns mit Worten zufrieden zu geben und äußerliche europäische Formen für Europäismus zu halten. Wir wollen noch mehr sagen: wir müssen endlich aufhören, uns für alles Europäische nur deshalb zu begeistern, weil es nicht etwas Asiatisches ist, wir müssen es vielmehr nur deshalb lieben und verehren, nur deshalb nach ihm streben, weil es etwas *Menschliches* ist, müssen von hier aus alles Europäische, das nichts Menschliches enthält, mit der gleichen Energie ablehnen wie alles Asiatische, das nichts Menschliches enthält. Es sind so viele europäische Elemente in das Leben und die Sitten Rußlands eingegangen, daß wir es durchaus nicht nötig haben, uns immerfort an Europa zu wenden, um unsere Bedürfnisse kennenzulernen: auch auf Grund dessen, was wir bereits von Europa übernommen haben, können wir zufriedenstellend beurteilen, was wir brauchen.

Wir wiederholen: die Slawophilen haben in vieler Hinsicht recht; dennoch ist ihre Rolle rein negativ, wenn auch zeitweilig nutzbringend. Ihre sonderbaren Schlußfolgerungen gehen in der Hauptsache daraus hervor, daß sie der Zeit willkürlich vorauseilen, daß sie den Prozeß der Entwicklung für deren Resultat halten, daß sie die Frucht vor der Blüte sehen wollen und, wenn die Blätter ihnen nicht schmecken, die Frucht für faul erklären und dann vorschlagen, den riesigen, auf einem unübersehbaren Raum aufgeschossenen Wald an einen andern Platz zu verpflanzen und ihm eine andere Pflege angedeihen zu lassen. Das ist, nach ihrer Meinung, nicht leicht, aber möglich! Sie haben vergessen, daß das von Peter geschaffene neue Rußland ebenso jung ist wie Nordamerika, daß es eine Zukunft vor sich hat, die viel größer ist als seine Vergangenheit. Sie haben vergessen, daß einem oft, wenn ein Prozeß in vollem Gange ist, besonders gerade jene Erscheinungen in die Augen springen, die nach Beendigung des Prozesses wieder verschwinden müssen, und daß sich oft gerade das nicht erkennen läßt, was in der Folge als Resultat des Prozesses hervortritt. In dieser Hinsicht hat es keinen Sinn, Rußland mit den alten Staaten Europas zu vergleichen, deren Geschichte einen der unseren diametral entgegengesetzten Verlauf genommen und längst [408] sowohl Blüte wie auch Frucht hervorgebracht hat. Ohne jeden Zweifel ist es für einen Russen leichter, sich die Anschauungen eines Franzosen, eines Engländers oder eines Deutschen anzueignen, als selbständig, auf russische Art, zu denken, denn dort handelt es sich um fertige Anschauungen, mit denen ihn sowohl die Wissenschaft als auch die zeitgenössische Wirklichkeit gleichermaßen leicht bekannt machen können; für sich selbst dagegen ist er noch ein Rätsel, weil für ihn die Bedeutung und das Schicksal seines Vaterlandes noch ein Rätsel ist, seines Vaterlandes, wo alles noch Ansatz und Keim und nichts bestimmt ist, wo alles noch in Entwicklung, in Gestaltung begriffen ist. Gewiß liegt hierin etwas Betrübliches, aber wieviel Tröstliches hat auch gerade das an sich! Die Eiche wächst langsam, lebt dafür aber Jahrhunderte. Der Mensch hat das angeborene Verlangen, seine Wünsche schnell erfüllt zu sehen, aber Frühreife ist nicht

von Dauer: mehr als irgend jemand anders müssen wir uns diese Wahrheit zu eigen machen. Der Franzose, der Engländer und der Deutsche sind bekanntlich, jeder auf seine Weise, so national, daß sie nicht imstande sind, einander zu verstehen – während dem Russen sowohl der Sozialgeist des Franzosen wie auch die praktische Aktivität des Engländers und die nebelhafte Philosophie des Deutschen gleichermaßen zugänglich sind. Die einen sehen hierin unsere Überlegenheit über alle anderen Völker; die anderen schließen daraus auf eine betrübliche Charakterschwäche, zu der uns die Reform Peters erzogen haben soll: denn, sagen sie, wer kein eigenes Leben hat, dem fällt es leicht, sich nachahmend an fremdes Leben anzupassen, wer keine eigenen Interessen besitzt, dem fällt es leicht, fremde Interessen zu verstehen. Aber sich an fremdes Leben anpassen, bedeutet nicht leben, fremde Interessen verstehen, bedeutet nicht, sie sich aneignen. Diese Auffassung enthält viel Richtiges, aber auch jene entbehrt, so anmaßend sie ist, nicht ganz der Wahrheit. Zunächst müssen wir sagen, daß wir Völkern, die keinen eigenen Nationalgeist besitzen und mithin ein rein äußerliches Leben führen, entschieden die Möglichkeit einer kräftigen politischen und staatlichen Existenz absprechen müssen. Es gibt in Europa ein solches künstliches Staatengebilde, das aus vielen Nationalitäten zusammengeleimt ist – aber wer wüßte nicht, daß seine Festigkeit und seine Stärke etwas Zeitweiliges sind? ...[2] Wir Russen haben keine Ursache, an unserer politischen und staatlichen Berufung zu zweifeln: von allen slawischen Stämmen haben nur wir uns zu einem starken, mächtigen Staat geformt und [409] sowohl vor Peter als auch nach ihm, bis zur heutigen Zeit, in Ehren mehr als einer rauhen Schicksalsprüfung standgehalten, sind mehr als einmal nahe daran gewesen, unterzugehen, und haben uns stets retten können, um dann mit neuer, größerer Kraft und Festigkeit wieder auf den Plan zu treten. In einem Volk, das der inneren Entwicklung bar ist, kann es keine solche Festigkeit, keine solche Kraft geben. Ja, wir haben ein nationales Leben, wir sind dazu berufen, der Welt unser eigenes Wort, unseren eigenen Gedanken zu sagen; was für ein Wort und was für ein Gedanke das sein wird – darum brauchen wir uns jetzt noch nicht zu sorgen. Unsere Enkel oder unsere Urenkel werden es ohne alles angestrengte Rätselraten erfahren, weil sie es sein werden, die dieses Wort, diesen Gedanken aussprechen... Da unser Aufsatz in der Hauptsache von der russischen Literatur handelt, so ist es nur natürlich, wenn wir uns in diesem Falle auf ihr Zeugnis berufen. Sie besteht alles in allem gerade eben *hundertsieben* Jahre, dabei hat sie aber bereits einige Werke aufzuweisen, die für die Ausländer nur darum interessant sind, weil sie ihnen als ganz verschieden von den Werken ihrer eigenen Literatur, also als originell und urwüchsig, d. h. national russisch, erscheinen. Worin jedoch diese russische Nationaleigentümlichkeit besteht – das läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen; uns genügt es einstweilen, daß ihre Elemente bereits durch die farblose Nachahmerei, zu der uns die Reform Peters des Großen gebracht hatte, hindurchzubrechen und sich zu offenbaren beginnen...

Was weiterhin die Vielseitigkeit betrifft, mit der der russische Mensch den Geist ihm fremder Nationalitäten versteht – so liegt hier gleichermaßen seine schwache wie seine starke Seite. Schwach deshalb, weil diese Vielseitigkeit wirklich starke Unterstützung darin findet, daß der Russe heute nicht an einseitige eigene nationale Interessen gebunden ist. Es läßt sich jedoch mit Sicherheit sagen, daß diese Ungebundenheit nur eine *Stütze* dieser Vielseitigkeit ist, aber es läßt sich schwerlich mit einiger Sicherheit sagen, daß sie sie *hervorbringt*. Jedenfalls erscheint es uns zu kühn, einer Situation zuzuschreiben, was vielmehr natürlicher Begabung zuzuschreiben ist. Da wir uns ungern aufs Raten und Träumen einlassen und mehr als alles willkürliche Schlußfolgerungen fürchten, die lediglich subjektive Bedeutung haben, wollen wir nicht unbedingt behaupten, daß es dem russischen Volk vorbestimmt ist, in seinem Nationalgeist den reichsten und vielseitigsten Inhalt zum Ausdruck zu bringen, und daß [410] hier die Ursache für die erstaunliche Fähigkeit des russischen Volkes liegt, alles ihm Fremde in

[2] Es handelt sich natürlich um das „Flicken-Reich“ Österreich.

sich aufzunehmen und sich anzueignen; aber wir wagen zu glauben, daß ein solcher Gedanke, als Vermutung, ohne Eigenlob und Fanatismus geäußert, nicht jeder Grundlage entbehrt...[3]

Wir bitten die Herren Slawophilen um Verzeihung, wenn wir ihnen irgend etwas zugeschrieben haben, was sie nicht gedacht oder nicht gesagt haben: wenn sie uns etwas Derartiges vorwerfen können, so mögen sie es als einfachen, nicht beabsichtigten Fehler unsererseits hinnehmen. Ihre Vorstellungen oder, nach unserer Meinung, Fehler und Irrtümer mögen sein, wie sie wollen – wir werden ihre Quelle stets achten. Wir können für jede aufrichtige, unabhängige und in ihrem Prinzip edle Überzeugung Sympathie empfinden, auch wenn wir sie nicht teilen, ja, selbst wenn wir in ihr eine der unseren diametral entgegengesetzte Überzeugung sehen. Auf wessen Seite die Wahrheit ist – darüber entscheidet die Zeit, dieser große, unfehlbare Richter über alle geistigen und theoretischen Auseinandersetzungen. Die Zeitschrift, die heute als einziges Organ der Richtung der Slawophilen übriggeblieben ist, hat einmal jeder entgegengesetzten Richtung „unversöhnliche Feindschaft“ angesagt.[4] Was uns betrifft, die wir unsere bestimmte Richtung und unsere eigenen, uns über alles auf der Welt teuren, glühenden Überzeugungen haben – so sind auch wir bereit, mit allen unsern Kräften für sie einzustehen und damit gegen jede entgegengesetzte Richtung und Überzeugung kämpfend aufzutreten; aber wir möchten unsere Meinungen mit Würde verteidigen und die gegensätzlichen Meinungen fest und ruhig, ohne jede Feindschaft bekämpfen. Wozu Feindschaft? Wer Feindschaft hegt, der ist verärgert, und wer verärgert ist, der fühlt, daß er unrecht hat. Wir haben den Ehrgeiz, die wesentlichen Grundlagen unserer Überzeugungen für so richtig zu halten, daß wir es nicht nötig haben, Feindschaft zu empfinden und uns zu ärgern, die Ideen mit den Personen zu verwechseln und statt einen erlaubten anständigen Meinungskampf einen unerlaubten und unanständigen Kampf für persönliche Eigenliebe zu führen...

Es gibt nichts auf der Welt, was absolut wichtig oder unwichtig wäre. Diese Wahrheit können nur jene ausschließlich theoretischen Naturen bestreiten, die grade so lange klug sind, wie sie sich in allgemeinen Abstraktionen bewegen, jedoch, sobald sie in die Sphäre der Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere, kurz in die [411] Welt der Wirklichkeit hinabsteigen, sofort erkennen lassen, daß ihr normaler Gehirnzustand zu wünschen übrigläßt.[5] Von solchen Leuten sagt das russische Sprichwort, daß ihnen *der Verstand mit der Vernunft durchgegangen ist* – ein ebenso tiefsinniger wie zutreffender Ausdruck, denn er spricht Leuten dieser Kategorie weder die Vernunft noch den Verstand ab, sondern weist nur darauf hin, daß sie bei ihnen unrichtig, verkehrt herum arbeiten, wie zwei beschädigte Räder in einer Maschine, die entgegen ihrer Bestimmung aufeinander wirken, wodurch die ganze Maschine unbrauchbar wird. Es ist also alles auf der Welt nur relativ wichtig oder unwichtig, groß oder klein, alt oder neu. „Wie“, wird man uns sagen, „Wahrheit und Tugend sind relative Begriffe?“ – nein, als *Begriff*, als *Gedanke* sind sie absolut und ewig; aber *verwirklicht*, als *Tatsache* sind sie relativ. Die Idee der Wahrheit und des Guten sind von allen Völkern, in allen Jahrhunderten anerkannt worden; aber was unbedingte Wahrheit, was das Gute für *ein* Volk oder *ein* Jahr-

[3] Noch bestimmter drückte Belinski seine Stellung zum „Volksgeist“ in seinem Brief an W. P. Botkin vom 8. (20.) März 1847 aus, in dem er schrieb: „Ich bin Russe von Natur. Ich will dir’s noch deutlicher sagen: ‚je suis un russe et je suis fier de l’être [Ich bin ein Russe, und ich bin stolz darauf]‘. Ich möchte nicht einmal Franzose sein, obwohl ich diese Nation mehr als eine andere liebe und achte. Die russische Persönlichkeit ist vorläufig noch ein Embryo, aber wieviel Weite und Kraft stecken in diesem Embryo, wie beklemmt und bedroht fühlt sie sich in jeder Beschränkung und Enge!“ Seine Gedanken über den russischen Volksgeist trug Belinski mit einer Reihe von Einschränkungen vor und grenzte sich scharf gegen die Slawophilen ab, die sich über diese Frage voller „Eigenlob und Fanatismus“ äußerten.

[4] Mit der „Zeitschrift“ ist der von M. P. Pogodin gegründete „Moskwitjanin“ gemeint, der von 1841 bis 1856 das Hauptorgan der Slawophilen war.

[5] Diese Worte waren eine Antwort an V. N. Maikow, der in einem Aufsatz über Kolzow einen scharfen Ausfall gegen Belinski unternommen hatte, ohne ihn beim Namen zu nennen.

hundert ist, das wird für ein anderes Volk, in einem andern Jahrhundert zur Lüge und zum Bösen. Deswegen ist die unbedingte oder absolute Urteilsweise die leichteste, dafür jedoch auch die unzuverlässigste; heute nennt man sie abstrakt. Es ist nichts leichter, als zu definieren, was der Mensch in moralischer Hinsicht sein soll; aber nichts ist schwerer, als zu zeigen, warum dieser Mensch hier so geworden ist, wie er ist, und nicht zu dem geworden ist, was er nach der Theorie der Moralphilosophie sein sollte.

Das ist der Standpunkt, von dem aus wir Anzeichen für die Reife der zeitgenössischen russischen Literatur in den scheinbar allergewöhnlichsten Erscheinungen erblicken. Man sehe und höre einmal zu: worüber debattieren unsere Zeitschriften vor allem? – über den Volksgeist, über die Wirklichkeit; was greifen sie vor allem an? – die Romantik, die Schwärmerei, die Abstraktheit. Über einige von diesen Gegenständen ist auch früher viel debattiert worden, aber sie hatten nicht den Sinn, nicht die Bedeutung wie jetzt. Der Begriff „Wirklichkeit“ ist völlig neu: „Romantik“ wurde früher als das A und O menschlicher Weisheit betrachtet, und man suchte einzig in ihr die Lösung aller Fragen; der Begriff „Volksgeist“ hatte früher ausschließlich literarische Bedeutung, fand keinerlei Anwendung auf das Leben. Auch jetzt findet er, wenn man will, vorwiegend in der Sphäre der Literatur Anwendung; der Unterschied ist jedoch der, daß die Literatur eben jetzt zum Echo des Lebens geworden ist. [412] Wie man heute über diese Gegenstände urteilt, ist eine andere Frage. Gewöhnlich tun es die einen besser, die andern schlechter, aber fast alle stimmen darin überein, daß sie in der Lösung dieser Fragen so etwas wie ihre Rettung sehen. Besonders die Frage des „Volksgeistes“ ist zur alles beherrschenden Frage geworden und hat zwei extreme Formulierungen gefunden. Die einen werfen den Volksgeist mit den alten Gebräuchen durcheinander, die sich heute nur beim einfachen Volk erhalten haben, und lieben es nicht, wenn man in ihrer Gegenwart unehrerbietig von der schornsteinlosen, schmutzigen Bauernhütte, von Rettich und Kwaß, ja sogar von Fusel spricht; die anderen sind sich der Notwendigkeit eines höchsten nationalen Prinzips bewußt, geben sich, da sie es in der Wirklichkeit nicht finden, die größte Mühe, eigens eins auszudenken, und weisen etwas unbestimmt und in Andeutungen auf die *Demut* als den Ausdruck des russischen Nationalgeistes hin. Mit jenen kann man ernsthaft nicht streiten; aber diesen kann man entgegnen, daß die Demut in gewissen Fällen eine höchst lobenswerte Tugend für einen Menschen jedes Landes ist, für einen Franzosen wie für einen Russen, für einen Engländer wie für einen Türken, daß sie aber allein wohl schwerlich das ausmachen kann, was man „Volksgeist“ nennt. Zudem läßt sich diese Ansicht, die vielleicht theoretisch ausgezeichnet ist, nicht recht mit den historischen Tatsachen in Einklang bringen. Unsere Teilfürstenperiode zeichnet sich eher durch Hochmut und durch Rauflust als durch Demut aus. Den Tataren haben wir uns durchaus nicht aus Demut ergeben (was uns nicht zur Ehre, sondern zur Unehre gereichen würde, wie bei jedem anderen Volk), sondern aus Schwäche, die die Folge der Zersplitterung unserer Kräfte durch das dem Regierungssystem jener Zeit zugrunde liegende Sippenprinzip war. Iwan Kalita war listenreich, aber nicht demütig; Simeon trug sogar den Beinamen „Der Stolze“, aber diese Fürsten waren die Begründer der Macht des Moskauer Zarenreichs; Dmitri Donskoi hat den Tataren das Ende ihrer Herrschaft über Rußland mit dem Schwert und nicht mit der Demut vorausgesagt. Iwan III. und Iwan IV., die beide den Beinamen „Der Dräuende“ erhielten, zeichneten sich nicht durch Demut aus. Einzig der schwache Fjodor bildet eine Ausnahme von der Regel. Überhaupt ist es recht sonderbar, in der Demut die Ursache sehen zu wollen, aus der heraus das winzige Moskauer Fürstentum später zuerst zum Moskauer Zarenreich und dann zum russischen Imperium wurde, indem es Sibirien, [413] Kleinrußland, Bjelorußland, Neurußland, die Krim, Bessarabien, Livland, Estland, Kurland, Finnland und den Kaukasus als sein Eigentum unter die Fittiche des doppelköpfigen Adlers nahm... Natürlich kann man in der russischen Geschichte bei Regierungs- und Privatpersonen frappante Züge von Demut wie von anderen Tugenden finden; aber in der Geschichte welches Volkes wären sie nicht zu finden, und inwiefern steht ein

Ludwig IX. an Demut hinter Fjodor Iwanowitsch zurück? ... Man redet auch noch viel von der *Liebe* als einem nationalen Grundprinzip, das im Gegensatz zu den gallischen, den teutonischen und anderen westlichen Stämmen ausschließlich nur den slawischen Stämmen eigen sei. Dieser Gedanke hat sich bei einigen Leuten in eine wahre Monomanie verwandelt, so daß einer von diesen „einigen Leuten“ es fertiggebracht hat, sogar in der Presse zu erklären, die russische Erde sei mit Tränen getränkt und durchaus nicht mit Blut, und mit Tränen, nicht aber mit Blut hätten wir uns nicht nur von den Tataren, sondern auch von der Invasion Napoleons frei gemacht... Sind diese Worte nicht wirklich das hervorragende Musterbeispiel für einen Verstand, der mit der Vernunft durchgegangen ist, weil er sich durch ein System, eine Theorie hat hinreißen lassen, die mit der Wirklichkeit unvereinbar ist? ... Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß die Liebe eine Eigenschaft der menschlichen Natur überhaupt ist und ebensowenig ausschließlich einem einzelnen Volk und Stamm gehören kann wie das Atmen, das Sehen, der Hunger, der Durst, der Geist, das Wort... Der Fehler liegt darin, daß hier etwas Relatives für etwas Absolutes genommen wird. Das System der Eroberungen, das die europäischen Staaten begründet hat, brachte dort sofort rein juristische Lebensbeziehungen hervor, in denen die Gewalt und die Unterdrückung nicht als Willkür, sondern als Gesetz erschienen. Bei den Slawen dagegen herrschte ein Gewohnheitsrecht, das aus den sanften und freundlichen patriarchalischen Beziehungen hervorgegangen war. Haben sich diese patriarchalischen Lebensbeziehungen jedoch lange gehalten, und was wissen wir Sicheres über sie? Schon vor der Teilfürstenperiode begegnen wir in der russischen Geschichte den durchaus nicht freundlichen Zügen des listenreichen Kämpen Oleg, des rauhen Kämpen Swjatoslaw, dann Swjatopolks, der Boris und Gleb ermordete, den Kindern Wladimirs, die sich gegen ihren Vater empörten usw. Das haben, wird man sagen, die Waräger von draußen zu uns gebracht und damit – fügen wir von uns aus hinzu – den Anfang mit der [414] Entartung der freundlichen patriarchalischen Lebensbeziehungen gemacht. Wozu dann der ganze Lärm? Die Teilfürstenperiode ist ebensowenig eine Periode der Liebe wie der Demut; sie ist eher eine Periode gewohnheitsmäßiger Abschlachterei. Auf die Tatarenperiode paßt es schon gar nicht: damals war eine mit verräterischer Absicht zur Schau getragene Demut nötiger als Liebe und echte Demut. Die Kriminalgesetze, die Foltern, die Hinrichtungen der Periode des Moskauer Zarenreichs und der folgenden Zeit bis zur Herrschaft Katharinas der Großen einschließlich verweisen uns bei der Suche nach Liebe wieder in die vorhistorischen Zeiten der alten Slawen. Wo ist hier Liebe als Nationalprinzip? Nationalprinzip war sie ja auch nie, sondern war ein menschliches Prinzip, das im slawischen Stamm dank seiner historischen oder, besser gesagt, seiner unhistorischen Situation erhalten geblieben war. Mit der Situation änderten sich auch die patriarchalischen Sitten, und mit ihnen verschwand auch die Liebe als Erscheinung der alltäglichen Lebensbeziehungen. Sollen wir am Ende zu jenen alten Zeiten zurückkehren? Warum nicht gar, wenn das ebenso leicht ist, wie daß ein Greis wieder zum Jüngling und ein Jüngling zum Wickelkind werde? ...

Natürlich rufen derartige extreme Übertreibungen ebensolche entgegengesetzte Übertreibungen hervor. Die einen warfen sich einem phantastischen Volksgeist in die Arme; die andern – im Namen der Menschheit – einem phantastischen Kosmopolitismus. Nach der Meinung der letzteren entspringt der Nationalgeist rein äußerlichen Einflüssen, drückt alles das aus, was das Volk an Starrem, Grobem, Borniertem, Unvernünftigem an sich hat, und bildet den diametralen Gegensatz zu allem Menschlichen. Da sie aber spüren, daß man dem Volk nicht auch das Menschliche absprechen kann, das ihrer Meinung nach den Gegensatz zum Nationalen bildet, zerteilen sie die unteilbare Persönlichkeit des Volkes in eine Mehrheit und eine Minderheit, wobei sie dieser Eigenschaften zuschreiben, die den Eigenschaften jener diametral entgegengesetzt sind. Indem sie so ständig irgendeinen *Dualismus* angreifen, den sie überall sehen, auch da, wo es ihn gar nicht gibt, verfallen sie selbst in das Extrem des allerabstraktesten Dualismus. Die großen Männer stehen, nach ihrer Auffassung, außerhalb des Gei-

stes ihrer Nation, und ihr ganzes Verdienst, ihre ganze Größe besteht eben darin, daß sie gegen den Geist ihrer Nation angehen, ihn bekämpfen und ihn be-[415]siegen. Das ist eine echt russische und in dieser Hinsicht ausgesprochen nationale Meinung, die keinem Europäer hätte einfallen können! Diese Meinung ist direkt aus einer falschen Auffassung von der Reform Peters des Großen hervorgegangen, der nach einer in Rußland allgemein verbreiteten Meinung angeblich den russischen Volksgeist vernichtet hat. Das ist die Meinung derjenigen, die den Volksgeist in den Gebräuchen und den Vorurteilen sehen, ohne zu verstehen, daß sich in ihnen wirklich der Volksgeist widerspiegelt, daß aber sie allein noch durchaus nicht den Volksgeist bilden. Volk und Menschheit in zwei einander völlig fremde, ja feindliche Prinzipien zu trennen, heißt in den allerabstraktesten, ganz und gar papiernen Dualismus verfallen.

Was macht die höchste, die edelste Wirklichkeit im Menschen aus? – Natürlich das, was wir seine Geistigkeit nennen, d. h. das Gefühl, die Vernunft, der Wille, in denen sein ewiges, unvergängliches, notwendiges Wesen zum Ausdruck kommt. Und was gilt im Menschen als niedrig, zufällig, relativ, vergänglich? – Natürlich sein Leib. Bekanntlich sind wir von Kind auf gewöhnt, unsern Leib zu verachten, vielleicht ebendeshalb, weil wir ihn, ewig in logischen Phantasien lebend, wenig kennen. Die Ärzte dagegen achten mehr als andere den Leib, weil sie ihn mehr als andere kennen. Das ist der Grund, warum sie manchmal rein moralische Krankheiten mit rein materiellen Mitteln behandeln, und umgekehrt. Daraus läßt sich erkennen, daß die Ärzte, indem sie den Leib achten, die Seele nicht verachten: nur verachten sie den Leib nicht, indem sie die Seele achten. In dieser Hinsicht gleichen sie dem klugen Agronomen, der voller Achtung nicht nur auf den reichen Kornsegen blickt, den ihm die Erde einbringt, sondern auch auf die Erde selbst, die ihn hervorgebracht hat, und selbst auf den schmutzigen, dreckigen und stinkenden Mist, der die Fruchtbarkeit dieser Erde erhöht hat. Ihr schätzt natürlich im Menschen besonders das Gefühl? – Ausgezeichnet! – So schätzt denn auch jenes Stück Fleisch, das in seiner Brust zuckt, das ihr das Herz nennt und dessen verlangsamter oder beschleunigter Schlag getreu jeder Regung eurer Seele entspricht. – Ihr achtet natürlich im Menschen besonders den Geist? – Ausgezeichnet! – So macht denn in ehrfürchtigem Staunen vor der Masse seines Gehirns halt, in dem alle geistigen Prozesse vor sich gehen, von dem aus sich durch das Rückgrat über den ganzen Organismus hin die Nervenstränge ziehen, die die Organe der Empfindungen [416] und der Gefühle sind und Flüssigkeiten von solcher Feinheit in sich tragen, daß sie der materiellen Beobachtung entgleiten und sich der spekulativen Vernunft entziehen. Andernfalls werdet ihr erstaunt sein, im Menschen Folgen ohne Ursachen zu finden, oder euch – was noch schlimmer ist – eigene, in der Natur nicht vorkommende Ursachen erfinden und euch mit ihnen zufrieden geben. Eine Psychologie, die sich nicht auf die Physiologie stützt, ist ebenso unhaltbar wie eine Physiologie, die nichts von der Existenz der Anatomie weiß. Die moderne Wissenschaft hat sich auch damit nicht zufrieden gegeben: sie will mit Hilfe der chemischen Analyse in das geheimnisvolle Laboratorium der Natur eindringen und durch Beobachtung an Embryonen den *physischen* Prozeß der *moralischen* Entwicklung verfolgen. Aber das ist die innere Welt des physiologischen Lebens des Menschen. Alle seine für uns verborgenen Aktionen kommen als Resultat im Antlitz, im Blick, in der Stimme, sogar in den Manieren des Menschen zum Vorschein. Aber was ist das indessen: – das Gesicht, die Augen, die Stimme, die Manieren? Das ist doch alles Leib, Äußeres, also alles etwas Vergängliches, Zufälliges, Nichtiges, denn das alles ist ja nicht Gefühl, nicht Geist, nicht Wille? –Ja! – aber in alledem *sehen* und *hören* wir doch sowohl Gefühl als auch Geist und Willen. Das Zufälligste am Menschen sind seine Manieren, weil sie am meisten von der Erziehung, von der Lebensweise, von der Gesellschaft abhängen, in der der Mensch lebt; aber warum erkennt dann euer Gefühl manchmal auch in den groben Manieren eines Bäuerleins einen guten Menschen, dem ihr euch ruhig anvertrauen könnt, während zur selben Zeit die feinen Manieren eines Mannes von Welt euch manchmal unwillkürlich veranlassen, vor ihm auf der Hut zu sein? – Wie viele Menschen mit Seele, mit Gefühl gibt es auf

der Welt, aber bei jedem von ihnen hat dieses Gefühl seinen eigenen Charakter, seine Besonderheit. Wie viele geistreiche Menschen gibt es auf der Welt, und dabei hat jeder von ihnen seinen eigenen Geist. Das bedeutet nicht, daß die Menschen verschiedenen Geist haben: dann würden sie einander nicht verstehen können; aber es bedeutet, daß auch der Geist seine Individualität hat. Darin liegt seine Beschränktheit. Und deshalb ist selbst der Geist des größten Genies stets unermeßlich geringer als der Geist der ganzen Menschheit. Aber eben darin liegt auch seine Wirklichkeit, seine Realität. Ein Geist ohne Körperlichkeit, ohne Physiognomie, ein Geist, der nicht auf das Blut einwirkt und keine Ein-[417]wirkung von ihm empfängt, ist ein logischer Traum, ein totes Abstraktum. Der Geist ist der Mensch im Leib oder, besser gesagt, der Mensch durch den Leib, kurz, die *Persönlichkeit.* Deswegen gibt es auf der Welt ebenso viele Geister wie Menschen, und nur die Menschheit hat *einen* Geist. Man sehe sich einmal an, wie viele moralische Nuancen in der menschlichen Natur stecken: bei dem einen ist der Geist vor lauter Herz kaum zu bemerken, bei dem andern scheint sich das Herz ins Gehirn verlagert zu haben; dieser hier ist schrecklich klug und fähig zu Taten, bringt aber nichts zustande, weil er keinen Willen hat; dagegen hat jener dort einen furchtbaren Willen, aber einen schwachen Kopf, und sein Tun bringt entweder Unfug oder Böses zustande. Alle diese Nuancen aufzuzählen, ist ebenso unmöglich, wie die Unterschiede der Physiognomien aufzuzählen: wie viele Menschen, so viele Gesichter, und zwei völlig gleiche zu finden, ist noch weniger möglich, als zwei einander völlig gleiche Baumblätter zu finden. Wenn man eine Frau liebt, soll man nicht sagen, man sei bezaubert durch die schönen Eigenschaften ihres Geistes und ihres Herzens: andernfalls wird man, wenn man auf eine andere aufmerksam gemacht wird, die höhere moralische Eigenschaften hat, gezwungen sein, sich neu zu verlieben und den ersten Gegenstand der Liebe um des neuen Gegenstandes willen aufzugeben, wie man ein gutes Buch für ein besseres aufgibt. Man soll den Einfluß der moralischen Eigenschaften auf das Gefühl der Liebe nicht leugnen, aber wenn man einen Menschen liebt, liebt man ihn ganz, nicht als Idee, sondern als lebendige Persönlichkeit, liebt an ihm besonders das, was man weder definieren noch nennen kann. Wie wollte man wirklich z. B. jenen ungreifbaren Ausdruck, jenes geheimnisvolle Spiel seiner Physiognomie, seiner Stimme, kurz, alles das definieren und nennen, was seine Besonderheit ausmacht, was ihn anderen Menschen unähnlich macht und wofür man ihn – das kann man mir glauben – auch vor allem liebt? Warum sollte man sonst über der Leiche eines geliebten Wesens verzweifelt schluchzen? Mit ihm ist ja das, was das Beste, das Edelste an ihm war, was man das Geistige und das Sittliche an ihm genannt hat, nicht gestorben – gestorben ist vielmehr das grob Materielle, Zufällige... Aber über ebendieses Zufällige schluchzt man so bitterlich, weil einem die Erinnerung an die schönen Eigenschaften eines Menschen nicht den Menschen selbst ersetzt, ebenso wie ein Mensch, der vor Hunger stirbt, nicht satt wird durch die Erinnerung an den reichgedeckten [418] Tisch, an dem er sich kurz zuvor erfreut hat. Ich bin gern einverstanden mit den Spiritualisten, daß mein Vergleich grob ist, dafür ist er aber richtig, und das ist für mich die Hauptsache. Dershawin hat gesagt:

„So sterbe ich nicht ganz: ein Stück von meinem Wesen
Wird leben unverwest, der Nachwelt einverleibt.“

Gegen die Wirklichkeit einer solchen Unsterblichkeit läßt sich nichts sagen, obschon sie für die Menschen, die dem Dichter nahestanden, keinen Trost bedeutet; aber was hinterläßt der Dichter in seinen Werken der Nachwelt, wenn nicht seine Persönlichkeit? Wenn er nicht mehr Persönlichkeit wäre als irgendein beliebiger Jemand, nicht vorwiegend Persönlichkeit, so würden seine Werke farblos und blaß sein. Deswegen bilden die Schöpfungen jedes großen Dichters eine ganz besondere, originelle Welt, und Homer, Shakespeare, Byron, Cervantes, Walter Scott, Goethe und George Sand haben nur das gemeinsam, daß sie große Dichter sind...

Aber was ist nun diese Persönlichkeit, die sowohl dem Gefühl und dem Geist wie auch dem Willen und dem Genie Realität verleiht und ohne die alles entweder ein phantastischer Traum

oder eine logische Abstraktion ist? Ich könnte euch, liebe Leser, hierüber viel zusammenerzählen; aber ich ziehe es vor, offen einzugestehen, daß ich das Wesen der Persönlichkeit desto weniger mit Worten zu definieren vermag, je lebendiger ich es in mir schaue. Das ist ein ebensolches Geheimnis wie das Leben: alle Welt sieht es, jeder empfindet sich in seiner Sphäre, und niemand kann euch sagen, was es ist. Genau so können die Gelehrten, die die Aktion und die Kräfte der Naturfaktoren, wie Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus, gut kennen und deshalb nicht im geringsten an ihrer Existenz zweifeln, dennoch nicht sagen, was sie sind. Besonders eigentümlich ist dabei, daß alles, was wir von der Persönlichkeit sagen können, sich darauf beschränkt, daß sie nichtig ist gegenüber dem Gefühl, der Vernunft, dem Willen, der Tugend, der Schönheit und allen ähnlichen ewigen und unvergänglichen Ideen; daß es aber ohne sie, die vergängliche und zufällige Erscheinung, weder Gefühl gäbe noch Geist, weder Willen noch Tugend oder Schönheit, ebenso aber auch weder Gefühllosigkeit noch Dummheit oder Charakterlosigkeit, Laster und Häßlichkeit...

Was die *Persönlichkeit* im Verhältnis zur *Idee* des Menschen ist, [419] das ist der *Volksgeist* im Verhältnis zur Idee der Menschheit. Mit andern Worten: die Geister der Völker sind die Persönlichkeiten der Menschheit. Ohne die Geister der Nationen wäre die Menschheit ein totes logisches Abstraktum, ein Wort ohne Inhalt, ein Klang ohne Sinn. In dieser Frage bin ich eher bereit, auf die Seite der Slawophilen überzugehen, als auf der Seite der humanistischen Kosmopoliten zu verweilen; denn wenn sich jene auch irren, so tun sie es doch als Menschen, als lebendige Wesen, während diese auch die Wahrheit wie die soundsovielte Auflage der soundsovielten Logik aussprechen...[6] Glücklicherweise jedoch kann ich hoffen, auf meinem Platz zu bleiben und mich niemandem anzuschließen ...

Das Menschliche ist dem Menschen deshalb eigen, weil er Mensch ist; aber es tritt in ihm nie anders in Erscheinung als erstens auf dem Boden seiner eigenen Persönlichkeit und in dem Maß, in dem diese es in sich aufnehmen kann, und zweitens auf dem Boden des Nationalgeistes, an dem er teilhat. Die Persönlichkeit des Menschen ist die Ausschaltung anderer Individuen und bedeutet aus ebendiesem Grunde eine Beschränkung des menschlichen Wesens; kein einziger Mensch, so groß auch seine Genialität sein mag, umfaßt in seiner Person jemals erschöpfend weder alle Sphären des Lebens noch auch nur eine einzelne seiner Seiten. Kein einziger Mensch kann weder in seiner Person alle Menschen ersetzen (d. h. ihre Existenz überflüssig machen) noch selbst einen anderen einzelnen Menschen ersetzen, so viel tiefer dieser auch in moralischer oder geistiger Hinsicht stehen mag; aber alle und jeder sind für alle und jeden nötig. Darauf beruhen ja Einheit und Brüderlichkeit des Menschengeschlechts. Stark und sichergestellt ist der Mensch nur in der Gesellschaft. Wenn aber auch die Gesellschaft ihrerseits stark und sichergestellt sein soll, dann bedarf sie eines inneren, unmittelbaren, organischen Bandes – des *Nationalgeistes.* Es ist das urwüchsige Resultat des Zusammenschlusses der Menschen, aber es ist nicht ihr Produkt: kein Volk hat seinen Nationalgeist geschaffen, so wenig, wie es sich selbst geschaffen hat. Das deutet darauf hin, daß jeder Nationalgeist in allen Fällen seinen Ursprung im Blut, in der Gattung hat. Je mehr ein Mensch oder ein Volk seinem Ursprung nahesteht, um so näher stehen sie der Natur, um so mehr sind sie ihr Sklave; sie sind dann nicht Mensch, sondern Kind, nicht Volk, sondern Stamm. Im einen wie im anderen entwickelt das Menschliche sich im Maße ihrer Befreiung von der natürlichen Unmittel-[420]barkeit. Oft fördern verschiedene äußere Ursachen diese Befreiung; dennoch aber erhält das Volk das Menschliche nicht von außen, sondern aus sich selbst, und zwar stets in nationaler Erscheinungsform.

Genau besehen, ist der Kampf des Menschlichen mit dem Nationalen nicht mehr als eine rhetorische Figur, besteht aber in Wirklichkeit nicht. Selbst dann, wenn der Fortschritt eines

[6] Mit dem Ausdruck „humanistische Kosmopoliten“ ist V. N. Maikow gemeint.

Volkes sich durch Entlehnung bei einem andern vollzieht, vollzieht er sich dennoch national. Anders gibt es keinen Fortschritt. Wenn ein Volk dem Druck ihm fremder Ideen und Gebräuche nachgibt, ohne selbst die Kraft zu haben, sie mit Hilfe des eigenen Nationalgeistes in eigenes Wesen zu verarbeiten – dann geht es politisch zugrunde. Es gibt viele Menschen auf der Erde, die als „hohl“ bezeichnet werden: sie sind klug durch fremde Klugheit, haben über nichts ihre eigene Meinung, lernen dabei aber ständig und sind auf dem laufenden über alles in der Welt. Ihre Hohlheit besteht eben darin, daß sie ganz nur Aneignung sind und daß ihr Gehirn den fremden Gedanken nicht verarbeitet, sondern ihn durch die Sprache genau so wiedergibt, wie es ihn aufgenommen hat. Das sind Menschen ohne Persönlichkeit, denn je persönlicher ein Mensch ist, desto mehr ist er fähig, Fremdes in Eigenes zu verwandeln, d. h. ihm den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Dem Menschen ohne Persönlichkeit entspricht das Volk ohne Nationalgeist. Das wird dadurch bewiesen, daß alle Nationen, die eine führende Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt haben und spielen, sich durch einen besonders ausgeprägten Nationalgeist unterschieden haben und unterscheiden. Man denke an die Juden, die Griechen und die Römer; man sehe sich die Franzosen, die Engländer, die Deutschen an. In unserer Zeit sind Haß und Antipathie zwischen den Völkern völlig verloschen. Kein Franzose haßt nunmehr einen Engländer nur deshalb, weil er Engländer ist, und umgekehrt. Im Gegenteil, von Tag zu Tag lassen die Völker in unserer Zeit mehr und mehr Sympathie und Liebe füreinander erkennen. Diese tröstliche, humane Erscheinung ist das Resultat der Aufklärung. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß die Aufklärung den Volksgeist nivelliert und alle Völker einander wie ein Ei dem andern ähnlich macht. Im Gegenteil, unsere Zeit ist vorwiegend eine Zeit der starken Entwicklung des Nationalgeistes. Der Franzose will Franzose sein und verlangt von dem Deutschen, daß dieser ein Deutscher sei, und interessiert sich nur unter dieser Voraussetzung für ihn. In genau den gleichen Beziehun-[421]gen stehen heute alle europäischen Völker zueinander. Dabei machen sie schonungslos beieinander Anleihen, ohne im geringsten zu fürchten, an ihrem Nationalgeist Schaden zu nehmen. Die Geschichte lehrt, daß derartige Befürchtungen nur bei moralisch ohnmächtigen und nichtigen Völkern wirklich gelten können. Das alte Hellas war der Erbe der ganzen ihm vorausgehenden Alten Welt. Es nahm außer dem ursprünglichen pelasgischen* Element auch ägyptische und phönizische Elemente in sich auf. Die Römer nahmen sozusagen die ganze Alte Welt in sich auf und blieben dennoch Römer. Und wenn sie schließlich zu Fall kamen, so nicht infolge der Entlehnungen von außen, sondern deshalb, weil sie die letzten Repräsentanten der Alten Welt waren, die ihr Leben erschöpft hatte und sich durch das Christentum und die teutonischen Barbaren erneuern sollte. Die französische Literatur imitierte lange Zeit sklavisch die griechische und die lateinische Literatur, plünderte sie naiv durch ihre Entlehnungen und blieb dennoch national französisch. Die ganze negierende Tendenz der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts hatte ihren Ursprung in England; aber die Franzosen vermochten sie sich so geschickt anzueignen und ihr dabei den Stempel ihres Nationalgeistes aufzuprägen, daß niemand auf den Gedanken kommt, ihrer Literatur die Ehre urwüchsiger Entwicklung abzusprechen. Die deutsche Philosophie ging von dem Franzosen Descartes aus, ohne deswegen im geringsten französisch zu werden.

Die Aufteilung des Volkes in eine Mehrheit und eine Minderheit, die einander angeblich feindlich gegenüberstehen, ist vielleicht logisch berechtigt, aber im Licht des gesunden Menschenverstandes entschieden falsch. Die Minderheit bringt stets im guten oder im schlechten Sinn die Mehrheit zum Ausdruck. Noch sonderbarer ist es, der Mehrheit eines Volkes nur schlechte Eigenschaften, der Minderheit dagegen einzig gute Eigenschaften zuzuschreiben. Schön stände die französische Nation da, wenn man sie nach dem sittenlosen Adel der Zeiten Ludwigs XV. beurteilen wollte! Dieses Beispiel weist darauf hin, daß die Minderheit eher die

* Bezeichnung für prähistorische nicht-griechischsprachige Gruppen auf der südlichen Balkanhalbinsel.

schlechten als die guten Seiten des Nationalgeistes eines Volkes zum Ausdruck bringen kann, weil sie ein künstliches Leben lebt, wenn sie sich der Mehrheit als etwas von ihr Abgesondertes und ihr Fremdes gegenübersteht. Das sehen wir auch im modernen Frankreich am Beispiel des heute dort herrschenden Standes, der Bourgeoisie. Was schließlich die großen Männer betrifft, so sind sie vornehmlich Kinder ihres Landes. Der [422] große Mann ist stets national wie sein Volk, denn er ist ebendeshalb groß, weil er sein Volk repräsentiert. Der Kampf zwischen Genie und Volk ist nicht ein Kampf zwischen dem Menschlichen und dem Nationalen, sondern einfach zwischen dem Neuen und dem Alten, zwischen Idee und Empirismus, zwischen Vernunft und Vorurteilen. Die Masse richtet sich stets nach der Gewohnheit und hält nur das für vernünftig, wahr und nützlich, woran sie gewöhnt ist. Sie verteidigt mit zäher Wut jenes *Alte*, gegen das sie, ein Jahrhundert oder weniger zuvor, mit ebenso zäher Wut als gegen das *Neue* gekämpft hat. Der Widerstand der Masse gegen das Genie ist eine Notwendigkeit: sie stellt damit das Genie auf die Probe: wenn es sich trotz alledem durchsetzt, so bedeutet das, daß es wirklich Genie ist, das heißt, daß es die Berechtigung in sich trägt, auf die Geschicke seines Vaterlandes einzuwirken. Andernfalls würde jeder Schwätzer, jeder Schwärmer, jeder Philosoph, jeder kleine große Mann mit dem Volk umspringen wie mit einem Pferd und es nach seiner Laune und seiner Phantasie bald hierhin, bald dahin lenken...[7]

Das Volk hat es durchaus nicht nötig, sich in sich selbst zu teilen, um sich eine Quelle für neue Ideen zu verschaffen. Die Quelle alles Neuen ist das Alte; wenigstens wird das Neue durch das Alte vorbereitet. Was am Genie frappiert, ist nicht so sehr seine Fähigkeit, Neues zu finden, sondern der Mut, mit dem es das Neue dem Alten entgegenstellt und den Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen entbrennen läßt. Die Notwendigkeit von Neuerungen empfanden in Rußland bereits die Vorgänger Peters; sie wurde deutlich gemacht durch die damalige Lage des Staates; aber die Reform durchzuführen, vermochte nur Peter. Dazu brauchte er sich durchaus nicht feindlich gegen sein Volk zu stellen; er mußte es im Gegenteil vielmehr kennen und lieben, mußte sich seiner angeborenen Einheit mit ihm bewußt sein. Was im Volke unbewußt als Möglichkeit lebt, tritt im Genie als Verwirklichung, als Wirklichkeit, zutage. Das Volk verhält sich zu seinen großen Männern wie der Boden zu den Pflanzen, die aus ihm hervorgehen. Wir haben hier Einheit, nicht aber Getrenntsein, Dualismus vor uns. Und entgegen den *Syllogisten* (ein neues Wort!) gibt es für einen großen Dichter keine größere Ehre, als im höchsten Grade national zu sein, denn anders kann er gar nicht groß sein. Das, was die Schwätzer „*das Menschliche*“ nennen und dem *Nationalen* gegenüberstellen, ist im Grunde das *Neue*, das [423] unmittelbar und logisch aus dem *Alten* hervorgeht, auch wenn es seine glatte Negation ist. Wenn irgendein Prinzip in seinem Extrem bis zur Absurdität getrieben wird, gibt es nur einen natürlichen Ausweg – den Übergang zum entgegengesetzten Extrem. Das liegt in der Natur sowohl des Menschen wie der Völker. Folglich liegt die Quelle jeden Fortschritts, jeder Bewegung nach vorwärts nicht in einer Zwiegespaltenheit der Völker, sondern in der menschlichen Natur, in der auch die Quelle für alles Abgehen von der Wahrheit, für Erstarren und Stillstand liegt.

Ob eine theoretische Frage wichtig ist, hängt von ihrer Beziehung zur Wirklichkeit ab. Fragen, die für uns Russen noch wichtig sind, haben in Europa bereits längst ihre Lösung gefunden, stellen dort längst schon einfache Lebenswahrheiten dar, an denen niemand zweifelt, über die niemand streitet, in denen alle übereinstimmen. Und diese Fragen sind – das ist das Beste daran – dort durch das Leben selbst gelöst worden, oder doch mit Hilfe der Wirklichkeit, wenn die Theorie an ihrer Lösung beteiligt war. – Das soll uns aber durchaus nicht den Mut und die Lust nehmen, uns an die Lösung solcher Fragen heranzumachen, denn solange

[7] Dieser und der nächste Absatz dienen der Polemik gegen V. N. Maikow.

wir sie nicht selbst und für uns lösen, werden wir nichts davon haben, daß sie in Europa gelöst sind. Auf den Boden unseres Lebens übertragen, sind diese Fragen die gleichen und doch andere und erfordern andere Lösungen. – Heute beschäftigen neue große Fragen[8] Europa. Wir können und wir müssen uns natürlich für sie interessieren und sie verfolgen, weil uns nichts Menschliches fremd sein darf, wenn wir Menschen sein wollen. Zugleich wäre es aber völlig fruchtlos, wenn wir diese Fragen zu unseren eigenen machen wollten. Uns kommt an ihnen nur das zu, was sich auf unsere Lage anwenden läßt; alles andere ist uns fremd, und wir würden nur in die Rolle Don Quichottes verfallen, wenn wir uns für sie erhitzen würden. Wir würden uns dadurch eher den Spott als die Achtung der Europäer zuziehen. Bei uns, in uns, um uns – hier müssen wir sowohl die Fragen wie auch ihre Lösungen suchen. Diese Richtung wird uns brauchbare, wenn auch nicht gerade glänzende Früchte bringen. Und Ansätze zu dieser Richtung sehen wir in der zeitgenössischen russischen Literatur, in diesen Ansätzen aber ihre Annäherung an die männliche Reife. In dieser Hinsicht befindet sich unsere Literatur heute in der [424] Lage, daß ihre Erfolge in der Zukunft, ihre Vorwärtsbewegung mehr von dem Umfang und der Zahl der Gegenstände abhängen, auf die sie sich wird ausbreiten können, als von ihr selbst. Je mehr ihr Inhalt sich ausweitet, je reichere Nahrung ihre Tätigkeit findet, um so schneller und fruchtbarer wird sie sich entwickeln. Auf jeden Fall hat sie, wenn auch noch nicht ihre Reife erreicht, so doch bereits sozusagen den graden Weg zu ihr gefunden, ertastet, und damit hat sie einen großen Erfolg erzielt.

Eines der frappantesten Anzeichen für die Reife der zeitgenössischen russischen Literatur ist die geringe Rolle, die die Versdichtung in ihr spielt. Es gab Zeiten, wo Verse und Verschen unserem Publikum Freude und Vergnügen bereiteten. Man las sie, las sie wieder, lernte sie auswendig, kaufte sie, ohne die Ausgabe zu scheuen, oder schrieb sie sich ab. Ein neues Poem in Versen, ein Poemfragment, neue Gedichte, die in einer Zeitschrift oder einem Almanach erschienen – das alles genoß das Privileg, Lärm, Debatten, Begeisterung, Diskussionen usw. auszulösen. Verskünstler ohne Zahl traten auf den Plan und wuchsen wie die Pilze nach dem Regen. Heute ist es anders. Gedichte spielen im Vergleich mit der Prosa eine sekundäre Rolle. Man liest sie nicht besonders gern, schenkt ihnen kaum Beachtung, hat ein bißchen kühles Lob für das Gute übrig und verliert kein Wort über das Mittelmäßige. Gegen früher gibt es heute bedeutend weniger Verskünstler. Hieraus haben viele den Schluß gezogen, die Zeit der Poesie sei für die russische Literatur vorüber, die Poesie habe sich wohl gar für immer von uns zurückgezogen. Wir dagegen sehen hierin eher einen Triumph als einen Verfall der russischen Dichtung. Was hat die Manie des Verseschreibens und des Verselesens erschüttert und schließlich ganz ausgetrieben? – Vor allem das Auftreten Gogols, dann der Abdruck der nachgelassenen Werke Puschkins und schließlich das Auftreten Lermontows. Das poetische Wirken Puschkins läßt sich in zwei Perioden einteilen: in der ersten erscheint es schön, aber noch nicht tief, nicht recht befestigt, noch zugänglich für Kopie und Nachahmung; in der zweiten sehen wir es auf der unerreichbaren Höhe künstlerischer Reife, Tiefe und Kraft; hier läßt es sich bereits nicht mehr kopieren, nicht mehr nachahmen. Das Talent Lermontows lenkte gleich bei seinem ersten Auftreten die allgemeine Aufmerksam-[425]keit auf sich und nahm allen und jedem die Lust, es nachzuahmen. Seitdem wurde es sehr schwer, zu dichterischem Ruhm zu gelangen, so daß ein Talent, das früher eine blendende Rolle hätte spielen können, sich jetzt mit einer wesentlich bescheideneren Stellung zufrieden geben muß. Das bedeutet, daß der Geschmack des Publikums Gedichten gegenüber wählerischer, die Ansprüche höher geworden sind; und das ist natürlich ein Fortschritt und nicht ein Rückgang des

[8] Mit den „neuen großen Fragen“ meinte Belinski natürlich die von den utopistischen Sozialisten aufgeworfenen Probleme.

Geschmacks. Jetzt bedarf es eines neuen Puschkin, eines neuen Lermontow, wenn ein Gedichtband das Publikum in Begeisterung und die ganze Literatur in Bewegung bringen soll. Aber heute bereits ist es für die Herren Dichter entschieden unmöglich geworden, mehr Aufmerksamkeit auf sich zu lenken oder um ein Titelchen mehr Ruhm oder Berühmtheit zu erlangen, als sie wirklich mit ihrem Talent verdienen. Das Talent wird heute stets Schätzung finden, und sein Erfolg hängt nunmehr weder von irgendeinem Gönner noch davon ab, ob es von den Zeitschriften verfolgt wird (wenn sie ihm noch Schaden zufügen können, dann höchstens durch Schweigen, aber nicht durch Lob oder Tadel); es wird Beachtung und Schätzung finden, aber nur entsprechend seinem wahren Wert – nicht mehr und nicht weniger.

In dem abgelaufenen Jahr 1846 sind Gedichte der Herren *Grigorjew*, *Polonski*, *Lisander*, *Pleschtschejew*, der Frau *Julia Shadowskaja* sowie Herrn Weltmans „*Trojan und Angeliza*“ erschienen – das letztere eine Art Kindermärchen halb in Versen, halb in gebundener Prosa; weiter das „*Igorlied*“, von Herrn Minajew bearbeitet zu einem Poem im Geschmack weder der ältesten noch der alten Zeit, sondern der jüngst vergangenen Zeiten, als Poeme in Mode waren. Es ist eigentlich nicht mehr als eine in recht flotte Verse gefaßte Auswalzung oder Verdünnung des recht kurzen, kompakten Igorlieds. Es wird uns nur recht sein, wenn Herrn Minajews Versuch dem Publikum gefällt; aber was uns selber angeht, so gefällt uns das Igorlied in seiner ursprünglichen Form so sehr, daß seine Bearbeitung stets ein peinliches Gefühl in uns auslöst. Uns scheint, daß man es überhaupt weder verändern noch übersetzen, noch umdichten sollte; es genügt vielmehr, die gar zu veralteten und unverständlichen Wörter durch neuere, verständlichere, etwa der Volkssprache entnommene, zu ersetzen. Wir haben Herrn Minajews Verse flott genannt; wir fügen hinzu, daß sie außerdem ebenso phrasenhaft wie exaltiert sind und mehr Rhetorik [426] als Poesie enthalten. Herr Minajew hat eine enthusiastische Vorliebe für das Igorlied. In seinen Augen steht es beinahe höher als die gesamte russische Poesie von Lomonossow bis Lermontow einschließlich. Das legt er in einem Nachwort zu seinem Verswerk dar, das den naiv-oberlehrerhaften Titel trägt: „Für wißbegierige junge Mädchen und Jünglinge“.

Die Gedichte der Frau Julia Shadowskaja sind fast von allen unseren Zeitschriften hoch gefeiert worden. Tatsächlich kann man in ihnen eine Art poetischen Talents feststellen. Es ist nur schade, daß dieses Talent seine Begeisterung nicht aus dem Leben schöpft, sondern aus Träumen, und deshalb keine Beziehung zum Leben hat und arm an Poesie ist. Das ergibt sich übrigens aus der Einstellung der Frau Shadowskaja als Frau zur Gesellschaft. Das folgende Gedicht erklärt diese Feststellung zur Genüge:

„Des Lebens Freud’ ist mir vergällt,
Mich langweilt, Freunde, *diese Welt*;
Mich ekelt all der dumme Klatsch –
Der Männer nichtig-leerer Tratsch,
Der Frauen läppisch eitler Tand
Mit Samt und Seid’ aus fremdem Land,
Ihr leeres Herz, ihr hohler Kopf,
Die Schminke und der falsche Zopf.
Der Erdenwahn ist mir ein Graus,
In Gottes Welt zieh’s mich hinaus,
Und ewig stillt des Herzens Weh
Der Sterne Funkeln in der Höh’,
Der Bäume Pracht, der Blumen Blühn,
Der samtnen Wiesen frisches Grün,
Des klaren Baches Silberschein,
Der Nachtigallen Lied im Hain.“

Für eine Frau, die so außerhalb der Gesellschaft steht oder sich so aus ihr herausgestellt hat, gehört gar zu viel Mut und Heroismus dazu, sich nicht in den beschränkten Zirkel der

Schwärmerei einzusperren, sondern sich ins Leben zu stürzen, um mit ihm zu kämpfen, wenn sie nicht Genuß an ihm finden will, für den sie keine Möglichkeit sieht. Statt diesen schweren Schritt zu tun, hat Frau Shadowskaja es vorgezogen, in Ruhe den Himmel und die Sterne zu betrachten. Fast in keinem ihrer Gedichte wendet sie ihre Augen vom Himmel und von den Sternen ab, aber irgend etwas Neues hat sie dort nicht entdeckt. Sie ist eben kein Leverrier, der uns den bis dahin unbekannten Planeten *Neptun* entdeckt hat. Leverrier ist mehr [427] Dichter als Frau Shadowskaja, obwohl er keine Verse schreibt. Wir geben gern jedem recht, der findet, daß dieser Vergleich deplaciert oder an den Haaren herbeigezogen ist; dennoch müssen wir sagen, daß es schlechte Poesie ist, wenn man in den Himmel blickt, ohne in ihm etwas anderes zu sehen als allgemeine Phrasen mit oder ohne Reim! Und was kann ein Dichter unserer Zeit auch Rechtes im Himmel erblicken, wenn er nicht die geringste Ahnung von den allgemeinsten physikalischen und astronomischen Begriffen hat und nicht weiß, daß es diese blaue Kuppel, die seinen Blick fesselt, in Wirklichkeit überhaupt nicht gibt, sondern daß sie das Produkt seines eigenen, zum Mittelpunkt der für ihn sichtbaren sphärischen Rundung gewordenen Sehorgans ist; daß es dort in der Höhe, wohin er so sehr strebt, leer und kalt ist, daß es dort keine Luft zum Atmen gibt und daß man selbst im besten Ballon auch in tausend Jahren nicht von einem Stern zum andern fliegen kann... Ganz anders auf der Erde: – auf ihr ist es hell und warm, hier gehört alles uns, alles ist nah und verständlich, hier ist unser Leben, unsere Poesie... Dafür kann man auch, wenn man sich von ihr abwendet und sie nicht zu begreifen versteht, kein Dichter sein und kann nur in kalter Höhe kalte, leere Phrasen erjagen...[9]

Unter den genannten, im vergangenen Jahr erschienenen Gedichtbändchen verdienen besondere Aufmerksamkeit die „*Gedichte Apollon Grigorjews*“. In ihnen blitzen wenigstens etwas wie Funken *wirklicher* Poesie auf, d. h. einer Poesie, die man sich als Werk gefallen lassen kann. Es ist schade, daß dieser Funken nur wenige sind. Herr Grigorjew verdankt sie dem Einfluß Lermontows; aber dieser Einfluß schwindet mehr und mehr und verwandelt sich in eine Originalität, die ganz aus nebelhaftmystischen Phrasen besteht, bei deren Lesen einem unwillkürlich das alte Epigramm einfällt:

„Fürwahr, mit Engelzungen singt Bibrus gar schön:
Kein Sterblicher kann seinen Sang verstehn!

Das ist eine Originalität, die nicht einmal Nachahmung verdient!

Ein wirklicher Gewinn für die russische Literatur überhaupt war dagegen die im vergangenen Jahr erfolgte Herausgabe der Gedichte Kolzows. Obgleich diese Gedichte bereits alle gedruckt und in Almanachen und Zeitschriften zu lesen waren, wirken sie doch als etwas ganz Neues, und zwar deshalb, weil sie hier gesammelt vorliegen und dem Leser eine Vorstellung von der gesamten poetischen [428] Wirksamkeit Kolzows geben, die sich hier als etwas Ganzes darstellt. Dieses Büchlein ist eine fundamentale, klassische Errungenschaft der russischen Literatur, eine Errungenschaft, die nichts zu tun hat mit jenen Eintags-Erscheinungen, die man, selbst wenn sie nicht eines relativen Wertes entbehren, als Neuerscheinung durchblättert, um sie dann wieder zu vergessen. Talent zum Versemachen ist in unserer Zeit nichts Besonderes, ist eine recht gewöhnliche Angelegenheit. Wenn es etwas taugen soll, so muß es nicht einfach Talent, sondern auch ein großes Talent sein, das mit eigenen, ursprünglichen Gedanken, einem warmen Gefühl für das Leben und der Fähigkeit, es tief zu begreifen, ausgestattet sein muß. Nach allem, was diese Zeitschriften darüber zusammengeschrieben haben, faßten einige kleine Talente diese Wahrheit auf ihre Weise auf und hielten es für nötig, das Titelblatt ihrer Büchlein zum Beweis dafür, daß ihre Dichtung sich durch *moderne Richtung*

[9] In dieser Einschätzung der Gedichte Julia Shadowskajas spürt man eine versteckte Polemik gegen V. N. Maikow. Belinski hat recht behalten: Julia Shadowskaja blieb eine drittrangige Schriftstellerin und ist heute völlig vergessen.

auszeichnet, mit einem Motto, möglichst einem lateinischen, zu verzieren, wie etwa: Homo sum, et nihil humani a me alienum puto*. Aber weder Gelehrsamkeit noch ein lateinisches Motto, noch selbst gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache können einem Menschen das geben, was die Natur ihm versagt hat, und die sogenannte „moderne Richtung“ der Dichter einer gewissen Größenklasse wird immer nur „gebannten Denkens Regung“ bleiben.

So ist es gekommen, daß ein halber Analphabet, der Viehhändler Kolzow, ohne Wissen und Bildung, den Weg gefunden hat, ein ungewöhnlicher, eigenartiger Dichter zu werden. Er wurde Dichter, ohne selbst zu wissen wie, und starb in der ehrlichen Überzeugung, daß es ihm vielleicht zwar gelungen sei, zwei, drei anständige Stückchen zu schreiben, daß er aber dennoch ein mittelmäßiger, dürftiger Poet gewesen sei... Die Begeisterung und das Lob der Freunde stärkten sein Selbstvertrauen nur wenig... Lebte er heute noch, so würde er zum erstenmal die Freude eines Menschen genießen, der sich seines Werts sicher bewußt ist; aber das Schicksal hat ihm diese berechtigte Belohnung für so viele Qualen und Zweifel vorenthalten...

Da wir über die Dichtung Kolzows nicht mehr sagen können, als was hierüber bereits in dem Aufsatz „*Über das Leben und die Werke Kolzows*“ gesagt ist, der in der Ausgabe seiner Werke Aufnahmen gefunden hat, so verweisen wir diejenigen, die ihn nicht gelesen haben, aber gern unsere Meinung über das Talent Kolzows und seine Bedeutung für die russische Literatur kennen möchten, auf diesen Aufsatz.

[429] Unter den Verswerken, die nicht in Einzelausgaben, sondern in verschiedenen Veröffentlichungen des vorigen Jahres erschienen sind, verdienen Beachtung: die Erzählung „*Der Gutsherr*“ (im „*Petersburger Sammelband*“) und das Poem „*Andrej*“ (in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“) – beide von Herrn Turgenjew; Herrn Maikows Poem „*Maschenka*“ (im „*Petersburger Sammelband*“); Shakespeares „*Macbeth*“, in Versen und Prosa übersetzt von Herrn Kroneberg. Bemerkenswerte kleinere Gedichte hat es im vorigen Jahr, wie überhaupt in letzter Zeit, sehr wenige gegeben. Die besten von ihnen stammen aus der Feder der Herren Maikow, Turgenjew und Nekrassow.

Über die Gedichte des letzteren hätten wir mehr zu sagen, wenn das Verhältnis des Dichters zu unserer Zeitschrift es nicht entschieden verböte...

Nebenbei ein paar Worte über die Versübersetzungen klassischer Werke. Herr A. Grigorjew hat die „*Antigone*“ von Sophokles übersetzt („*Lesebibliothek*“ Nr. 8). Viele unserer Literaten haben die üble Angewohnheit, mit geheimnisvoller Wichtigtuerei über längst bekannte Dinge zu reden und sich mit dreister Sicherheit an Arbeiten zu machen, die ihnen absolut nicht liegen. In dem kurzen Vorwort zu seiner Übersetzung verkündet Herr Grigorjew, er werde zu gegebener Zeit „seine Auffassung von der griechischen Tragödie darlegen“, eine Auffassung, „deren besonderer Grundgedanke *übrigens* ihr unmittelbarer Zusammenhang mit der Lehre der alten Mysterien ist“. Das wissen doch die Kinder in den unteren Gymnasialklassen! Und da ist z. B. noch eine Idee, daß nämlich nur in der „*Antigone*“ der Kampf zweier Prinzipien des menschlichen Lebens in Erscheinung trete – des Rechts und der Pflicht der *Persönlichkeit* und des Rechts und der Pflicht der *Allgemeinheit*, und daß infolgedessen in der „*Antigone*“ durch die antiken Formen hindurch der Hauch der Ahnung eines anderen Lebens wehe – diese Idee ist ausschließliches Eigentum des Herrn Grigorjew, und wir sind gern bereit, sie ihm zu lassen. Was die „*Antigone*“ selbst angeht, so würde sich Sophokles – „die attische Biene“ – in dieser flüchtigen, prätentiösen und äußerst ungenauen Übersetzung des Herrn Grigorjew schwerlich wiedererkennen. Der majestätische antike Würdenträger (der sechsfüßige Jambus) hat sich in eine Art zerhackter, unregelmäßiger Prosa verwandelt, die an die neuesten „dramatischen Vorstellungen“ unserer hausbackenen Dramatiker erinnert; die melodischen Chöre

* Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd.

erscheinen [430] als hohle, nichtssagende Wortansammlungen, die oft jeden Sinnes bar sind; von dem Kolorit der Antike, von einer Charakteristik jeder einzelnen Figur ist nicht das geringste zu spüren*. Es fragt sich, wozu und für wen Herr Grigorjew sich abgemüht hat? Am Ende nur, um uns die ohnehin nicht sehr große Lust für das klassische Altertum zu nehmen, mit dem er so unüberlegt umspringt...

Von belletristischer Prosa sind in Einzelausgaben im vergangenen Jahr nur zwei Werke erschienen: Herrn Sagoskins Roman „*Der Brynsker Wald, eine Episode aus den ersten Jahren der Herrschaft Peters des Großen*“, und der zweite Teil der „*Petersburger Höhen*“ des Herrn Butkow.

Der neue Roman des Herrn Sagoskin zeigt alle üblen und alle guten Seiten seiner früheren Romane. Einesteils ist er eine neue – wir wissen schon nicht mehr die wievielte – Nachahmung von Herrn Sagoskins erstem Roman, „*Juri Miloslawski*“. Aber der Held des letzten Romans ist noch farbloser und unpersönlicher als der Held des ersten. Über die Heldin schweigt man besser: das ist überhaupt keine Frau, und am allerwenigsten eine russische Frau vom Ende des 17. Jahrhunderts. Dem Aufbau der Fabel nach erinnert der „*Brynsker Wald*“ an die sentimentalen Romane und Erzählungen des vorigen Jahrhunderts. Der Strelitzenhauptmann Ljowschin entbrennt in *romanhafter* Liebe zu einer überirdischen Jungfrau, mit der ihn das Schicksal in einer Herberge zusammenführt. Bereits im ersten Teil des Romans erfährt man, daß der Bojar Bujnossow im Brynsker Wald, wo er auf der Durchreise mit seiner aus fünfzig Knechten bestehenden Suite haltgemacht hatte, um auszuruhen, seine minderjährige Tochter verloren hat. Nachdem man das weiß, errät man sofort, daß die ideale Jungfrau, die Ljowschin bezaubert, die Tochter Bujnossows ist, und erfährt damit auch, wie die Geschichte weitergehen und wie der Roman enden wird. Die Liebe der beiden Täubchen wird uns in den abgedroschnen Phrasen der Dutzendromane des vorigen Jahrhunderts vorgeführt, in Phrasen, die einem russischen Menschen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als noch nicht einmal das berühmte Büchlein, betitelt: „*Exempel, wie allerley Complimente zu schreyben seyen...*“ erschienen war, überhaupt nicht in den Sinn kommen konnten. Zu den schwachen Seiten des Romans gehört auch eine bestimmte Tendenz, die aus der Vorliebe [431] des Autors entspringt, über die Sitten und Gebräuche der alten Zeit, selbst die läppischsten, rohesten und barbarischsten, in Begeisterung zu geraten und sie bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit gegen die Sitten und Gebräuche von heute auszuspielen. Dieser Mangel ist übrigens nicht schlimm: dort, wo der Autor die alte Zeit unglaubwürdig, unrichtig, schwach zeichnet, ruft er bei dem Leser nichts als Langeweile hervor; dort dagegen, wo er die „*gute alte Zeit*“ in ihrer wahren Gestalt als talentierter Schriftsteller darstellt, erzielt er immer das genaue Gegenteil von dem, was er beabsichtigt, d. h. er treibt dem Leser grade die Meinung aus, die er ihm beibringen will, und umgekehrt. Und das sind die besten Seiten des Romans, die mit bemerkenswertem Talent geschrieben und hochinteressant sind, wie z. B. die Schilderung des Landamts und das Porträt des ehrenwerten Amtsschreibers Anufri Trifonytsch; die Erzählung des Gutsverwalters Bujnossows davon, wie dessen Tochter unter den Augen von sieben Ammen und an die fünfzig Dienstboten verlorenging, und besonders das Bild des Schiedsgerichts auf tatarische Manier, bei dem in Gestalt des Bojaren Kurodawlew und der zwei Bäuerlein, die zu ihm kommen, um ihren Streit auszutragen, die ganze Pracht einiger Sitten der alten Zeit vorgeführt wird. Zu den guten Seiten von Herrn Sagoskins neuem Roman sind noch die im allgemeinen nicht übel, stellenweise sogar hervorragend gezeichneten Charaktere der Sektierer zu rechnen: die Gestalten Andrej Pomorjanins, des Mönchs Pafnuti, des Geistlichen Philipp und des Einsiedlers sowie die Figur des Bojaren Kurodawlew, der freiwillig zum Märtyrer des Rangdünkels wird. Aber am besten ist Andrej Pomorjanin ge-

* Ganz zu schweigen von den zahllosen Schnitzern; nach Herrn Grigorjews Meinung ist die Betonung von Ares (Mars) – Ars u. a. m. – *W. B.*

zeichnet. Man kann nur bedauern, daß Herr Sagoskin in seinem Roman die Leser mehr mit der farblosen, langweiligen Liebe seines Helden beschäftigt als mit den Bildern von den Sitten und den historischen Ereignissen dieser interessanten Epoche. Die Sprache von Herrn Sagoskins neuem Roman ist wie die aller seiner früher erschienenen Romane überall einfach, klar und flüssig, stellenweise beseelt und lebendig.

Der zweite Band der „*Petersburger Höhen*“ des Herrn Butkow hat auf uns einen wesentlich besseren Eindruck gemacht als der erste, obgleich wir auch diesen nicht übel fanden. Nach unserer Meinung hat Herr Butkow kein Talent für Romane und Erzählungen und tut sehr gut daran, sich stets im Rahmen der von ihm selbst geschaffenen besonderen Gattung daguerreotypischer Erzählungen und Skizzen [432] zu halten. Das ist keine eigentliche schöpferische Poesie, aber es hat etwas von schöpferischer Poesie an sich. Herrn Butkows Erzählungen und Skizzen verhalten sich zum Roman und zur Erzählung wie die Statistik zur Geschichte, wie die Wirklichkeit zur Poesie. Sie zeugen von wenig Phantasie, dafür aber von viel Verstand und Herz, von wenig Humor, dafür aber von viel Ironie und Witz, deren Quelle eine mitfühlende Seele ist. Herrn Butkows Talent ist vielleicht einseitig und zeichnet sich nicht durch besonderen Umfang aus; aber man kann eben auch ein vielseitigeres und stärkeres Talent haben als Herr Butkow – aber immer nur die Erinnerung bald an dieses, bald an jenes noch größere Talent wecken; während Herrn Butkows Talent an niemanden erinnert – er steht ganz für sich. Er imitiert niemanden, und niemand könnte ungestraft ihn imitieren. Das ist der Grund, warum wir eine besondere Freude an dem Talent des Herrn Butkow haben und es schätzen. Herrn Butkows Erzählungen, Skizzen, Anekdoten, man nenne sie, wie man will – repräsentieren eine besondere, bisher nicht vorhandene Literaturgattung.

Mit großem Vergnügen können wir feststellen, daß Herr Butkow in diesem zweiten Bändchen seltener ins Karikieren verfällt, nicht so oft ausgefallene Wörter verwendet, daß seine Sprache exakter, bestimmter geworden ist und daß der Inhalt noch mehr Gedanken und Wahrheit in sich trägt, als es im ersten Bändchen der Fall war. Das bedeutet – vorwärtsschreiten. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß auch das dritte Bändchen der „*Petersburger Höhen*“ recht bald herauskommt.

Wenn wir uns den bemerkenswerten Werken der belletristischen Prosa zuwenden, die im vergangenen Jahr in Sammelbänden und Zeitschriften erschienen sind – so fällt unser Blick vor allem auf „*Arme Leute*“, einen Roman, der einem bis dahin in der Literatur völlig unbekannten Namen plötzlich große Berühmtheit eingetragen hat. Übrigens ist über dieses Werk in allen Zeitschriften so viel geredet worden, daß neue, ausführliche Abhandlungen das Publikum schon nicht mehr interessieren können. Deshalb werden wir uns auch über diesen Gegenstand nicht allzusehr verbreiten. Die russische Literatur kannte noch kein Beispiel so frühen, so schnellen Ruhms, wie es der Ruhm Dostojewskis ist. Die Kraft, die Tiefe und die Originalität des Talents des Herrn Dostojewski wurden sofort von jedermann anerkannt, und was noch wichtiger ist – das Publikum zeigte sich sofort so übermäßig anspruchsvoll in bezug auf das [433] Talent des Herrn Dostojewski und so übermäßig unduldsam gegenüber seinen Mängeln, wie das nur bei einem ungewöhnlichen Talent der Fall zu sein pflegt. Fast allgemein fand man einstimmig in den „*Armen Leuten*“ des Herrn Dostojewski eine Fähigkeit, den Leser selbst da zu ermüden, wo er sich begeistert, und schrieb diese Eigenschaft bald gewissen Längen, bald der übermäßigen Fruchtbarkeit des Autors zu. Man muß wirklich zugeben, daß, wenn die „*Armen Leute*“ auch nur um ein Zehntel weniger umfangreich wären und der Autor es sich hätte angelegen sein lassen, seinen Roman von überflüssigen Wiederholungen ein und derselben Sätze. und Wörter zu säubern – der Roman ein untadeliges Kunstwerk geworden wäre. Im zweiten Heft der „*Otetschestwennyje Sapiski*“ hat sich Herr Dostojewski dem Urteil des für ihn interessierten Publikums mit seinem zweiten Roman „*Der Doppelgänger. Abenteuer des Herrn Goljadkin*“ unterworfen. Obgleich das erste Auftreten des jungen Schriftstellers ihm

bereits in genügendem Maße den Weg zum Erfolg geebnet hatte, muß man doch zugeben, daß „*Der Doppelgänger*“ beim Publikum keinerlei Erfolg gehabt hat. Wenn man daraufhin das zweite Werk des Herrn Dostojewski auch noch nicht als mißglückt und noch weniger als völlig wertlos verurteilen kann – so darf man doch das Urteil des Publikums auch nicht für ganz unbegründet halten. Im „*Doppelgänger*“ hat der Autor große schöpferische Kraft an den Tag gelegt, und der Charakter des Helden gehört zu den tiefsten und kühnsten Konzeptionen, deren sich die russische Literatur rühmen kann; Geist und Wahrheit gibt es in diesem Werk eine Unmenge, ebenso künstlerische Meisterschaft; zugleich läßt sich jedoch eine schreckliche Unfähigkeit erkennen, die Überfülle der eigenen Kräfte zu beherrschen und haushälterisch mit ihr umzugehen. Alles, was in den „*Armen Leuten*“ verzeihliche Schwächen eines ersten Versuchs waren, ist im „*Doppelgänger*“ zu einem ungeheuerlichen Mangel geworden, und dabei läuft alles auf eins hinaus: auf die Unfähigkeit eines überreichen Talents, die künstlerische Entwicklung seines Einfalls in vernünftigen Maßen und Grenzen zu halten. Wir wollen versuchen, unseren Gedanken durch ein Beispiel zu erläutern. Gogol hat die Idee von Chlestakows Charakter so tief und lebendig konzipiert, daß er ihn leicht zum Helden noch eines ganzen Dutzends von Komödien hätte machen können, in denen Iwan Alexandrowitsch sich selbst getreu, wenn auch in völlig neuen Situationen, aufgetreten wäre: als Bräutigam, Ehegatte, Familienvater, als Gutsherr, als [434] Greis usw. Diese Komödien wären zweifellos nicht weniger hervorragend gelungen wie der „*Revisor*“, hätten jedoch bereits nicht mehr solchen Erfolg haben können, sondern hätten eher gelargweilt als gefallen, weil immer nur Kaviar, auch der allerbeste, einem über wird. Sobald der Dichter in seinem Werk eine Idee ausgedrückt hat, ist sein Werk getan, und er muß diese Idee, falls er nicht langweilen will, in Ruhe lassen. Ein anderes Beispiel für dieselbe Sache: was kann es Besseres geben als die beiden Szenen, die Gogol nicht in seine Komödie aufgenommen hat, weil sie deren Ablauf verlangsamten? Mit den übrigen Szenen der Komödie verglichen, stehen sie ihnen an Wert nicht nach; warum hat er sie dann ausgeschaltet? – Weil er über ein hochentwickeltes Feingefühl für künstlerisches Maß verfügt und nicht nur weiß, womit man beginnen und wo man haltmachen muß, sondern es auch versteht, den Stoff weder weniger noch mehr zu entwickeln, als nötig ist. Wir wissen, daß Herr Dostojewski eine ausgezeichnete Szene nicht in den „*Doppelgänger*“ aufgenommen hat, weil er selbst empfand, daß sein Roman bereits ungebührlich lang geraten war, und wir sind überzeugt, daß der Erfolg seines „*Doppelgängers*“ ein anderer gewesen wäre, wenn er ihn mindestens um ein ganzes Drittel gekürzt hätte, ohne davor zurückzuscheuen, selbst Gutes hinauszuwerfen. Aber der „*Doppelgänger*“ hat auch noch einen anderen wesentlichen Mangel: das ist sein phantastisches Kolorit. Heutzutage gehört das Phantastische nur ins Irrenhaus, nicht aber in die Literatur, und ist die Domäne der Ärzte und nicht der Dichter. Aus allen diesen Gründen hat der „*Doppelgänger*“ gute Aufnahme nur bei einigen Kunstliebhabern gefunden, für die das literarische Produkt ein Gegenstand nicht nur des Genusses, sondern auch des Studiums bildet. Das Publikum jedoch besteht nicht aus Liebhabern, sondern aus gewöhnlichen Lesern, die nur das lesen, was ihnen unmittelbar gefällt, ohne sich Gedanken darüber zu machen, warum es ihnen gefällt, und die ein Buch sofort wieder zuschlagen, sobald es sie zu ermüden beginnt, ebenfalls ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, warum sie keinen Geschmack an ihm finden. Ein Werk, das den Kennern gefällt und der Mehrheit nicht gefällt, kann seine Verdienste haben: aber wahrhaft gut ist jenes Werk, das beiden Teilen gefällt oder wenigstens, wenn es jenen gefällt, auch von diesen gelesen wird; Gogol hat nicht jedermann gefallen, von Anfang bis zu Ende gelesen haben ihn jedoch alle...

[435] In Heft 10 der „*Otetschestwennyje Sapiski*“ ist ein drittes Werk des Herrn Dostojewski erschienen, die Erzählung „*Herr Prochartschin*“, das alle Verehrer von Herrn Dostojewskis Talent in peinliches Erstaunen versetzt hat. In dieser Erzählung blitzen helle Funken eines großen Talents auf, aber sie blitzen in einer so tiefen Dunkelheit, daß der Leser bei ihrem Licht nichts erkennen kann... Soviel uns scheint, ist diese sonderbare Erzählung die Frucht

nicht einer Inspiration, nicht reinen, naiven Schaffens, sondern einer Art von ... wie soll man sagen? – halb überkluger, halb prätentiöser Absicht... vielleicht irren wir uns, aber warum wäre sie sonst so geschraubt, so manieriert, so unverständlich, als handle es sich um eine möglicherweise wahre, aber sonderbare und verworrene Begebenheit und nicht um eine Schöpfung der Poesie? In der Kunst darf es nichts Dunkles und Unverständliches geben; ihre Werke stehen gerade dadurch über den sogenannten „wahren Begebenheiten“, daß der Dichter mit der Fackel seiner Phantasie in alle Winkel des Herzens seiner Helden, in alle geheimen Gründe ihrer Handlungen hineinleuchtet, dem erzählten Ereignis alles Zufällige nimmt und uns nur das Notwendige als das unvermeidliche Resultat zureichender Gründe vor Augen führt. Wir wollen nicht einmal von der ärgerlichen Gewohnheit des Autors reden, irgendeine ihm besonders gelungene Redewendung (wie z.B.: „*Wie weise, Prochartschin*!“) häufig zu wiederholen und damit ihren Eindruck abzuschwächen, das ist nur ein sekundärer und, was die Hauptsache ist, leicht zu verbessernder Mangel. Nebenbei sei gesagt, daß es bei Gogol keine solche Wiederholungen gibt. Gewiß haben wir nicht das Recht, von den Werken Dostojewskis die Vollkommenheit der Werke Gogols zu verlangen; dennoch glauben wir, daß ein großes Talent gut daran tut, am Beispiel eines noch größeren zu lernen.

Zu den bemerkenswerten Werken der leichten Literatur des vergangenen Jahres gehören die in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“ abgedruckten Erzählungen: „*Phantastische Wirklichkeit oder wirkliche Phantasie*“ von Luganski und „*Ein Dorf*“ von Herrn Grigorowitsch. Diese beiden Werke haben das gemeinsam, daß sie nicht als Erzählungen interessant sind, sondern als meisterhafte physiologische Skizzen aus dem Alltagsleben. Wir wollen nicht sagen, daß die eigentliche Erzählung Luganskis keinerlei Interesse verdient. Wir wollen nur sagen, daß sie bedeutend mehr durch ihre Abschweifungen und ihr Beiwerk als durch die romanhafte Fabel interessant ist. [436] So ist z. B. das ausgezeichnete Bild des Bauernhauses mit den geschnitzten Fenstern, verglichen mit der kleinrussischen Hütte, besser als die ganze Erzählung, obgleich diese Schilderung in ihr nur eine Episode und innerlich durch nichts mit ihrem wesentlichen Inhalt verbunden ist. Überhaupt sind das Interessanteste an den Erzählungen Luganskis die Einzelheiten, und die „*Phantastische Wirklichkeit oder wirkliche Phantasie*“ ist besonders reich an interessanten Details, abgesehen von dem allgemeinen Interesse der Erzählung, die hier nur als Rahmen und nicht als Bild, nur als Mittel und nicht als Zweck dient. Hierüber ließe sich mehr sagen, aber da wir bald Gelegenheit haben werden, unsre Meinung über das gesamte literarische Schaffen dieses Schriftstellers zu sagen, beschränken wir uns einstweilen auf diese wenigen Zeilen.

Von Herrn Grigorowitsch wollen wir gleich sagen, daß er nicht das geringste erzählerische Talent hat, jedoch eine bemerkenswerte Begabung für jene Art von Skizzen aus dem Alltagsleben der Gesellschaft, die man heute in der Literatur *physiologische* zu nennen pflegt. Er wollte jedoch aus seinem „*Dorf*“ eine Erzählung machen, und daraus sind alle Mängel seines Werks entstanden, Mängel, die er leicht hätte vermeiden können, wenn er sich auf äußerlich zusammenhanglose, aber von einem einzigen Gedanken beseelte Bilder aus dem bäuerlichen Alltagsleben beschränkt hätte. Mißglückt ist ebenfalls sein Versuch, einen Blick in die Innenwelt der Heldin seiner Erzählung zu werfen, und überhaupt ist seine Akulina ebendeshalb, weil er eine besonders interessante Figur aus ihr machen wollte, zu einer reichlich farblosen und unbestimmten Figur geraten. Zu den Mängeln der Erzählung gehören auch die gekünstelten, gesuchten und stellenweise verschrobenen Naturschilderungen. Was jedoch die eigentlichen Skizzen aus dem bäuerlichen Alltag betrifft, so machen sie die blendende Seite der Werke des Herrn Grigorowitsch aus. Hier legt er große Beobachtungsgabe und Sachkenntnis an den Tag und versteht, diese wie jene mit bemerkenswertem Talent in einfachen, echten, lebenswahren Bildern und Gestalten zu offenbaren. Sein „*Dorf*“ ist eines der besten belletristischen Werke des vergangenen Jahres.

Luganskis Aufsatz „*Der russische Bauer*“, der im dritten Heft der Zeitschrift „*Nowosselje*“ erschienen ist, besitzt tiefe Bedeutung, zeichnet sich durch ungewöhnliche Darstellungskunst aus und gehört überhaupt zu den besten physiologischen Skizzen dieses Schrift-[437]stellers, dessen ungewöhnliches Talent in dieser Literaturgattung nicht seinesgleichen hat.

In der „*Lesebibliothek*“ zieht sich seit dem sechsten Heft ein Roman des Herrn Weltman hin mit dem Titel „*Abenteuer aus dem Meere des Lebens*“, der auch mit dem letzten Heft des abgeschlossenen Jahrgangs dieser Zeitschrift noch kein Ende gefunden hat. Herr Weltman hat in diesem seinem neuen Roman vielleicht noch mehr Talente an den Tag gelegt als in seinen früheren Werken, zugleich aber auch jene selbe Unfähigkeit, mit seinem Talent zu wirtschaften. In seinen „*Abenteuern*“ drängt sich eine schreckliche Menge von Figuren, von denen einige mit ungewöhnlicher Meisterschaft skizziert sind; zahlreich sind die erstaunlich echten Bilder aus dem russischen Alltag von heute! Zugleich aber gibt es unnatürliche Figuren, erkünstelte Situationen, und die gar zu verworrenen Knoten der Ereignisse werden oft durch den Deus ex machina* gelöst. Alles, was an diesem Roman ausgezeichnet ist, ist Herrn Weltmans Talent zuzuschreiben, der unbestritten eines der bemerkenswertesten Talente unserer Zeit ist. Alles dagegen, was die schwachen Seiten der „*Abenteuer*“ ausmacht, ist das Resultat der ausgesprochenen Absicht des Herrn Weltman, zu beweisen, daß die alten Sitten den heutigen überlegen sind. Eine sonderbare Tendenz! Wir gehören durchaus nicht zu den unbedingten Verehrern der Sitten der heutigen russischen Gesellschaft, und nicht weniger als jeder andere sehen wir ihre Sonderbarkeiten und ihre Mängel und wünschen eine Besserung herbei. Ebenso wie die Slawophilen haben auch wir unser Sittenideal, in dessen Namen wir eine Besserung herbeiwünschen; aber unser Ideal liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft und gründet sich auf die Gegenwart. Vorwärts kann man gehen, rückwärts nicht, und was auch in der Vergangenheit auf uns anziehend wirken mag, so bleibt sie doch unwiederbringlich vergangen. Wir sind bereit, zuzugeben, daß die Kaufmannssöhnchen, die ihre Zeit auf neue Art und Weise verbummeln und sich besser darauf verstehen, das, was die Väter zusammengebracht haben, zu verpulvern, als selbst etwas zu erwerben – wir sind einverstanden, daß sie sonderbarer und törichter sind als ihre Väter, die zäh am Alten festhalten. Aber wir können durchaus nicht zugeben, daß ihre Väter nicht sonderbar und töricht waren. In der jungen Generation selbst der Kaufleute tritt zutage, daß dieser Stand sich in einer Situation des Übergangs befindet, des Übergangs vom Schlechteren [438] zum Besseren, aber dieses Bessere wird sich als gut erweisen nur als Resultat des Übergangs – als Prozeß des Übergangs jedoch ist es, mit dem Alten verglichen, natürlich eher schlechter als besser. Für die Verbesserung der Sitten muß man mit der Satire wirken oder – was besser ist als alle Satire – mit ihrer wahrheitsgetreuen Darstellung; man soll aber nicht im Namen des Alten wirken, sondern im Namen der Vernunft und des gesunden Menschenverstands, nicht im Namen einer schwärmerischen, unmöglichen Rückkehr zur Vergangenheit, sondern im Namen der möglichen Entwicklung der Zukunft aus der Gegenwart. Blinde Voreingenommenheit, für was es auch sein mag – für das Alte oder das Neue –, ist der Erreichung des Ziels immer hinderlich, weil sie selbst einen Menschen, der mit aller Leidenschaft nach Wahrheit strebt und aus edelster Überzeugung handelt, ungewollt zur Lüge führt. Das ist auch mit Herrn Weltman in seinem neuen Roman geschehen. Er hat den sittenlosen Figuren seines Romans ein Kolorit gegeben, als seien sie dank der neuen Sitten sittenlos und als wären sie, wenn sie etwa zur Zeit Koschichins gelebt hätten, die besten Leute gewesen. Wir halten uns jedenfalls deshalb für berechtigt, zu dieser Schlußfolgerung zu kommen, weil der Autor nirgends auch nur daran denkt, seine Sympathie für die alte Zeit und seine Antipathie für alles Neue zu maskieren. So hat er z. B., der Wahrheit die Ehre gebend, ein unparteiisches Bild von den natürlichen Quel-

* unerwarteter, im richtigen Moment auftauchender Helfer in einer Notlage; überraschende, unerwartete Lösung einer Schwierigkeit

len des schrecklichen Reichtums des Händlers Sacholustjew gegeben; zugleich hatte er es jedoch für nötig gehalten, ihm Seliphont Micheitsch gegenüberzustellen, der ebenfalls zu schrecklichem Reichtum gekommen ist, jedoch durch Ehrlichkeit und Ordnungsliebe, und vor allem dadurch, daß er „getreu alten russischen Gebräuchen lebte“. Wir würden ganz gerne wissen, was unsre Kaufleute zu dieser Utopie des edel-ehrlichen Erwerbs eines riesigen Landguts sagen würden... Nach Herrn Weltmans Meinung ist ein Russe, der das Unglück hat, Französisch zu verstehen, ein verlorener Mensch ... Was für Vorurteile, denkt man da, finden sich doch selbst bei Leuten mit Geist und Talent!

Dmitrizki, der Held des Romans, ist eine Art Wanjka Kain der Neuzeit oder das, was die Franzosen einen „chevalier d'industrie“ [Hochstapler] nennen. eine sehr dankbare und im allgemeinen vom Autor meisterhaft gezeichnete Figur. Dafür ist die Heldin Salomea Petrowna, der die wenig beneidenswerte Rolle der Repräsentantin und des Opfers [439] der neuesten Sitten und der Kenntnis des Französischen zugefallen ist – eine völlig märchenhafte Figur. Zu Anfang tritt sie als Zierpuppe, als kalte Heuchlerin, als bis zur Trivialität ungeschickte Schauspielerin auf, doch dann wird sie zum leidenschaftlichsten Weib, das man sich nur vorstellen kann. Die Handlung des Romans ist höchst verworren. Er enthält ebenso viele Episoden wie Figuren, und die Zahl der Figuren ist, wie wir gesagt haben, endlos. Sobald eine neue Figur auftritt, läßt der Autor ohne Umschweife den Helden und die Heldin im Stich und beginnt dem Leser die Geschichte dieser neuen Figur vom Tage ihrer Geburt und manchmal auch vom Tage der Geburt ihrer Eltern bis auf den Tag ihres Auftretens im Roman zu erzählen. Ein großer Teil dieser eingeschalteten Figuren ist mit großer Kunst dargestellt oder umrissen. Der Ablauf des Romans ist sehr interessant, die Ereignisse enthalten viel Wahres, gleichzeitig aber auch viel Unwahrscheinliches. Wo es dem Autor an Mitteln fehlt, den geschürzten Knoten natürlich zu lösen oder einen neuen zu schürzen, erscheint bei ihm sofort der Deus ex machina. Das ist z. B. der Fall bei der Entführung Salomeas durch die Knechte Philipp Sawitschs, eines Gutsbesitzers aus dem Gouvernement Kiew – selten wohl hat je ein Schriftsteller von Talent sich zu einer derart unwahrscheinlich romanhaften Künstelei verstiegen. Solche märchenhafte Unwahrscheinlichkeiten gibt es besonders viele auf dem Lebenswege Dmitrizkis; ihm gelingt alles, er kommt stets zu seinem Vorteil aus der allerschwierigsten, allerunvorteilhaftesten Situation heraus. Er trifft ohne Dokumente in Moskau ein, nur mit einem Goldstück in der Tasche, nimmt sich ein Hotelzimmer, trinkt und ißt wie ein großer Herr – und plötzlich führt ihm das Schicksal einen literaturbeflissenen zu: dieser verwechselt ihn mit einem Literaten, der dasselbe Hotelzimmer am Vortage innegehabt hat, nimmt ihn zu sich nach Hause mit, bietet ihm dort Wohnung an und gibt ihm Geld. Das alles geht vor sich wie beim *Tischleindeckdich* und beweist, daß Herr Weltman mehr Talent für Einzelfälle und besondere Details hat als für die Schöpfung eines Ganzen, mehr Neigung zum Märchen als zum Roman und daß die Systeme und Theorien seinem bemerkenswerten Talent reichlich Abbruch tun...

Wenn wir noch „*Die Ungarn*“ erwähnen, eine physiologische Skizze aus dem „*Finnischen Boten*“, dann ist unsre Aufzählung der besonders bemerkenswerten Erscheinungen des vergangenen Jahres auf dem Gebiet der Belletristik abgeschlossen. Diese Aufzählung ist [440] nicht besonders groß ausgefallen*; aber vieles wollen wir überhaupt nicht erwähnen, nicht deshalb, weil wir etwa in allem, was wir mit Schweigen übergehen, nur Schlechtes und nichts Gutes sehen, sondern deshalb, weil wir es für nötig hielten, nur über das besonders Bemerkenswerte zu sprechen.

* Das kommt zum Teil daher, daß eine ganze Anzahl von bemerkenswerten belletristischen Werken, besonders von Erzählungen, im vergangenen Jahr in einem sehr großen Sammelband erscheinen sollte, dessen Herausgabe geplant war. Auf Veranlassung des „Sowremennik“ hat jedoch der Schriftsteller, der die Herausgabe des großen Sammelbands in Angriff genommen hatte, es für besser gehalten, sein Unternehmen aufzugeben und die von ihm gesammelten Beiträge dem „Sowremennik“ abzutreten. – *W. B.*

Nach dem Vorbild des „*Petersburger Sammelbands*“ ist in Moskau ein „*Moskauer literarischer und gelehrter Sammelband*“ erschienen, der ungeachtet seiner slawophilen Tendenz einige interessante Aufsätze enthält, unter denen besonders der Aufsatz „Die Reisekutsche“, unterschrieben M. S. K.[10], durch seinen klugen Inhalt und seine meisterhafte Darstellung hervorragt.

Die „*Erinnerungen Faddej Bulgarins* (*Fragmente aus Gesehenem, Gehörtem und Erlebtem*)“, die eigentlich weder zur gelehrten noch zur poetischen, noch zur sogenannten leichten Literatur gehören, sind ein in jeder Hinsicht interessantes und bemerkenswertes Buch. Anläßlich des kürzlich erschienenen dritten Teils dieses Werkes werden wir weiter unten unser Urteil abgeben und beschränken uns hier vorläufig auf die bloße Erwähnung.

Zu den Werken dieser Gattung würden wir auch die „*Aufzeichnungen eines Arztes*“ von Herrn Malinowski rechnen, wenn diese Aufzeichnungen mehr ihrer ausgezeichneten Zielsetzung entsprächen und mehr wirklichen Aufzeichnungen ähnelten als einem Melodrama in der Form eines mißlungenen Romans, der noch dazu ohne Talent, ohne Können und Takt geschrieben ist.

Wenn wir jetzt von den rein literarischen Schöpfungen zu den Werken gelehrten, wissenschaftlichen Inhalts übergehen, so wollen wir damit beginnen, was im vergangenen Jahr auf dem Gebiet der russischen Geschichte geleistet worden ist. Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch sagen, daß diesem Gegenstand im „*Sowremennik*“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden wird. Außer Aufsätzen über Fragen der russischen Geschichte wird unsere Zeitschrift, die ihren Lesern über andere Fragen keine vollständige Bibliographie verspricht, Rezensionen über alles bringen, was auf dem Gebiet der [441] russischen Geschichte auch nur einigermaßen bemerkenswert sein wird · · ·

wophilen Tendenz, viele Vorzüge als ein Kompendium von mustergültigem Fleiß und gewissenhafter, wenn auch einseitiger Gelehrtheit. Vor allem wichtig sind die Anmerkungen, mit denen es ausgestattet ist, in ihnen hat der Autor die allerinteressantesten Tatsachen untergebracht, die sich [442] besonders hartnäckig weigerten, zugunsten seiner Lieblingsideen zu zeugen. Bemerkenswert ist das Buch des Herrn Schewyrjow auch noch dadurch, daß es den Anlaß zu vier ausgezeichneten kritischen Aufsätzen gegeben hat (in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“, Heft 5 und 12, in der „*Lesebibliothek*“ und dem „*Finnischen Boten*“).

Zu den blendendsten Errungenschaften auf dem Gebiet der russischen Lehrbücherliteratur überhaupt, nicht allein der des vergangenen Jahres, gehört die im vergangenen Jahre erschienene zweite Hälfte des zweiten Teils des „*Leitfadens der Weltgeschichte*“ von Professor Lorenz. Mit diesem Buch findet die Geschichte des Mittelalters ihren Abschluß. Wir warten voller Ungeduld auf die Fortsetzung und den Schluß dieser hervorragenden Arbeit.

Thierrys „*Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs*“ ist in zwei Übersetzungen erschienen. Von Beckers „*Weltgeschichte*“ ist der sechste Teil herausgekommen.

Das von den Herren Semjon und Stoikowitsch herausgegebene Werk „*Sitten, Gebräuche und Kulturdenkmäler aller Völker des Erdballs*“ hat mit seinen ausgezeichneten farbigen Illustrationen und Holzschnitten und überhaupt seiner prächtigen drucktechnischen Ausstattung alles in den Schatten gestellt, was bisher in Rußland an sogenannten Pracht und Luxusausgaben erschienen ist. Der Inhalt des Buches entspricht seinen äußeren Vorzügen und ist – was ihm besondere Bedeutung verleiht – keine Übersetzung, sondern fast die Originalarbeit zweier russischer Schriftsteller, die es unter Ausnutzung ausländischer Quellen verstanden haben, ein würdiges, von einer einzigen Idee durchtränktes Werk zu liefern. Der erschienene Band enthält eine Beschreibung Hindostans aus der Feder des Herrn Tjutschew und Hinterindiens aus der Feder des Herrn Stoikowitsch. Für den zweiten Band verspricht der Herausgeber die Beschreibung Chinas und Japans.

Die Zeitschriften haben im vergangnen Jahr sehr viele interessante Aufsätze gelehrten Inhalts, Originalarbeiten sowie Übersetzungen, gebracht. Von den ersteren verdienen besonders erwähnt zu werden: Nummer sieben und acht der „*Briefe über das Studium der Natur*“ von Iskander; „*Die nomadisierenden und seßhaften Fremdvölker im Gouvernement Astrachan*“ von Baron F. A. Bühler; „*Die europäischen Eisenbahnen in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht*“ (in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“); „*Fuß und Hand des Menschen*“ von S. S. Kutorga (in der „*Lesebiblio*-[443]*thek*“); „*Das Leben der Schlangen*“ und „*Das Leben der Spinnen*“ des Herrn Uschakow (im „*Finnischen Boten*“). Von den übersetzten Aufsätzen ist besonders bemerkenswert „*Oliver Cromwell*“ (in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“). Das berühmte Werk Humboldts ist in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“ und der „*Lesebibliothek*“ in zwei verschiedenen Übersetzungen erschienen, wobei der Titel „*Kosmos*“ jeweils in anderer Rechtschreibung wiedergegeben ist. Man muß den beiden Zeitschriften Gerechtigkeit widerfahren lassen für die Schnelligkeit, mit der sie das russische Publikum mit dem Werk des großen Gelehrten bekannt gemacht haben, das seinem Stoff nach so wichtig ist und dabei populär geschrieben; dennoch haben beide Zeitschriften schwerlich ihr Ziel erreicht. Die Popularität der Schreibweise Humboldts ist typisch deutsch, das will sagen, wirklich verständlich nur für Menschen, die sich speziell mit Naturwissenschaften und Astronomie beschäftigen. Zweckdienlicher als die von den beiden Zeitschriften gebrachten Übersetzungen war in dieser Hinsicht der Aufsatz „*Alexander Humboldt und sein ‚Kosmos‘*„ (in Nr. 175 bis 180 der Zeitschrift „*Sewernaja Ptschela*“). Wir wissen nicht, woher der Originaltext des Aufsatzes stammt, besser, wer ihn geschrieben hat, aber der nicht in die Geheimnisse der Wissenschaft Eingeweihte lernt das Buch Humboldts aus diesem Aufsatz besser kennen als aus den genannten Übersetzungen des Buches selbst. Im „*Finnischen Boten*“ erscheint eine

Übersetzung der berühmten Arbeit Thierrys: „*Die Eroberung Englands durch die Normannen*“. Dieses Werk ist natürlich nicht gerade eine Neuerscheinung, außer für Rußland, und deshalb verdient der Gedanke des „*Finnischen Boten*“, es zu übersetzen, Lob und Dank.

In jüngster Zeit erscheinen immer mehr Bücher, Broschüren und Aufsätze über Spezialthemen. Wirklich Gutes gibt es darunter gewiß nicht viel, sie sind jedoch alle wichtig als Beweis dafür, daß die Literatur sich dem praktischen Leben zuneigt. So sind z. B. im vergangenen Jahr sehr bemerkenswerte Bücher erschienen, die wir hier nur erwähnen wollen, da in den Zeitschriften schon viel von ihnen die Rede war: der erste Band der „*Mitteilungen der Russischen Geographischen Gesellschaft*“; der dritte Teil der „*Geschichte der wirren Zeiten*“ von Herrn Buturlin; „*Über die Quellen und die Verwendung statistischer Angaben*“ von Herrn Shurawski; „*Die Messe von Nishni-Nowgorod in den Jahren 1843, 1844 und 1845*“ von Herrn Melnikow und anderes. Besonders erfreulich ist es, zu sehen, [444] daß ziemlich viele Bücher, Broschüren und Aufsätze erscheinen, die nicht nur die Landwirtschaft in technischer Hinsicht betreffen, sondern auch das Alltagsleben jener zahlreichen Menschenklasse, die als lebendige, denkende Produktivkraft eine so große Rolle in der Landwirtschaft spielt. Besondere Beachtung verdient der hervorragende Aufsatz S. A. Maslows „*Hitze und Getreideernte* (*sommerliche Beobachtungen und Bemerkungen im Gouvernement Moskau*)“ in Nr. 103 des „*Moskauer Nachrichtenblatts*“. Dieser ausgezeichnete Aufsatz, für den jeder Freund der Menschheit dem verehrten Autor dankbar sein wird, ist in fast allen Zeitschriften nachgedruckt worden, die im Verlag von Regierungsbehörden erscheinen.[11]

Unerwähnt gelassen haben wir einige bemerkenswerte Bücher, die gegen Ende des vergangenen Jahres erschienen sind, um die Abteilung „Kritik und Bibliographie“ des „*Sowremennik*“ mit ihnen zu eröffnen. Zuvor jedoch wollen wir ein paar Worte über diese Abteilung unserer Zeitschrift sagen. In fast allen anderen Zeitschriften bilden Kritik und Bibliographie voneinander getrennte Abteilungen. Der Schreiber dieser Zeilen ist durch siebenjährige harte Erfahrung[12] dazu gekommen, eine solche Trennung als unpraktisch zu erkennen. Unter Kritik wird gewöhnlich ein Aufsatz von einem gewissen Umfang und sogar von einem besonderen Ton verstanden, der ihn von einer Rezension unterscheidet. Nun erscheinen bei uns so wenige bemerkenswerte Bücher, die in den Amtsbereich der ernsten Kritik gehören, daß die Pflicht, jeden Monat eine Kritik zu schreiben, ungewollt zu einer Art Lieferfron wird, da vieles Bemerkenswerte in Zeitschriften erscheint. Wir werden uns daher, wenn wir dem Publikum unsere Berichte über alle mehr oder weniger beachtenswerten Erscheinungen der russischen Literatur vorlegen, nicht besondere Sorge darum machen, was dabei herauskommt – eine Kritik oder eine Rezension. Das mögen unsere Leser selbst je nach ihrem Geschmack und ihrer Auffassung entscheiden. Wir hoffen, ihnen damit einen Dienst zu erweisen, indem wir unsere Zeitschrift von dem Ballast wortreicher Aufgeblasenheit freihalten, der sich bei der Zweiteilung der Kritik in eine große oder eigentliche Kritik und eine kleine Kritik oder Rezension manchmal unvermeidlich einstellt. Unsere Kritik wird, wie wir bereits oben gesagt haben, allen irgendwie bemerkenswerten Werken auf dem Gebiet der russischen Geschichte Aufmerksamkeit schenken; des weiteren wird sie ihre Aufmerksamkeit besonders rein literarischen Schöpfungen zuwenden; [445] aber auch was sie betrifft, versprechen wir, keine voll-

[11] Stepan Alexejewitsch Maslow (1793-1879) – Schriftsteller und bekannter Spezialist für landwirtschaftliche Fragen. In seinem Aufsatz „Hitze und Getreideernte“ entwarf S. A. Maslow ein furchtbares Bild von den sommerlichen Feldarbeiten auf ihrem Höhepunkt, wenn die Bauersfrauen in glühender Sonnenhitze tagelang mähen und nur für Augenblicke die Arbeit unterbrechen, um ihre Säuglinge, die sie mit sich aufs Feld nehmen, an die ausgetrocknete Brust zu legen. Er führte dabei Fälle an, wo Frauen hier auf dem Feld tote Kinder zur Welt brachten.

[12] Mit der „siebenjährigen harten Erfahrung“ meint Belinski seine Tätigkeit in der Redaktion der „Otetschestwennyje Sapiski“ (August 1839 bis April 1846), wo er jedem Monat fast allein die Abteilung „Kritik“ mit seinen Artikeln füllen mußte.

ständige Bibliographie zu geben, da unbedeutende Bücher nach unserer Meinung nicht verdienen, daß man über sie negativ schreibt oder über sie liest. Wir werden es sogar aus Achtung vor dem Publikum und vor uns selbst als unsere Pflicht betrachten, mit Schweigen über die Dutzendwerke der Dutzendschreiberlinge hinwegzugehen, die es bereits zu trauriger Berühmtheit gebracht haben und die, überzeugt, das Leben getreu so darzustellen, wie es ist, in Wirklichkeit nur ein getreues Bild von sich selbst geben, so, wie sie sind, d. h. in all ihrer Anmaßung, Beschränktheit, Borniertheit, Talentlosigkeit, Trivialität und Blödheit. Andrerseits werden wir, da wir nicht den Anspruch erheben, über ein enzyklopädisch vielseitiges Wissen zu verfügen, nicht über Spezialwerke reden, so bemerkenswert sie auch sein mögen, wenn sie über den Rahmen dessen hinausgehen, womit wir uns beschäftigen. Leichte, unbedeutende Bücher werden bei uns im Feuilleton und in der Abteilung „Vermischtes“ Erwähnung finden, und von Zeit zu Zeit werden als Beilage zu den Heften des „*Sowremennik*“ vollständige bibliographische Verzeichnisse ausnahmslos aller in Rußland in russischer Sprache erscheinenden Bücher herausgegeben werden, mit Angabe des Druckers und des Verlegers, des Formats, der Seitenzahl und, wenn möglich, sogar der Preise. [446]

Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1847[1]

I

Zeit und Fortschritt – Die Feuilletonisten als Feinde des Fortschritts. Die Verwendung von Fremdwörtern in der russischen Sprache. – Die Jahresübersichten über die russische Literatur in den Almanachen der zwanziger Jahre. – Die „Übersicht über die russische Literatur des Jahres 1814“ von Herrn Gretsch. – Die Übersichten der heutigen Zeit. – Die Naturale Schule. – Ihre Entstehung. – Gogol. – Die Angriffe auf die Naturale Schule. – Untersuchung dieser Angriffe.

Immer, wenn es lange an bemerkenswerten Ereignissen fehlt, die den gewöhnlichen Gang der Dinge irgendwie jäh verändern und ihm eine scharfe Wendung in eine andere Richtung geben, scheinen alle Jahre einander zu gleichen. Man feiert das neue Jahr als konventionellen Kalenderfeiertag und es scheint den Leuten, als bestehe der ganze Wechsel, alles Neue, was das vergangene Jahr gebracht hat, nur darin, daß jeder von ihnen um noch ein Jahr älter geworden ist –

„Der Chor der Basen sitzt und sinnt:
Wie schnell doch unser Leben rinnt!“

Sobald der Mensch jedoch zurückblickt und in Gedanken ein paar solcher Jahre durchgeht, so sieht er, daß seither alles irgendwie anders geworden ist, als es früher war. Natürlich hat hier jeder seinen eigenen Kalender, seine Lustren[*], Olympiaden, Jahrzehnte, Jubeljahre, Epochen und Perioden, deren Daten und Bedeutung durch die Ereignisse seines eignen Lebens bestimmt werden. Darum sagt auch der eine: „Wie sich doch alles verändert hat in den letzten zwanzig Jahren!“ Für einen anderen ist die Veränderung in zehn, für einen dritten in fünf Jahren vor sich gegangen. Worin sie besteht, diese Veränderung, kann nicht jeder genau definieren, aber jeder [447] spürt, daß seit diesem Zeitpunkt irgendeine Veränderung eingetreten ist, daß auch er scheinbar ein anderer ist und auch die anderen nicht mehr sind, was sie waren, daß auch die allergewöhnlichsten Dinge auf der Welt nicht mehr ganz die alte Ordnung, den alten Gang haben. Und dann beklagen sich die einen, alles sei schlimmer geworden; die

[1] Die beiden Aufsätze, die den gemeinsamen Titel „Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1847“ tragen, wurden zum erstenmal abgedruckt im Jahre 1848 im „Sowremennik“. Der damals veröffentlichte Text weist Kürzungen und abweichende Lesarten auf, die offenbar dem Zensor zuzuschreiben sind. In der vorliegenden Ausgabe ist der Text an Hand des vorhandenen Originals wiederhergestellt.

[*] (Religion) alle fünf Jahre stattfindendes, der kultischen Reinigung dienendes altrömisches Sühnopfer; (in der römischen Antike) Zeitraum von fünf Jahren

anderen sind begeistert, daß alles besser wird. Natürlich werden hierbei Gut und Schlecht größtenteils durch die persönliche Situation jedes Einzelnen bestimmt, und jeder stellt seine eigene werte Person ins Zentrum der Ereignisse und setzt alles in der Welt zu ihr in Beziehung: es geht ihm schlechter, und so meint er, daß alles für alle schlechter geworden sei, und umgekehrt. Aber so faßt eben die Mehrheit, die Masse, die Dinge auf; Leute, die beobachten und denken, sehen dagegen in der Veränderung des gewöhnlichen Laufs der alltäglichen Dinge nicht eine bloße Verbesserung oder Verschlechterung ihrer eigenen Lage, sondern eine Veränderung der Begriffe und der Sitten der Gesellschaft, folglich eine Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens. Entwicklung ist für sie Vorwärtsschreiten, folglich Verbesserung, Erfolg, *Fortschritt.*

Die Feuilletonisten, von denen es jetzt bei uns eine solche Menge gibt und die sich bloß deshalb, weil sie allwöchentlich in den Zeitungen Betrachtungen über das ewig schlechte Wetter von Petersburg anstellen müssen, für tiefe Denker und Verkünder großer Wahrheiten halten – diese unsere Feuilletonisten lieben das Wort „Fortschritt“ ganz und gar nicht und stellen ihm mit dem gleichen Scharfsinn nach, mit dessen unbestrittener, glänzender Berühmtheit es nur unsere ebenfalls einheimischen Vaudeville[*]-Verfasser aufnehmen können. Wofür hat eigentlich das Wort „Fortschritt“ sich so besondere Verfolgungen von seiten dieser scharfsinnigen Herren zugezogen? Das hat viele verschiedene Gründe. Der eine mag dies Wort deshalb nicht, weil nichts von ihm zu hören war, als er jung war und er es noch einigermaßen hätte verstehen können. Ein anderer deshalb, weil nicht er dieses Wort in Umlauf gebracht hat, sondern andere – Leute, die weder Feuilletons schreiben noch Vaudevilles, indessen aber solchen Einfluß auf die Literatur haben, daß sie neue Wörter in Umlauf setzen können. Einem dritten ist dieses Wort deshalb zuwider, weil es in Gebrauch gekommen ist, ohne daß er davon wußte, ohne daß man ihn um Rat gefragt hat, während er doch überzeugt ist, daß ohne seine Mitwirkung in der Literatur nichts Wichtiges geschehen darf. Unter diesen Herren gibt es viele, die [448] gern irgend etwas Neues erfinden möchten, nur gelingt es ihnen nie. Sie denken sich auch allerlei aus, greifen aber immer daneben, und alle ihre Neuerungen klingen nach „Tscharomutije“[2] und bringen die Leute zum Lachen. Dafür scheint es ihnen jedesmal, sobald irgend jemand einen neuen Gedanken ausspricht oder ein neues Wort verwendet, daß eben diesen Gedanken oder eben dieses Wort ganz sicher auch sie gefunden hätten, wenn man ihnen nicht zuvorgekommen wäre und ihnen dadurch die Gelegenheit genommen hätte, sich durch Einführung einer Neuerung hervorzutun. Es gibt unter diesen Herren auch solche, die noch nicht über die Zeit hinaus sind, wo der Mensch noch fähig ist, etwas zu lernen, und die ihren Jahren nach das Wort „Fortschritt“ verstehen könnten, es aber aus anderen, „nicht von ihnen abhängenden Umständen“ nicht dazu bringen können. Bei aller unserer Hochachtung für die Herren Feuilletonisten und Vaudeville-Verfasser und für ihren bewiesenen glänzenden Scharfsinn wollen wir uns doch nicht auf einen Streit mit ihnen einlassen, denn wir fürchten, daß der Kampf gar zu ungleich sein würde – für uns natürlich... Es gibt noch eine besondere Gattung von Feinden des „Fortschritts“, das sind die Leute, die dieses Wort um so heftiger hassen, je besser sie seinen Sinn und seine Bedeutung verstehen. Hier richtet sich der Haß eigentlich schon nicht wehr gegen das Wort, sondern gegen die Idee, die es ausdrückt, und das unschuldige Wort muß zum Sündenbock für seine Bedeutung herhalten. Diese Leute möchten sich und anderen einreden, Stillstand sei besser als Bewegung, das Alte stets besser als das Neue, und das Leben in der Vergangenheit sei das echte,

[*] Frühform des französischen Schlagers seit dem 15. Jahrhundert

[2] „Tscharomutije“ – ein unübersetzbarer Neologismus aus den Wurzeln „tschar“ („Zauber-, Hexen-“) und „mut“ („durcheinanderbringen“) – ist hier eine Anspielung auf einen gewissen Platon Lukaschewitsch, der im Jahre 1846 ein mystisch-verworrenes Buch unter dem Titel: Tscharomutije oder die Sprache der Magier, Priester und Wahrsager, entdeckt von Platon Lukaschewitsch“ herausgebracht hatte.

wahre, vollendet glückliche und sittliche Leben. Sie geben, wenn auch blutenden Herzens, zu, daß die Welt sich stets verändert und nie lange auf dem sittlichen Gefrierpunkt haltgemacht hat; aber eben hierin sehen sie die Ursache allen Übels auf Erden. Ohne lange mit diesen Herren zu streiten, ohne uns auf Beweise oder Argumente gegen sie einzulassen, sagen wir einfach, daß sie *Chinesen* sind... Diese Benennung löst die Frage besser als alle Untersuchungen und Betrachtungen...

Das Wort „Progreß“* muß natürlich auf besondere Abneigung bei den Puristen der russischen Sprache stoßen, die jedes Fremd-[449]wort als Ketzerei oder Spaltung in der Orthodoxie der Muttersprache empört ablehnen. Dieser Purismus** hat seine Berechtigung und sachliche Begründung; dennoch ist er eine zum Extrem getriebene Einseitigkeit. Einige der älteren Schriftsteller, die die moderne russische Literatur nicht lieben (weil sie weit über sie hinausgegangen ist, sie aber weit hinter ihr zurückgeblieben und dadurch völlig außerstande sind, irgendeine wesentliche Rolle in ihr zu spielen), verstecken sich hinter dem Purismus und behaupten unaufhörlich, daß unsere schöne russische Sprache in unserer Zeit, besonders durch die Einführung von Fremdwörtern, auf alle mögliche Weise entstellt und verunstaltet werde. Aber wer wüßte nicht, daß die Puristen das gleiche über die Zeit Karamsins gesagt haben? „Unsere Zeit“ muß hier also ganz unverdient herhalten, und wenn sie wirklich die Schuld hat, die man ihr vorwirft, dann durchaus nicht in höherem Grade als irgendeine andere vorhergehende Zeit. Wenn die Verwendung von Fremdwörtern in der russischen Sprache wirklich ein Übel wäre, so ist sie ein notwendiges Übel, dessen Wurzeln weit in die Reform Peters des Großen zurückreichen; denn diese Reform hat uns mit einer Menge von bis dahin völlig fremden Begriffen bekannt gemacht, für die wir keine Wörter hatten. Es war deshalb notwendig, die fremden Begriffe auch mit fertigen fremden Wörtern auszudrücken. Einige dieser Wörter sind bis heute unübersetzt beibehalten worden und haben deshalb im russischen Wortschatz Bürgerrecht erworben. Jedermann ist an sie gewöhnt, jedermann versteht sie: wozu sie da ausmerzen? Natürlich sind für den einfachen Mann Wörter wie „Instinkt“ und „Egoismus“ unverständlich, aber nicht deshalb, weil es Fremdwörter sind, sondern deshalb, weil die durch sie ausgedrückten Begriffe seinem Begriffsvermögen fremd sind, und Wörter wie „Erbtrieb“ oder „Ichsucht“ werden für ihn ebenso unklar sein wie „Instinkt“ und „Egoismus“. Einfache Leute verstehen auch rein russische Wörter nicht, deren Sinn über den engen Kreis ihrer gewöhnlichen Alltagsbegriffe hinausgeht, wie z. B.: „Dasein“, „zeitgenössisch“, „Entstehung“ und dergleichen, und verstehen ausgezeichnet solche Fremdwörter, die Begriffe aus ihrem engeren Lebenskreis ausdrücken, wie z. B. „Paß“, „Billett“, „Banknoten“, „Quittung“ und dergleichen. Was aber die gebildeten Leute angeht, so ist für sie „Instinkt“ unbestritten klarer und verständlicher als „ Erbtrieb“, „Egoismus“ klarer als „Ichsucht“ usw. Aber wenn die einen Fremdwörter sich behauptet und in der russischen Sprache Bürgerrecht bekommen [450] haben, sind andere im Laufe der Zeit glücklich durch russische, größtenteils neugebildete Wörter ersetzt worden. So hat, sagt man, Tredjakowski das heutige russische Wort für „Objekt“ und Karamsin das russische Wort für „Industrie“ eingeführt. Die Zahl der russischen Wörter, die erfolgreich an die Stelle von Fremdwörtern getreten sind, ist groß, und wir sind die ersten, die zugeben, daß die Verwendung eines Fremdwortes, wenn es ein gleichwertiges russisches Wort gibt, eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes und des gesunden Geschmackes ist. So kann es z. B. nichts Dümmeres und Absurderes geben, als an Stelle von „übertreiben“ das Wort „outrieren“ zu verwenden. Jede neue Epoche der russischen Literatur zeigte einen neuen Zustrom

* Die russische Sprache besitzt für „Fortschritt“ nur das Wort „Progreß“. Der größeren Klarheit halber verwenden wir in der Übersetzung durchgehend das Wort Fortschritt. Nur in den folgenden zwei Absätzen, in denen sein Fremdwortcharakter eine wesentliche Rolle spielt, setzen wir statt dessen „Progreß“. – *Der Übers.*

** Geisteshaltung, die nach Reinheit geistiger Schöpfungen strebt und versucht, sie von „fremden“ Zutaten zu befreien.

von Fremdwörtern; die unsrige hat natürlich das gleiche Schicksal gehabt. Und das wird noch lange so weitergehen: die Bekanntschaft mit neuen Ideen, die auf einem für uns fremden Boden ausgebildet wurden, wird uns stets auch neue Wörter bringen. Mit der Zeit jedoch wird das immer weniger bemerkbar sein, weil wir bisher immer einen ganzen Kreis uns bis dahin fremder Begriffe auf einmal kennengelernt haben. Je erfolgreicher unsre Annäherung an Europa vor sich geht, um so mehr wird die Menge der für uns fremden Begriffe abnehmen, und neu wird für uns nur das sein, was auch für Europa selbst neu ist. Dann werden natürlich auch die Entlehnungen gleichmäßiger, ruhiger vor sich gehen, weil wir dann nicht mehr hinter Europa herlaufen, sondern Seite an Seite mit ihm gehen werden, ganz zu schweigen davon, daß sich auch die russische Sprache im Laufe der Zeit mehr und mehr ausbilden, entwickeln, geschmeidiger und bestimmter werden wird.

Ohne Zweifel läuft die Sucht, die russische Rede ohne Not und ohne unzureichenden Grund mit fremden Wörtern zu spicken, dem gesunden Verstand und dem gesunden Geschmack zuwider; aber sie schadet nicht der russischen Sprache und der russischen Literatur, sondern nur denen, die von ihr befallen sind. Doch das entgegengesetzte Extrem, d. h. ein übermäßiger Purismus, führt zu denselben Folgen, weil Extreme sich berühren. Das Geschick der Sprache hängt nie von der Willkür der einen oder der anderen Person ab. Die Sprache hat einen zuverlässigen, treuen Beschützer: ihren eigenen Geist und Genius. Deshalb halten sich auch aus der großen Menge eingeführter Fremdwörter nur einige wenige, während die übrigen von selbst verschwinden. Dem gleichen Gesetz unterliegen auch die neugebildeten russischen Wörter: die einen behaupten sich, die anderen ver-[451]schwinden. Ein unglücklich erdachtes russisches Wort zur Wiedergabe eines fremden Begriffs ist nicht nur nicht besser, sondern entschieden schlechter als ein Fremdwort. Man sagt, es sei überhaupt unnötig, ein neues russisches Wort für „Progreß“ zu erfinden, weil es bereits zufriedenstellend durch Wörter wie „Erfolg“, „Vorwärtsbewegung“ usw. ausgedrückt werde. Das stimmt nicht. „Progreß“ bezieht sich nur auf das, was sich aus sich selbst entwickelt. Progreß kann auch ein Vorgang sein, bei dem es keinen Erfolg oder Zuwachs, ja nicht einmal einen Schritt vorwärts gibt; und Progreß kann umgekehrt manchmal ein Mißerfolg, ein Niedergang, eine Bewegung nach rückwärts sein. Das gilt namentlich für die historische Entwicklung. Es gibt in der Geschichte der Völker und der Menschheit unglückliche Epochen, in denen ganze Generationen den kommenden Generationen sozusagen zum Opfer gebracht werden. Die schweren Zeiten gehen vorüber – und das Übel verwandelt sich in sein Gegenteil. Das Wort „Progreß“ hat die ganze Bestimmtheit und Exaktheit eines wissenschaftlichen Fachausdrucks für sich und ist in jüngster Zeit zu einem geflügelten Wort geworden, das von jedermann gebraucht wird – auch von denen, die seinen Gebrauch bekämpfen. Deshalb werden wir auch, solange kein russisches Wort aufkommt, das einen vollen Ersatz gibt, das Wort „Progreß“ verwenden.

Jede organische Entwicklung vollzieht sich durch Fortschritt, organisch entwickelt sich aber nur das, was seine Geschichte hat, und seine Geschichte hat nur das, dessen Erscheinung jeweils das notwendige Resultat einer vorhergehenden Erscheinung ist und sich aus ihr erklärt. Wenn man sich eine Literatur vorstellen wollte, in der von Zeit zu Zeit Werke erscheinen, die zwar bemerkenswert sind, aber jeden inneren Zusammenhangs, jeder inneren Abhängigkeit entbehren und ihr Erscheinen äußeren Einflüssen, der Imitation verdanken, so kann eine solche Literatur keine Geschichte haben. Ihre Geschichte ist der Bücherkatalog. Auf eine solche Literatur läßt sich das Wort „Fortschritt“ nicht anwenden, und das Erscheinen eines neuen, irgendwie bemerkenswerten Werkes ist bei ihr kein Fortschritt, weil dieses Werk keine Wurzeln in der Vergangenheit hat und keine Frucht in der Zukunft verspricht. Die Zeiten und die Jahre haben dabei nichts zu sagen: sie können so dahingehen, ohne daß sich etwas ändert. Anders ist es bei einer Literatur, die sich historisch entwickelt: hier bringt jedes neue Jahr irgend etwas mit sich, und dieses Irgendetwas ist der Fortschritt. Aber nicht jedes Jahr läßt

[452] sich dieser Fortschritt klar erkennen und definieren; häufig zeigt er sich erst hinterher. Jedenfalls aber ist es sehr nützlich, in bestimmten Abständen, z. B. am Ende jedes Jahres, den Gang der Literatur im ganzen zu überblicken, ihre Errungenschaften ihren Reichtum oder ihre Armut. Solche Rundblicke oder Übersichten sind für die Gegenwart nicht ohne Nutzen und können dem zukünftigen Literarhistoriker wichtiges Material in die Hand geben.

Rechenschaftsberichte über die literarische Tätigkeit des jeweils vergangenen Jahres begannen bei uns mit dem Jahre 1823 üblich zu werden. Das Beispiel gab Marlinski in einem zu seiner Zeit berühmten Almanach. Seither sind literarische Jahresübersichten in den Almanachen im Verlauf von zehn Jahren fast ununterbrochen erschienen. In den Zeitschriften waren sie seltener, aber in jüngster Zeit hat eine bekannte Zeitschrift solche Übersichten bereits sieben Jahre hintereinander regelmäßig veröffentlicht.[3] Die Abteilung „Kritik“ des „Sowremennik“ begann im vorigen Jahr mit einem Überblick über die russische Literatur des Jahres 1846, und jedes erste Heft eines neuen Jahrgangs wird stets einen solchen Überblick über die literarische Tätigkeit im abgelaufenen Jahr enthalten.

Derartige Übersichten werden mit der Zeit zu wahren Literaturchroniken, zu einem wichtigen Quellenmaterial für die Historiker. Die vorhin erwähnten Übersichten in den Almanachen haben für uns heute ganz das Interesse von Dokumenten der alten Zeit, obwohl sie doch vor nur 24 Jahren zu erscheinen begannen! So schnell schreitet unsere Literatur vorwärts! Wie sehr nach fernen, längst vergangenen alten Zeiten klingt aber die „Übersicht über die russische Literatur des Jahres 1814“, die aus der Feder des Herrn Gretsch stammt und in dem „Sohn des Vaterlandes“ von 1815 erschienen ist! Auf ein paar dünnbedruckten Seitchen werden alle wissenschaftlichen und literarischen Errungenschaften und Schätze des Jahres 1814 aufgezählt. Dieses Jahr zeichnete sich wirklich durch das Erscheinen einiger bemerkenswerter ernster Bücher aus, wie z. B.: „Sammlung der russischen Staatsurkunden und -verträge“, die ihr Erscheinen dem Grafen N. P. Rumjanzew verdankte; „Geschichte der Medizin in Rußland“ von Richter und Destunis’ Übersetzung der „Lebensbeschreibungen Plutarchs“. Aber was für eine schreckliche Armut auf dem Gebiet der eigentlichen sogenannten schönen Literatur! Delilles Poem „Die Gärten“, übersetzt von Herrn Palizyn, „Der Dorfbewohner“, eine beschreibende Dichtung von Fürst Schich-[453]matow, Dershawins Gedicht „Christus“, „Eine Nacht der Besinnlichkeit“ von Fürst Schichmatow und „Gedanken über das Schicksal“ von Fürst Dolgoruki. Das sind alles Poeme im didaktischen Genre, das damals sehr im Schwange war, heute aber längst als antipoetisch erkannt und völlig vergessen ist. Schließlich werden in der Übersicht des Herrn Gretsch eine Ausgabe der Fabeln und der Märchen Alexander Ismailows und die Fabeln eines gewissen Herrn Agafi erwähnt und abschließend bemerkt, daß die Fabeln Krylows in Zeitschriften erschienen. Und das ist alles! Der Autor der Übersicht bemerkt, daß im Laufe der ersten fünf Jahre des 19. Jahrhunderts mehr Werke herausgekommen sind als früher in zehn Jahren, daß aber infolge der politischen Umstände der damaligen Zeit, von 1806 bis 1814, die literarische Bewegung in Rußland fast ganz zum Stillstand kam. Während der zweiten Hälfte des Jahres 1812 und der ersten Hälfte des Jahres 1813 erschien nicht nur keine einzige Seite, die nicht die damaligen Ereignisse zum Gegenstand gehabt hätte, sondern es wurde auch nichts Derartiges geschrieben. „Im Jahre 1814 endlich“, sagt der Autor der Übersicht, „das alle Anstrengungen und Mühen der vergangenen Jahre krönte, schlug die russische Literatur wieder den geebneten und für immer gesicherten Weg des Friedens ein, indem sie Poesie und Redekunst der Ehrung und dem Ruhm ihres großen Monarchen widmete. Im Laufe dieses Jahres erschienen viele Werke und Übersetzungen, die in der Chronik unserer Literatur ewig unvergessen bleiben werden.“ Das ist teilweise richtig, trifft nur nicht auf die Werke der Dichtung zu... Es ist bemerkenswert, daß der Autor, der die Ärmlichkeit einiger Abteilungen

[3] Mit der Kennzeichnung „eine bekannte Zeitschrift“ sind die „Otetschestwennyje Sapiski“ gemeint.

seiner Übersicht zugibt, als einen erfreulichen Erfolg der russischen Literatur verzeichnet, daß im Jahre 1814 in Petersburg und Moskau je ein Roman (beide aus dem Deutschen übersetzt) sowie zwei historische Erzählungen erschienen sind! Damals konnte er nicht ahnen, daß Roman und Erzählung bald die Führung aller Gattungen der Dichtung übernehmen würden und daß er selbst einmal eine „Reise nach Deutschland“ und eine „Schwarze Frau“ schreiben werde. Und noch ein charakteristischer Zug unserer Literatur oder, besser gesagt, unseres Publikums –, ein Zug, von dem man leider nicht sagen kann, daß er heute an alte Zeiten erinnert: von Krusensterns bekannter „Reise um die Welt“, die in den Jahren von 1809 bis 1813 in russischer und deutscher Sprache erschien, und von der „Reise um die Welt“ von Lissjanski, die im Jahre 1812 in russi-[454]scher und englischer Sprache herauskam, wurden – sagt der Autor der Übersicht – in Rußland kaum je 200 Exemplare abgesetzt, während in Deutschland von der Reise Krusensterns drei Ausgaben erschienen und in London das Buch Lissjanskis innerhalb von zwei Wochen zur Hälfte verkauft war.

Das Erscheinen von Jahresübersichten in den Almanachen war eine Folge des erwachenden kritischen Geistes. Bevor der Kritiker an die Übersicht der Literatur eines bestimmten Jahres heranging, gab er manchmal eine Skizze der gesamten Geschichte der russischen Literatur. Diese Übersichten zu schreiben, war damals sehr leicht und sehr schwer zugleich. Leicht, weil sich alles auf leichte Urteile beschränkte, die dem persönlichen Geschmack des Autors ausdrückten; schwer oder, besser gesagt, langweilig, weil es eine Kleinarbeit, Stückwerk war: man mußte unbedingt alles aufzählen, was im Laufe des betreffenden Jahres in Einzelausgaben, in den Zeitschriften und den Almanachen an Originalarbeiten und Übersetzungen erschienen war. Und was wurde damals auf dem Gebiet der schönen Literatur in den Zeitschriften und den Almanachen abgedruckt? – meist winzige Bruchstücke aus kleinen Poemen, aus Romanen, Erzählungen und Dramen und dergleichen. Abgeschlossene Werke gab es meist auch gar nicht: man schrieb Bruchstücke, ohne überhaupt die Absicht zu haben, etwas Ganzes zu schreiben. Über jede dieser Bagatellen mußte man eine Bemerkung machen und seine Meinung sagen, denn damals, zu Beginn der sogenannten Romantik, war alles neu, erschien alles interessant, galt alles als wichtiges Ereignis – ein Bruchstück von 20 Verszeilen aus einem nicht existierenden Poem ebensogut wie eine Elegie oder die hundertste Nachahmung irgendeiner Piece von Lamartine, die Übersetzung eines Romans von Walter Scott oder eines Romans irgendeines Vandervelde.

In dieser Hinsicht hat man es jetzt besser, wenn man eine Übersicht schreibt. Heute wird nicht mehr alles zur Literatur gerechnet, was aus der Druckerpresse hervorgeht. Heute hat man vieles erfahren und durchschaut und sich an vieles gewöhnt. Gewiß ist die Übersetzung eines Romans wie „Dombey und Sohn“ auch heute eine bemerkenswerte literarische Erscheinung und darf in einer Übersicht nicht unbeachtet bleiben; dafür darf man jedoch die Übersetzungen der Romane von Sue, Dumas und anderen französischen Belletristen, wie sie jetzt zu Dutzenden erscheinen, nicht mehr immer zu den literarischen Erscheinungen rechnen. Sie schütteln ihre Werke [455] aus dem Ärmel, ihr Ziel ist ein einträglicher Absatz, und der Genuß, den sie einer bestimmten Gattung von Liebhabern solcher Literatur bereiten, gehört gewiß in das Gebiet des Geschmacks, aber nicht des ästhetischen, sondern jenes Geschmacks, den die einen mit Zigarrenrauchen und die anderen mit Nüsseknacken befriedigen... Das Publikum unserer Zeit ist nicht mehr das, was es früher war. Die Willkür der Kritik kann heute bereits nicht mehr ein gutes Buch umbringen und einem schlechten zum Erfolg verhelfen. Die französischen Romane füllen unsere Zeitschriften und erscheinen in Buchform; in beiden Fällen finden sie eine Menge Leser. Daraus braucht man jedoch durchaus keine abfällige Schlußfolgerung auf den Geschmack des Publikums zu ziehen. Viele greifen zu einem Roman von Dumas wie zu einem Märchen, wobei sie im voraus wissen, womit sie es zu tun haben, lesen ihn, um sich während des Lesens an den unwahrscheinlichen Abenteu-

ern zu zerstreuen und sie dann für immer zu vergessen. Das hat natürlich nichts Schlechtes an sich. Der eine liebt das Schaukeln, der andere das Reiten, ein dritter das Schwimmen und ein vierter das Rauchen, und viele lesen außerdem noch gerne gut erzählte alberne Märchen. Deshalb können die Übersetzungsromane und -erzählungen heute die Originalwerke schon nicht mehr in den Schatten stellen; der allgemeine Geschmack des Publikums zieht vielmehr die letzteren entschieden vor, so daß die Zeitschriftenherausgeber zur vorwiegenden Veröffentlichung von übersetzten Romanen und Erzählungen nur durch äußerste Not gezwungen werden, d. h. durch den Mangel an Originalwerken dieser Art. Und diese Tendenz im Geschmack des Publikums wird von Jahr zu Jahr merklicher und bestimmter. Was die Originalwerke selbst betrifft, so ist der Zauber der großen Namen völlig verschwunden; ein berühmter Name läßt natürlich auch heute jeden nach dem neuen Werk greifen, aber niemand wird heute mehr über dies Werk in Entzücken geraten, wenn einzig der Name des Autors an ihm gut ist. Mittelmäßige, schwache Werke bleiben unbeachtet und sterben eines natürlichen Todes, nicht aber unter dem Messer eines Kritikers. Dieser Lage der Literatur, die sich so stark von jener unterscheidet, in der sie sich vor zwanzig Jahren befand, muß auch die Kritik entsprechen. Ein Rechenschaftsbericht über das literarische Schaffen eines Jahres braucht sich heute nicht immer um die Quantität der Werke zu kümmern oder sich darum zu bemühen, jede Einzelerscheinung zu beurteilen aus der Sorge heraus, das [456] Publikum könnte ohne Hinweis von seiten der Kritik am Ende nicht Wissen, was es für gut und was es für schlecht halten soll. Man braucht sich nicht einmal bei jedem ordentlichen Werk aufzuhalten und sich auf eine ausführliche Untersuchung aller seiner Schönheiten und Mängel einzulassen. Mit solcher Aufmerksamkeit verdienen heute nur Werke behandelt zu werden, die in Positivem oder negativem Sinn besonders bemerkenswert sind. Die Hauptaufgabe ist jetzt, auf die vorherrschende Tendenz, den allgemeinen Charakter der Literatur in der gegebenen Zeit hinzuweisen, in ihren Erscheinungen den Gedanken aufzuspüren, der sie belebt und antreibt. Nur auf diese Weise kann man, wenn nicht bestimmen, so doch andeuten, inwieweit das vergangene Jahr die Literatur vorwärtsgebracht, welchen Fortschritt sie in ihm erreicht hat.

Etwas Hervorragendes, eigentlich Neues hat das Jahr 1847 in der Literatur nicht gebracht. Erschienen sind in neuem Gewande einige der alten periodischen Veröffentlichungen. Erschienen ist sogar ein neues Blatt; an bemerkenswerten Werken der schönen Literatur war das vergangene Jahr im Vergleich mit den vorhergehenden besonders reich; erschienen sind einige neue Namen, neue Talente und Beflissene der verschiedenen Literaturfächer. Aber nicht erschienen ist auch nur eines jener ausgesprochen hervorragenden Werke, deren Erscheinen in der Geschichte der Literatur Epoche macht und ihr eine neue Richtung gibt. Das ist der Grund, warum wir sagen, daß das vergangene Jahr nichts Hervorragendes, eigentlich Neues gebracht hat. Die Literatur ist ihren früheren Weg weitergegangen, den man weder neu nennen kann, weil er sich schon deutlich herausgeprägt hat, noch alt, weil er sich der Literatur erst vor allzu kurzer Zeit aufgetan hat – nämlich etwas früher, als irgend jemand zum erstenmal das Wort „Naturale Schule“ prägte.[4] Seit jener Zeit bestand der Fortschritt der russischen Literatur in jedem neuen Jahr darin, daß sie mit immer festerem Schritt in dieser Richtung weiterging. Das abgelaufene Jahr 1847 zeichnete sich in dieser Hinsicht im Vergleich mit den vorhergehenden Jahren besonders aus, sowohl durch die Zahl und die Bedeutung der dieser Richtung treuen Werke als auch durch eine größere Bestimmtheit, Bewußtheit und Stärke der Richtung selbst und den größeren Kredit, den sie beim Publikum fand.

Die Naturale Schule steht jetzt im Vordergrund der russischen Literatur. Einerseits können wir sagen, ohne aus irgendeiner partei-[457]ischen Neigung im geringsten zu übertreiben,

[4] Die Bezeichnung „Naturale Schule“ wurde zum erstenmal von F. W. Bulgarin mit der Absicht in Umlauf gesetzt, die Schriftsteller der Gogolschen Richtung herabzusetzen.

daß das Publikum, d. h. die Mehrheit der Leser, für sie ist: das ist eine Tatsache und keine Vermutung. Die gesamte literarische Wirksamkeit ist heute in den Zeitschriften konzentriert, und welche Zeitschriften erfreuen sich größerer Berühmtheit, haben einen weiteren Leserkreis und einen größeren Einfluß auf die Meinung des Publikums als jene, in denen die Werke der Naturalen Schule zum Abdruck kommen? Welche Romane und Erzählungen liest das Publikum mit besonderem Interesse, wenn nicht jene, die der Naturalen Schule angehören, oder, besser gesagt, liest das Publikum überhaupt Romane und Erzählungen, die nicht zur Naturalen Schule gehören? Welche Kritik erfreut sich eines größeren Einflusses auf die Meinung des Publikums, oder, besser gesagt, welche Kritik steht mehr im Einklang mit der Meinung und dem Geschmack des Publikums, wenn nicht jene, die für die Naturale Schule und gegen die rhetorische auftritt: Über wen wird andrerseits unaufhörlich geredet und gestritten, wer wird unermüdlich wütend angegriffen, wenn nicht die Naturale Schule? Parteien, die nichts miteinander gemein haben, gehen in ihren Angriffen gegen die Naturale Schule einmütig Hand in Hand, schreiben ihr Auffassungen zu, die ihr völlig fremd sind, Absichten, die sie nie gehabt hat, verdrehen und mißdeuten jedes ihrer Worte, jeden ihrer Schritte, überschütten sie jetzt, zuweilen allen Anstand vergessend, mit dem wildesten Geschimpfe, um sich dann beinahe mit Tränen im Auge über sie zu beklagen. Was haben die geschworenen Feinde Gogols, die Repräsentanten der besiegten rhetorischen Richtung, mit den sogenannten Slawophilen gemein? – Nichts! – Und doch fallen diese, die Gogol als den Begründer der Naturalen Schule anerkennen, im völligen Einklang mit jenen im gleichen Ton, mit den gleichen Worten, mit den gleichen Beweisen über die Naturale Schule her und halten es für nötig, sich von ihren neuen Verbündeten einzig durch logische Inkonsequenz zu unterscheiden, der zufolge sie Gogol eben das als Verdienst anrechnen, was sie an seiner Schule verfolgen, und zwar mit der Begründung, Gogol schreibe aus einer Art „Bedürfnis zu innerer Reinigung“. Dazu kommt noch, daß die der Naturalen Schule feindlich gesinnten Schulen nicht imstande sind, auch nur irgendein bemerkenswertes Werk vorzuweisen, das durch die Tat beweisen würde, daß man nach Regeln, die denen der Naturalen Schule entgegengesetzt sind, auch gut schreiben kann. Alle ihre Versuche in dieser Richtung führten nur zum Triumph des Naturalismus [458] und zum Verfall des Rhetorismus. Angesichts dieser Tatsache haben einige der Gegner der Naturalen Schule versucht, sie mit ihren eigenen Autoren zu schlagen. So ist eine Zeitung auf den Einfall gekommen, die Autorität Gogols selbst mit Herrn Butkow zu vernichten...[5]

Das alles ist durchaus nicht neu in unserer Literatur, sondern war schon mehr als einmal da und wird immer so sein. Karamsin hat als erster eine Spaltung der damals eben erst entstandenen russischen Literatur herbeigeführt. Vor ihm war alle Welt in allen literarischen Fragen derselben Meinung, und wenn es Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten gab, so entsprangen sie nicht aus verschiedenen Auffassungen und Überzeugungen, sondern aus der kleinlichen, nervösen Eigenliebe Tredjakowskis und Sumarokows. Aber diese Einmütigkeit bewies nur die Unlebendigkeit der damaligen sogenannten Literatur. Karamsin machte sie als erster lebendig, weil er sie aus den Büchern ins Leben, aus der Schule in die Öffentlichkeit hinausführte. Damals bildeten sich natürlicherweise auch Parteien, entbrannte ein Federkrieg, wurden Klagen laut, Karamsin und seine Schule richteten die russische Sprache zugrunde und brächten den guten russischen Sitten Schaden. In Gestalt seiner Gegner schien das hartnäckige alte Rußland sich wieder aufzulehnen, das sich mit so krampfhafter und um so mehr fruchtloser Anstrengung gegen die Reform Peters des Großen zur Wehr gesetzt hatte. Aber die Mehrheit war auf seiten des Rechts, d. h. des Talents und der zeitgenössischen moralischen Erfordernisse, das Geheul der Gegner ging unter in den Lobeshymnen der Anhänger Karamsins. Alles gruppierte sich um ihn, und von ihm erhielt alles seine Bedeutung und seine Bedeutsam-

[5] Den Versuch, „die Autorität Gogols selbst mit Herrn Butkow zu vernichten“, hatte F. W. Bulgarin in einem Feuilleton mit dem Titel „Zeitschriften-Allerlei“ unternommen.

keit, alles – selbst seine Gegner. Er war der Held, der Achilles der Literatur jener Zeit. Was will dieser ganze Alarm aber bedeuten im Vergleich mit dem Sturm, der sich auf dem Feld der Literatur mit dem Auftreten Puschkins erhob? Er ist noch so gut in aller Gedächtnis, daß wir uns nicht über ihn zu verbreiten brauchen. Wir wollen nur sagen, daß die Gegner Puschkins in seinen Werken eine Verunstaltung der russischen Sprache, der russischen Dichtung erblickten, eine höchst schädliche Gefahr nicht nur für den ästhetischen Geschmack des Publikums, sondern auch – wird man es heute noch glauben? – für die öffentliche Moral!! Wir wollen die alten Zänkereien nicht wieder aufrühren und enthalten uns deshalb aller weiteren Hinweise, aber wenn man sie von uns verlangt, sind wir stets bereit, gedruckte Beweise vorzulegen. In einer Kritik [459] der Dichtung „Graf Nulin“ wurde Puschkin bis zum Zynismus gehende Unanständigkeit vorgeworfen! Wenn man heute diese Kritik wieder liest, vergißt man unwillkürlich, wann und worüber sie geschrieben wurde: sie macht ganz den Eindruck eines eben jetzt geschriebenen Aufsatzes gegen irgendein Werk der heutigen Naturalen Schule: die gleiche Sprache, die gleichen Argumente, die gleiche Manier, an die Dinge heranzugehen, wie sie heute in den Angriffen auf die Naturale Schule in Gebrauch sind.

Was ist wohl die Ursache dafür, daß die Gegner jeder Vorwärtsbewegung in allen Epochen unserer Literatur stets ein und dasselbe und fast mit ein und denselben Worten gesagt haben?

Die Ursache ist da zu suchen, wo auch die Naturale Schule ihren Ausgang genommen hat – in der Geschichte unserer Literatur. Sie begann als Naturalismus: der erste weltliche Schriftsteller war der alte Kantemir. Obgleich er die lateinischen Satiriker und Boileau nachahmte, wußte er doch originell zu bleiben, da er die Natur zum Vorbild nahm und ihr treu blieb. Leider verhinderten die Eintönigkeit der von ihm gewählten Dichtgattung, die Grobheit und Ungehobeltheit der Sprache und das unserer Poesie fremde syllabische Versmaß, daß Kantemir zum Vorbild und zum Lehrmeister der russischen Poesie wurde. Diese Rolle fiel Lomonossow zu. Aber da Kantemir trotz allem ein Mann von ungewöhnlichem Talent bleibt, muß man ihn der russischen Literaturgeschichte als ihren der Zeit nach ersten Dichter belassen. Deshalb dürfen wir auch, ohne die Tatsachen zu entstellen oder zu vergewaltigen, sagen, daß die russische Poesie gleich in ihrem Beginn, wenn man so sagen darf, in zwei parallelen Betten dahinzog, die, je länger, desto häufiger, zu einem Strom zusammenflossen, um sich dann wieder zu zweiteilen, bis sie schließlich in unseren Tagen zu einem einzigen Ganzen geworden sind. In der Person Kantemirs ließ die russische Poesie eine Tendenz zur Wirklichkeit, zum Leben, wie es ist, erkennen und suchte ihre Stärke in der treuen Wiedergabe der Natur. In der Person Lomonossows zeigte sie die Tendenz zum Ideal, verstand sich als das Orakel eines höheren, erhabenen Lebens, als Herold alles Hohen und Großen. Beide Richtungen waren gesetzmäßig, und beide waren nicht aus dem Leben, sondern aus der Theorie, aus Büchern, aus der Schule hervorgegangen. Aber die Art und Weise, wie Kantemir an die Dinge heranging, gibt der ersteren Richtung den Vorzug größerer Wahrheit und Realität. In Dershawin, als dem höheren Talent, ver-[460]schmolzen diese beiden Richtungen häufig, und seine Oden „An Feliza“, „An einen Würdenträger“, „Auf das Glück“ sind wohl seine besten Werke, jedenfalls aber sind sie origineller, russischer als seine feierlichen Oden. In den Fabeln Chemnitzers und den Komödien Fonwisins klang noch einmal die Richtung an, deren Vertreter seinerzeit Kantemir gewesen war. Die Satire geht bei ihnen bereits seltener in Übertreibung und Karikatur über und wird in dem Maße, in dem sie poetischer wird, auch natürlicher. In den Fabeln Krylows wird die Satire vollends zur Kunst; der Naturalismus wird zum unterscheidenden Merkmal seiner Poesie. Er war der erste große Naturalist in unserer Poesie. Deshalb mußte er auch als erster Vorwürfe wegen der Darstellung der „niederen Natur“ über sich ergehen lassen, besonders wegen der Fabel „Das Schwein“. Man sehe nur, wie natürlich seine Tiere sind: das sind echte Menschen mit scharf umrissenen Charakteren, und dabei russische Menschen, nicht irgendwelche andere. Und seine Fabeln, in denen russische

Bäuerlein als handelnde Personen auftreten? Ist das nicht der Höhepunkt der Natürlichkeit? Heute aber macht man Krylow schon nicht mehr sein Schwein zum Vorwurf, das, „ohne seinen Rüssel zu schonen, den ganzen Hinterhof durchwühlte“, noch auch, daß er in seinen Fabeln Bauern auftreten und sie sogar in richtiger Bauernsprache reden ließ. Man sagt: das sind eben Fabeln, das gehört zu dieser Dichtgattung. Aber gelten denn die Gesetze des Schönen nicht gleichermaßen für alle seine Gattungen? Auch Dmitrijew hat Fabeln geschrieben und dann und wann, episodisch, Bauern in ihnen auftreten lassen; bei all ihren unbestrittenen Vorzügen haben seine Fabeln jedoch durchaus nichts Natürliches, und seine Bauern reden eine allgemeine, keinem einzelnen Stand ausschließlich eigene Sprache. Dieser Unterschied kommt daher, daß die Poesie Dmitrijews in seinen Fabeln ebenso wie in seinen Oden von Lomonossow herkommt und nicht von Kantemir, daß sie sich ans Ideal hält und nicht an die Wirklichkeit. Die Theorie Lomonossows stützte sich auf die Autoren der Antike, wie man sie damals in Europa verstand. Karamsin und Dmitrijew, besonders der letztere, betrachteten die Kunst mit den Augen der Franzosen des 18. Jahrhunderts. Aber für die Franzosen jener Zeit brachte die Kunst bekanntlich das Leben nicht des Volkes, sondern der Gesellschaft zum Ausdruck, und dabei nur der höheren, der Hofgesellschaft, und sie sahen in der *Schicklichkeit* die erste und die Hauptbedingung der Poesie. Deswegen gingen die [461] griechischen und die römischen Helden bei ihnen in Perücken einher und redeten die Heldinnen mit „Madame“ an. Diese Theorie ist tief in die russische Literatur eingedrungen, und die Spuren ihres Einflusses sind, wie wir gleich sehen werden, auch bis heute noch nicht ganz verwischt...

Oserow, Shukowski und Batjuschkow gingen weiter in der Richtung, die Lomonossow unserer Dichtung gegeben hatte. Sie blieben dem Ideal treu, aber dieses Ideal wurde bei ihnen zusehends weniger abstrakt und rhetorisch, näherte sich mehr und mehr der Wirklichkeit oder strebte wenigstens nach einer solchen Annäherung. In den Werken dieser Schriftsteller, besonders der letzteren beiden, kamen in der Sprache der Poesie bereits nicht mehr bloße offizielle Begeisterung, sondern auch Leidenschaften, Gefühle und Bestrebungen zu Wort, deren Quelle nicht abstrakte Ideale, sondern das menschliche Herz, die menschliche Seele waren. Schließlich trat Puschkin auf den Plan, dessen Dichtung sich zu der aller seiner Vorgänger verhält wie die Verwirklichung zum Streben. In ihr flossen die beiden bis dahin getrennt dahinziehenden Bäche der russischen Poesie in einen einzigen, breiten Strom zusammen. Das russische Ohr bekam in ihrem vielstimmigen Akkord auch rein russische Töne zu hören. Obwohl die ersten Poeme Puschkins vorwiegend idealischen und lyrischen Charakter tragen, enthalten sie bereits Elemente des wirklichen Lebens, was bewiesen wird durch die damals alle Welt in Erstaunen setzende Kühnheit, im Poem nicht die klassischen italienischen oder spanischen, sondern russische Räuber auftreten zu lassen, und nicht mit Dolch und Pistole, sondern mit breiten Messern und schweren Schleudern, und einen von ihnen im Fieberwahn von der Knute und den schrecklichen Henkern reden zu lassen.[6] Das Zigeunerlager mit seinen Lumpenzelten zwischen den Rädern der Wagen, mit dem tanzenden Bären und den nackten Kindern in den Tragkörben der Esel war ebenfalls eine bis dahin unerhörte Szenerie für ein blutig-tragisches Ereignis. Im „Eugen Onegin“ jedoch traten die Ideale noch mehr hinter die Wirklichkeit zurück oder verschmolzen wenigstens diese beiden Elemente so sehr zu etwas Neuem, das die Mitte zwischen ihnen hielt, daß man dieses Poem mit Recht als das Werk ansehen muß, welches die Poesie unserer Zeit begründete. Hier tritt die Natürlichkeit schon nicht mehr als Satire, als komisches Element auf, sondern als getreue Wiedergabe der Wirklichkeit mit allem, was sie Gutes und Böses an sich hat, mit all ihrem [462] Alltagskehricht; neben zwei oder drei poetisierten oder leicht idealisierten Figuren treten hier gewöhnliche Menschen auf, aber nicht als lächerliche Mißgestalten, als Ausnahmen von der allgemeinen Regel, sondern als Gestalten, die die Mehrheit der Gesellschaft bilden. Und das alles in einem in Versen geschriebenen Roman!

[6] Gemeint ist Puschkins Poem „Die Räuberbrüder“.

Was machte nun zu dieser Zeit der Prosaroman?

Er strebte mit allen Kräften nach Annäherung an die Wirklichkeit, nach Natürlichkeit. Man erinnere sich an die Romane und die Erzählungen von Nareshny, Bulgarin, Marlinski, Sagoskin, Lashetschnikow, Uschakow, Weltman, Polewoi, Pogodin. Hier ist nicht der Ort, zu entscheiden, wer von ihnen mehr geleistet hat, wessen Talent größer war; wir reden von dem ihnen allen gemeinsamen Streben – den Roman der Wirklichkeit anzunähern, ihn zum getreuen Spiegel der Wirklichkeit zu machen. Unter diesen Versuchen gab es sehr bemerkenswerte, dennoch merkt man ihnen allen die Übergangsepoche an, sie strebten nach Neuem, ohne die alten Geleise zu verlassen. Der ganze Fortschritt bestand darin, daß, ohne Rücksicht auf das Gezeter der Altgläubigen, im Roman Figuren aus allen Ständen aufzutreten begannen und die Autoren sich Mühe gaben, jede ihre besondere Sprache sprechen zu lassen. Das nannte sich damals, dem *Volksgeist* Genüge tun. Aber dieser Volksgeist sah noch gar zu sehr nach Maskerade aus: die russischen Personen der unteren Stände glichen verkleideten gnädigen Herren, und die gnädigen Herren unterschieden sich nur durch ihren Namen von Ausländern. Es mußte da ein geniales Talent kommen, um die russische Dichtung, wo sie russische Sitten, den russischen Alltag darstellte, ein für allemal von wesensfremden Einflüssen zu befreien. Puschkin hat hierfür viel getan; aber dieses Werk zu beenden, zu vollenden, war einem anderen Talent vorbehalten. In den „Sewernyje Zwety“ für das Jahr 1829 war ein Bruchstück aus Puschkins Roman „Der Mohr Peters des Großen“ erschienen, das den Titel trug: „Das vierte Kapitel eines historischen Romans“. Dieses kleine Bruchstück war ein Meisterwerk der Natürlichkeit! In solch engem Rahmen ein solch breites Sittengemälde aus der Epoche Peters des Großen! Leider jedoch sind von diesem Roman insgesamt nur sechs Kapitel und der Anfang eines siebenten geschrieben worden (vollständig abgedruckt wurden sie erst nach dem Tode Puschkins).

Mit dem Erscheinen von „Mirgorod“ und den „Arabesken“ (im Jahre 1835) und dem „Revisor“ (1836) wird die Berühmtheit [463] Gogols allgemein und beginnt sein großer Einfluß auf die russische Literatur. Das Beste und der Wahrheit am nächsten Kommende aller Urteile über diesen Schriftsteller, die von Verehrern seines Talentes gefällt worden sind, stammt wohl von einem Mann, der gar nicht zu seinen Verehrern gehört und wie in einer plötzlichen Aufwallung, ohne selber zu wissen wie, für einen Augenblick seine gewöhnliche Bahn verließ, der er sein Leben lang treu gefolgt war, um in folgende Dithyrambe über Gogol auszubrechen:

„Alle Werke Gogols offenbaren seine Selbstsicherheit, sein Streben nach Originalität, eine Art absichtliche, spöttische Gleichgültigkeit gegenüber dem Wissen, der Erfahrung und den Vorbildern von früher, *er liest nur das Buch der Natur, studiert nur die wirkliche Welt*; *deshalb* sind seine Ideale auch zu natürlich und bis zur Nacktheit einfach; sie treten, um mit den Worten Iwan Nikiforowitschs, einer seiner Schöpfungen, zu reden, in natura vor den Leser hin. Die Schönheit seiner Schöpfungen ist stets neu, frisch und überraschend; *seine Fehler sind fast abstoßend* (?); *als hätte er die Geschichte vergessen, eröffnet er, gleich den Alten, eine neue Welt der Kunst*, indem er sie aus dem Nichts in einen *primitiv-moralischen* (?), *chaotischen* (!?) Zustand heraufbeschwört; deswegen weiß seine Kunst scheinbar auch nicht, was Scham ist; er ist ein großer Künstler, der die Geschichte nicht kennt und keine Vorbilder der Kunst zu sehen bekommen hat.“[7]

In dieser Dithyrambe voller lyrischer Unordnung ist ohne Willen und Wissen des Autors der allercharakteristischste Zug von Gogols Talent ausgesprochen – die Originalität und Urwüchsigkeit, die ihn unter allen russischen Schriftstellern auszeichnet. Daß dies unbeabsichtigt, in begeisterter Aufwallung geschehen ist, wird bewiesen durch die Parallele, die der Autor zwischen Gogol und – wem, meint ihr wohl? – Herrn Kukolnik!! zieht, und durch die sonderbaren, einander widersprechenden Wörter und Ausdrücke in der Dithyrambe selbst, die beweisen, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, sich auch nur für einen Augenblick, selbst im Schwunge der Begeisterung, völlig aus dem gewöhnlichen Geleise seines Lebens loszureißen.

[7] Diese Äußerung über Gogol stammt von W. Plaksin.

Es muß gesagt werden, daß der Autor Theoretiker ist und sein ganzes Leben mit Vorlesungen und der Zusammenstellung von Handbüchern über Rhetorik und Poetik verbracht hat, die, wie alle Bücher dieser Art, niemals irgend jemandem beigebracht haben, wie man gut schreibt, dafür aber viele auf falsche Wege geführt haben. Deswegen haben ihn in den Werken Gogols besonders deren völlige Freiheit und Unabhängigkeit von allen Schulregeln und Traditionen frappiert, und wenn er ihm das einerseits als Verdienst an [464] rechnen mußte, so mußte er ihm doch andrerseits auch daraus einen verdienten Vorwurf machen. Deswegen entdeckte er auch in den Werken Gogols „Fehler, die fast abstoßend sind“, und „einen primitivmoralischen, chaotischen Zustand der Kunst“. Man frage ihn, worin diese Fehler bestehen – und wir sind überzeugt, daß er an erster Stelle den Polizeibüttel nennen wird, der auf dem Fingernagel Tierchen hinrichtet (in den „Toten Seelen“), um mit dieser Tatsache endgültig zu beweisen, daß Gogol „die Geschichte nicht kennt und keine Vorbilder der Kunst zu sehen bekommen hat“. Dabei ist es Gogol wahrscheinlich besser bekannt als seinem Kritiker, daß in einer der berühmtesten Gemäldegalerien Europas als unschätzbares Meisterwerk ein Bild des großen Murillo aufbewahrt wird, auf dem ein Knabe dargestellt ist, der angelegentlich und umständlich mit dem beschäftigt ist, was Gogols Polizeibüttel im Halbschlaf und nebenbei tat.

Wie dem auch sein mag, so war wirklich der Einfluß der Theorien und Schulen eine der Hauptursachen, warum viele Leute in Gogol anfangs ganz ruhig, ohne jede Feindseligkeit, offen und ehrlich nicht mehr sahen als einen amüsanten, aber trivialen und unbedeutenden Schriftsteller und erst außer sich gerieten, als die andere Seite ihm begeistertes Lob spendete und er in der öffentlichen Meinung rasch zu großer Bedeutung gelangte. Wirklich, mochte die Richtung Karamsins zu ihrer Zeit noch so neu sein – sie war gerechtfertigt durch Vorbilder aus der französischen Literatur. Mochten die Balladen Shukowskis mit ihrem düsteren Kolorit, ihren Friedhöfen und ihren Gespenstern alle Welt noch so unheimlich berühren – für sie sprachen die Namen der Koryphäen der deutschen Literatur. Selbst Puschkin war einerseits vorbereitet durch die ihm vorausgehenden Dichter, und seine ersten Versuche trugen leichte Spuren ihres Einflusses, andrerseits aber waren seine Neuerungen gerechtfertigt durch die allgemeine Bewegung in allen Literaturen Europas und den Einfluß Byrons, einer riesigen Autorität. Für Gogol dagegen gab es kein Vorbild, gab es keine Vorgänger, weder in der russischen noch in der Auslandsliteratur. Alle Theorien, alle literarischen Traditionen waren gegen ihn, weil er gegen sie war. Um ihn zu verstehen, mußte man sich jene völlig aus dem Kopf schlagen, mußte vergessen, daß es sie gab – und das bedeutete für viele, neugeboren zu werden, zu sterben und wieder aufzuerstehen. Um unseren Gedanken klarer zu machen, wollen wir einmal die Beziehungen Gogols zu den anderen russischen Dichtern betrachten. [465] Gewiß gibt es auch in jenen Werken Puschkins, die uns der russischen Welt fremde Bilder vorführen, zweifellos russische Elemente, aber wer will sie aufzeigen? Wie will man beweisen, daß z. B. die Dramen „Mozart und Sahen“, „Der steinerne Gast“, „Der geizige Ritter“, „Galub“ nur von einem russischen Dichter geschrieben werden konnten und daß kein Dichter einer anderen Nation sie hätte schreiben können? Das gleiche kann man auch von Lermontow sagen. Alle Werke Gogols sind ausschließlich der Darstellung der Welt des russischen Lebens gewidmet, und in der Kunst, sie in all ihrer Wahrheit wiederzugeben, hat er nicht seinesgleichen. Er schwächt nichts ab, er verschönert nichts aus Liebe zu einem Ideal oder um irgendeiner vorgefaßten Idee oder einer gewohnten Vorliebe willen, wie z. B. Puschkin im „Onegin“ das Alltagsleben der Gutsherren idealisiert hat. Gewiß ist der in seinen Werken vorherrschende Charakter die Negation; um lebendig und poetisch zu sein, muß jede Negation von einem Ideal ausgehen – und dieses Ideal war auch bei Gogol nicht sein eigenes, d. h. kein einheimisches, genau so wie bei allen anderen russischen Dichtern, weil sich unser Gesellschaftsleben noch nicht genügend ausgebildet und befestigt hatte, um der Literatur ein solches Ideal geben zu können. Aber eins muß man doch zugeben, daß man nämlich hinsichtlich der Werke Gogols ganz unmöglich die Frage stellen kann: wie soll man beweisen, daß

sie nur von einem russischen Dichter geschrieben werden konnten und daß ein Dichter einer anderen Nation sie nicht hätte schreiben können? Die russische Wirklichkeit darstellen, und dazu mit solcher erstaunlicher Wahrheitstreue, das kann natürlich nur ein russischer Dichter. Und eben hierin äußert sich vorläufig am meisten der Volksgeist in unserer Literatur.

Unsere Literatur war die Frucht bewußter Denkarbeit, trat als Neuerung auf, begann als Nachahmung. Aber sie blieb hierbei nicht stehen, sondern strebte ständig nach Originalität, bemühte sich um den Volksgeist, war bestrebt, aus einer rhetorischen zu einer *natürlichen* Kunst zu werden. Dieses Streben, das durch ständige, bedeutende Erfolge ausgezeichnet war, bildet nun den Sinn und die Seele der Geschichte unserer Literatur, und wir können ohne Überlegen sagen, daß dieses Streben in keinem einzigen russischen Schriftsteller zu solchem Erfolg gelangt ist wie in Gogol. Das war nur dadurch möglich, daß die Kunst sich, unter Umgehung aller Ideale, ausschließlich an die Wirklichkeit wandte. Dazu war es notwendig, alle [466] Aufmerksamkeit der Menge, der Masse zuzuwenden, Durchschnittsmenschen darzustellen und nicht nur angenehme Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die den Dichter stets zur Idealisierung verführen und den Stempel des Fremden tragen. Hier liegt das große Verdienst Gogols, aber eben das rechnen die Leute von herkömmlicher Bildung ihm als furchtbares Verbrechen gegen die Gesetze der Kunst an. Er hat damit die Auffassung von der Kunst selbst völlig verändert. Auf die Werke jedes einzelnen der russischen Dichter kann man, wenn auch nicht immer ohne weiteres, die alte, hinfällig gewordene Definition der Poesie als der „verschönerten Natur“ anwenden, in bezug auf die Werke Gogols jedoch ist das bereits unmöglich. Auf sie paßt eine andere Definition der Kunst – als der Wiedergabe der Wirklichkeit in ihrer ganzen Wahrheit. Hier kommt alles auf die *Typen* an, und das *Ideal* wird hier nicht als Verschönerung (also als Lüge), sondern als die Beziehungen verstanden, in die der Autor die von ihm geschaffenen Typen entsprechend dem Gedanken setzt, den er in seinem Werk entwickeln will.

Die Kunst hat in unseren Tagen die Theorie überholt. Die alten Theorien haben jeden Kredit verloren; selbst Leute, die in ihnen erzogen wurden, halten sich nicht mehr an sie, sondern folgen einem sonderbaren Gemisch von alten und neuen Begriffen. So haben z. B. einige von ihnen, die die alte französische Theorie im Namen der Romantik ablehnten, als erste das ansteckende Beispiel gegeben, in ihren Romanen Figuren aus den unteren Ständen, ja sogar Halunken auftreten zu lassen, zu denen Namen wie Worowatin und Noshow („Dieberich“ und „Messermann“) paßten, aber sie haben das dann dadurch wiedergutgemacht, daß sie neben den amoralischen Figuren auch moralische mit Namen wie Prawdoljubow, Blagotworow („Wahrlieb“, „Wohltat“) und dergleichen auftreten ließen.[8] Im ersten Falle war der Einfluß der neuen Ideen spürbar, im zweiten der der alten, denn nach dem Rezept der alten Poetik mußten auf ein paar Dumm. köpfe wenigstens ein Gescheiter und auf ein paar Halunken wenigstens ein tugendhafter Mensch verabfolgt werden.[*] Aber in beiden Fällen hatten diese Zwitterwesen ganz und gar die Hauptsache aus dem Auge verloren, d. h. die Kunst, weil sie gar nicht einmal darauf kamen, daß sowohl ihre tugendsamen wie ihre lasterhaften Figuren [467] gar keine Menschen, gar keine Charaktere waren, sondern rhetorische Verkörperungen abstrakter Tugenden und Laster. Das erklärt auch besser als alles andere, warum ihnen die Theorie, die Regel wichtiger ist als die Sache, das Wesen: das letztere bleibt ihnen überhaupt unverständlich. Dem Einfluß der Theorie können sich übrigens auch Talente, sogar geniale, nicht immer entziehen. Gogol gehört zu jenen wenigen, die jedem Einfluß jeder Art von Theorie völlig entgangen sind. Befähigt, die Kunst zu verstehen und in den Werken anderer Dichter zu bewun-

[8] „Worowatin, Noshow, Prawdoljubow, Blagotworow usw.“ sind die Namen von Personen aus F. W. Bulgarins Ronran „Iwan Wyshigin“.

[*] Damals war das Wort *Räsoneur* für die Komödie ebenso ein technischer Fachausdruck wie *jeune premier*, der Erste Liebhaber, oder die *Primadonna* für die Oper. – *W. B.*

dern, ging er dennoch seinen eigenen Weg und folgte dabei nur dem tiefen, echten Instinkt, mit dem ihn die Natur freigebig beschenkt hatte, und ließ sich durch fremde Erfolge nicht zur Nachahmung verführen. Das gab ihm gewiß keine Originalität, aber es gab ihm die Möglichkeit, in vollem Umfang jene Originalität zu bewahren und zum Ausdruck zu bringen, die Besitz und Eigenschaft seiner Persönlichkeit und mithin, wie das Talent, eine Gabe der Natur war. Daher kommt es, daß er auf viele den Eindruck eines von außen in die russische Literatur Hereingekommenen machte, während er in Wirklichkeit eine notwendige Erscheinung war, für die die gesamte vorhergehende Entwicklung der Literatur das Bedürfnis geschaffen hatte.

Der Einfluß Gogols auf die russische Literatur war ungeheuer. Nicht nur alle jungen Talente schlugen den von ihm gewiesenen Weg ein, sondern auch einige jener Schriftsteller, die bereits Berühmtheit erlangt hatten, gaben ihren früheren Weg auf und folgten dem neuen. So kam die Schule zustande, die ihre Gegner mit der Benennung „Naturale Schule“ herabzusetzen glaubten. Nach den „Toten Seelen“ hat Gogol nichts mehr geschrieben. Auf der literarischen Bühne gilt jetzt nur seine Schule. Alle Vorwürfe und Beschuldigungen, die früher auf ihn niedergeprasselt waren, richten sich jetzt an die Naturale Schule, und wenn es auch noch zu Ausfällen gegen ihn kommt, so wegen dieser Schule. Wessen beschuldigt man sie nun? Der Vorwürfe sind nicht viele, und es sind immer die gleichen. Anfangs griff man die Schule an, weil sie angeblich ständig die Beamten angriff. In der Art, wie sie das Alltagsleben dieses Standes darstellte, sahen die einen aufrichtig, die anderen mit Absicht bösartige Karikaturen. Seit einiger Zeit sind diese Beschuldigungen verstummt. Jetzt wirft man den Schriftstellern der Naturalen Schule vor, daß sie besonders gern Leute niederen Standes darstellen, Bauern, Hausknechte und Lohnkutscher zu Helden ihrer Erzählungen machen und *dunkle* [468] *Winkel* beschreiben, wo die hungernde Armut und oft allerlei schlimme Laster hausen.[9] Um die neuen Schriftsteller zu beschämen, verweisen die Ankläger triumphierend auf die herrlichen Zeiten der russischen Literatur, berufen sich auf Karamsin und Dmitrijew, die für ihre Werke erhabene, edle Stoffe wählten, und führen als Musterbeispiel heute in Vergessenheit geratener Grazie das sentimentale Liedchen an: „Meine liebste Blume die Rose war...“ Wir unsererseits erinnern sie daran, daß der erste beachtenswerte russische Roman aus der Feder Karamsins stammt und daß seine Heldin eine vom jungen gnädigen Herrn verführte Bäuerin war, *die arme Lisa...* Aber bei Karamsin, wird man sagen, ist alles sauber und rein, und die Bäuerin aus der Moskauer Umgebung kann es mit dem besterzogenen *gnädigen Fräulein* aufnehmen. Und damit sind wir beim Kern des Streites: die Schuld liegt, wie man sieht, bei der alten Poetik. Sie erlaubt dem Dichter, warum nicht?, auch Bauern darzustellen, jedoch unter der Bedingung, daß sie in Theaterkostümen auftreten, mit Gefühlen und Begriffen ausgestattet sind, die ihrem Alltagsleben, ihrer Stellung und ihrer Bildung fremd sind, und in einer Sprache reden, die niemand redet, am wenigsten die Bauern, einer Papiersprache, die mit „selbigen, als welchen, welchselbigen usw.“ gespickt ist. Was will man mehr: die Schäfer und Schäferinnen der französischen Autoren des 18. Jahrhunderts geben fertige, prächtige Musterbeispiele für die Darstellung russischer Bauern und Bäuerinnen ab; man nehme sie, wie sie sind, mitsamt ihren rosa und himmelblau bebänderten Strohhüten, dem Puder, den Schönheitspflästerchen, Fischbeinkragen, Korsetts, geschürzten Röckchen und den Stiefelchen mit hohen, roten Absätzen. Nur in der Sprache muß man sich an die häuslichen literarischen Gepflogenheiten halten, weil die Franzosen niemals gern mit veralteten, in der Umgangssprache nicht vorkommenden Wörtern Staat machten. Das ist eine rein russische Erfindung; bei uns lieben sogar erstrangige Talente „Gestade, Gefilde, Wangen, Äugelein, Zähren[*], Busen, Tand, Huld, Odem“ und mehr dergleichen Zubehör des sogenannten „hohen Stils“. Kurz: die alte Poetik erlaubt alles darzu-

[9] Anspielung auf die Werke „Ein Dorf“ und „Der arme Anton“ von Grigorowitsch, „Ein Petersburger Hausmeister“ von Dal-Luganski und „Petersburger Winkel“ von Nekrassow.

[*] *veraltet, poetisch:* Träne

stellen, was einem behagt, verlangt jedoch, den dargestellten Gegenstand so zu verzieren, daß sich beim besten Willen nicht mehr erkennen läßt, was gemeint ist. Der Dichter, der sich streng an ihre Vorschriften hält, kann es weiterbringen als der von Dmitrijew verewigte Maler Jefrem, der dem Porträt Archips die Züge Sidors und dem Porträt des Lukas die Züge Kusmas [469] gab: er kann euch den Archip so abkonterfeien, daß er nicht nur nicht dem Sidor, sondern überhaupt nichts auf der Welt ähnlich sieht, nicht einmal einem Erdenkloß. Die Naturale Schule folgt der genau entgegengesetzten Regel: eine möglichst große Ähnlichkeit der dargestellten Figur mit ihrem Vorbild in der Wirklichkeit ist zwar nicht das Ein-und-Alles, aber doch ihre erste Forderung, ohne deren Erfüllung ein Werk nicht geraten kann. Das ist eine harte Forderung, die nur das echte Talent erfüllen kann! Wie sollen danach die Schriftsteller, die sich einst auch ohne Talent mit Erfolg auf dem Felde der Poesie tummeln konnten, die alte Poetik nicht lieben und in Ehren halten? Wie sollten sie nicht in der Naturalen Schule ihren ärgsten Feind sehen, wo diese doch eine Schreibweise eingeführt hat, zu der sie es nie würden bringen können? Das bezieht sich natürlich nur auf Leute, bei denen in dieser Frage die Eigenliebe mitspricht; es finden sich aber auch viele, die aus ehrlicher Überzeugung, weil sie unter dem Einfluß der alten Poetik stehen, in der Kunst keine Natürlichkeit lieben. Diese Leute beklagen sich besonders bitterlich darüber, daß die Kunst heutzutage ihre einstige Bestimmung vergessen habe. „Es gab eine Zeit“ – sagen sie –, „da hat die Poesie den Leser belehrt und ergötzt und dazu gebracht, die Nöte und Leiden des Lebens zu vergessen, und ihm nur angenehme, lächelnde Bilder vor Augen geführt. Die Poeten von einst haben auch Bilder der Armut dargeboten, einer Armut jedoch, die fein säuberlich und gut gewaschen war und sich bescheiden und edel ausdrückte; außerdem erschien am Ende des Romans stets eine gefühlvolle junge Dame oder Jungfer, die Tochter reicher, adliger Eltern, oder aber auch wohl ein tugendhafter junger Mann – und sie ließen im Namen des oder der Geliebten Wohlstand und Glück dort einziehen, wo Armut und Elend geherrscht hatten, und Tränen der Dankbarkeit netzten die Hand des Wohltäters – und der Leser hob unwillkürlich sein Batisttüchlein an die Augen und fühlte sich besser und empfindsamer werden... Und heutzutage? – Man sehe nur, was da zusammengeschrieben wird! Bauern in Bastschuhen und Röcken aus hausgewebtem Tuch, oft riecht man schon aus der Ferne den Fusel, ein Weib wie ein Zentaur, an der Kleidung läßt sich nicht gleich erkennen, welchen Geschlechts das Wesen ist; *dunkle Winkel*, Brutstätten des Elends, der Verzweiflung und des Lasters, zu denen man durch knietiefen Schmutz über den Hinterhof gehen muß; irgendein versoffner Amtsschreiber oder ein aus dem Dienst [470] gejagter Lehrer, ein ehemaliger Seminarist – das Ganze in so schrecklich nackter Wahrheit nach der Natur kopiert, daß einem nach dem Lesen nachts die schrecklichsten Träume kommen...“ So, oder annähernd so, reden die ehrwürdigen Zöglinge der alten Poetik. Im wesentlichen laufen ihre Klagen darauf hinaus, daß die Poesie aufgehört hat, schamlos zu lügen, daß sie sich aus einem Kindermärchen in eine nicht immer angenehme Erzählung aus dem Leben gewandelt hat, daß sie keine Kinderklapper mehr ist, bei deren Klang man ebenso angenehm herumhüpfen wie einschlafen kann. Kuriose Leute, glückliche Leute! Sie haben es fertiggebracht, ihr ganzes Leben lang Kinder zu bleiben und selbst im Greisenalter als infantile Jünglinge herumzulaufen – und nun verlangen sie, daß alle Welt ihnen gleicht! So lest dann ruhig eure alten Märchen – niemand wird euch daran hindern; laßt .aber die anderen sich mit Dingen beschäftigen, die für Erwachsene passen. Euch die Lüge, uns die Wahrheit: trennen wir uns ohne Streit, ihr könnt unser Teil ohnehin nicht gebrauchen, und wir wollen das eure auch nicht geschenkt... Aber dieser schiedlich-friedlichen Teilung steht etwas anderes im Weg – ein Egoismus, der sich als Tugend ausgibt. In der Tat, man stelle sich einen wohlsituierten, vielleicht reichen Mann vor, er hat eben ein angenehmes, schmackhaft zubereitetes Mittagessen hinter sich (sein Koch ist vorzüglich), hat mit einer Tasse Kaffee in dem bequemen Voltairesessel am Kaminfeuer Platz genommen, er fühlt sich warm und behaglich, das Bewußtsein seines Wohlergehens macht ihn vergnügt – und nun greift er zu einem Buch, blättert träge die Seiten

um – und seine Brauen senken sich auf seine Augenlider, das Lächeln verschwindet von den roten Lippen, er ist erregt, verstört, aufgebracht... Und er hat allen Grund! Das Buch redet ihm davon, daß nicht alle Welt so gut lebt er, daß es „dunkle Winkel“ gibt, wo eine ganze Familie in Lumpen vor Kälte zittert, eine Familie, die vielleicht vor noch nicht langer Zeit Wohlstand gekannt hat, daß es Menschen auf der Welt gibt, die durch ihre Herkunft, ihr Schicksal zum Elend verurteilt sind – daß die letzte Kopeke für Branntwein nicht immer aus Nichtstun und Faulheit ausgegeben wird, sondern oft auch aus Verzweiflung. Und unserm Glückspilz wird unbehaglich zumute, als müsse er sich seines Komforts schämen. Aber schuld an allein ist nur das üble Buch: er hat es zur Hand genommen, um sich ein Vergnügen zu bereiten, und es hat ihn bedrückt und ärgerlich gemacht: fort mit [471] ihm! „Ein Buch muß angenehm unterhalten; ich weiß auch ohnehin, daß das Leben oft schwer und düster ist, aber das will ich gerade vergessen, wenn ich lese! „ – ruft er aus. Um deiner lieben Ruhe willen, mein werter Sybarit [Schlemmer], sollen also auch die Bücher lügen, soll der Arme seinen Kummer vergessen und der Hungernde seinen Hunger, soll das Stöhnen des Leidens als zarte Musik an dein Ohr klingen, um dir nicht den Appetit zu verderben, um deinen Schlaf nicht zu stören... Man stelle sich jetzt einen anderen Liebhaber angenehmer Lektüre in der gleichen Lage vor. Er hätte längst einen Ball geben müssen, der Termin kam immer näher, aber es war kein Geld da; sein Gutsverwalter Nikita Fjodorytsch[10] hat es mal wieder nicht zur rechten Zeit abgeschickt. Aber heute ist das Geld eingetroffen, der Ball kann steigen; mit der Zigarre zwischen den Zähnen, vergnügt und zufrieden liegt er auf dem Sofa, und aus Langerweile greift seine Hand träge nach einem Buch. Wieder dieselbe Geschichte. Das verfluchte Buch erzählt ihm von den Abenteuern seines Nikita Fjodorytsch, eines niedrigen Knechts, der von Kindheit an daran gewöhnt war, sklavisch fremden Leidenschaften zu dienen, und die verabschiedete Mätresse des alten gnädigen Herrn zur Frau hat. Und diesem Kerl, der überhaupt kein menschliches Gefühl kennt, sind die Schicksale und die Lebenswege aller Antone[11] anvertraut. Schnell fort mit ihm, dem abscheulichen Buch! ... Man stelle sich nun in der gleichen komfortablen Situation einen Mann vor, der als Kind barfuß herumlief, jedermanns Laufbursche war, aber dann, gegen die fünfzig, irgendwie zu Amt und Würden gekommen ist und „ein bißchen was“ sein eigen nennt. Alle Welt liest – da muß auch er lesen; aber was findet er in dem Buch? – seine eigene Biographie, und noch dazu so wahrheitsgetreu erzählt, obwohl außer für ihn selber die dunkeln Abenteuer seines Lebens für alle ein tiefes Geheimnis sind und unmöglich irgendein „*Verfasser*“ von ihnen Kenntnis haben kann... Er ist nicht mehr bloß aufgeregt, sondern einfach außer sich vor Wut und macht im Gefühl seiner Würde seinem Ärger in folgenden Erwägungen Luft: „So wird also heutzutage geschrieben! Dahin hat uns die Freidenkerei gebracht! Wie anders schrieb man doch früher! Der Stil gleichmäßig, glatt, die Stoffe immer zart oder erhaben, es war ein Vergnügen, zu lesen, und man brauchte sich nicht zu ärgern!“

Es gibt eine besondere Gattung von Lesern, die es aus angeborenem Aristokratismus nicht liebt, auch nur in Büchern mit Leuten [472] der unteren Klassen zusammenzukommen, weil diese gewöhnlich nichts von Anstand und gutem Ton wissen, die Schmutz und Elend nicht leiden kann, weil sie das Gegenteil von prächtigen Salons, Boudoirs und Herrenzimmern bilden. Diese Leute reagieren auf die Naturale Schule nur mit hochnäsiger Verachtung, mit ironischem Lächeln... Wer sind diese feudalen Barone, die der „gemeine Pöbel“ anekelt, weil er in ihren Augen noch unter einem guten Pferd steht? Man suche sie nicht etwa übereilig in den heraldischen Büchern oder an den europäischen Höfen: ihre Wappen sind nirgends zu finden, sie gehen nicht zu Hofe, und wenn sie einmal einen Blick in die große Welt getan haben, dann nur von der Straße aus, durch ein hell erleuchtetes Fenster, soweit Gardinen und Vorhänge es erlaubten... Mit Ahnen können sie nicht aufwarten; sie gehören entweder zu den

[10] „Nikita Fjodorytsch“ – eine Figur aus Grigorowitschs Erzählung „Der arme Anton“.
[11] Gemeint ist der „Arme Anton“ von Grigorowitsch.

Beamten oder zu dem Neuadel, dessen ganzer Reichtum in plebejischen Überlieferungen von dem Großvater-Gutsverwalter, dem Onkel-Steuerpächter, der Großmutter-Hostienbäckerin und der Tante-Marktfrau besteht. Der Verfasser dieses Aufsatzes hält es dabei für seine Pflicht, seine Leser davon in Kenntnis zu setzen, daß es gar nicht seine Gewohnheit ist und entschieden allen seinen Überzeugungen widerspricht, den lieben Nächsten etwa nichtvornehme Herkunft vorzuwerfen, und daß er selbst sich durchaus nichtvornehmer Herkunft rühmen kann und sich durchaus nicht schämt, dies einzugestehen. Aber er ist der Meinung – und wahrscheinlich werden seine Leser ihm zustimmen –, daß es nichts Angenehmeres gibt, als der Krähe die Pfauenfedern auszureißen und ihr zu beweisen, daß sie zu eben der Sorte gehört, die zu verachten sie sich erdreistete. Ein Mensch niederen Standes ist deshalb noch keine Krähe, weil er niederen Standes ist; zur Krähe macht nicht der Stand, sondern die Natur, und Krähen gibt es ebenso in allen Ständen, wie es in allen Ständen auch Adler gibt; aber nur die Krähe hat natürlich die Eigenschaft, sich mit Pfauenfedern zu putzen und sich mit ihnen zu brüsten. Warum soll man da nicht der Krähe sagen, daß sie eine Krähe ist? Die Verachtung der unteren Stände ist heutzutage durchaus kein Laster der oberen Stände; im Gegenteil, sie ist eine Krankheit der Emporkömmlinge, eine Ausgeburt der Unbildung, eine Folge roher Gefühle und Begriffe. Ein kluger, gebildeter Mensch wird, selbst wenn er von dieser Krankheit befallen ist, sie niemals sehen lassen, weil sie nicht im Geist der Zeit liegt, weil sie zu erkennen geben soviel bedeutet, wie aus vollem Krähenhals zu [473] krächzen. So zuwider uns auch Heuchelei ist, so ist sie, will uns scheinen, in diesem Falle doch besser als Krähenehrlichkeit, weil sie von einigem Geist zeugt. Der Pfau, der stolz sein prächtiges Rad vor den anderen Vögeln schlägt, gilt als schönes Tier, aber nicht als klug. Was soll man da von der Krähe sagen, die hochmütig ihren geborgten Putz zur Schau trägt? Ein solcher Hochmut hat nie etwas mit Geist zu tun und ist ein vorwiegend plebejisches Laster. Wo ist man gezierter und prätentiöser als in jenen Schichten der Gesellschaft, die gleich über den alleruntersten liegen? Und das kommt daher, weil sie die allerungebildetsten sind. Man sehe nur, was für eine tiefe Verachtung der Lakai für den Bauern hat, der in jeder Hinsicht besser, edler und menschlicher ist als er! Woher kommt diese Überheblichkeit beim Lakaien? – Er hat die Laster seines gnädigen Herrn übernommen und hält sich deshalb für weit gebildeter als der Bauer. Rohen Naturen erscheint äußerlicher Glanz stets als Bildung.

„Was ist das für eine Manier, die Literatur mit Bauern zu überschwemmen?“ – rufen die Aristokraten einer gewissen Kategorie aus. In ihren Augen ist der Schriftsteller ein Handwerker, der einfach das macht, was man bei ihm bestellt. Ihnen kommt es nicht in den Sinn, daß der Schriftsteller sich bei der Wahl der Stoffe seiner Werke nicht nach einem fremden Willen richten, ja nicht einmal der eignen Willkür folgen kann; denn die Kunst hat ihre eigenen Gesetze, die man achten muß, wenn man gut schreiben will. Sie fordert vor allem, daß der Schriftsteller seiner eigenen Natur, seinem Talent, seiner Phantasie treu bleibt. Und wie will man erklären, daß der eine fröhliche Stoffe darzustellen liebt, der andere düstere, wenn nicht aus der Natur, dem Charakter und dem Talent des Dichters? Was man liebt, wofür man sich interessiert, das kennt man auch besser, und was man besser kennt, das kann man auch besser darstellen. Das ist die allerbündigste Rechtfertigung eines Dichters, dem man aus der Wahl seines Stoffes einen Vorwurf macht; sie wird nur solchen Leuten nicht genügen, die keine Ahnung von der Kunst haben und sie grob mit einem Handwerk verwechseln. Die Natur ist das ewige Vorbild der Kunst, aber der erhabenste und edelste Stoff in der Natur ist der Mensch. Und ist der Bauer etwa kein Mensch? – aber was kann es an einem rohen, ungebildeten Menschen Interessantes geben? – Wieso: was? – die Seele, den Geist, das Herz, die Leidenschaften, die Neigungen, die er hat – mit einem Wort, dasselbe, was uns auch beim gebildeten Menschen interessiert. Nehmen [474] wir einmal an, dieser stehe höher als jener; interessiert sich der Botaniker etwa nur für die künstlich verbesserten Gartenpflanzen und verachtet dabei ihre wild auf dem Felde wachsenden Urformen? Ist für den Anatomen und

den Physiologen etwa der Organismus eines australischen Wilden nicht ebenso interessant wie der Organismus eines gebildeten Europäers? Aus welchem Grunde sollte in dieser Hinsicht ein so großer Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft bestehen? Sie sagen weiter, der gebildete Mensch stehe höher als der ungebildete. Das muß man wohl zugeben, aber nicht absolut. Gewiß steht der hohlste Mann von Welt unvergleichlich höher als ein Bauer, aber in welcher Beziehung? Nur an weltmännischer Bildung, aber das hindert manch einen Bauern durchaus nicht daran, z. B. an Geist, Gefühl oder Charakter höher zu stehen. Bildung bringt die sittlichen Kräfte eines Menschen nur zur Entfaltung, aber sie verleiht sie nicht. Verliehen werden sie dem Menschen von der Natur. Und bei dieser Verleihung ihrer wertvollsten Gaben handelt sie blind, ohne Rücksicht auf den Stand... Wenn aus den gebildeten Klassen der Gesellschaft mehr bedeutende Männer hervorgehen, so deshalb, weil sie hier mehr Mittel zu ihrer Entwicklung vorfinden, und durchaus nicht deshalb, weil etwa die Natur bei der Verleihung ihrer Gaben den Menschen der niederen Klassen gegenüber geiziger wäre. „Was kann man ans einem Buche lernen, in dem ein durch Trunk vom rechten Weg abgekommener armer Schlucker beschrieben wird?“ pflegen diese Aristokraten mittlerer Güte noch zu sagen. Wieso: was? Natürlich nicht weltmännische Umgangsformen und guten Ton, wohl aber die Kenntnis des Menschen in einer bestimmten Lage. Der eine wird zum Säufer aus Faulheit, aus Charakterschwäche, weil er schlecht erzogen ist; ein anderer, weil er in unglückliche Umstände geraten ist, ohne daran vielleicht die geringste Schuld zu haben. In beiden Fällen handelt es sich um lehrreiche, eine nähere Betrachtung lohnende Beispiele. Natürlich ist es bedeutend leichter, sich voller Verachtung von einem gefallenen Menschen abzuwenden, als ihm zu Trost und Hilfe die Hand zu reichen, wie es auch bedeutend leichter ist, ihn im Namen der Moral streng zu verurteilen, als sich anteilnehmend und liebevoll in seine Lage zu versetzen, die Ursachen seines Falls bis in die Wurzeln zu untersuchen und ihn auch dann, wenn sich herausstellt, daß er selbst in hohem Grade schuld an seinem Fall ist, als Menschen zu bemitleiden. Der Erlöser der Menschheit ist für alle Menschen auf die Welt gekommen; nicht Weise und [475] Gebildete, sondern Leute einfältigen Geistes und Herzens, Fischer, rief er zu sich, um sie zu „Menschenfischern“ zu machen. Nicht Reiche und Glückliche, sondern Arme, Leidende und Gefallene suchte er auf, um die einen zu trösten, die anderen zu ermutigen und wiederaufzurichten. Die Eiterbeulen auf dem mit schmutzigen Lumpen notdürftig bedeckten Leibe waren seinem liebe- und mitleidvollen Blick kein Ärgernis, er, der Sohn Gottes, liebte die Menschen mit menschlicher Liebe und hatte Mitgefühl mit ihnen in ihrem Elend und ihrem Schmutz, in ihrer Schande und ihrer Verdorbenheit, in ihren Lastern und ihren Missetaten; den Stein auf die Ehebrecherin zu werfen, erlaubte er denen, die sich vor ihrem Gewissen keiner Schuld bewußt waren, und beschämte die hartherzigen Richter und sprach dem gefallenen Weibe Trost zu – und der Übeltäter bekam, als er am Marterholz in verdienter Strafe seinen Geist aufgab, für einen kurzen Augenblick der Reue von ihm Worte der Verzeihung und des Friedens zu hören[12]... Wir aber – die Menschensöhne –, wir wollen unter unseren Brüdern nur jene lieben, die uns gleich sind, und wenden uns von denen ab, die unter uns stehen, wie von Parias, von Gefallenen, wie von Aussätzigen... Welche Tugenden und Verdienste geben uns ein Recht hierzu? Tun wir es nicht vielmehr, weil wir keine Tugenden und keine Verdienste haben? ... Aber das göttliche Wort der Liebe und der Brüderlichkeit schallte nicht umsonst durch die Welt. Das, was früher nur die Pflicht der zum Dienst am Altar berufenen Personen oder die Tugend weniger auserlesener Naturen war, das wird heute zur Pflicht der Gesellschaft und dient als Merkmal nicht mehr der Tugend allein, sondern auch der Bildung jedes einzelnen Menschen. Man betrachte nur, wie sich in unserer Zeit alles um die unteren Klassen bemüht, wie die private Wohltätigkeit überall in öffentliche Für-

[12] Im Mund eines Atheisten, der Belinski in jener Periode bereits war, klingt diese Anerkennung Christi als „Sohn Gottes“ sonderbar. Es ist klar, daß Belinski hier auf die Zensur Rücksicht genommen hat.

sorge übergeht, wie überall gut organisierte, an den rechten Mitteln reiche Gesellschaften gegründet werden zur Ausbreitung der Aufklärung in den unteren Klassen, zur Unterstützung der Bedürftigen und Notleidenden, zur vorbeugenden Abwehr des Elends und seiner unausweichlichen Folge, der Sittenlosigkeit und des Lasters. Diese so edle, so menschliche, so christliche allgemeine Bewegung hat Gegner in Gestalt der Verehrer dumpfer und starrer patriarchalischer Sitten gefunden. Sie behaupten, es handle sich hier um eine Mode, um Laune und Eitelkeit und nicht um Menschenliebe. Meinetwegen – aber wann und wo waren denn selbst in den besten menschlichen Handlungen nicht auch solche kleinliche Motive mit [476] im Spiel? Und wer will behaupten, daß nur solche Motive den genannten Erscheinungen zugrunde liegen? Wie will man meinen, daß die Haupturheber solcher Erscheinungen, die durch ihr Beispiel die Menge mitreißen, nicht von edleren und höheren Motiven beseelt sind? Gewiß verdient die Tugend von Leuten, die sich nicht aus Nächstenliebe auf die Wohltätigkeit werfen, sondern weil es Mode ist, weil andere es tun, weil es ihre Eitelkeit befriedigt, keine Bewunderung; aber das ist auch eine Tugend in bezug auf die Gesellschaft, in der ein solcher Geist herrscht, daß sie auch die Tätigkeit weltlich eitler Menschen zum Guten lenkt! Ist das nicht eine im höchsten Grade erfreuliche Erscheinung der modernen Zivilisation, des geistigen Fortschritts, der Aufklärung und der Bildung?

Wie hätte diese neue gesellschaftliche Bewegung sich nicht in der Literatur widerspiegeln sollen – in der Literatur, die stets der Ausdruck der Gesellschaft zu sein pflegt! In dieser Hinsicht hat die Literatur fast noch mehr getan: sie hat diese Richtung im gesellschaftlichen Leben nicht nur widergespiegelt, sondern vielmehr zu ihrem Aufkommen beigetragen, sie ist nicht nur nicht hinter ihr zurückgeblieben, sondern hat sie vielmehr überholt. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, welch würdige und edle Rolle sie damit spielt; aber eben deswegen fällt die wappenlose Aristokratie über die Literatur her. Wir glauben genügend gezeigt zu haben, welchen Quellen diese Angriffe entspringen und was sie wert sind...

Es bleiben uns noch jene Angriffe auf die moderne Literatur und auf den Naturalismus im allgemeinen zu erwähnen, die vom ästhetischen Standpunkt aus geführt werden, im Namen einer reinen Kunst, die ihr Ziel in sich selbst trägt und keinerlei Ziel außerhalb sich selbst anerkennt. Der letztere Gedanke ist nicht unbegründet, aber man erkennt auf den ersten Blick, daß er übertrieben wird. Er ist rein deutscher Herkunft; er konnte nur bei einem beschaulichen, denkenden und träumenden Volk aufkommen, keinesfalls aber bei einem praktischen Volk in Erscheinung treten, dessen soziale Ordnung allen und jedem ein weites Feld für lebendige Tätigkeit darbietet. Was die reine Kunst eigentlich ist, das wissen selbst ihre Vorkämpfer nicht recht, und deshalb ist sie bei ihnen eine Art Ideal, existiert tatsächlich aber nicht. Im wesentlichen ist sie das schlechte Extrem eines anderen schlechten Extrems, d. h. der didaktischen, lehrhaften, kalten, trocknen, toten Kunst, deren Werke nichts anderes sind als rhetorische Übungen über aufgegebene Themen. Ohne jeden Zweifel [477] muß die Kunst vor allem Kunst sein und kann erst dann der Ausdruck des Geistes und der Richtung der Gesellschaft in einer bestimmten Epoche sein. Ein Gedicht mag noch so schöne Gedanken enthalten, die Probleme der Zeit können noch so starken Widerhall in ihm finden – wenn ihm die Poesie fehlt, kann es in ihm weder schöne Gedanken noch irgendwelche Probleme geben, und alles, was man von ihm sagen kann, ist höchstens: eine gute Absicht schlecht ausgeführt. Wenn es in einem Roman oder einer Erzählung keine Gestalten und Persönlichkeiten, keine Charaktere, nichts *Typisches* gibt, so wird der Leser, so wahrheitsgetreu und gewissenhaft auch alles von der Natur abgeschrieben sein mag, was in ihnen erzählt wird, hier dennoch keine Natürlichkeit finden, nichts entdecken, was wahrheitsgemäß beobachtet und geschickt erfaßt ist. Die Figuren werden ihm durcheinandergeraten; die Fabel wird ihm als Wirrwarr unwahrscheinlicher Vorgänge erscheinen. Die Gesetze der Kunst lassen sich nicht ungestraft übertreten. Um die Natur wahrheitsgetreu zu kopieren, genügt es nicht, daß man schreiben

kann, d. h. daß man die Kunst eines Schreibers oder eines Kopisten beherrscht; man muß die Fähigkeit besitzen, die Erscheinungen der Wirklichkeit durch die eigene Phantasie hindurchgehen zu lassen, ihnen neues Leben zu geben. Eine gut und wahrheitsgetreu aufgenommene Voruntersuchungsakte, die ein gewisses romanhaftes Interesse besitzt, ist noch kein Roman und kann höchstens nur als Material für einen Roman dienen, d. h. den Dichter anregen, einen Roman zu schreiben. Zu diesem Zweck aber muß er mit seinem Denken das innere Wesen der Sache durchdringen, die geheimen seelischen Motive erraten, die diese Personen dazu gebracht haben, so zu handeln, muß jenen Punkt zu finden wissen, der das Zentrum des Kreises dieser Ereignisse bildet und ihnen den Sinn von etwas Einheitlichem, Vollständigem, Ganzem, in sich Geschlossenem gibt. Das aber kann nur ein Dichter. Was ist leichter, scheint es, als das wahrheitsgetreue Porträt eines Menschen zu malen. Und manch einer übt sich eine ganze Ewigkeit in diesem Genre der Malerei und kann dennoch ein ihm bekanntes Gesicht nicht so abmalen, daß auch andere erkennen, wen das Porträt darstellt. Es gehört schon eine gewisse Art von Talent dazu, ein wahrheitsgetreues Porträt nach der Natur zu malen, aber das ist noch nicht alles. Ein gewöhnlicher Maler hat ein sehr ähnliches Porträt eines unserer Bekannten gemalt; daß es ähnlich ist, unterliegt insofern nicht dem geringsten Zweifel, als man sofort erkennt, [478] wen das Porträt darstellt, und doch ist man unbefriedigt, es scheint einem, als sei es seinem Original ähnlich und zugleich wieder nicht ähnlich. Aber nun brauchen nur Tyranow oder Brülow diesen Bekannten zu porträtieren, und es scheint uns, als ob selbst der Spiegel die Gestalt unseres Bekannten nicht so getreu wiederholen könnte wie dieses Porträt; denn hier haben wir es nicht nur mit einem Porträt zu tun, sondern mit einem Kunstwerk, in dem nicht nur die äußerliche Ähnlichkeit erfaßt ist, sondern die ganze Seele des Originals. Wahrheitsgetreue Abbilder der Wirklichkeit kann also nur das Talent geben, und das Werk mag in anderer Hinsicht noch so unbedeutend sein – je mehr es durch Naturtreue frappiert, um so unbestrittener ist das Talent seines Autors. Daß mit der Naturtreue noch nicht alles getan ist, besonders in der Poesie – das ist eine andere Frage. In der Malerei kann, infolge der Eigenart und des Wesens dieser Kunst, allein schon die Fähigkeit, die Natur wahrheitsgetreu nachzubilden, häufig als Merkmal ungewöhnlichen Talents dienen. In der Poesie ist das nicht ganz so: ohne die Fähigkeit, die Natur wahrheitsgetreu nachzubilden, kann man kein Dichter sein, aber auch diese eine Fähigkeit allein genügt nicht, um ein Dichter, zumindest um ein bedeutender Dichter, zu sein. Gewöhnlich sagt man, daß die wahrheitsgetreue Nachbildung der Natur bei schreckhaften, an sich ideen- und kunstlosen Gegenständen (z. B. einem Mord, einer Hinrichtung usw.) Abscheu hervorruft, aber keinen Genuß bereitet. Das ist mehr als unberechtigt, das ist falsch. Das Schauspiel eines Mordes oder einer Hinrichtung ist etwas, was an sich überhaupt keinen Genuß bereiten kann, und im Werk eines großen Dichters ist es nicht der Mord, nicht die Hinrichtung, was dem Leser Genuß bereitet, sondern die Meisterschaft, mit der jener oder diese vom Dichter dargestellt sind, es handelt sich folglich um einen ästhetischen Genuß und nicht um einen psychologischen, der unwillkürlich mit dem Gefühl des Schreckens und der Abscheu vermischt ist, während das Bild einer großen Heldentat oder einer glücklichen Liebe einen komplizierteren und darum volleren Genuß bereitet, der ebenso ästhetisch wie psychologisch ist. Aber ein Mann ohne Talent wird einen Mord oder eine Hinrichtung niemals wahrheitsgetreu darstellen, wenn er auch tausendmal Gelegenheit gehabt hat, diesen Gegenstand in der Wirklichkeit zu studieren; alles, was er zustande bringen kann, ist eine mehr oder weniger wahrheitsgetreue Beschreibung des Vorgangs, die aber nie sein wahrheitsgetreues Bild dar-[479]stellen wird. Diese Beschreibung kann starkes Interesse hervorrufen, aber nicht Genuß bereiten. Wenn er sich dennoch, ohne Talent zu haben, daranmacht, das Bild eines solchen Vorgangs zu malen, so wird dieses stets nur Abscheu hervorrufen, aber nicht deshalb, weil es wahrheitsgetreu der Natur nachgebildet, sondern aus einem entgegengesetzten Grund, weil nämlich ein Melodrama kein dramatisches Gemälde und ein Theatereffekt kein Gefühlsausdruck ist.

Aber auch wenn wir durchaus anerkennen, daß die Kunst vor allem Kunst sein muß, sind wir dennoch der Meinung, daß der Gedanke irgendeiner reinen, losgelösten Kunst, die in ihrer eigenen Sphäre lebt und mit den anderen Seiten des Lebens nichts gemein hat, ein abstrakter, schwärmerischer Gedanke ist. Eine solche Kunst hat es nie und nirgends gegeben. Ohne jeden Zweifel kennt das Leben Teilungen und Unterteilungen in eine große Anzahl verschiedener Seiten, die ihre Selbständigkeit haben; aber diese Seiten fließen lebendig ineinander, und es gibt zwischen ihnen keine scharfen Trennungsstriche. Soviel man das Leben auch zerlegt, es ist stets eines und ganz. Man sagt: für die Wissenschaft braucht man Geist und Verstand, für das künstlerische Schaffen – Phantasie, und meint dabei, daß damit alles aufs beste entschieden ist, so daß man die Sache einfach zu den Akten legen kann. Die Kunst kommt also ohne Geist und Verstand aus? Und der Gelehrte kann sich ohne Phantasie behelfen? Das ist nicht wahr! Wahr ist, daß in der Kunst die Phantasie die aktivste, die führende Rolle spielt, in der Wissenschaft dagegen spielen sie der Geist und der Verstand. Es gibt natürlich Werke der Dichtung, die einzig und allein eine starke, blendende Phantasie erkennen lassen; das ist jedoch durchaus keine allgemeine Regel. In den Schöpfungen Shakespeares weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll – über den Reichtum an schöpferischer Phantasie oder den Reichtum an allumfassendem Geist. Es gibt Gattungen der Wissenschaft, die nicht nur keine Phantasie erfordern, sondern in denen diese Fähigkeit vielmehr nur Schaden anrichten könnte; das läßt sich jedoch durchaus nicht für die Wissenschaft im allgemeinen sagen. Die Kunst ist Wiedergabe der Wirklichkeit, eine wiederholte, sozusagen neugeschaffene Welt: wie sollte sie da eine vereinzelte, von allen ihr fremden Einflüssen isolierte Tätigkeit sein? Ist es möglich, daß der Dichter sich in seinem Werk als Mensch, als Charakter, als Natur, kurz als Persönlichkeit, nicht widerspiegelt? Natürlich ist das unmöglich, denn eben gerade auch die Fähigkeit, [480] Erscheinungen der Wirklichkeit ohne alle Beziehung zu sich selbst darzustellen, ist ja wiederum ein Ausdruck der Natur des Dichters. Aber auch diese Fähigkeit hat ihre Grenzen. Die Persönlichkeit Shakespeares strahlt durch seine Schöpfungen hindurch, obwohl es den Anschein hat, daß er sich der von ihm dargestellten Welt gegenüber ebenso gleichgültig verhält wie das Schicksal, das seine Helden rettet oder zugrunde richtet. In den Romanen Walter Scotts wird man im Autor immer einen Mann erkennen, der sich mehr durch Talent auszeichnet als durch ein bewußtes, umfassendes Verständnis für das Leben, einen Tory, einen Aristokraten mit konservativen Überzeugungen und Gewohnheiten. Die Persönlichkeit des Dichters ist nichts Absolutes, für sich allein Dastehendes, das keinen äußeren Einflüssen unterliegt. Der Dichter ist vor allem ein Mensch, dann ein Bürger seines Landes, ein Sohn seiner Zeit. Der Geist des Volkes und der Zeit können auf ihn nicht weniger Einfluß haben als auf andere. Shakespeare war der Dichter des fröhlichen Alt-Englands, das im Laufe weniger Jahre plötzlich hart, streng und fanatisch wurde. Die puritanische Bewegung hatte starken Einfluß auf seine letzten Werke, die daher den Stempel düsterer Trauer tragen. Daraus läßt sich ersehen, daß, wenn er zwei Jahrzehnte später die Welt erblickt hätte, sein Genie das gleiche geblieben, der Charakter seiner Werke jedoch ein anderer gewesen wäre. Die Poesie Miltons ist deutlich ein Produkt seiner Epoche: ohne es selbst zu merken, hat er in der Gestalt seines stolzen, düsteren Satans die Apotheose* des Aufstandes gegen die Autorität besungen, obwohl er etwas ganz anderes geplant hatte. So stark wirkt die historische Bewegung der Gesellschaften auf die Dichtung ein. Deshalb hat heute die ausschließlich ästhetische Kritik, die es nur mit dem Dichter und seinem Werk zu tun haben will, ohne den Ort, an dem, und die Zeit, zu der der Dichter schrieb, und die Umstände zu berücksichtigen, die ihn für die poetische Laufbahn vorbereiteten und Einfluß auf sein poetisches Schaffen hatten – deshalb hat diese Kritik heute jeden Kredit verloren und ist unhaltbar geworden. Man sagt: der Parteigeist, das Sektierertum sind dem Talent schädlich und verderben seine Werke. Das ist wahr! Ebendeshalb muß er

* Verherrlichung, Verklärung

auch das Organ nicht dieser oder jener, vielleicht zu einem Eintagsdasein verurteilten, spurlos wieder verschwindenden Partei oder Sekte sein, sondern das Organ der verborgenen Gedanken und Wünsche der ganzen Gesellschaft und ihrer ihr vielleicht selbst noch nicht klaren [481] Bestrebungen. Mit anderen Worten: der Dichter muß nicht das Einzelne und Zufällige zum Ausdruck bringen, sondern das Allgemeine und Notwendige, das seiner ganzen Epoche die Farbe und den Sinn gibt. Wie soll er nun in dem Chaos widerspruchsvoller Meinungen und Bestrebungen herausfinden, welche von ihnen wirklich den Geist seiner Epoche ausdrückt? Der einzig zuverlässige Wegweiser kann in diesem Fall vor allem sein Instinkt, das dumpfe, unbewußte Gefühl sein, das häufig die ganze Stärke genialer Naturen ausmacht: Es hat den Anschein, als ginge das Genie auf gut Glück vorwärts, ohne auf die allgemeingültige Meinung zu achten, allen anerkannten Begriffen und dem gesunden Menschenverstand zum Trotz – dabei geht es aber gradenwegs auf das richtige Ziel zu, und bald gehen sogar jene, die am lautesten ihre Stimme gegen es erhoben haben, ob sie wollen oder nicht, hinter ihm drein und begreifen gar nicht mehr, wie man einen anderen Weg hätte gehen können. Das ist der Grund, warum manch ein Poet nur so lange eine starke Wirkung ausübt und eine ganze Literatur in eine neue Richtung lenkt, als er einfach, instinktiv, unbewußt den Einflüsterungen seines Talents folgt; und er braucht nur anzufangen zu grübeln und sich aufs Philosophieren einzulassen – und siehe da, schon ist er gestolpert, und noch dazu wie! ... Und der Recke verliert plötzlich seine Kraft, genau wie Simson, als man ihn des Haars beraubt hatte, und er, der eben noch allen vorangeschritten war, schleppt sich jetzt in den hinteren Reihen der Zurückgebliebenen dahin, in dem Haufen seiner ehemaligen Gegner und jetzigen neuen Verbündeten, und wirft sich mit ihnen zusammen in Harnisch gegen seine eigene Sache, aber schon zu spät: nicht durch seinen Willen ist sie zustande gekommen, und nicht durch seinen Willen wird sie zu Fall kommen, sie steht höher, als er selbst jetzt steht... Es ist nicht nur schmerzlich und kläglich, es macht auch einen komischen Eindruck, wenn man einen begabten Dichter sieht, der einen schlechten Räsonierer aus sich zu machen versucht.[13]

In der heutigen Zeit sind Kunst und Literatur mehr als je zuvor zum Ausdruck der gesellschaftlichen Probleme geworden, weil heutzutage diese Probleme allgemeinere Bedeutung bekommen haben, deutlicher, für jedermann zugänglicher und interessanter geworden und an die Spitze aller anderen Probleme getreten sind. Das mußte natürlich die allgemeine Richtung der Kunst zu ihrem Schaden ändern. So setzen jetzt selbst die genialsten Dichter, indem sie sich für die Lösung gesellschaftlicher Probleme begeistern, manchmal das [482] Publikum mit Werken in Erstaunen, deren künstlerischer Wert ihrem Talent nicht im geringsten entspricht oder wenigstens nur in Details zum Vorschein kommt, während das Werk als Ganzes schwach, zu breit, matt und langweilig ist. Man erinnere sich an die Romane von George Sand: „Le meunier d'Angibault", „Le péché de Monsieur Antoine", „Isidora". Doch auch hier kam das Unglück nicht durch den Einfluß der modernen gesellschaftlichen Probleme zustande, sondern dadurch, daß der Autor die existierende Wirklichkeit durch eine Utopie ersetzen wollte und infolgedessen seine Kunst zwang, eine Welt darzustellen, die nur in seiner Phantasie existierte. Deswegen hat er neben möglichen Charakteren und jedermann bekannten Personen phantastische Charaktere und nie dagewesene Personen auftreten lassen, und der Roman ist zum halben Märchen geworden, Unnatürlichkeiten überdecken das Natürliche, die Poesie ist mit Rhetorik durchsetzt. Das gibt jedoch noch keinen Anlaß, über einen Verfall der Kunst zu jammern: die gleiche George Sand hat nach dem „Meunier d'Angibault" – „Teverino" und nach „Isidora" und „Le péché de Monsieur Antoine" – „Lucrezia Floriani"

[13] Mit dem „begabten Dichter..., der einen schlechten Räsonierer aus sich zu machen versucht", ist natürlich Gogol gemeint, der Anfang 1847 mit den „Ausgewählten Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden" an die Öffentlichkeit getreten war, in denen er sich von seinen früheren Werken lossagte. Siehe hierzu Belinskis „Brief an Gogol vom 3. (15.) Juli 1847", S. 566-576 der vorliegenden Ausgabe.

geschrieben. Ein Niedergang der Kunst als Folge des Einflusses moderner sozialer Probleme hätte eher bei Talenten niederen Grades in Erscheinung treten können, aber auch hier äußert er sich nur in der Unfähigkeit, das Bestehende vom Niedagewesenen, das Mögliche vom Unmöglichen zu unterscheiden, und vor allem in der leidenschaftlichen Vorliebe für das Melodrama, für gekünstelte Effekte. Was ist besonders gut in den Romanen Eugène Sues? – die wahrheitsgetreuen Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft, in denen der Einfluß der modernen Probleme besonders zum Vorschein kommt. Und was macht ihre schwache Seite aus, was verdirbt sie derart, daß man jede Lust am Lesen verliert? – die Übertreibungen, das Melodrama, die Effekthascherei, die unmöglichen Charaktere von der Art des Prinzen Rodolphe[14] – mit einem Wort alles Verlogene, Unnatürliche –aber alles das ist nicht das Produkt des Einflusses der modernen Probleme, sondern eines Mangels an Talent, das immer nur für Details und nie für das ganze Werk ausreicht. Auf der anderen Seite können wir auf die Romane von Dickens verweisen, die so tief durchtränkt sind von den intimsten Tendenzgefühlen unserer Zeit, was sie nicht im geringsten daran hindert, ausgezeichnete Kunstwerke zu sein.

Wir haben gesagt, daß es eine reine, losgelöste, bedingungslose oder, wie unsere Philosophen sagen, *absolute* Kunst nie und nirgends [483] gegeben hat. Wenn man etwas dieser Art als möglich annehmen kann, so höchstens bei den Kunstwerken jener Epochen, in denen die Kunst als Hauptinteresse ausschließlich die gebildetste Schicht der Gesellschaft beschäftigte. Hierher gehören z. B. die Gemälde der italienischen Schulen des 16. Jahrhunderts. Ihr Inhalt ist dem Anschein nach vorwiegend religiös; aber das ist fast immer eine Vorspiegelung, tatsächlich bildet den Gegenstand dieser Malerei die Schönheit als Schönheit, und zwar mehr im plastischen und klassischen als im romantischen Sinne des Wortes. Nehmen wir z. B. die Madonna *Raffaels*, dieses *chef-d'œuvre* [Glanzstück] der italienischen Malerei des 16. Jahrhunderts. Wer erinnert sich nicht an den Aufsatz Shukowskis über dieses göttliche Werk, wer hat sich nicht von klein auf seine Vorstellung von diesem Bild nach diesem Aufsatz gebildet? Wer war infolgedessen nicht felsenfest davon überzeugt, daß es ein romantisches Werk par excellence sei, daß das Antlitz der Madonna das höchste Ideal jener überirdischen Schönheit ausdrücke, deren Geheimnis sich nur der inneren Schau öffnet, und auch das nur in den seltenen Augenblicken reiner, entrückter Inspiration? ... Der Autor des vorliegenden Aufsatzes hat dieses Gemälde kürzlich gesehen. Da er kein Kenner der Malerei ist, würde er sich nicht erlauben, über dieses herrliche Gemälde mit dem Zweck zu reden, seine Bedeutung und den Grad seines Wertes zu bestimmen; da es sich hier jedoch nur um seinen persönlichen Eindruck und um den romantischen oder nichtromantischen Charakter des Gemäldes handelt, glaubt er sich zu dieser Frage einige Worte erlauben zu dürfen. Den Aufsatz Shukowskis hat er schon lange, vielleicht seit mehr als zehn Jahren nicht wieder gelesen, da er ihn jedoch vor dieser Zeit immer von neuem mit der ganzen leidenschaftlichen Hingerissenheit und dem ganzen Glauben der Jugend gelesen und ihn fast auswendig gekannt hat – so trat er auch an das berühmte Gemälde mit der Erwartung eines bereits bekannten Eindrucks heran. Er betrachtete es lange, verließ es, wandte sich anderen Bildern zu und kehrte wieder zu ihm zurück. So wenig er sich auch in der Malerei auskennt, war sein erster Eindruck doch entschieden und bestimmt in einer Hinsicht: er spürte sofort, daß es nach diesem Bilde schwer war, die Vorzüge anderer Bilder zu verstehen und sich für sie zu interessieren. Zweimal war er in der Dresdner Galerie und sah beide Male nur dieses Gemälde, selbst dann, wenn er andere Bilder betrachtete und wenn er überhaupt nichts ansah. Und auch jetzt noch steht das Bild, wenn er sich [484] seiner erinnert, buchstäblich vor seinen Augen, und das Erinnerungsbild ersetzt fast das wirkliche. Aber je länger und aufmerksamer er das Bild betrachtete, je mehr er damals und später darüber nachdachte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, daß die Madonna Raffaels und jene Madonna, die Shukowski als die Raffaelsche beschrieben hat, zwei völlig verschiedene Gemälde

[14] „Prinz Rodolphe" – der Hauptheld der „Geheimnisse von Paris" Eugène Sues.

sind, die miteinander nichts gemein haben und einander nicht ähneln. Die Madonna Raffaels ist eine streng klassische und nicht im geringsten romantische Gestalt. Ihr Gesicht drückt jene Schönheit aus, die selbständig besteht, ohne ihren Zauber irgendeinem moralischen Ausdruck in ihrem Gesicht zu entlehnen. Im Gegenteil, in diesem Gesicht läßt sich nichts lesen. Das Gesicht der Madonna atmet ebenso wie ihre ganze Gestalt unaussprechlichen Adel und Würde. Das ist eine Königstochter, die tief durchdrungen ist von dem Bewußtsein sowohl ihres hohen Ranges als auch ihres persönlichen Werts. In ihrem Blick liegt etwas Strenges, Zurückhaltendes, keine Güte und Milde, aber auch kein Stolz, keine Verachtung, sondern statt alles dessen eine Art von Herablassung, die sich ihrer Größe bewußt bleibt. Das ist, man möchte sagen, das idéal sublime du comme il faut.* Aber kein Schatten von irgend etwas Unfaßbarem, Geheimnisvollem, Nebelhaftem, Flimmerndem – kurz, nichts Romantisches; im Gegenteil, alles ist so exakt, so klar bestimmt, so vollendet, so streng richtig und genau umrissen und zugleich so edel, so hervorragend gemalt. Eine religiöse Auffassung kommt in diesem Gemälde nur in dem Gesicht des göttlichen Knaben zum Ausdruck, aber eine Auffassung, die nur dem Katholizismus jener Zeit eigen war. In der Haltung des Knaben, in den Händen, die sich den vor ihm Stehenden (ich meine die Betrachter des Bildes) entgegenstrecken, in den weitgeöffneten Pupillen seiner Augen erkennt man Zorn und Drohung, in der leicht vorgeschobenen Unterlippe aber stolze Verachtung. Das ist nicht der Gott der Verzeihung und der Gnade, nicht das Lamm, das die Sünden der Welt auf sich nimmt – das ist ein rächender und strafender Gott... Daraus läßt sich erkennen, daß auch die Figur des Knaben nichts Romantisches an sich hat; im Gegenteil, sein Ausdruck ist so einfach und bestimmt, so leicht faßlich, daß man sofort klar versteht, was man sieht. Höchstens in den Gesichtern der Engel, die eine ungewöhnlich ausdrucksvolle Verständigkeit zeigen und in die Anschauung der göttlichen Erscheinung vertieft sind, läßt sich etwas Romantisches finden.[15]

Es liegt am nächsten, die sogenannte reine Kunst bei den Grie-[485]chen zu suchen. Wirklich war die Schönheit, die das wesentliche Element der Kunst bildet, wohl das vorherrschende Element im Leben dieses Volkes. Deshalb kommt seine Kunst dem Ideal der sogenannten reinen Kunst näher als jede andere. Dennoch war die Schönheit in ihr mehr die wesentliche Form jeden Inhalts als der Inhalt selbst. Den Inhalt gaben ihr sowohl die Religion als auch das öffentliche Leben, jedoch stets mit sichtlichem Überwiegen der Schönheit. Demnach stände also die griechische Kunst dem Ideal der absoluten Kunst nur näher, ohne daß man sie jedoch absolute, d. h. von den anderen Seiten des Lebens der Nation unabhängige Kunst nennen könnte. Man beruft sich gewöhnlich auf Shakespeare und besonders auf Goethe als auf Repräsentanten der freien, reinen Kunst; das ist jedoch einer der am wenigsten passenden Hinweise. Daß Shakespeare ein gewaltiges schöpferisches Genie, der Dichter par excellence ist, daran besteht kein Zweifel; wenig versteht ihn jedoch, wer nur seine Poesie sieht und nicht den reichen Inhalt, die unerschöpfliche Fundgrube von Lehren und Tatsachen für den Psychologen, den Philosophen, den Historiker, den Staatsmann usw. Shakespeare drückt alles poetisch aus, aber was er ausdrückt, gehört bei weitem nicht nur der Poesie an. Es ist überhaupt charakteristisch für die neuere Kunst, daß der Inhalt die Form an Bedeutung überwiegt, während für die antike Kunst das Gleichgewicht zwischen Inhalt und Form charakteristisch war. Die Berufung auf Goethe ist noch weniger angebracht als die Berufung auf Shakespeare. Wir wollen das an zwei Beispielen zeigen. Der „Sowremennik“ hat im vergangenen Jahr die Übersetzung von Goethes „Wahlverwandtschaften“ veröffentlicht, über die man auch in Ruß-

* ???

[15] Während seiner Auslandsreise im Jahre 1847 war Belinski zweimal in Dresden: vom 15. bis 19. Mai und vom 5. bis 9. Juli (alten Stils). Bei seinem ersten Aufenthalt besuchte er zweimal die Gemäldegalerie, wo er u. a. die berühmte Sixtinische Madonna sah. Offenbar besuchte er die Galerie auch bei seinem zweiten Aufenthalt. Über den Eindruck, den das Gemälde auf ihn machte, siehe seinen Brief an W. P. Botkin vom 7. (19.) Juli 1847, S. 558 der vorliegenden Ausgabe.

land hin und wieder etwas gedruckt finden konnte; in Deutschland steht dieser Roman in ungeheurem Ansehen, Berge von Aufsätzen und ganze Bücher sind dort über ihn geschrieben worden. Wir wissen nicht, wieweit er dem russischen Publikum gefallen hat, ja, ob er ihm überhaupt gefallen hat: unsere Aufgabe war es, das Publikum mit dem hervorragenden Werk des großen Dichters bekannt zu machen. Wir glauben sogar, daß dieser Roman bei unserem Publikum eher Erstaunen erregt als Beifall gefunden hat. Hier gibt es wirklich allerlei, worüber man sich wundern kann! Ein Mädchen kopiert die Abrechnungen der Gutsverwaltung; der Held des Romans bemerkt, daß in diesen Kopien ihre Handschrift je länger, je mehr der seinen ähnlich wird. „Du liebst mich!“ – ruft er, sie in seine Arme schließend. Wir wiederholen: dieser Zug muß [486] nicht nur unserem, sondern auch jedem anderen Publikum sonderbar erscheinen. Aber für die Deutschen ist es durchaus nicht sonderbar, weil dies ein richtig beobachteter Zug des deutschen Lebens ist. Von solchen eigenartigen Zügen gibt es in diesem Roman mehr als genug; manch einer mag vielleicht auch den ganzen Roman nur für solch einen deutschen Charakterzug halten... Bedeutet das nicht, daß Goethes Roman so sehr unter dem Einfluß des deutschen Gesellschaftslebens geschrieben ist, daß er außerhalb Deutschlands als etwas seltsam Ungewöhnliches wirkt?[16] Goethes „Faust“ dagegen wirkt natürlich überall als gewaltige Schöpfung. Auf ihn weist man besonders gern als auf ein Musterbeispiel der reinen Kunst hin, die lediglich ihren eigenen, ihr allein eigentümlichen Gesetzen unterworfen ist. Und dennoch ist auch der „Faust“ – die verehrten Ritter der reinen Kunst mögen es mir nicht übelnehmen – der vollendete Ausdruck des ganzen Lebens der deutschen Gesellschaft seiner Zeit. In ihm ist die gesamte philosophische Bewegung Deutschlands vom Ende des vorigen und vom Beginn des jetzigen Jahrhunderts zum Ausdruck gekommen. Nicht umsonst haben die Anhänger Hegels in ihren Vorlesungen und philosophischen Traktaten ständig aus dem „Faust“ zitiert. Nicht umsonst ist Goethe im zweiten Teil des „Faust“ ständig in Allegorien verfallen, die infolge ihres abstrakten Ideeninhalts oft dunkel und unverständlich sind. Wo bleibt da die reine Kunst?

Wir haben gesehen, daß auch die griechische Kunst dem Ideal der sogenannten reinen Kunst nur nähergekommen ist als irgendeine andere, es jedoch nicht restlos verwirklicht hat; was gar die neueste Kunst betrifft, so ist sie diesem Ideal stets ferngeblieben und hat sich gegenwärtig noch weiter von ihm entfernt; aber eben das macht ihre Stärke aus. Das eigentlich künstlerische Interesse mußte unvermeidlich anderen, für die Menschheit wichtigeren Interessen Platz machen, und die Kunst übernahm die edle Aufgabe, diesen Interessen als ihr Organ zu dienen. Dadurch hat sie aber nicht im geringsten aufgehört, Kunst zu sein, sondern nur einen neuen Charakter erhalten. Der Kunst das Recht nehmen, den Interessen der Gesellschaft zu dienen, heißt nicht, sie erhöhen, sondern sie erniedrigen, denn es bedeutet, daß man ihr die lebendigste Kraft, d. h. den Gedanken, raubt und sie zum Gegenstand eines sybaritischen [schlemmernden] Genusses, zum Spielzeug für faule Müßiggänger macht. Ja, es bedeutet ihren Tod, wofür die klägliche Lage der Malerei unserer Zeit als Beweis dienen kann. Als sehe sie nichts von dem ringsherum brodeln-[487]den Leben, verschließt diese Kunst ihre Augen vor allem Lebendigen, Zeitgenössischen, vor der Wirklichkeit und sucht Begeisterung in einer überlebten Vergangenheit, entnimmt ihr fertige Ideale, für die die Leute längst jedes Gefühl verloren haben, die niemanden mehr interessieren, niemanden erwärmen, bei niemandem lebendige Sympathien hervorrufen.

Plato hielt die Anwendung der Geometrie auf das Handwerk für eine Erniedrigung und eine Profanation der Wissenschaft. Das ist verständlich bei diesem ekstatischen Idealisten und Romantiker, dem Bürger einer kleinen Republik, deren öffentliches Leben so einfach und un-

[16] Die Übersetzung von Goethes „Wahlverwandtschaften“ erschien im Jahre 1847 im „Sowremennik“ unter dem Titel „Ottilie“.

kompliziert war; aber heutzutage hat eine solche Auffassung nicht einmal die Entschuldigung eines originellen netten Unsinns für sich. Man sagt, Dickens habe mit seinen Romanen wesentlich zur Verbesserung des Erziehungswesens in England beigetragen, in dem bis dahin alles auf unbarmherzigen Prügelstrafen und barbarischer Behandlung der Kinder beruhte. Was ist übel daran, fragen wir, wenn Dickens in diesem Falle als Dichter gehandelt hat? Verlieren seine Romane deshalb etwa an ästhetischer Qualität? Hier liegt ein offenbares Mißverständnis vor: man sieht, daß Kunst und Wissenschaft nicht dasselbe sind, sieht aber nicht, daß ihr Unterschied durchaus nicht im Inhalt liegt, sondern nur in der Art, wie der gegebene Inhalt bearbeitet wird. Der Philosoph redet in Syllogismen, der Dichter in Gestalten und Bildern, aber sie reden beide ein und dasselbe. Der Theoretiker der politischen Ökonomie *beweist* mit statistischen Zahlen in der Hand, indem er auf den Verstand seiner Leser oder Hörer einwirkt, daß die Lage einer gewissen Gesellschaftsklasse sich infolge dieser oder jener Ursachen stark verschlechtert oder bedeutend verbessert hat. An Hand einer lebendigen, klaren Darstellung der Wirklichkeit *zeigt* der Dichter, indem er auf die Phantasie seiner Leser einwirkt, in einem wahrheitsgetreuen Bild, daß die Lage einer bestimmten Gesellschaftsklasse sich aus diesen oder jenen Ursachen wirklich stark verbessert oder verschlechtert hat. Der eine beweist, der andere zeigt, aber beide *überzeugen*, nur tut es der eine durch logische Schlußfolgerungen, der andere durch Bilder. Aber jenen hören und verstehen wenige, diesen – alle. Das höchste und heiligste Interesse der Gesellschaft ist ihr eigenes Wohlergehen, das sich gleichmäßig auf jedes ihrer Mitglieder erstreckt. Der Weg zu diesem Wohlergehen führt über das Bewußtwerden, dem Bewußtwerden aber kann die Kunst nicht weniger förderlich sein [488] als die Wissenschaft. Hier sind sowohl Wissenschaft als auch Kunst gleichermaßen vonnöten, und weder kann die Wissenschaft die Kunst ersetzen noch die Kunst die Wissenschaft.

Eine schlechte, falsche Auffassung der Wahrheit hebt die Wahrheit selbst nicht auf. Wenn wir hin und wieder Leuten, sogar klugen, in bester Absicht handelnden Leuten begegnen, die sich daranmachen, soziale Probleme in poetischer Form darzulegen, ohne von Natur aus auch nur einen Funken poetischer Begabung zu besitzen, so bedeutet das durchaus noch nicht, daß derartige Probleme nichts mit Kunst zu tun haben und sie zugrunde richten. Wenn derartige Leute auf die Idee kämen, sich der reinen Kunst zu widmen, so würde ihr Fall sich noch eklatanter offenbaren. Schlecht war z. B. der heute längst vergessene Roman „Pan Podstolitsch“, der vor mehr als zehn Jahren herauskam und mit dem löblichen Zweck geschrieben war, ein Bild vom Zustand der bjelorussischen Bauern zu geben – aber er war auch nicht ganz ohne Nutzen, und manch einer hat ihn gelesen, wenn er sich auch schrecklich dabei langweilte.[17] Natürlich hätte der Autor sein edles Ziel besser erreicht, wenn er den Inhalt seines Romans in der Form von Aufzeichnungen oder Bemerkungen eines Beobachters dargelegt hätte, ohne sich auf das Gebiet der Poesie zu begeben; hätte er sich aber darangemacht, einen rein poetischen Roman zu schreiben, so hätte er sein Ziel noch weniger erreicht. Heutzutage sind viele Leute gebannt durch das Zauberwörtchen „Tendenz“; sie meinen, das sei das ganze Geheimnis, und begreifen nicht, daß in der Sphäre der Kunst erstens keine Tendenz einen Pfifferling wert ist ohne Talent und zweitens die Tendenz nicht nur im Kopfe des Schreibenden liegen muß, sondern vor allem in seinem Herzen, in seinem Blut, daß sie vor allem Gefühl, Instinkt sein muß und dann erst, wenn nötig, wohl auch bewußter Gedanke – daß man für sie, diese Tendenz, ebenso geboren werden muß wie für die Kunst selbst. Eine angelesene oder aufgefangene und möglicherweise sogar gehörig verstandene Idee, die nicht durch die eigene Natur des Schreibenden hindurchgegangen ist, nicht das Gepräge seiner Persönlichkeit erhalten hat, ist totes Kapital, nicht nur für die poetische, sondern auch für jede andere literarische Wirksamkeit. Man kopiere die Natur, soviel man will, man würze diese Kopien mit fertigen Ideen und wohlgemeinten „Tendenzen“ – wenn kein poetisches Talent dabei ist, werden diese Ko-

[17] Gemeint ist der aus dem Polnischen übersetzte Roman „Pan Podstolitsch, ein Provinzroman“ von F. Massalski.

pien niemanden an die Originale erinnern, und die Ideen und Tendenzen werden rhetorische Gemeinplätze bleiben.[18] [489] Es kann jetzt also nur das eine oder das andere geben: entweder sind die Bilder mancher Seiten des Lebens der Gesellschaft, wie sie uns von den Schriftstellern der Naturalen Schule vorgeführt werden, innerlich wahr und wirklichkeitsgetreu, dann sind sie Früchte des Talents und tragen den Stempel der Schöpfung; oder das ist nicht der Fall, dann können sie niemanden begeistern und überzeugen, und niemand wird in ihnen auch nur die geringste Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit entdecken. Eben dies behaupten von ihnen die Gegner dieser Schule; aber da erhebt sich die Frage: woher kommt es, daß diese Werke einerseits bei der Mehrheit des lesenden Publikums so erfolgreich sind und andrerseits die Eigenschaft haben, die Gegner der Naturalen Schule so heftig zu reizen? Bekanntlich genießt doch nur die goldene Mittelmäßigkeit das beneidenswerte Privileg, niemanden zu reizen und keine Feinde und Gegner zu haben.

Die einen haben gesagt, die Naturale Schule verleumde die Gesellschaft und setze sie absichtlich herab; andere fügen jetzt hinzu, sie habe sich in dieser Hinsicht besonders am einfachen Volk vergangen. Diese Beschuldigung bildet bei den Lästerern der Naturalen Schule irgendwie einen merkwürdigen Widerspruch: die einen werfen ihr – von einem spießer-aristokratischen Standpunkt aus, der des berühmten Herrn Jourdain bei Molière würdig wäre – überflüssige Sympathien für die Leute niederen Standes vor, die anderen versteckte Feindschaft. Wir hatten schon Gelegenheit, diese Beschuldigung allseitig und ausführlich zu widerlegen und ihre Unhaltbarkeit und Böswilligkeit zu beweisen[19], so daß wir hierüber nichts Neues zu sagen haben, solange unsere Gönner sich nicht irgend etwas Neues ausdenken, um diese sie so besonders ehrende Beschuldigung zu bekräftigen. Wir wollen deshalb nur ein paar Worte über eine andere Beschuldigung sagen. Die einen behaupten (und diesmal sehr zu Recht), die Naturale Schule sei von Gogol begründet worden; die anderen sind hiermit teilweise einverstanden, fügen aber hinzu, die „rasende“ Literatur Frankreichs (die bereits vor zehn Jahren selig entschlafen ist) habe noch größeren Anteil an der Entstehung der Naturalen Schule gehabt als Gogol. Eine derartige Beschuldigung ist ganz besonders töricht: alle Tatsachen sprechen entschieden gegen sie. Wenn wir ihren Stammbaum betrachten, finden wir, daß sie ihren Ursprung entweder jenen anstößigen Ursachen verdankt, über die zu reden der Anstand verbietet, oder einer völligen Verständnislosigkeit für literarische Dinge. Das [490] letztere ist wahrscheinlicher. Obwohl diese Herren sich für die Kunst ereifern, hindert sie das nicht daran, nicht die geringste Ahnung von ihr zu haben. Welche Werke der französischen Literatur sind bei uns, aus Gott weiß welchem Grunde, der „rasenden“ Schule zugerechnet worden? Die ersten Romane Hugos (und insbesondere seine berühmte „Notre-Dame de Paris“), Eugène Sue, Dumas, „Der tote Esel und die guillotinierte Frau“ von Jules Janin. Nicht wahr? Aber wer erinnert sich ihrer heute noch, wo doch ihre Autoren selber längst eine neue Richtung eingeschlagen haben? Und was bildete das Hauptkennzeichen dieser Werke, die im übrigen auch gewisse Vorzüge aufzuweisen hatten? – Die Übertreibung, das Melodramatische, der Knalleffekt. Repräsentant dieser Richtung war bei uns einzig Marlinski, und der Einfluß Gogols hat mit ihr entschieden aufgeräumt. Was hat sie also mit der Naturalen Schule zu tun? Heute gibt es Werke dieser Richtung nicht einmal in seltenen Ansätzen, ausgenommen höchstens die Dramen mit spanischen Leidenschaften, die das Stammpublikum des Alexandertheaters in Entzücken versetzen. Und wenn mittelmäßige, talentlose Autoren manchmal, und auch das sehr selten, versuchen, Erfolg herauszuschlagen, indem sie französische Romane imitieren,

[18] In den 30er Jahren war Belinski Anhänger der „reinen Kunst“, in den 40er Jahren dagegen weist er der Kunst lediglich eine dienende Rolle zu. Im vorliegenden Aufsatz kommt die Kunstauffassung zum Ausdruck, zu der Belinski gegen Ende seines Lebens gelangt war.

[19] Belinski meint hier seinen Aufsatz „Antwort an den ‚Moskwitjanin‘“, der im Jahre 1847 im „Sowremennik“ erschienen war.

dann wählen sie hierzu die neuesten, die noch läppischer und unsinniger sind als die „rasenden“. Zu Versuchen dieser Art gehört der kürzlich in einer Zeitschrift abgedruckte Roman „Die Spekulanten“, in dem es von den unwahrscheinlichsten Missetätern oder, richtiger gesagt, Halunken und den unmöglichsten Abenteuern wimmelt, aus denen jedoch schließlich am Ende die reinste Moral abgeleitet wird. Aber was hat die Naturale Schule mit dergleichen Machwerken zu tun? Sie haben zu ihr auch nicht die allergeringste Beziehung.

Sehr viel zutreffender als alle diese Beschuldigungen ist die Tatsache, daß die russische Literatur in Gestalt der Schriftsteller der Naturalen Schule den wahren und richtigen Weg eingeschlagen, sich an die Urquellen der Eingebung und der Ideale gewandt hat und dadurch sowohl modern als auch russisch geworden ist. Diesen Weg wird sie, scheint es, nunmehr nicht wieder verlassen, denn das ist der gerade Weg zu eigenwüchsiger Originalität, zur Befreiung von allen fremden, abseitigen Einflüssen. Damit wollen wir durchaus nicht sagen, daß sie immer in dem jetzigen Zustand verbleiben wird; nein, sie wird vorwärtsschreiten, wird sich ändern, aber sie wird nie wieder aufhören, der Wirklichkeit und der Natur treu zu sein. [491] Wir sind durchaus nicht so hell begeistert über ihre Erfolge und wollen diese ganz und gar nicht übertreiben. Wir sehen sehr gut, daß unsere Literatur auch heute noch mehr erstrebt als erreicht, daß sie erst noch in der Bildung begriff ist, sich aber noch nicht fertig herausgebildet hat. Ihr ganzer Erfolg besteht vorläufig darin, daß sie bereits ihren richtigen Weg gefunden hat und ihn nicht mehr zu suchen braucht, sondern von Jahr zu Jahr mit festerem Schritt auf ihm weiterschreitet. Sie hat heute kein führendes Haupt[20], ihre Autoren sind Talente nicht ersten Grades, dabei hat sie aber ihren eigenen Charakter und geht bereits ohne Gängelband den richtigen Weg, den sie selbst klar erkennt. Unwillkürlich fallen uns hier die Worte ein, die der Redakteur des „Sowremennik“ im ersten Heft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift geschrieben hat: „Anstatt großer Talente, die unserer heutigen Literatur fehlen, sind in ihr sozusagen die Lebensprinzipien ihrer weiteren Entwicklung und Wirksamkeit ausgegoren und zur Ruhe gekommen. Sie ist, wie wir bereits weiter oben bemerkt haben, eine Erscheinung von bestimmter Prägung; sie ist sich ihrer Selbständigkeit und ihrer Bedeutung bewußt. Sie ist bereits eine richtig organisierte, tätige Kraft, deren lebendige Sprossen sich mit den verschiedenen gesellschaftlichen Bedürfnissen und Interessen verschlingen, kein Meteor mehr, der zum Erstaunen der Menge aus fremden Sphären zufällig zu uns herübergeflogen ist, kein bloßes Aufflammen eines einsamen genialen Gedankens, der ungewollt in den Geistern aufblitzt und sie für einen Augenblick durch neue, ungewohnte frappierende Empfindungen erschüttert. In dem Bereich unserer Literatur gibt es heute keine einzelnen besonders bemerkenswerten Stellen mehr, sondern eine einige, ganze Literatur. Vor kurzem noch ähnelte sie der buntscheckigen Weite unserer Felder, wenn sie eben von der Eiskruste befreit sind: hier auf den Hügeln kommt schon ein bißchen Gras ans Licht, in den Schluchten liegt noch, mit Schmutz vermischt, grau gewordener Schnee. Heute kann man sie mit denselben Feldern in ihrer ersten Frühlingspracht vergleichen: wenn das Grün auch noch nicht besonders hell glänzt, stellenweise noch blaß und nicht sehr üppig ist, so breitet es sich doch schon überallhin aus: die schöne Jahreszeit ist angebrochen.“

Hierin liegt, möchten wir glauben, der Fortschritt...

Wie zutreffend die eben zitierten Worte sind, wird noch offensichtlicher, wenn man auch die anderen Seiten der russischen Literatur ins Auge faßt. Dort erkennen wir eine Erscheinung, die dem [492] entspricht, was in der Poesie Naturalismus genannt wird, d. h. das gleiche Streben nach Wirklichkeit, Realität und Wahrheit, die gleiche Abneigung gegen Phantastik und Hirngespinste. In der Wissenschaft verlieren abstrakte Theorien, apriorische Konstruk-

[20] Nach dem Erscheinen der „Ausgewählten Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“ hielt Belinski Gogol, den Begründer der „Naturalen Schule“, als Schriftsteller bereits für erledigt.

tionen und das Vertrauen zu Systemen von Tag zu Tag mehr an Kredit und machen einer praktischen Richtung Platz, die sich auf Tatsachenkenntnisse stützt. Gewiß hat die Wissenschaft bei uns noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen, aber auch in ihr ist bereits ein Umschwung zu eigenwüchsiger Originalität zu bemerken, und zwar gerade in jener Sphäre, in der für die russische Wissenschaft die eigenwüchsige Originalität vor allem einsetzen muß – in der Sphäre des Studiums der russischen Geschichte. In ihre Ereignisse, die bis jetzt unter dem Einfluß des Studiums der westlichen Geschichte erklärt wurden, werden bereits Lebensprinzipien eingeführt, die nur ihr eigen sind, und die russische Geschichte wird auf russisch erklärt. Das gleiche Interesse für Probleme, die eine engere Beziehung zu unserem eigentlichen, unserem russischen Leben haben, das gleiche Bemühen, diese Probleme auf neue Art zu lösen, läßt sich auch im Studium des zeitgenössischen russischen Lebens bemerken. Um das zu beweisen, werden wir alles untersuchen, was im vergangenen Jahr an in irgendeiner Hinsicht bemerkenswerten Werken erschienen ist. Aber diese Untersuchung bildet den Gegenstand eines besonderen, größeren Aufsatzes im nächsten Heft des „Sowremennik“.

II

Die Bedeutung des Romans und der Erzählung in der heutigen Zeit. – Bemerkenswerte Romane und Erzählungen des vergangenen Jahres und Charakteristik der modernen russischen Belletristen: Iskander, Gontscharow, Turgenjew, Dal, Grigorowitsch, Drushinin. – Herrn Dostojewskis neues Werk „Die Hausfrau“. – Reisenotizen von Frau T. Tsch. – Erzählungen von den sibirischen Goldfeldern von Herrn Nebolsin. – Spanische Briefe von Herrn Botkin. – Bemerkenswerte wissenschaftliche Aufsätze des vergangenen Jahres. – Bemerkenswerte kritische Aufsätze. – Herr Schewyrjow. – A. Smirdins Gesamtausgabe russischer Autoren.

Der Roman und die Erzählung stehen gegenwärtig an der Spitze aller Gattungen der Dichtung. Sie haben die gesamte schöne Literatur in sich aufgenommen, so daß jedes Werk anderer Art in ihrer Nähe als zufällige Ausnahmeerscheinung wirkt. Die Ursache hierfür [493] liegt im Wesen des Romans und der Erzählung als einer besonderen Gattung der Dichtung. Besser und leichter als in irgendeiner anderen Gattung verbindet sich in ihnen der Einfall mit der Wirklichkeit, verschmilzt die künstlerische Erfindung mit der Kopie der Natur, wenn die Kopie nur getreu ist. Selbst wenn sie die allergewöhnlichste und trivialste Alltagsprosa darstellen, können Roman und Erzählung zu Repräsentanten der höchsten Möglichkeiten der Kunst, zu größten schöpferischen Leistungen werden; andrerseits können sie, auch wenn sie lediglich ausgewählte, erhabene Momente des Lebens wiedergeben, aller Poesie, aller Kunst entbehren... Sie sind die weitestgespannte, die allesumfassende Gattung der Poesie; in ihr fühlt das Talent sich in unbegrenzter Freiheit. Alle anderen Gattungen der Dichtung vereinigen sich hier – sowohl die Lyrik, wenn der Autor anläßlich der Beschreibung eines Ereignisses seinen Gefühlen freien Lauf läßt, als auch die Dramatik, die Gelegenheit bietet, die gegebenen Charaktere klarer und plastischer zu Worte kommen zu lassen. Abschweifungen, allgemeine Überlegungen, Didaktik, die in anderen Gattungen der Dichtung unerträglich sind, finden im Roman oder in der Erzählung zu Recht ihren Platz. Roman und Erzählung geben dem Schriftsteller Gelegenheit, die vorwiegenden Eigenschaften seines Talents, seines Charakters und seines Geschmacks, seiner Tendenz usw. voll auszubreiten. Das ist der Grund, warum es in jüngster Zeit so viele Romanciers und Erzähler gibt. Aus demselben Grunde haben sich jetzt auch die Grenzen des Romans und der Erzählung erweitert: außer der Erzählung im engeren Sinne, die es in der Literatur als niedrigere und leichtere Art der erzählenden Prosa schon seit langem gibt, haben vor nicht langer Zeit die sogenannten Physiologien, Charakterskizzen verschiedener Seiten des öffentlichen Alltagslebens, Bürgerrecht in der Literatur erworben. Schließlich bilden sogar die Memoiren, bei denen überhaupt nicht von Erfindung die Rede ist und die nur insofern geschätzt werden, als sie die wirklichen Ereignisse getreu und exakt wiedergeben – selbst die Memoiren bilden, wenn sie meisterhaft geschrieben sind, eine Art Grenzerscheinung des Romans, dessen Bereich sie abrunden. Was haben

aber Erfindungen der Phantasie mit der streng historischen Darstellung dessen zu tun, was wirklich geschehen ist? Sehr viel – nämlich die künstlerische Form der Darlegung! Nicht umsonst werden ja die Historiker Künstler genannt. Was hat, sollte man meinen, die Kunst (im eigentlichen Sinn) dort zu tun, wo der Schriftsteller durch Quellen und [494] Tatsachen gebunden ist und sich nur darum zu bemühen hat, diese Tatsachen möglichst getreu wiederzugeben? Aber das ist es eben, daß eine getreue Wiedergabe der Tatsachen mit Hilfe bloßer umfassender Sachkenntnis unmöglich ist, daß sie vielmehr auch Phantasie verlangt. Die in den Quellen enthaltenen historischen Tatsachen sind nicht mehr als Steine und Ziegel: nur ein Künstler kann aus diesem Material ein schönes Gebäude errichten. In unserem ersten Aufsatz sprachen wir bereits davon, daß sich ohne schöpferisches Talent ebensowenig die Natur getreu kopieren wie auch eine naturähnliche Fabel erfinden läßt. Die Annäherung der Kunst an das Leben und der erfundenen Fabel an die Wirklichkeit ist in unserer Zeit besonders im historischen Roman zum Ausdruck gekommen. Von hier war dann nur ein Schritt bis zu einer richtigen Wertung der Memoiren, in denen die Skizzen von Charakteren und Personen eine so große Rolle spielen. Wenn diese Skizzen lebendig und fesselnd sind, so heißt das, daß sie nicht Kopien oder Abschriften darstellen, die stets blaß und nichtssagend bleiben, sondern künstlerische Wiedergaben der Personen und der Ereignisse sind. So schätzt man auch die Porträts Van Dycks, Tizians und Velazquez', ohne danach zu fragen, wen diese Porträts darstellen: man schätzt sie als Gemälde, als Kunstwerke. So groß ist die Macht der Kunst: ein Gesicht, das an sich durchaus nicht bemerkenswert ist, erhält dank der Kunst allgemeine Bedeutung, die für jedermann gleich interessant ist, und auf einen Menschen, dem zu seinen Lebzeiten niemand Aufmerksamkeit schenkte, blicken Jahrhunderte, weil der Künstler ihm die Gnade erwiesen hat, ihm durch seinen Pinsel neues Leben zu verleihen. Das gleiche gilt sowohl von den Memoiren als auch von den einfachen Erzählungen und Schriften aller Art, in denen die Natur kopiert wird. Welchen Grad der Wert eines solchen Werkes erreicht, hängt von dem Grad des Talents ab, das der Schriftsteller besitzt. Und man kann in einem Buche sein Vergnügen an einem Menschen haben, dem man ungern irgendwo begegnen würde, den man vielleicht stets als ein höchst langweiliges, hohles Geschöpf gekannt haben mag. Ästheten von dazumal behaupten, „die Poesie darf nicht zur Malerei* werden, weil in der Malerei alles auf die [495] richtige Darstellung des in einem bestimmten Moment erfaßten Gegenstandes ankommt". Aber wenn die Poesie darangeht, Personen, Charaktere, Ereignisse – kurz: Bilder aus dem Leben darzustellen, so versteht es sich von selbst, daß sie dann die gleiche Pflicht auf sich nimmt wie die Malerei, nämlich der Wirklichkeit treu zu sein, die wiederzugeben sie unternommen hat. Und diese Wirklichkeitstreue ist die oberste Forderung und die erste Aufgabe der Poesie. Das poetische Talent eines Autors muß vor allem danach beurteilt werden, wieweit er dieser Forderung gerecht wird und diese Aufgabe löst. Wenn er kein Maler ist, so ist dies das deutliche Anzeichen dafür, daß er auch kein Dichter ist, daß er überhaupt kein Talent hat. Daß die Poesie jedoch nicht *nur* Malerei sein darf, das ist wieder etwas anderes, und auch das läßt sich nicht leugnen. In den Bildern des Dichters muß ein Gedanke liegen; der Eindruck, den er hervorruft, muß auf den Geist des Lesers wirken, muß seiner Auffassung von bestimmten Seiten des Lebens diese oder jene Richtung geben. Dazu eignen sich der Roman und die Erzählung und ihnen verwandte Werke ganz besonders. Ihnen ist vornehmlich die Aufgabe zugefallen, das öffentliche Leben in Bildern darzustellen, das Gesellschaftsleben poetisch zu analysieren.

Das vergangene Jahr 1847 war besonders reich an bemerkenswerten Romanen und Erzählungen aller Art. Dem riesigen Erfolg nach, den sie beim Publikum hatten, stehen an erster Stelle

* Das russische Wort für Malerei (shíwopis) bedeutet buchstäblich: Zeichnung nach dem Leben. Diese Nuance des Wortes, die hier und in den folgenden Sätzen von Bedeutung ist, geht bei der Übersetzung unvermeidlich verloren. – *Der Übers.*

zweifellos zwei Romane: „Wer ist schuld?“ und „Eine alltägliche Geschichte“; mit ihnen beginnen wir daher auch unsere Übersicht über die schöne Literatur des vergangenen Jahres.

Herr Iskander ist dem Publikum bereits seit langem bekannt als Autor verschiedener Aufsätze, die sich durch bemerkenswerten Verstand, durch Talent, Scharfsinn, originelle Anschauung und eine originelle Ausdrucksweise hervortun. Als Romancier jedoch ist er ein neues Talent, das erst im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit des russischen Publikums auf sich gelenkt bat. Allerdings sind bereits früher in den „Otetschestwennyje Sapiski“ zwei seiner Versuche in der Kunst des Erzählens erschienen: „Aufzeichnungen eines jungen Mannes“ (1840) und „Weitere Aufzeichnungen eines jungen Mannes“ (1841), in denen man, der Wahrheitstreue und Lebendigkeit dieser leichten Skizzen nach zu urteilen, in dem Autor einen künftigen begabten Romancier erkennen konnte. Herr Gontscharow, der Autor der „Alltäglichen Geschichte“, ist in unserer Literatur eine [496] gänzlich neue Erscheinung, hat aber in ihr bereits einen der hervorragendsten Plätze besetzt. Vielleicht deshalb, weil diese beiden Romane – „Wer ist schuld?“ und „Eine alltägliche Geschichte“ – fast gleichzeitig erschienen sind und sich in den Ruhm eines ungewöhnlichen Erfolges teilen konnten, pflegt man sie nicht nur stets zusammen zu erwähnen, sondern vergleicht sie auch miteinander, als wären sie Erscheinungen der gleichen Art. Eine Zeitschrift, die den Roman Iskanders kürzlich ein hochkünstlerisches Werk nannte, erklärte sich unzufrieden mit dem Roman Herrn Gontscharows, weil sie in diesem nicht die Vorzüge jenes entdeckt hatte. Auch wir haben die Absicht, diese Romane bei ihrer kritischen Behandlung nebeneinanderzustellen, jedoch nicht, um eine Ähnlichkeit zu zeigen, von der sie als ihrem Wesen nach völlig verschiedene Werke überhaupt nicht die Spur besitzen, sondern um gerade durch ihre Gegensätzlichkeit die Besonderheit eines jeden von ihnen genau zu umreißen und ihre Vorzüge und ihre Mängel zu zeigen: Wer in dem Autor von „Wer ist schuld?“ einen außergewöhnlichen Künstler sieht, zeigt, daß er nicht das geringste von seinem Talent versteht. Gewiß verfügt er über eine bemerkenswerte Fähigkeit, Erscheinungen wirklichkeitstreu zu vermitteln, seine Skizzen sind bestimmt und scharf, seine Bilder sind markant und fallen sofort ins Auge. Aber selbst gerade diese Qualitäten beweisen, daß seine Hauptstärke nicht das Schöpferische, nicht das Künstlerische ist, sondern ein tief durchfühltes, voll bewußtes und entwickeltes Denken. In der Macht dieses Denkens liegt die hauptsächliche Stärke seines Talents. Die Art und Weise, wie er die Erscheinungen der Wirklichkeit künstlerisch treu erfaßt, ist die sekundäre, ergänzende Stärke seines Talents. Man nehme ihm jene, und es wird sich zeigen, daß diese zu einem originellen Schaffen nicht ausreicht.

Ein solches Talent ist nichts Besonderes, Exzeptionelles, Zufälliges. Nein, derartige Talente sind ebenso natürlich wie die rein künstlerischen Talente. Ihr Schaffen bildet eine besondere Sphäre der Kunst, eine Sphäre, in der die Phantasie an zweiter, der Verstand dagegen an erster Stelle erscheint. Man schenkt diesem Unterschied gewöhnlich wenig Beachtung, und das führt zu einer schrecklichen Verwirrung in der Theorie der Kunst. Man will in der Kunst eine Art geistiges China sehen, das durch exakte Grenzen scharf von allem abgetrennt ist, was nicht Kunst im strengsten Sinn des Wortes ist. Dabei bestehen diese Grenzlinien mehr in der Annahme als in [497] der Wirklichkeit: jedenfalls lassen sie sich nicht mit dem Finger aufzeigen wie die Staatengrenzen auf der Karte. In dem Maße, wie die Kunst sich der einen oder der anderen ihrer Grenzen nähert, verliert sie allmählich etwas von ihrem Wesen und nimmt etwas von dem Wesen dessen an, woran sie angrenzt, so daß statt eines Trennungsstrichs ein Bereich entsteht, der beide Seiten versöhnt.

Der eigentlich künstlerische Dichter ist mehr Maler, als man gewöhnlich meint. Im Formgefühl liegt seine ganze Natur. In der Fähigkeit des Schaffens, ewig mit der Natur zu wetteifern, ist sein höchster Genuß. Den gegebenen Gegenstand in seiner ganzen Wahrheit zu erfassen, ihn sozusagen Leben atmen zu lassen: das macht seine Kraft, seinen Triumph, seine Befriedigung, seinen Stolz aus. Aber die Poesie steht höher als die Malerei, ihre Grenzen sind weiter

als die irgendeiner anderen Kunst. Darum kann sich auch der Dichter nicht auf das Malen, das Zeichnen nach dem Leben allein beschränken, worüber wir übrigens schon früher gesprochen haben. Aber wie groß auch immer die anderen hervorragenden, Begeisterung und Staunen erregenden Qualitäten seiner Schöpfung sein mögen – ihre Hauptstärke liegt dennoch in der poetischen Malerei. Der Dichter besitzt die Fähigkeit, schnell alle Formen des Lebens zu erfassen, sich in jeden Charakter, in jede Persönlichkeit zu versetzen – und dazu braucht er weder Erfahrung noch Studium, ihm genügt vielmehr manchmal nur eine Andeutung, ein schneller Blick. Zwei, drei Tatsachen – und seine Phantasie rekonstruiert eine ganze, besondere, in sich abgeschlossene Lebewelt mit allen ihren Umständen und Beziehungen, mit ihrem eignen Kolorit, ihren eignen Nuancen. So hat es Cuvier durch die Wissenschaft zu der Kunst gebracht, aus einem einzigen aufgefundenen Knochen im Geiste den ganzen Organismus des Tiers zu rekonstruieren, von dem er stammt. Aber hier war ein Genie am Werk, das sich an der Wissenschaft entfaltet hatte und von ihr unterstützt wurde; der Dichter dagegen stützt sich vorwiegend auf sein Gefühl, seinen poetischen Instinkt.

Eine andere Kategorie von Dichtern, diejenige, von der wir eingangs gesprochen haben und zu der der Verfasser des Romans „Wer ist schuld?“ gehört, vermag getreu nur jene Seiten des Lebens darzustellen, die aus irgendeinem Grunde ihr Denken besonders frappiert haben und ihnen besonders vertraut sind. Sie können nicht verstehen, daß es Genuß bringen kann, Wirklichkeitserscheinungen nur dazu getreu wiederzugeben, um sie getreu wiederzugeben. Für [498] ein solches, nach ihrer Meinung müßiges Bemühen fehlt ihnen sowohl die Lust wie die Geduld. Ihnen ist nicht der Gegenstand wichtig, sondern der Sinn des Gegenstandes – und bei ihnen blitzt die Inspiration nur dazu auf, um durch getreue Wiedergabe des Gegenstandes dessen Sinn für jedermann offenbar und verbindlich zu machen. Bei ihnen steht mithin ein bestimmter, klar erkannter Zweck allem voran, und die Poesie ist ihnen nur das Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Die ihrem Talent zugängliche lebendige Welt ist deshalb durch ihre eignen intimsten Gedanken, durch ihre Lebensauffassung bestimmt; das ist der magische Zirkel, den sie nicht ungestraft, d. h. ohne Verlust ihrer Fähigkeit, die Wirklichkeit poetisch getreu darzustellen, überschreiten dürfen. Man nehme ihnen diesen sie beseelenden Gedanken, man lasse sie ihre Auffassung von den Dingen aufgeben – und sie werden auch kein Talent mehr haben; der eigentlich künstlerische Dichter dagegen behält sein Talent immer, solange rings um ihn Leben brodelt, *wie immer es beschaffen sein mag.*

Was ist nun der intimste Gedanke Iskanders, der Gedanke, der ihm als Quelle seiner Inspiration dient und ihn in der getreuen Darstellung von Erscheinungen des Gesellschaftslebens manchmal bis zu echt künstlerischer höhe aufsteigen läßt? – Es ist der Gedanke der Menschenwürde, die durch Vorurteile und Ignoranz erniedrigt und gekränkt wird, und zwar bald durch Ungerechtigkeiten eines Menschen seinem Nächsten gegenüber, bald durch freiwillige Selbstaufgabe. Der Held aller Romane und Erzählungen Iskanders, soviel er ihrer schreiben mag, war stets und wird stets der gleiche sein: es ist – der Mensch als allgemeiner, als Gattungsbegriff, in der ganzen Weite dieses Wortes, mit der ganzen Heiligkeit seiner Bedeutung. Iskander ist vorwiegend ein Dichter der *Humanität.* Deswegen gibt es in seinem Roman eine Unmenge von Personen, die größtenteils meisterhaft gezeichnet sind, aber keinen eigentlichen Helden, keine Heldin. Im ersten Teil führt er uns, nachdem er unser Interesse für das Ehepaar Negrow geweckt hat, Kruziferski und die junge Ljuba als Helden des Romans vor. In der Episode, die zur Verbindung des ersten und des zweiten Teils eingeschaltet ist, tritt als Held Beltow auf; aber die Mutter Beltows und sein Genfer Hauslehrer interessieren den Leser vielleicht noch mehr als Beltow selbst. Im zweiten Teil erscheinen als Helden Beltow und Kruziferskaja, und erst in diesem Teil erschließt sich ganz der Grundgedanke des Romans, der sich [499] anfangs so rätselhaft in seinem Titel: „Wer ist schuld?“ ankündigt. Wir müssen jedoch gestehen, daß dieser Grundgedanke uns an dem Roman am wenigsten interessiert,

ebenso wie Beltow, der eigentliche Held, uns die am wenigsten gelungene Figur des ganzen Romans zu sein scheint. Als Kruziferski um Ljubas Hand angehalten hatte, sagte Doktor Krupow zu ihm: „Die paßt nicht zu dir, diese Braut, kannst sagen, was du willst – diese Augen, diese Hautfarbe, dieses Beben, das ihr manchmal übers Gesicht huscht – *sie ist eine junge Tigerin*, die ihre *Kräfte noch nicht kennt*, und du, was bist du denn? Du bist die Braut; du, mein Junge, bist die Fremde; du wirst die Frau sein – nu, kann das gut gehen?" In diesen Worten schürzt sich der Knoten des Romans, der nach der Absicht des Autors mit der Hochzeit erst anfangen sollte, statt mit ihr zu enden. Nachdem der Autor uns mit Beltow bekannt gemacht hat, führt er uns in das friedliche Heim des jungen Paars, das schon vier Jahre lang ein stilles Familienglück genießt – aber in Erinnerung an die düstere Voraussage des Orakels in der Gestalt des skeptischen Doktors erwartet der Leser unwillkürlich, daß der Autor ihm grade im Bild des Familienglücks des Kruziferski den Keim und den Beginn des künftigen Unglücks zeigen wird. Kruziferski spielte in dieser Ehe tatsächlich die Rolle der Frau. Seine Gattin stand zu sehr über ihm und paßte deshalb zu wenig zu ihm. Natürlich war er mit ihr vollkommen glücklich, aber es war nicht so natürlich, daß auch sie still glücklich war, daß sie keine unruhigen Träume hatte, nicht unvermittelt nachdenklich wurde. Sie konnte ihren Mann achten und sogar lieben als ein kindlich sauberes und edles Wesen, zudem weil er sie der Hölle des Elternhauses entrissen hatte; aber konnte eine solche Liebe eine solche Frau befriedigen, konnte sie jene Ansprüche, jenen Drang ihrer Natur erfüllen, der um so quälender war, je mehr er unbestimmt und unbewußt bleibt? Die Bekanntschaft mit Beltow, die sich bald in Liebe verwandelte, mußte ihr die Augen über ihre Lage öffnen und ihr zum Bewußtsein bringen, daß sie mit einem Mann wie Kruziferski nicht glücklich sein konnte. Das zeigt uns der Autor jedoch nicht.

Der Grundgedanke war ausgezeichnet und voller tiefer, tragischer Bedeutung. Er war es auch, der die Mehrzahl der Leser fesselte und sie daran hinderte, zu bemerken, daß die ganze Geschichte der tragischen Liebe zwischen Beltow und Kruziferskaja klug, sehr klug, sogar geschickt, dafür jedoch nicht im geringsten künstlerisch erzählt ist. [500] Es ist eine meisterhafte Erzählung, hat aber auch nicht die Spur eines lebendigen poetischen Bildes an sich. Der Grundgedanke hat den Autor gerettet und ihm über den Berg geholfen; er hat die Situation seiner Helden verstandesmäßig richtig aufgefaßt, hat sie jedoch nur als kluger Mensch, der den Fall gut begreift, wiedergegeben, aber nicht als Dichter. So kann manchmal ein begabter Schauspieler, der eine Rolle übernommen hat, für die er nicht die Mittel und das Talent besitzt, diese Rolle dennoch nicht verderben, wird sie aber nur klug und geschickt zur Darstellung bringen, statt sie auszuspielen. Der Gedanke der Rolle geht nicht verloren, und der tragische Sinn des Stückes macht den Mangel in der Darstellung der Hauptrolle wett – und der Zuschauer kommt nicht gleich darauf, daß er nur gefesselt, aber durchaus nicht befriedigt war.

Das wird unter anderem auch dadurch bewiesen, daß der Autor den Charakter Beltows in der zweiten Hälfte des Romans willkürlich verändert hat. Zu Beginn sehen wir Beltow als Menschen, der nach einer nützlichen Betätigung dürstet, sie aber, infolge der falschen Erziehung, die ihm der edle Genfer Schwärmer gegeben hatte, nirgends hat finden können. Beltow wußte viel und hatte über alles allgemeine Vorstellungen, kannte aber ganz und gar nicht das gesellschaftliche Milieu, in dem er sich allein mit Nutzen hätte betätigen können. Das alles sagt uns der Autor nicht nur, sondern zeigt es auch meisterhaft. Wir sind der Meinung, daß der Autor dabei auch noch leichthin auf die Natur seines Helden hätte hinweisen sollen, die durchaus nicht praktisch und außer durch die Erziehung auch noch durch seinen Reichtum gründlich verdorben war. Wer reich geboren ist, muß von der Natur eine besondere Berufung zu irgendeiner Tätigkeit mitbekommen haben, wenn er nicht müßig dahinleben und sich aus Nichtstun langweilen soll. Von einer solchen Berufung ist in der Natur Beltows ganz und gar nichts zu spüren. Seine Natur war außerordentlich reich und vielseitig, aber nichts von diesem Reichtum

und dieser Vielseitigkeit war fest verankert. Er besaß viel Geist, aber einen beschaulichen, theoretischen Geist, der mehr über die Dinge hinglitt, als daß er sich in sie vertiefte. Er war fähig, vieles, beinahe alles, zu begreifen, aber eben diese Vielseitigkeit der Einfühlung und des Verstehens hindert solche Leute daran, alle ihre Kräfte auf einen Gegenstand zu konzentrieren, ihren ganzen Willen auf ihn zu richten. Derartige Menschen haben einen ewigen Drang nach Betätigung, suchen immer ihren eigenen Weg, ohne ihn natürlich je zu finden.

[501] Beltow war auf diese Weise dazu verurteilt, an einem nie befriedigten Tatendurst und einer bedrückenden Untätigkeit zu leiden. Der Autor hat uns meisterhaft seine mißglückten Versuche gezeigt, in den Staatsdienst zu treten und dann Arzt oder Künstler zu werden. Wenn man auch nicht sagen kann, daß er diesen Charakter voll umrissen und erklärt hat, so ist Beltow bei ihm doch eine gut gezeichnete, verständliche und natürliche Figur. Im letzten Teil des Romans jedoch erscheint Beltow plötzlich vor uns als eine Art höhere, geniale Natur, der die Wirklichkeit kein würdiges Betätigungsfeld bietet... Das ist bereits ein ganz anderer Mensch als der, den wir früher so gut kennengelernt hatten; das ist nicht mehr Beltow, sondern etwas in der Art Petschorins. Natürlich war der frühere Beltow, wie jeder Mensch, der seine eigene Rolle spielt, bedeutend besser. Die Ähnlichkeit mit Petschorin kommt ihm ganz und gar nicht zustatten. Wir können nicht verstehen, warum es der Autor nötig hatte, von seinem eigenen Weg auf einen fremden überzugehen! ... Wollte er damit etwa Beltow zur Kruziferskaja emporheben? Das war überflüssig! Für sie wäre er ebenso interessant auch in der früheren Gestalt; auch dann würde er neben dem armen Kruziferski wie ein richtiger Koloß neben einem Zwerg stehen. Er war ein erwachsener, ausgereifter richtiger Mann, jedenfalls was seinen Verstand und seine Lebensauffassung betrifft; und Kruziferski mit seiner edlen Schwärmerei an Stelle einer richtigen Vorstellung von den Menschen und dem Leben wäre auch neben dem früheren Beltow als Kind erschienen, dessen Entwicklung durch irgendeine Krankheit aufgehalten wurde.

Kruziferskaja ihrerseits erscheint im ersten Teil des Romans bedeutend interessanter als im letzten. Man kann nicht sagen, daß ihr Charakter auch dort besonders scharf gezeichnet war; scharf umrissen war dafür jedoch ihre Stellung im Hause Negrows. Dort war sie gut in ihrer Schweigsamkeit, in ihrer Wort und Tatenlosigkeit. Der Leser errät sie, obwohl er fast nicht ein Wort von ihr zu hören bekommt. In der Beschreibung ihrer Situation hat der Autor ungewöhnliche Meisterschaft offenbart. Nur in den Bruchstücken aus ihrem Tagebuch kommt sie bei ihm selbst zu Wort. Wir sind jedoch mit dieser Beichte nicht ganz zufrieden. Abgesehen davon, daß die Manier, den Leser mit den Heldinnen von Romanen durch ihre Aufzeichnungen bekannt zu machen, alt, abgenutzt und unnatürlich ist, haben die Aufzeichnungen der jungen Ljuba etwas künstlich Gemachtes: jedenfalls wird nicht jedermann glauben, daß eine Frau sie [502] geschrieben hat. Offensichtlich ist auch hier der Autor über die Sphäre seines Talents hinausgegangen. Das gleiche können wir auch über die hinterlassenen Tagebuchfragmente der Kruziferskaja am Schluß des Romans sagen. Im einen wie im anderen Fall hat der Autor geschickt eine Aufgabe umgangen, die seine Kräfte überstieg, aber nicht mehr. Überhaupt hat die junge Ljuba, als sie zur Kruziferskaja wurde, aufgehört, ein Charakter, eine lebendige Person zu sein, und hat sich in einen meisterhaft und klug entwickelten Gedanken verwandelt. Sie und Beltow sind die beiden einzigen Figuren, mit denen der Autor nicht recht fertig geworden ist. Aber auch in ihnen muß man sein Geschick und seine Kunst bewundern, das Interesse bis zum Schluß wach zu halten und die Mehrzahl der Leser da zu packen und zu rühren, wo jeder andere mit seinem Talent, aber ohne seinen Verstand und seine richtige Auffassung von den Dingen, nur amüsiert haben würde.

Nicht in dem Bild der tragischen Liebe zwischen Beltow und Kruziferskaja ist also der Wert des Romans Iskanders zu suchen. Wir haben gesehen, daß er überhaupt kein Bild, sondern eine meisterhaft auseinandergesetzte Voruntersuchungsakte ist. Überhaupt ist „Wer ist

schuld?“ eigentlich kein Roman, sondern eine Reihe von Biographien, die meisterhaft geschrieben und durch eben jenen Gedanken, den der Autor nicht poetisch zu entwickeln vermocht hat, geschickt äußerlich miteinander verbunden sind. Diese Biographien haben jedoch auch ein inneres Band, allerdings ganz ohne Beziehung zu der tragischen Liebe zwischen Beltow und Kruzifkersaja. Das ist der Gedanke, der ihnen tief zugrunde liegt, jedem Zug, jedem Wort der Erzählung Leben und Seele gibt und ihr jene überzeugende, fesselnde Kraft vermittelt, die gleich unwiderstehlich auf alle Leser wirkt, mögen sie mit dem Autor übereinstimmen oder nicht, gebildet oder ungebildet sein. Dieser Gedanke tritt beim Autor als Gefühl, als Leidenschaft in Erscheinung, kurz, aus seinem Roman läßt sich ersehen, daß er ebensosehr das Pathos seines eigenen Lebens wie das seines Romans bildet. Wovon er auch reden, wodurch er sich auch zu Abschweifungen verleiten lassen mag – nie vergißt er diesen Gedanken, kehrt unablässig zu ihm zurück, scheint ihn ungewollt immer wieder aussprechen zu müssen. Der Gedanke ist eins mit seinem Talent; in ihm liegt seine Stärke. Könnte er diesem Gedanken gegenüber gleichgültig werden, sich von ihm lossagen – er würde plötzlich sein Talent verlieren. Welches ist nun dieser Ge-[503]danke? Er ist das Leiden, der Schmerz angesichts mißachteter, absichtlich und mehr noch unabsichtlich gekränkter Menschenwürde; er ist das, was die Deutschen *Humanität*[21]nennen. Wem der Gedanke, der in diesem Wort enthalten ist, unverständlich erscheint, der wird in den Werken Iskanders die beste Erklärung für ihn finden. Von dem Wort selbst sei gesagt, daß die Deutschen es aus dem lateinischen Wort humanus gebildet haben, was „menschlich“ bedeutet. Hier ist es als Gegensatz zu „tierisch“ genommen. Wenn ein Menschmit anderen Menschen umgeht, wie der Mensch mit seinen Nächsten, seinen Brüdern im Dasein, umgehen soll, handelt er human; im entgegengesetzten Fall handelt er, wie es dem Tier zukommt. Humanität ist Menschenliebe, aber eine durch Wissen und Bildung entwickelte Menschenliebe. Ein Mensch, der eine arme Waise nicht aus Berechnung, nicht um sich zu brüsten, erzieht, sondern aus dem Wunsch, eine gute Tat zu vollbringen – der sie erzieht wie sein leibliches Kind, sie zugleich aber spüren läßt, daß er ihr Wohltäter ist, sich für sie in Ausgaben stürzt usw. usw., ein solcher Mensch verdient natürlich, gut, moralisch und menschenfreundlich, aber keinesfalls human genannt zu werden. Er besitzt viel Gefühl und Liebe, aber sie sind in ihm nicht bewußt entwickelt, liegen unter einer groben Rinde. Sein grober Verstand kommt gar nicht auf die Vermutung, daß die menschliche Natur zarte, empfindliche Seiten hat, die man behutsam behandeln muß, um den Menschen auch unter den glücklichsten äußeren Umständen nicht unglücklich zu machen oder um einen Menschen, der bei humanerer Behandlung etwas Ordentliches werden könnte, nicht grob, nicht gemein werden zu lassen, aber wie viele solcher Wohltäter gibt es doch auf der Welt, Wohltäter, die die Objekte ihrer reichlichen Wohltaten quälen und manchmal auch zugrunde richten, ganz ohne böse Absicht, manchmal aus rechter Liebe, aus dem demütigen Wunsch, ihnen Gutes zu tun – und die sich dann ehrlich darüber wundern, daß ihnen statt mit Anhänglichkeit und Achtung mit Kälte, Gleichgültigkeit und Undankbarkeit, sogar mit Haß und Feindschaft, vergolten wird oder daß aus ihren Zöglingen Tunichtgute werden, während sie ihnen doch die allermoralischste Erziehung haben zuteil werden lassen. Wie viele Väter und Mütter gibt es, die ihre Kinder wirklich auf ihre Art lieben, aber ihre heilige Pflicht darin sehen, ihnen ständig vor Augen zu halten, daß sie ihren Erzeugern sowohl ihr Leben als auch ihre Kleidung und ihre Erziehung verdanken. Die Unglücklichen ahnen gar nicht, daß [504] sie sich selbst ihrer Kinder berauben, indem sie sie in eine Art Findlinge oder Waisen verwandeln, die sie aus dem Gefühl der Wohltätigkeit heraus zu sich genommen haben. Sie dösen ruhig auf der Sittenregel dahin, daß die Kinder ihre Eltern lieben sollen, und wiederholen später, im Alter, seufzend die abgeklapperte Sentenz, von Kindern sei nichts als Undank zu

[21] Nach diesen Zeilen zu urteilen, ist das Lehnwort „Humanität“ durch niemand anders als Belinski in die russische Sprache eingeführt und zum erstenmal ausführlich erläutert worden.

erwarten. Selbst diese schlimme Erfahrung nimmt ihrem starren Verstand nicht die dicke Eiskruste und bringt sie nicht dazu, endlich einzusehen, daß das menschliche Herz nach seinen eigenen Gesetzen handelt und keine anderen anerkennen will und kann, daß Liebe aus Pflicht und Schuldigkeit ein der menschlichen Natur widerstrebendes, unnatürliches, ausgedachtes Gefühl ist, das es nicht geben kann und das es nie gegeben hat, daß Liebe nur auf Liebe antwortet, daß man Liebe nicht als etwas fordern kann, was einem von Rechts wegen zukommt, daß man jede Liebe gewinnen, verdienen muß, um wen es sich auch handle, mag es die Liebe eines über oder eines unter uns Stehenden, die Liebe des Vaters zum Sohn oder die Liebe des Sohns zum Vater sein. Man sehe sich die Kinder an: es kommt oft vor, daß ein Kind völlig gleichgültig auf seine Mutter blickt, obwohl sie ihm doch die Brust gibt, aber ein schreckliches Gezeter anhebt, wenn es beim Erwachen nicht sofort sein Kindermädchen erblickt, das es ständig um sich zu sehen gewöhnt ist. Hier sieht man: das Kind – dieser vollkommene Ausdruck der Natur – schenkt seine Liebe dem, der ihm seine Liebe in der Tat beweist, der seinetwegen auf jedes Vergnügen verzichtet und sich wie mit einer eisernen Kette an sein bemitleidenswertes, schwaches Dasein kettet.

Humanität steht durchaus nicht im Gegensatz zur Achtung der hohen gesellschaftlichen Stellung oder des Ranges; aber sie steht entschieden im Gegensatz zur Verachtung irgendeines Menschen, wer er auch sei, Tunichtgute und Halunken ausgenommen. Sie erkennt gerne den gesellschaftlichen Vorrang eines Menschen an; sie betrachtet ihn jedoch nicht nur von der äußeren, sondern mehr von der inneren Seite. Die Humanität verlangt nicht nur nicht, daß man einen Menschen niederen Standes, von groben Manieren und Gewohnheiten, mit für ihn ungewohnten Höflichkeitsbeweisen überschüttet, sondern verbietet es sogar, weil eine solche Behandlung diesen Menschen in eine peinliche Lage versetzen und ihn auf die Vermutung bringen würde, es geschehe zum Spott oder aus böser Absicht. Ein humaner Mensch geht mit einem unter ihm stehenden, [505] roh entwickelten Menschen mit einer Art von Höflichkeit um, die jenem nicht sonderbar oder nicht geheuer erscheinen kann, aber er läßt jenen auch nicht vor ihm seine Menschenwürde aufgeben – erlaubt ihm nicht, sich bis zur Erde vor ihm zu verneigen, nennt ihn nicht einfach Wanjka oder Wanjucha oder dergleichen, wie man seine Hunde ruft, wird ihn nicht, zum Zeichen großmütiger Wohlgewogenheit, leicht am Bart zupfen, so daß jener, häßlich grinsend, ihm unterwürfig zur Antwort gibt: „Wofür geruhen Sie, mir geneigt zu sein? ...“ Das Gefühl der Humanität wird gekränkt, wenn ein Mensch in einem anderen die Menschenwürde mißachtet, aber noch mehr wird es gekränkt und leidet es, wenn ein Mensch in sich selbst die eigene Würde nicht achtet.

Dieses Gefühl der Humanität ist es, was sozusagen die Seele der Schöpfungen Iskanders ausmacht. Er ist ein Prediger, ein Advokat der Humanität. Die von ihm auf die Bühne gebrachten Personen sind keine bösen, sind sogar größtenteils gute Menschen, die sich selbst und andere häufiger mit guten als mit schlechten Absichten, mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit quälen und verfolgen. Selbst jene seiner Personen, die durch die Niedrigkeit ihrer Gefühle und die Widerlichkeit ihrer Handlungen abstoßend wirken, werden von dem Autor mehr als Opfer der eignen Ignoranz und jenes Milieus dargestellt, in dem sie leben, denn als Produkte einer bösen Natur. Er schildert Verbrechen, die nicht in den Geltungsbereich der Gesetze fallen und von der Mehrheit als verständige, moralische Handlungen betrachtet werden. Bösewichte gibt es bei ihm wenige: in den drei bisher gedruckten Erzählungen zeigt einzig „Die diebische Elster“ einen Bösewicht, und auch er ist einer, wie ihn heutzutage viele für den tugendhaftesten und moralischsten Menschen zu halten bereit sind. Iskanders Hauptwaffe, die er mit so erstaunlicher Meisterschaft handhabt, ist die Ironie, die sich nicht selten bis zum Sarkasmus steigert, aber häufiger einen leichten graziösen, ungewöhnlich gutmütigen Humor offenbart: man erinnere sich an den guten Postmeister, der Frau Beltow zweimal beinahe umbrachte, das erstemal durch eine Trauer, das zweitemal durch eine Freudenbotschaft, und sich so gutmütig die Hände rieb,

den Erfolg der Überraschung so auskostete, daß es „kein so hartes Herz auf der Welt gibt, das es über sich bringen könnte, ihm aus diesem Scherz einen Vorwurf zu machen, und ihm nicht einen kleinen Imbiß anbieten würde“. Dabei bleibt aber der Autor selbst in dieser durchaus nicht [506] empörenden, sondern nur amüsanten Episode seiner Lieblingsidee treu. Alles, was in dem Roman „Wer ist schuld?“ zu dieser Idee in Beziehung steht, zeichnet sich durch Wirklichkeitstreue und eine über jedes Lob erhabene Meisterschaft der Darstellung aus. Hier, nicht aber in der Liebe zwischen Beltow und Kruziferskaja, liegt die starke Seite des Romans und triumphiert das Talent des Autors. Wir haben weiter oben gesagt, daß dieser Roman aus einer Reihe von Biographien besteht, die miteinander durch einen Gedanken verbunden, aber unendlich mannigfaltig, tief wahr und von hoher philosophischer Bedeutung sind. Hier ist der Autor vollends in seinem Element. Gibt es etwas Besseres in jenem selben Teil des Romans, der ganz der tragischen Liebe zwischen Beltow und Kruziferskaja gewidmet ist, als die Biographie des ehrenwerten Karp Kondratitsch, seiner draufgängerischen Gattin Maria Stepanowna und ihrer armen Tochter Warwara Karpowna, zu Hause Wawa genannt – diese Biographie, die hier nur eine Episode bildet? Wann sind Kruziferski und die junge Ljuba in dem Roman interessant? Zu der Zeit, wo sie im Hause Negrow wohnen und unter allem leiden, was um sie herum geschieht. Derartige Situationen gehen dem Autor gut von der Hand, und er versteht sie ungewöhnlich meisterhaft zu zeichnen. Wann ist Beltow selbst interessant? Wenn wir die Geschichte seiner verkehrten, falschen Erziehung und dann die Geschichte seiner mißlungenen Versuche lesen, seinen eigenen Weg im Leben zu finden. Auch das liegt in der Sphäre des Talents des Autors. Er ist vorwiegend Philosoph und dabei auch ein bißchen Dichter, und er hat das ausgenutzt, um seine Auffassung vom Leben in Gleichnissen darzulegen. Das wird am besten bewiesen durch die ausgezeichnete Erzählung: „Aus der Schrift Doktor Krupows – über die Gemütskrankheiten im allgemeinen und die epidemische Ausbreitung derselben im besonderen“. Hier hat der Autor mit keinem Federstrich, mit keinem Wort die Sphäre seines Talents verlassen, und deshalb äußert sich sein Talent hier mit größerer Bestimmtheit als in seinen anderen Werken. Der Gedanke ist auch hier der gleiche, aber er hat diesmal ausschließlich den Ton der Ironie angenommen, der für die einen sehr vergnüglich und amüsant, für die anderen traurig und quälend ist, und nur bei der Darstellung des scheelen Ljowka – einer Figur, die jedem Künstler Ehre machen würde – wird der Autor ernst. Seinem Gedanken und seiner Ausführung nach ist das entschieden das beste Werk des vergangenen [507] Jahres, obwohl es keinen besonderen Eindruck auf das Publikum gemacht hat. Aber das Publikum hat in diesem Fall recht: in dem Roman „Wer ist schuld ?“ und in einigen Werken anderer Schriftsteller fand es Wahrheiten, die ihm näher lagen und deswegen nötiger und nützlicher waren, dabei herrscht aber in dem letzteren Werk der gleiche Geist, steckt der gleiche Inhalt wie im ersteren. Dem Autor im allgemeinen Einseitigkeit vorwerfen, hieße ihn überhaupt nicht verstehen. Er kann getreu nur jene Welt darstellen, die im Wirkungsbereich seines Lieblingsgedankens liegt; seine meisterhafte Schilderung stützt sich auf eine angeborene Beobachtungsgabe und das Studium einer bestimmten Seite der Wirklichkeit. Als empfängliche, eindrucksfähige Natur hat der Autor in seinem Gedächtnis viele Gestalten und Bilder aufbewahrt, die ihn schon in der Kindheit frappiert haben. Es ist leicht einzusehen, daß die von ihm ins Leben gerufenen Figuren nicht reine Phantasieprodukte sind, sondern eher ein meisterhaft bearbeitetes und manchmal auch völlig umgearbeitetes Rohmaterial, das ganz der Wirklichkeit entnommen ist. Wir haben ja bereits gesagt, daß der Autor mehr Philosoph und nur ein bißchen Dichter ist[22] ...

Den genauen Gegensatz zu ihm bildet in dieser Hinsicht der Autor der „Alltäglichen Geschichte“. Er ist Dichter, Künstler, und weiter nichts. Er empfindet weder Liebe noch Feindschaft für die von ihm geschaffenen Figuren, sie machen ihm kein Vergnügen und keinen Ärger, er gibt

[22] Im vorliegenden Aufsatz gibt Belinski eine blendende Charakteristik A. I. Herzens, die im übrigen bereits in seinen etwa zwei Jahre vorher geschriebenen Briefen im wesentlichen skizziert war.

weder ihnen noch auch dem Leser irgendwelche moralische Lehren; er scheint zu denken, jeder kommt für sein Unglück selber auf, was geht's mich an? Von allen heutigen Schriftstellern nähert er allein, und nur er allein, sich dem Ideal der reinen Kunst, während alle anderen sich von ihm unendlich weit entfernt haben – und eben dadurch Fortschritte machen. Alle heutigen Schriftsteller haben noch etwas mehr als Talent, und dieses „etwas" ist wichtiger als das Talent selbst und macht seine Stärke aus; Herr Gontscharow hat nichts als Talent; er ist mehr als irgend jemand sonst heutzutage, eigentlich künstlerischer Dichter. Sein Talent ist nicht erstklassig, aber stark und bemerkenswert. Zu seinen Besonderheiten gehört eine ungewöhnliche Meisterschaft in der Zeichnung weiblicher Charaktere. Er wiederholt sich nie, keine einzige seiner Frauen erinnert an eine andere, und alle sind als Porträt hervorragend. Was hat die grobe, böse, aber auf ihre Art auch zärtlicher Gefühle fähige Agrafena mit der schwärmerischen, nervösen Dame [508] der großen Welt zu tun? Und jede von ihnen ist in ihrer Art ein meisterhaftes Kunstwerk. Die Mutter des jungen Adujew und die Mutter der jungen Nadja sind beide alte Frauen, beide sehr gütig, lieben beide ihre Kinder heiß und fügen beide ihren Kindern gleichermaßen Schaden zu; schließlich sind beide dumm und trivial. Dabei sind diese beiden Figuren jedoch völlig verschieden: die eine ist eine Gnädige aus der Provinz, aus dem vorigen Jahrhundert, sie liest nichts und versteht nichts als den Kleinkram der Wirtschaft: kurz, sie ist eine brave Enkelin der bösen Frau Prostakowa; die andere ist eine hauptstädtische gnädige Frau, liest französische Bücher, versteht nichts als den Kleinkram der Wirtschaft, kurz, sie ist eine brave Urenkelin der bösen Frau Prostakowa. In der Darstellung solcher platter, trivialer Personen, denen jede Selbständigkeit und jede Originalität fehlt, zeigt sich manchmal das Talent besonders gut, weil nichts schwerer ist, als sie durch irgendwelche besondere Züge kenntlich zu machen. Was hat die leichtlebige, eigensinnige und ein bißchen hinterlistige Nadjenka gemein mit der äußerlich ruhigen, aber von einem inneren Feuer verzehrten Lisa? Die Tante des Romanhelden ist eine eingeschobene und nur beiläufig skizzierte Figur – aber was für eine prachtvolle weibliche Gestalt! Wie prächtig ist sie in der Szene, die den ersten Teil des Romans abschließt! Wir wollen nicht weiter auf die Meisterschaft eingehen, mit der die männlichen Charaktere umrissen sind: die weiblichen konnten wir nicht unerwähnt lassen, weil bisher selbst erstklassigen Talenten bei uns selten Ähnliches gelungen ist; bei unseren Schriftstellern ist die Frau entweder ein süßlich-sentimentales Wesen oder ein Seminarist in Rock und Bluse mit papiernen Phrasen auf den Lippen. Die Frauen des Herrn Gontscharow sind lebendige, wirklichkeitstreue Geschöpfe. Das ist etwas Neues in unserer Literatur.

Wenden wir uns den beiden männlichen Hauptpersonen des Romans zu, dem jungen Adujew und seinem Onkel Pjotr Iwanytsch: über diesen muß man unbedingt ein paar Worte sagen, wenn von jenem die Rede ist, denn durch seine Gegensätzlichkeit läßt er den Helden des Romans noch markanter hervortreten. Man sagt, der junge Adujew sei ein veralteter Typ; man sagt, derartige Charaktere gäbe es im heutigen Rußland bereits nicht mehr. Nein, solche Charaktere sind noch nicht ausgestorben und werden nie aussterben, denn sie sind nicht immer nur ein Produkt der Lebensumstände, sondern manchmal der Natur selbst. Ihr Stammvater ist in Rußland [509] Wladimir Lenski, der in grader Linie von Goethes Werther herkommt. Puschkin hat als erster das Vorhandensein derartiger Naturen in unserer Gesellschaft entdeckt und auf sie hingewiesen. Im Laufe der Zeit werden sie sich ändern, aber im Wesen werden sie stets die gleichen bleiben... In Petersburg angekommen, schwärmt der junge Adujew davon, mit welcher Freude er seinen hochverehrten Onkel in die Arme schließen und wie begeistert der Onkel ihn aufnehmen wird. Er nimmt im Gasthaus Aufenthalt – und fürchtet, der Onkel könnte böse sein, daß er nicht direkt zu ihm gefahren ist. Die kühle Aufnahme durch den Onkel läßt seine provinziellen Träume verfliegen. Bis hierhin ist der junge Adujew mehr Provinzler als Romantiker. Er war sogar unangenehm davon berührt, daß der Onkel Sajesshalow einen Esel und die Tante vom Lande, mit ihrer gelben Blume, eine dumme Gans nannte und ihre Briefe als erzdumm bezeichnete. Die Provinzler sind oft höchst komisch in

ihren Beziehungen zu ihren Verwandten und Bekannten. In den Kleinstädten ist das Leben eintönig, eng, kleinlich, jeder kennt jeden, und wenn man nicht miteinander verzankt ist, lebt man unbedingt in zärtlichster Freundschaft: neutrale Beziehungen gibt es fast nicht. Und da macht sich nun ein junger Mann aus dem kleinen Städtchen in die Hauptstadt auf, um sein Glück zu suchen; alle nehmen Interesse an ihm, begleiten ihn auf den Weg, wünschen ihm alles Glück und bitten, sie nicht zu vergessen. Er fühlt sich schon ganz heimisch in der Hauptstadt, das Heimatstädtchen stellt sich ihm in traumhaftem Nebel dar; unter dem Einfluß neuer Eindrücke, neuer Bekanntschaften, Beziehungen und Interessen hat er selbst die Namen und die Gesichter der Leute längst vergessen, die er in seiner Kindheit so gut gekannt hat, und erinnert sich nur an die nächsten Angehörigen, und auch sie stellt er sich so vor, wie er sie verlassen hat, und doch haben ja auch sie sich seither verändert. Aus ihren Briefen erkennt er, daß er nichts mit ihnen gemein hat; in seinen Antworten paßt er sich an ihren Ton, an ihre Begriffe an; was Wunder, daß er ihnen immer seltener und seltener schreibt und schließlich ganz zu schreiben aufhört. Der Gedanke, daß einer der Verwandten oder Bekannten in die Hauptstadt zu Besuch kommen könnte, beängstigt ihn ebenso, wie die Bewohner einer Stadt im Grenzbezirk während eines Krieges bei dem Gedanken zittern, der Feind könnte ihre Straße entlang marschieren. In der Hauptstadt hat man kein Verständnis für Liebe aus der Ferne; hier ist man der Meinung, Liebe, Freund-[510]schaft, gute Beziehungen und Bekanntschaft würden durch persönlichen Umgang aufrechterhalten, kühlten sich aber ab und hörten auf bei Trennung und durch Abwesenheit. In der Provinz denkt man genau umgekehrt; dank der Monotonie des Lebens ist der Hang zu Liebe und Freundschaft dort erstaunlich entwickelt. Dort ist man froh über jedermann; einander im Wege zu stehen, keine Ruhe zu geben, gilt dort als heiligste Pflicht. Wenn jemand nicht mehr von den Verwandten und den Bekannten belästigt wird, hält er sich für den unglücklichsten, gekränktesten Menschen der Welt. Wenn zu einem in der Kleinstadt lebenden Provinzler plötzlich eine ganze Horde von Verwandten und Bekannten angereist kommt und sein Häuschen in ein vollgepfropftes Heringsfäßchen verwandelt, weiß er sich, nach außen hin, vor Freude nicht zu lassen; mit vergnügtem Gesicht läuft er geschäftig hin und her, bewirtet den ganzen Schwarm, um ihn innerlich von ganzem Herzen zu verfluchen. Dabei aber sollen diese Leute nur einmal probieren, bei einer anderen Gelegenheit nicht bei ihm Wohnung zu nehmen: das wird er ihnen nie verzeihen! Das ist eben die patriarchalische Logik der Provinz. Und mit ebenderselben Logik fährt manchmal der Provinzler mit seiner ganzen Familie in Geschäften in die Hauptstadt: Hier hat er einen Verwandten, der schon vor etwa zwanzig Jahren aus seinem Städtchen fortgezogen ist und alle seine Verwandten und Bekannten längst gründlich vergessen hat. Unser Provinzler fliegt ihm entgegen mit offenen Armen, mit den lieben Kinderchen, die in Lehranstalten untergebracht werden sollen, mit der heißgeliebten Gattin, die kommt, um sich in den hauptstädtischen Modesalons umzusehen. Das schallt nur so von Achs und Ohs, von Geschrei, Gequietsch und Gepiepse. „Und wir sind gleich zu euch, wir konnten uns nicht entschließen, erst in den Gasthof zu gehen!“ Der hauptstädtische Verwandte erbleicht, er weiß nicht, was er tun, was er sagen soll; er ist wie der Bewohner einer vom Feind besetzten Stadt, in dessen Haus eine Horde marodierender feindlicher Soldaten eingebrochen ist. Dabei hat man ihm schon ausführlich erklärt, wie sehr man ihn liebt, wie man sich seiner erinnert, wie man immer nur von ihm redet und wie man auf ihn baut, wie fest man überzeugt ist, daß er ganz gewiß behilflich sein wird, die kleinen Kostjas, Petjas, Fedjas, Mitjas in einer Militäranstalt und die kleinen Maschas, Saschas, Ljubas und Tanjas in einem Töchterinstitut unterzubringen. Der hauptstädtische Verwandte sieht, daß ein Augenblick über seinen Untergang oder [511] seine Rettung entscheidet, rafft sich auf und erklärt dem feindlichen Detachement*

* (bildungssprachlich) [auf Absonderung bedachte] kühle Distanzhaltung; (Militär veraltet) für besondere Aufgaben abkommandierte Truppenabteilung

mit kühler Höflichkeit, daß er sie in keiner Weise bei sich aufnehmen kann, daß seine Wohnung selbst für die eigne Familie zu eng ist, daß die Militäranstalten und die Töchterinstitute Kinder nur auf Grund von Aufnahmeprüfungen und nach gesetzlich festgelegten Regeln aufnehmen, daß keine Protektion etwas ausrichten kann, wenn keine Plätze frei sind oder die Kinder nicht das Aufnahmealter erreicht oder es überschritten haben oder die Prüfung nicht bestehen, am wenigsten aber die Protektion eines so unbedeutenden Mannes wie er, der dazu noch bei einer ganz anderen Behörde angestellt ist und keinen Direktor einer Lehranstalt kennt. Die enttäuschten Provinzler entfernen sich wütend, speien Gift und Galle gegen den Egoismus und die Verkommenheit der Hauptstadt und reden von ihrem Verwandten wie von einem Ungeheuer. Dabei ist dieser vielleicht ein höchst anständiger Mensch; seine ganze Schuld besteht darin, daß er seine Wohnung nicht in ein garstiges Zigeunerlager verwandeln lassen, im eignen Haus nicht die letzte Gemütlichkeit und jede Möglichkeit verlieren wollte, in der Stille seines Arbeitszimmers seine Dienstangelegenheiten zu bearbeiten, an den Abenden entweder ihm nahestehende oder dienstlich nützliche und unentbehrliche Leute zu empfangen, sich also einzuschränken und sich schwere Entbehrungen aufzuerlegen, und das alles Leuten zuliebe, die ihm gänzlich fremd sind und mit denen er nicht einmal die Bekanntschaft aufrechterhalten möchte. Dabei sind aber auch diese Provinzler auf ihre Art gute und sogar nicht dumme Leute; ihre ganze Schuld besteht darin, daß sie bei ihrer Reise in die Hauptstadt davon überzeugt sind, dort, abgesehen von Größe, Glanz und Modesalons, ihr eignes Städtchen mit all seinen Sitten, Gebräuchen und Begriffen zu finden. Sie lieben auf ihre Art Luxus und Pracht, wenn sie auch keinen Geschmack haben, und sind, falls das Geld reicht, bereit, ihre Empfangsräume und ihre guten Stuben nach allen Regeln herauszustaffieren; von Studierzimmern wissen sie nichts und haben keine Ahnung, wozu sie da sind; die Schlaf- und die Kinderzimmer sind bei ihnen stets die schmutzigsten Stuben; ihnen macht es nichts aus, sich einzuschränken und zusammenzuquetschen, den Begriff des Komforts gibt es für sie nicht, sie sind an Enge gewöhnt und lieben sie nach dem Sprichwort: wo man eng beisammen haust, riecht's kräftiger nach Wohnung. Sie freuen sich über jeden Besuch und sind, wie Pjotr Iwanytsch sagt, gern bereit, auch nachts noch [512] ein Abendessen herzurichten. Nach einer Bemerkung seines Neffen ist dieser Zug eine russische Tugend, womit Pjotr Iwanytsch entschieden nicht einverstanden ist. „Was soll das für eine Tugend sein?“ sagt er. „Aus lauter Langerweile freut man sich dort über jeden Schurken; bitte, bitte, iß nach Herzenslust, bring nur ein bißchen Leben in unser Nichtstun, hilf uns die Zeit totschlagen und laß dich ein bißchen anschauen: immerhin mal was Neues; aufs Essen kommt's uns nicht an, das kostet hier so gut wie nichts... Eine widerliche Tugend!“ Pjotr Iwanytsch drückt sich ein bißchen hart aus, aber durchaus nicht ganz ungerecht. Die zuvorkommende Gastfreundlichkeit der Provinzler beruht in der Tat vor allem auf Nichtstun, Müßiggang, Langerweile und Gewohnheit. Die Macht der Hauptstädter bemessen sie nicht nach Stellung, Verbindungen und Einfluß, sondern nach dem Dienstrang, und sind in tiefster Seele überzeugt, daß jemand, wenn er einmal Wirklicher Staatsrat ist, unbedingt eine hochmögende Person darstellt, die nur ein Wort zu sagen braucht, um sofort einen sich fünfzig Jahre hinschleppenden Prozeß zu unseren Gunsten zur Entscheidung zu bringen, unsere Kinder in einer Lehranstalt Aufnahme finden zu lassen und uns eine einträgliche Stellung, einen Titel und einen Orden zu verschaffen. Man schlage ihnen eine Bitte ab, weil man sie, auch beim besten Willen, unmöglich erfüllen kann – und schon ist man der allerunmoralischste Mensch, überheblich, trägt die Nase hoch und verachtet die Provinzler. Ihre oberste Tugend dagegen ist, niemandem überheblich zu begegnen, die Bekanntschaft mit niemandem zu verleugnen, allen und jedem bereitwillig zu Diensten zu stehen. Allerdings gibt es nirgends sonst noch so viel Wichtigtuerei, Geziertheit, Rücksicht auf Anciennität*, Rang und Titel, aber dieses für den Frieden und die Eintracht

* Rangfolge, die sich aufgrund des Dienstalters ergibt.

aller gefährliche Laster ist dort gemildert durch die tugendhafte Bereitschaft, sich in Gegenwart eines auch nur um einen Dienstgrad höheren Mannes ganz klein zu machen und sich zugleich vor einem Menschen mit geringerem Dienstgrad nichts von seiner Wurde zu vergeben. Diese Tugend blüht übrigens auch in der Hauptstadt, allerdings in raffinierteren Formen. Aber in der Provinz macht man das mit geradezu arkadischer [ideale, idyllische] Naivität. „He, Freundchen“, sagt der reiche Gutsbesitzer oder der gewichtige Beamte zum armen Gutsbesitzer oder Beamten, „du hast mich wohl ganz vergessen oder bist mit mir unzufrieden, oder ich füttere dich nicht gut genug; ich meine, für dich stände bei mir immer noch ein Napf auf [513] dem Tisch, komischer Kauz!“ Der arme Kerl ist leicht verwirrt, brummelt eine Entschuldigung, während er in ehrerbietiger Pose vor seinem Patron steht; aber seine Augen strahlen vor Zufriedenheit: er weiß, wo Zorn ist, da ist auch Gnade, und manches Schimpfen enthält mehr Liebe als manch eine Zärtlichkeit. „Na also, laß gut sein, Gott verzeiht dir’s, jetzt wollen wir einen Rappen zusammen essen, das Mittagbrot ist fertig.“ Und beide sind zufrieden – der eine, daß er die Gesetze der patriarchalischen Gastfreundschaft strengstens eingehalten und ein gutes Werk an einem armen Mann getan hat; der andre, daß er gut aufgenommen und von einer in seinen Augen so gewichtigen Persönlichkeit freundlich behandelt worden ist. Und dieser arme Schlucker wird der Gesellschaft ihm gleichgestellter Leute stets nicht nur die Gesellschaft der Aristokraten seines Provinznests vorziehen, sondern auch die Gesellschaft unter ihm stehender Leute, weil er nur dann richtig zum Gefühl seiner Würde kommen kann, wenn er vor Höherstehenden sich erniedrigt und vor Tieferstehenden geziert tut. Das bezieht sich natürlich nicht auf alle Provinzler; überall gibt es gebildete, kluge und achtbare Menschen, aber sie sind überall in der Minderheit, und wir reden von der Mehrheit. Die unmittelbare Umgebung wirkt so stark auf den Menschen ein, daß sich auch die besten unter den Provinzlern nicht ganz von provinziellen Vorurteilen freihalten können und, wenn sie in die Hauptstadt kommen, zuerst einmal nicht wissen, woran sie sind. Hier kommt ihnen alles fremd und seltsam vor, alles ist anders als bei ihnen zu Hause. Dort ist alles einfach, ohne große Umstände; man besucht einander zu jeder Zeit ohne vorherige Anmeldung. Da kommt der Nachbar zum Nachbarn; im Flur ist entweder niemand, oder auf einer schmuddligen Truhe schläft ein unrasierter Lakai oder ein zerlumpter junger Bursche, und er schläft, weil er nichts zu tun hat, obwohl der Dreck und der Gestank ringsherum ihm für gut zwei Tage Arbeit machen könnten. Und nun geht der Gast ins Empfangszimmer – niemand, ins Wohnzimmer – auch niemand, er gerät ins Schlafzimmer – und auf einmal ertönt ein piepsiges „Ach!“; der Gast sagt angenehm verwirrt: „Äh – verzeihn...“, zieht sich langsam ins Wohnzimmer zurück, jemand kommt zu ihm herausgelaufen, erklärt, hocherfreut über den Besuch zu sein, und beide lachen über das drollige Abenteuer. Hier in der Hauptstadt dagegen – alles hinter Schloß und Riegel, überall Klingeln, überall das unvermeidliche „Was darf ich ausrichten?“ und [514] dann – bald: er ist nicht zu Hause, bald: er fühlt sich nicht wohl, bald: Sie müssen entschuldigen – er ist beschäftigt; wenn man ihn Joch empfängt, dann natürlich höflich, aber dafür wie gleichgültig und kalt, keine Spur von Gastlichkeit, weder zu einem Imbiß noch zum Mittagessen lädt man einen ein...

Aber wenden wir uns dem Helden der „Alltäglichen Geschichte“ zu. Er hat ein Gefühl für Delikatesse und weiß, was sich gehört; obwohl er überzeugt war, daß der Onkel ihn begeistert aufnehmen und bei sich in der Wohnung unterbringen würde, ließ ein dunkles Vorgefühl ihn doch im Gasthaus absteigen. Hätte er sich beizeiten die gute Gewohnheit angeeignet, über die nächstliegenden Dinge nachzudenken, so hätte er sich Gedanken über das dunkle Vorgefühl gemacht, das ihn veranlaßte, im Gasthaus Wohnung zu nehmen und nicht gleich zum Onkel in die Wohnung zu fahren, und er würde dann alsbald verstanden haben, daß er keine Ursache hatte, von dem Onkel einen anderen als höchstens gleichgültig-freundlichen Empfang zu erwarten, und daß er keinerlei Anspruch darauf hatte, bei ihm in der Wohnung Unterkunft zu finden. Unglücklicherweise aber war er gewohnt, nur über die Liebe, die Freundschaft und

andere erhabene und ferne Gegenstände Betrachtungen anzustellen, und deshalb stand er vor dem Onkel als ein Provinzler vom Scheitel bis zur Sohle. Die vernünftigen und verständigen Worte des Onkels sagten ihm nichts, sondern hinterließen nur einen bedrückenden, betrüblichen Eindruck und ließen ihn romantisch leiden. Er war dreifach Romantiker – von Geburt, durch Erziehung und nach seinen Lebensverhältnissen, wo doch *eine* dieser Ursachen genügt hätte, einen anständigen Menschen die Haltung verlieren und einen Haufen Dummheiten begehen zu lassen. Manche finden, daß er mit seinen dinglichen Merkzeichen für nichtdingliche Beziehungen und mit seinen anderen gar zu kindlichen Extravaganzen nicht ganz wahrscheinlich ist, besonders in unseren Tagen. Wir wollen nicht streiten, vielleicht enthielt diese Bemerkung auch einen Teil Wahrheit; die Sache ist aber die, daß man die vollständige Darstellung des Charakters des jungen Adujew nicht hier suchen muß, sondern in seinen Liebeserlebnissen. In ihnen haben wir ihn ganz, in ihnen ist er der Repräsentant einer Menge ihm aufs Haar ähnelnder Menschen, wie sie wirklich diese irdische Welt bevölkern. Wir wollen ein paar Worte über diese nicht neue, aber immer noch interessante Sorte sagen, der diese romantische kleine Bestie angehört.

[515] Das ist jener Schlag Menschen, denen die Natur im Überfluß nervöse Empfindlichkeit verliehen hat, die oft bis zu krankhafter Reizbarkeit (susceptibilité) geht. Sie lassen früh ein feines Verständnis für vage Empfindungen und Gefühle erkennen, lieben es, diesen nachzugehen, sie zu beobachten und nennen das – ihr Innenleben genießen. Sie sind infolgedessen sehr schwärmerisch und lieben entweder die Einsamkeit oder einen Kreis auserwählter Freunde, mit denen sie über ihre Empfindungen, ihre Gefühle und ihre Gedanken plaudern können, obwohl sie an Gedanken ebenso arm wie an Empfindungen und Gefühlen reich sind. Überhaupt sind sie von Natur reich mit seelischen Fähigkeiten ausgestattet, betätigen diese Fähigkeiten jedoch rein passiv: manche von ihnen haben Verständnis für viele Dinge, aber nicht einer ist imstande, irgend etwas zu tun oder auszuführen; er ist ein bißchen Musiker, ein bißchen Maler, ein bißchen Poet, wenn's darauf ankommt, sogar ein bißchen Kritiker und Literat, aber all diese Talente erlauben ihm nicht, sich Ruhm zu erwerben oder einen Namen zu machen, ja nicht einmal irgend etwas von mittelmäßigem Gehalt zutage zu fördern. Von allen geistigen Fähigkeiten sind bei ihnen besonders stark die Einbildungskraft und die Phantasie entwickelt, aber nicht jene Phantasie, mittels welcher der Dichter schafft, sondern jene Phantasie, die den Menschen mehr Vergnügen an der Schwärmerei von den Gütern des Lebens finden läßt als an den wirklichen Gütern selber. Das nennt sich bei ihnen: ein höheres Leben leben, das der verachteten Menge verschlossen ist, hoch in den Wolken schweben, während die verachtete Menge tief unten herumkriecht. Von Natur sind sie sehr gutmütig, sympathisch, zu großzügigen Regungen fähig, aber da die Phantasie bei ihnen Verstand und Herz überwiegt, gelangen sie leicht zu einer bewußten Verachtung des „trivialen gesunden Menschenverstandes – durch den sich, nach ihrer Meinung, die materiell eingestellten, groben und nichtigen Leute auszeichnen, für die es nichts Erhabenes und Schönes gibt"; ihr in seinen Instinkten und Bestrebungen ständig durch ihren Willen vergewaltigtes Herz wird unter der Leitung der Phantasie bald liebearm, und sie werden zu schrecklichen Egoisten und Despoten, was sie selbst gar nicht bemerken, sie sind vielmehr ehrlich davon überzeugt, die liebevollsten und opferfreudigsten Menschen zu sein. Da sie in ihrer Kindheit durch die frühe, schnelle Entwicklung ihrer Fähigkeiten allgemeines Erstaunen erregt und sowohl durch ihre Vorzüge als auch durch ihre Mängel großen Ein-[516]fluß auf ihre Altersgenossen gewonnen haben, von denen manche wesentlich höher standen als sie – ist es nur natürlich, daß sie von Jugend auf übermäßig gelobt wurden und eine hohe Meinung von sich selbst bekamen. Die Natur hat ihnen ohnehin bedeutend mehr Eigenliebe zugemessen, als für das Gleichgewicht im Leben eines Menschen vonnöten ist – ist es da verwunderlich, daß ihre leichten, wenig verdienten blendenden Erfolge ihre Eigenliebe in unwahrscheinlichem Grade steigerten? Aber die Eigenliebe tritt bei ihnen stets in solcher Verkleidung auf, daß sie sie

beim besten Willen gar nicht ahnen; sie halten sie ehrlich für ein geniales Streben nach Ruhm, nach allem Großen, Erhabenen und Schönen. Sie bleiben lange Zeit wie behext von drei Lieblingsideen: Ruhm, Freundschaft und Liebe. Alles übrige existiert für sie nicht; es kommt nach ihrer Meinung der verachteten Menge zu. Jede Art von Ruhm ist für sie gleich verführerisch, und sie schwanken anfänglich lange, welchen Weg sie einschlagen sollen, um Ruhm zu erwerben. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß jemand, der sich für gleichbefähigt auf jedem Feld der Ehre hält, auf keinem etwas ausrichtet – daß die größten Männer von ihrer Genialität nicht eher Kenntnis bekommen haben, als bis sie zuerst einmal etwas wirklich Großes und Geniales ausrichteten, und daß sie zu dieser Kenntnis nicht durch das eigne Bewußtsein kommen, sondern durch den zustimmenden, begeisterten Beifall der Menge. Da lockt sie z. B. der militärische Ruhm, sie möchten gar zu gern Napoleons werden, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß man ihnen gleich auf den ersten Anhieb das Kommando wenigstens über eine kleine, nun, sagen wir, hunderttausend Mann starke Armee überträgt, damit sie sofort die Möglichkeit bekommen, die Reihe ihrer glänzenden Siege zu eröffnen. Es lockt sie der staatsbürgerliche Ruhm, jedoch unter der einen Bedingung, schnurstracks in den Ministersessel zu springen und sofort den Staat umzugestalten (sie halten ja im Kopfe stets ausgezeichnete Projekte für alle möglichen Reformen bereit, sie brauchen sich bloß hinzusetzen und sie niederzuschreiben). Da aber die Mißgunst der Leute solche geniale Menschen an solchen genialen Sprüngen hindert und verlangt, daß jeder seine Laufbahn von vorne beginnt, und nicht von hinten, und durch die Tat, und nicht bloß mit Worten, seine Genialität beweist, sehen sich unsre Genies nolens volens [wohl oder übel] bald nach anderen Wegen zum Ruhme um. Manchmal machen sie sich auch an die Wissenschaft, aber nicht für lange: das ist eine [517] trockne, langweilige Materie, man muß viel lernen und viel arbeiten, und Herz und Phantasie kommen nicht auf ihre Kosten. Bleibt die Kunst, aber welche soll man wählen? Architektur, Bildhauerei, Malerei und Musik gelingen keinem Genie ohne schwere, anhaltende Arbeit und, was für unsre Romantiker das Ärgste und Peinlichste ist, ohne eine anfangs rein materielle und mechanische Arbeit. Bleibt die Dichtung – und schon stürzen sie sich auf sie und schmücken sich in ihren Träumen, ohne noch das Geringste geleistet zu haben, mit der feurigen Aureole des Dichterruhms. Ihr Hauptirrtum ist nicht einmal die törichte Überzeugung, in der Poesie brauche man nur Talent und Inspiration und, wer zum Poeten geboren sei, der brauche nichts zu lernen, nichts zu wissen: wer wirklich großes Talent besitzt, der wird eben dank diesem Talent rasch begreifen, wie töricht dieser Gedanke ist, und wird sich daranmachen, alles zu studieren, sich alles anzuhören und anzuschauen. Nein, ihr verhängnisvoller Hauptirrtum besteht darin, daß sie zutiefst von ihrer poetischen Berufung wie von einer unbestreitbaren Wahrheit überzeugt – mit diesem unglückseligen Gedanken verwachsen sind und jeden Glauben an sich und an das Leben verlieren und in der Blüte ihrer Jahre zu Klappergreisen werden würden, müßten sie ihn enttäuscht aufgeben. Und so macht sich unser Romantiker daran, Verse zu schreiben, und besingt in ihnen alles, was lange vor ihm große wie kleine Poeten und Nichtpoeten besungen haben. Er singt in ihnen von seinen Leiden, die er nie empfunden hat, und spricht von seinen dunkeln Erwartungen, aus denen nur so viel zu ersehen ist, daß er selber nicht weiß, was er will; er breitet den Menschenbrüdern inbrünstig die Arme entgegen und will gleich auf einmal die ganze Menschheit an seine Brust drücken oder führt bitterlich Klage, daß die Menge sich seinen brüderlichen Umarmungen kühl entzieht. Der Ärmste begreift nicht, daß es jemanden, der in seinem Arbeitszimmer sitzt, nichts kostet, plötzlich in unbändiger Liebe zur Menschheit zu entbrennen, daß es jedenfalls viel, viel leichter ist, als auch nur eine Nacht ohne Schlaf am Bett eines Schwerkranken zu verbringen. Gewöhnlich messen die Romantiker dem Gefühl eine schreckliche Bedeutung bei und glauben, daß nur sie allein mit starken Gefühlen ausgestattet seien, während die anderen ihrer entbehren, weil sie nicht viel Wesens von ihren Gefühlen machen. Das Gefühl ist gewiß eine wichtige Seite der menschlichen Natur, aber nicht jedermann han-

delt immer im Einklang mit seiner Fähigkeit [518] zu tiefem und starkem Gefühl. Es kommt auch vor, daß manch einer um so gefühlloser lebt, je gefühlvoller er sich gibt: er schluchzt über Gedichten, bei Musik, wenn er in einem Roman oder einer Erzählung menschliches Elend lebendig dargestellt findet – und geht gleichgültig an wirklichem Leid vorüber, das sich vor seinen Augen abspielt. Manch ein Gutsverwalter deutscher Herkunft liest seinem Minchen mit Tränen der Begeisterung in den Augen irgendeine begeisterte Botschaft Schillers an Laura vor und geht dann nach dem letzten Vers mit nicht geringerem Vergnügen daran, ein paar Bäuerlein dafür auszupeitschen, daß sie es gewagt haben, ihrem gnädigen Herrn schüchterne Andeutungen darüber zu machen, daß sie nicht ganz zufrieden sind mit der väterlichen Fürsorge des Verwalters für ihr Wohlergehen, von der er allein immer fetter wird, sie dagegen immer magerer werden. – Die Verse unsres Romantikers sind glatt, blendend und zeigen sogar eine gewisse poetische Bearbeitung; obwohl sie reichlich von Rhetorik triefen, blickt in ihnen stellenweise Gefühl durch und blitzt manchmal sogar ein Gedanke (als Abglanz eines fremden Gedankens) auf – kurz, man spürt so etwas wie Talent. Seine Verse erscheinen in Zeitschriften, viele loben sie; und wenn er mit ihnen in einer Übergangszeit der Literatur hervortritt, kann er es sogar zu ziemlicher Berühmtheit bringen. Aber die Übergangsperioden der Literatur sind für solche Poeten auch besonders verhängnisvoll: ihre in kurzer Zeit durch irgendein *Etwas* erworbene Berühmtheit wird in ebenso kurzer Zeit einfach wieder durch ein *Nichts* ausgelöscht; zuerst hört man auf, ihre Verse zu loben, dann sie zu lesen und schließlich auch, sie zu drucken. Dem jungen Adujew allerdings gelang es nicht einmal, sich auch nur für einen Augenblick falscher Berühmtheit zu erfreuen: daran hinderten ihn sowohl die Zeit, zu der er mit seinen Versen hervortrat, als auch sein kluger, offenherziger Onkel. Sein Unglück war nicht, daß er unbegabt war, sondern daß er anstatt Talent nur ein halbes Talent besaß, was beim Dichten schlimmer ist als Unbegabtheit, weil es dem Menschen falsche Hoffnungen erweckt. Man erinnert sich, wie schwer ihm der enttäuschte Verzicht auf seine poetische Berufung fiel...

Auch die Freundschaft kommt dem Romantiker teuer zu stehen. Um echt zu sein, muß jedes Gefühl zuerst einmal natürlich und einfach sein. Es sind manchmal ähnliche, manchmal gegensätzliche Naturen, die Freundschaft schließen, jedenfalls ist aber Freundschaft [519] ein ungewolltes, eben weil freies Gefühl; es wird vom Herzen gelenkt und nicht vom Verstand oder Willen. Einen Freund kann man nicht mal suchen, wie man einen Bauunternehmer anstellt, einen Freund kann man nicht wählen: zu Freunden wird man zufällig und ohne daß man es merkt; Gewohnheit und Lebensumstände befestigen die Freundschaft. Wahre Freunde geben der Sympathie, die sie verbindet, keinen Namen, quatschen nicht beständig über sie, fordern nichts voneinander im Namen der Freundschaft, sondern tun füreinander alles, was sie können. Es hat Beispiele gegeben, wo ein Freund den Tod seines Freundes nicht ertrug und kurz nach ihm starb; ein anderer wird durch den Verlust seines Freundes aus einem fröhlichen Menschen fürs ganze Leben zum Melancholiker, während ein dritter trauert, sich grämt und sich schließlich tröstet, aber wenn er für immer eine zugleich traurige und freundliche Erinnerung bewahrt – dann war er ein wahrer Freund des Verstorbenen, obwohl er über den Verlust nicht nur weder selbst gestorben ist noch den Verstand verloren hat oder zum Melancholiker geworden ist, sondern sogar die Kraft gefunden hat, auch ohne den Freund im Leben ziemlich glücklich zu sein. Grad und Charakter der Freundschaft hängen von der Persönlichkeit der Freunde ab; die Hauptsache ist hier, daß es in den Beziehungen nichts Gekünsteltes, Gewaltsames, Exaltiertes gibt, nichts, was nach Pflicht und Muß aussieht, andernfalls ist manch einer zu Gott weiß welcher Selbstaufopferung für den Freund bereit, nur um sich und manchmal auch anderen sagen zu können: „So bin ich als Freund!“ oder: „Seht, zu was für einer Freundschaft ich fähig bin!“ Grade diese Art von Freundschaft vergöttern die Romantiker. Ihre Freundschaft läuft nach einem vorher aufgestellten Programm ab, in dem Wesen, Rechte und Pflichten der Freundschaft exakt definiert sind: es fehlt nur, daß sie mit ihren

Freunden Kontrakte abschließen. Sie brauchen die Freundschaft, um die Welt in Staunen zu versetzen und ihr zu zeigen, wie sich große Naturen in der Freundschaft von den gewöhnlichen Menschen, von der Menge unterscheiden. Was sie bei der Freundschaft anzieht, ist nicht so sehr das in jungen Jahren so starke Bedürfnis nach Sympathie, als das Bedürfnis, einen Menschen neben sich zu haben, zu dem sie unaufhörlich von ihrer werten Person reden können. Um in ihrem hohen Stil zu sprechen, ist der Freund für sie das wertvolle Gefäß, in das sie ihre heiligsten und intimsten Gefühle, Gedanken, Hoffnungen, Träume usw. ergießen; während [520] in Wirklichkeit der Freund für sie bloß der Kübel ist, in den sie den Spülicht [Spülwasser] ihrer Eigenliebe gießen. Dafür kennen sie auch keine Freundschaft, weil ihre Freunde sich bald als undankbare, treu brüchige Scheusale erweisen, und dann werden sie noch böser auf die Menschen, die nicht fähig und nicht gewillt sind, sie zu verstehen und zu schätzen...

Die Liebe kommt ihnen noch teurer zu stehen, weil dieses Gefühl an sich lebendiger und stärker ist als andere. Gewöhnlich wird die Liebe in viele Gattungen und Arten eingeteilt; alle diese Einteilungen sind größtenteils töricht, weil sie von Leuten stammen, die mehr über die Liebe zu schwärmen und zu räsonieren fähig sind, als zu lieben. Vor allem pflegt man die Liebe in eine materielle oder sinnliche und eine platonische oder ideale einzuteilen, jene zu verachten und sich für diese zu begeistern. Es gibt wirklich Menschen, die so roh sind, daß sie sich nur den tierischen Genüssen der Liebe hingeben können und dabei nicht einmal auf Schönheit und Jugend Wert legen; aber selbst diese Liebe ist, mag sie noch so roh sein, dennoch besser als die platonische, weil sie natürlicher ist: die letztere taugt nur für die Haremswächter des Orients... Der Mensch ist kein wildes Tier und kein Engel; er soll nicht tierisch und nicht platonisch lieben, sondern menschlich. Soviel man die Liebe auch idealisieren mag, muß man doch sehen, daß die Natur die Menschen mit diesem schönen Gefühl ebensosehr zum Zweck der Vermehrung und der Erhaltung des Menschengeschlechts beschenkt hat, wie um sie glücklich zu machen. Die Liebe kennt ebenso viele Gattungen, wie es Menschen auf der Erde gibt, denn jeder liebt entsprechend seinem Temperament und seinem Charakter, seinen Begriffen usw. Und jede Liebe ist auf ihre Weise echt und schön, wenn sie nur aus dem Herzen und nicht aus dem Kopf kommt. Die Romantiker jedoch haben es besonders auf die Kopfliebe abgesehen. Zuerst stellen sie ein Programm der Liebe auf, dann sehen sie sich nach einem ihrer würdigen weiblichen Wesen um, lieben aber in Ermanglung eines solchen einstweilen das erste beste; es kostet sie nichts, sich Liebe zu befehlen, bei ihnen wird ja alles vom Kopf und nicht vom Herzen besorgt. Sie brauchen die Liebe nicht, um glücklich zu sein, um zu genießen, sondern um ihre erhabene Theorie der Liebe durch Taten zu rechtfertigen. Und sie lieben nach dem Notizbuch und fürchten nichts so sehr, wie auch nur um einen Paragraphen von ihrem Programm abzuweichen. Ihre Hauptsorge ist, in der Liebe groß zu erscheinen [521] und sich in nichts bis zu einer Ähnlichkeit mit den gewöhnlichen Menschen herabzulassen. Und doch lag in der Liebe des jungen Adujew zu Nadjenka so viel echtes und lebendiges Gefühl: die Natur brachte für eine Weile seine Romantik zum Schweigen, siegte aber nicht über sie. Er hätte für lange glücklich sein können, war es aber nur für einen Augenblick, weil er alles selber verdarb. Nadjenka war klüger, vor allem aber einfacher und natürlicher als er. Als launisches und verwöhntes Kind, das sie war, liebte sie ihn mit dem Herzen und nicht mit dem Kopf, ohne Theorien und ohne Anspruch auf Genialität; sie sah an der Liebe nur deren helle und fröhliche Seite und liebte deshalb wie im Scherz: – sie war ausgelassen, kokett und neckte Adujew mit ihren Launen Er aber liebte „traurig und schweren Herzens“, ganz außer Atem, ganz schweißbedeckt, genau wie ein Pferd, das einen schweren Karren bergan zieht. Als Romantiker war er auch Pedant: scherzende Leichtigkeit war in seinen Augen eine Beleidigung des heiligen und erhabenen Gefühls der Liebe. Er wollte in seiner Liebe einem Helden der Bühne gleichen. Er hatte Nadjenka bald alle seine Gefühle vorgeplappert und sah sich gezwungen, Altes zu wiederholen, aber Nadjenka wollte, daß er nicht nur ihrem Herzen, sondern

auch ihrem Verstand Beschäftigung gab, denn sie war feurig, aufnahmefähig und dürstete nach Neuem; alles Gewohnte und Eintönige wurde ihr schnell über. Hierzu aber war Adujew am allerwenigsten befähigt, denn sein Geist schlief eigentlich tief und fest: er, der sich für einen großen Philosophen hielt, dachte nicht, sondern träumte, redete wachend aus dem Schlaf. Angesichts solcher Beziehungen zu dem Gegenstand seiner Liebe war ihm jeder Nebenbuhler gefährlich – mochte er auch schlechter sein als er, wenn er nur ihm nicht glich und für Nadjenka den Reiz des Neuen haben konnte, und grade da tritt ein Graf in Erscheinung, ein Mann mit blendender weltmännischer Bildung. In der Absicht, sich ihm gegenüber als echter Held aufzuführen, benahm sich Adujew eben damit wie ein schlecht erzogener dummer Junge und verdarb dadurch alles. Der Onkel machte ihm klar, allerdings zu spät und ohne daß es ihm noch nützte, daß an der ganzen Geschichte nur er allein schuld war. Wie kläglich ist dieser unselige Märtyrer seiner verdorbenen, bornierten Natur in seiner letzten Aussprache mit Nadjenka und dann in dem Gespräch mit dem Onkel! Er leidet unerträglich: er muß die Argumente des Onkels anerkennen und kann dabei die Dinge dennoch nicht im richtigen [522] Licht erkennen. Wie? er sollte sich zu sogenannten Listen erniedrigen, er, der doch nur deshalb liebte, um sich und die Welt mit seiner gewaltigen Leidenschaft in Staunen zu versetzen, obwohl die Welt gar nicht daran dachte, sich um ihn oder um seine Liebe zu kümmern! Nach seiner Theorie hätte das Schicksal ihm eine ebenso große Heroine [Heldin] schicken müssen, wie er ein Heros war, und statt dessen hat es ihm ein leichtsinniges Mädel, eine herzlose Kokette gesandt! Nadjenka, die noch kurz zuvor in seinen Augen hoch über allen Frauen gestanden hatte, stand jetzt plötzlich tief unter ihnen. Das alles wäre sehr amüsant, wenn es nicht so traurig wäre. Eingebildete Ursachen rufen ebenso quälende wie echte Leiden hervor. Aber dann ging seine düstere Verzweiflung nach und nach in eine kühle Depression über, und nun begann er, als echter Romantiker, „mit seiner Parade-Trauer“ Staat zu machen und zu kokettieren. Ein Jahr späten verachtet er Nadjenka bereits, indem er sagt, ihre Liebe habe überhaupt keinen Heroismus, keine Selbstaufopferung gekannt. Auf die Frage der Tante, was für eine Liebe er von einer Frau erwarte, antwortet er: „Ich würde Anspruch auf den ersten Platz in ihrem Herzen erheben; die von mir geliebte Frau darf neben mir keine anderen Männer beachten oder sehen; alle müssen ihr unerträglich vorkommen; ich allein bin größer, schöner (hier richtete er sich auf), besser, edler als alle. Jede nicht mit mir verbrachte Minute ist für sie eine verlorne Minute; in meinen Augen, aus den Gesprächen mit mir soll sie Seligkeit schöpfen und nichts anderes kennen; mir muß sie alles opfern: alle verächtlichen Vorteile und Berechnungen; sie muß das despotische Joch der Mutter, des Gatten abschütteln, muß, wenn es nötig wird, bis ans Ende der Welt fliehen, mit Energie alle Entbehrungen ertragen, schließlich selbst den Tod verachten – das nenn’ ich Liebe!“

Wie gleicht dieser Galimathias* doch dem Wort des orientalischen Despoten, der zu seinem Obereunuchen sagt: „Wenn eine meiner Odalisken** im Schlaf einen Männernamen fallen läßt, der nicht der meine ist – sofort in den Sack und ins Meer mit ihr!“ Der arme Schwärmer ist überzeugt, mit diesen Worten eine Leidenschaft geäußert zu haben, wie sie nur Halbgötter, nicht aber gewöhnliche Sterbliche aufbringen können; dabei äußert sich hier nur die allerzügelloseste Eigenliebe, der widerwärtigste Egoismus. Was er braucht, ist keine Geliebte, sondern eine Sklavin, die er ungestraft mit den Launen seines Egoismus, seiner Eigenliebe quälen kann. [523] Ehe er solche Liebe von einer Frau fordert, sollte er sich fragen, ob er selber fähig sei, mit gleicher Liebe zu zahlen; das Gefühl wollte ihm einreden, er sei dazu fähig, während man doch in diesem Fall weder dem Gefühl noch dem Verstand, sondern nur der Erfahrung trauen darf; für den Romantiker aber ist das Gefühl die einzige, unfehlbare Autorität bei der Entscheidung über alle Fragen des Lebens. Aber selbst wenn er einer solchen Lie-

* sinnloses, verworrenes Gerede
** Haremsdienerin

be fähig gewesen wäre, hätte ihn das dazu bringen müssen, sie zu fürchten und sie zu fliehen, denn eine solche Liebe ist nicht menschlich, sondern bestialisch, ist ein gegenseitiges Zerfleischen. Liebe verlangt Freiheit. Die Liebenden, die sich einander dann und wann ganz hingeben, wollen dann und wann auch sich selber angehören. Adujew fordert ewige Liebe, ohne zu begreifen, daß die Liebe um so kurzlebiger ist, um so schneller erkaltet und in Gleichgültigkeit und manchmal sogar in Abscheu übergeht, je lebhafter und leidenschaftlicher sie ist, je näher sie dem Lieblingsideal der Poeten kommt. Und umgekehrt: je ruhiger und stiller, d. h. je prosaischer die Liebe ist, um so längere Dauer hat sie: die Gewohnheit befestigt sie fürs ganze Leben. Eine poetische, leidenschaftliche Liebe ist die Blüte unsres Lebens, unsrer Jugend; wenige Menschen erleben sie, und auch dann nur einmal im Leben, obwohl manche später noch mehrmals lieben, allerdings nicht mehr so, denn, sagt der deutsche Dichter: des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder. Shakespeare hat nicht umsonst Romeo und Julia am Schluß seiner Tragödie sterben lassen: dadurch bleiben sie im Gedächtnis des Lesers als Heroen der Liebe, als ihre Apotheose[*]; wären sie am Leben geblieben, würden wir sie uns als glückliche Gatten vorstellen, die gähnen, wenn sie beisammensitzen, und sich manchmal auch zanken, was durchaus nicht poetisch ist.

Aber da sandte nun das Schicksal unserem Helden ein ebensolches weibliches Wesen, d. h. ein ebenso wie er verdorbenes, mit umgekrempeltem Herz und Hirn. Anfangs schwamm er in Seligkeit, vergaß alles, ließ alles stehn und liegen, saß jeden Tag vom frühen Morgen bis zur späten Nacht bei ihr. Und worin bestand seine Seligkeit? In Gesprächen über seine Liebe. Und dieser leidenschaftliche junge Mann saß unter vier Augen bei einer schönen jungen Frau, die ihn liebt und die er liebt, ohne dabei rot und blaß zu werden und vor sehnsüchtigem Verlangen zu vergehen – ihm genügte das Gerede über ihre beiderseitige Liebe! ... Übrigens ist es ver-[524]ständlich: eine starke Neigung zu Idealismus und Romantik zeugt fast immer von einem Mangel an Temperament; das sind geschlechtslose Wesen, gleich den Kryptogamen[**] der Pflanzenwelt, den Pilzen zum Beispiel. Wir verstehen jene bebende, schüchterne Anbetung einer Frau, bei der nicht der geringste dreiste Gedanke mit im Spiele ist, aber das ist nicht, was man platonisch nennt: das ist der erste Moment der ersten jungfräulichen Liebe – das ist kein Mangel an Leidenschaft, sondern Leidenschaft, die sich noch vor sich selbst zu äußern scheut. Damit beginnt jede erste Liebe, aber hierbei stehnzubleiben, ist ebenso lächerlich und dumm, wie wenn man sein Leben lang Kind bleiben und auf einem Stöckchen herumreiten wollte. Die Liebe hat ihre Entwicklungsgesetze, ihr Lebensalter wie die Blumen, wie das menschliche Leben. Sie hat ihren üppigen Frühling, ihren heißen Sommer, schließlich einen Herbst, der bei den einen warm, hell und fruchtbringend ausfällt, bei den anderen kühl, dumpfig und unfruchtbar. Aber unser Held wollte nichts wissen von den Gesetzen des Herzens, der Natur, der Wirklichkeit, er machte sich statt ihrer seine eignen Gesetze zurecht, er erklärte die bestehende Welt stolz für ein Hirngespinst und das von ihm produzierte Hirngespinst für die wirklich existierende Welt. Der Möglichkeit zum Trotz wollte er hartnäckig für sein ganzes Leben beim ersten Moment der Liebe haltmachen. Die Herzensergüsse vor Tafajewa begannen ihn jedoch bald zu ermüden; er glaubte die Angelegenheit durch einen Heiratsantrag einrenken zu können. Unter diesen Umständen war Eile am Platze; aber er bildete sich nur ein, einen Entschluß gefaßt zu haben, in Wirklichkeit brauchte er nur einen Gegenstand für neue Schwärmereien. Dabei begann Tafajewa ihn mit ihrer aufdringlichen Liebe tödlich zu langweilen; er fing an, sie dafür, daß er sie bereits nicht mehr liebte, auf die rohste und widerwärtigste Weise zu tyrannisieren. Bereits vorher schon begann er zu begreifen, daß die Freiheit in der Liebe keine üble Sache ist, daß es angenehm ist, mit einer geliebten Frau beisammen zu sein, aber ebenso angenehm, wenn man Lust hat, auf dem Newski-Prospekt

[*] Verherrlichung, Verklärung
[**] Pflanze, deren sexuelle Vermehrung ohne Blüte (also unauffällig) stattfindet.

spazierengehen, mit Bekannten und Freunden dinieren, den Abend mit ihnen verbringen zu dürfen, daß man schließlich lieben kann, ohne dabei seine Dienststellung aufzugeben. Nachdem er die arme Frau auf die barbarischste Art gepeinigt und ihr die ganze Schuld an dem Unglück aufgeladen hatte, an dem er viel mehr schuld hatte als sie – beschloß er endlich, sich einzugestehen, daß er sie nicht [525] mehr liebe und daß er mit ihr Schluß machen müsse. So war nun sein dummes Liebesideal durch die Erfahrung in Trümmer geschlagen. Er mußte selbst seine Unfähigkeit in der Liebe einsehen, von der er sein ganzes Leben lang geschwärmt hatte. Er erkannte klar, daß er durchaus kein Held war, sondern ein ganz gewöhnlicher Mensch, schlechter als die, die er verachtete, daß er in sich selbst verliebt war, ohne es zu verdienen, anspruchsvoll, ohne ein Recht darauf zu haben, hochmütig, ohne stark zu sein, stolz und von sich eingenommen, ohne Verdienste zu haben, undankbar und egoistisch. Diese Entdeckung traf ihn wie ein Donnerschlag, veranlaßte ihn aber nicht, Aussöhnung mit dem Leben zu suchen, den richtigen Weg zu gehen. Er verfiel in tödliche Apathie und beschloß, sich für seine Nichtigkeit an der Natur und der Menschheit dadurch zu rächen, daß er sich mit dem viehischen Kostjakow zusammentat und sich, ohne jede eigentliche Lust, leeren Vergnügungen hingab. Seine letzte Liebesaffäre ist abscheulich. Er ging darauf aus, ein armes, leidenschaftliches Mädchen zugrunde zu richten, einfach so, aus Langerweile, und konnte sich bei diesem Anschlag nicht einmal auf die Tollheit sinnlichen Verlangens berufen, obwohl auch das eine schlechte Rechtfertigung ist, besonders wo es dafür einen direkteren und ehrlicheren Weg gibt. Der Vater des Mädchens erteilte ihm eine für seine Eigenliebe furchtbare Lehre: er versprach, ihn zu verprügeln; unser Held wollte sich vor Verzweiflung in die Newa stürzen, war aber zu feige dazu. Ein Konzert, in das ihn seine Tante schleppte, ließ die Schwärmereien von früher wieder in ihm aufleben und veranlaßte ihn zu einer offenen Aussprache mit Onkel und Tante. Hierbei gab er dem Onkel die Schuld an all seinem Unglück. Der Onkel hatte sich auf seine Art wirklich in einigen Punkten stark geirrt, aber er blieb sich auch jetzt treu, log nicht, verstellte sich nicht und sagte aus voller Überzeugung, was er dachte und fühlte; wenn seine Worte dem Neffen mehr Schaden als Nutzen brachten, so war daran mehr die beschränkte, krankhafte und verdorbne Natur unseres Helden schuld. Das ist einer von jenen Menschen, die wohl manchmal die Wahrheit erkennen, aber im Drang, zu ihr zu gelangen, entweder nicht bis zu ihr oder über sie hinaus geraten, so daß sie nur in ihre Nähe, aber nie eigentlich zu ihr gelangen. Bei seiner Abreise aus Petersburg aufs Land rechnete er mit dem Onkel in Phrasen und Versen ab und rezitierte Puschkins Gedicht: „Mit Träumerhand hat der Barbarenmaler...“ Diese Herrschaften [526] kommen nicht eine Stunde ohne Monologe und Verse aus – Schwätzer, die sie sind!

Als lebender Leichnam kam er auf dem Lande an; sein moralisches Innenleben war völlig gelähmt; sein Äußeres hatte sich stark verändert, seine Mutter erkannte ihn kaum wieder. Er behandelte sie ehrerbietig, aber kühl, enthüllte und erklärte ihr nichts. Er sah schließlich ein, daß es zwischen ihm und ihr nichts Gemeinsames gab, daß sie, wenn er ihr zu erklären versucht hätte, wo seine schönen Haare hingekommen waren, ebensoviel begriffen haben würde wie Jewsej und Agrafena, die Dienstboten. Die Liebkosungen und Gefälligkeiten der Mutter wurden ihm bald lästig. Die Örtlichkeiten, an denen sich seine Kindheit abgespielt hatte, ließen die Schwärmereien von früher in ihm aufleben, und er begann ihrem unwiederbringlichen Verlust nachzutrauern, indem er meinte, nur Trug und Hirngespinste machten glücklich. Das ist die allgemeine Überzeugung aller gebrechlichen, kraftlosen, unfertigen Naturen. Die Erfahrung hatte ihm doch, scheint’s, genügend gezeigt, wie all sein Unglück daher kam, daß er sich an Trug und Träume verloren hatte: er hatte sich eingebildet, ein gewaltiges poetisches Talent zu besitzen, wo er doch keine Spur davon besaß; für irgendeine heroische, aufopferungsvolle Freundschaft und riesengroße Liebe geboren zu sein, wo er doch absolut nichts Heroisches und Aufopferndes an sich hatte. Er war ein ganz gewöhnlicher, aber durchaus nicht vulgärer Mensch. Er war gutmütig, liebevoll und nicht dumm, nicht ungebildet; sein

ganzes Unglück kam daher, daß er, der ganz gewöhnliche Mensch, die Rolle eines ungewöhnlichen spielen wollte. Wer hat nicht in der Jugend geschwärmt, sich Täuschungen hingegeben, Hirngespinsten nachgejagt, und wer hat dabei nicht Enttäuschungen erlebt, und wem haben diese Enttäuschungen nicht Herzkrämpfe, Schwermut, Apathie eingebracht, und wer hat sich dann nicht von ganzem Herzen über sie lustig gemacht? Aber gesunden Naturen bringt diese praktische Logik des Lebens und der Erfahrung Nutzen: sie läßt sie sich entwikkeln und sittlich reifer werden; Romantiker gehen an ihr zugrunde...

Als wir zum erstenmal den Brief lasen, den unser Held nach dem Tode seiner Mutter an Onkel und Tante schrieb und der Seelenruhe und gesunden Menschenverstand zeigt – machte dieser Brief einen irgendwie sonderbaren Eindruck auf uns; aber wir erklärten ihn uns damit, daß der Autor seinen Helden noch einmal nach Peters-[527]burg schicken wollte, um ihn dort seine Don-Quichotte-Laufbahn mit neuen Dummheiten würdig beschließen zu lassen. Mit diesem Brief endet der zweite Teil des Romans; der Epilog beginnt vier Jahre nach der zweiten Ankunft unseres Helden in Petersburg. Die Bühne betritt Pjotr Iwanytsch. Diese Figur ist in den Roman nicht um ihrer selbst willen eingeführt, sondern um durch ihren Gegensatz, den sie zu dem Helden des Romans bildet, diesen schärfer hervortreten zu lassen. Das gibt dem ganzen Roman eine etwas didaktische Nuance, woraus viele dem Autor nicht ohne Grund einen Vorwurf gemacht haben. Aber der Autor hat sich auch hier als Mann von ungewöhnlichem Talent erwiesen. Pjotr Iwanytsch ist keine abstrakte Idee, sondern eine lebendige Person, eine mit kühnen, breiten und sicheren Pinselstrichen in Lebensgröße gezeichnete Figur. Als Menschen beurteilt man ihn entweder zu günstig oder zu abfällig und irrt sich in beiden Fällen. Man will in ihm irgendein Ideal, ein nachahmenswertes Musterbild sehen: das tun die praktischen und vernünftigen Leute. Die anderen sehen in ihm fast ein Ungeheuer, das tun die Schwärmer. Pjotr Iwanytsch ist auf seine Art ein sehr tüchtiger Mensch; er ist klug, sehr klug, weil er ein gutes Verständnis hat für Gefühle und Leidenschaften, die er nicht besitzt und die er verachtet; ohne selbst poetisch veranlagt zu sein, versteht er tausendmal mehr von Poesie als sein Neffe, der es fertiggebracht hat, sich aus Puschkins besten Werken einen Geist zusammenzuklauben, wie er ihn aus den Werken von Phrasendreschern und Rhetoren hätte zusammenlesen können. Pjotr Iwanytsch ist Egoist, von Natur kalt, unfähig zu großmütigen Regungen, dabei aber nicht nur nicht bösartig, sondern ausgesprochen gutmütig. Er ist ehrlich, anständig, kein Heuchler, verstellt sich nicht, man kann sich auf ihn verlassen, er verspricht nichts, was er nicht halten kann oder will; was er aber verspricht, das führt er auch unbedingt aus. Kurz, er ist ein im vollen Sinn des Worts anständiger Mensch, von denen wir, geb's Gott, mehr haben sollten. Er hatte sich, entsprechend seiner Natur und dem gesunden Menschenverstand, unverbrüchliche Lebensregeln zurechtgelegt. Er war nicht besonders stolz auf sie und brüstete sich nicht mit ihnen, aber er hielt sie für unfehlbar richtig. Wirklich war der Talar seiner praktischen Philosophie aus dauerhaftem, festem Stoff genäht und wohl dazu angetan, ihn vor den Unbilden des Lebens zu schützen. Wie groß war jedoch sein Erstaunen und sein Schrecken, als er plötz-[528]lich, schon in dem Alter, wo das Kreuz schmerzt und die Haare grau werden, in seinem Talar einen Riß entdeckte – zwar nur einen einzigen, aber dafür was für einen. Er hatte sich nie besonders um Familienglück gekümmert, war aber überzeugt, seiner Familiensituation eine feste Grundlage gegeben zu haben – und plötzlich mußte er erkennen, daß seine arme Frau das Opfer seiner Überklugheit geworden war, daß er ihr Leben hatte verkümmern lassen, daß er sie in einer kalten, beengten Atmosphäre erstickt hatte.

Das ist eine bittere Lehre für die praktischen Menschen, die Repräsentanten des gesunden Menschenverstands. Offenbar braucht der Mensch noch etwas mehr als nur gesunden Menschenverstand! Offenbar lauert uns an den Grenzen des Extremen das Schicksal am meisten auf. Offenbar gehören auch die Leidenschaften zur Vollständigkeit der menschlichen Natur, und man kann einem anderen Menschen nicht immer ungestraft ein Glück aufzwängen, das

nur einen selber befriedigt, sondern jeder Mensch kann nur nach seiner eignen Natur glücklich werden. Pjotr Iwanytsch hatte sich schlau und fein ausgerechnet, daß er, ohne daß seine Frau es merkte, zum Herrn ihrer Vorstellungen, Überzeugungen und Neigungen werden und sie auf dem Lebenswege lenken müsse, jedoch so, daß sie selber und allein zu gehen glaubte; bei dieser Berechnung hatte er aber einen schwerwiegenden Fehler begangen: bei all seiner Klugheit hatte er sich nicht klargemacht, daß er dazu eine Frau hätte wählen müssen, die nichts von Leidenschaft wußte, kein Bedürfnis nach Liebe und Sympathie hatte, eine kühle, gutherzige, laue, am besten hohle und sogar ein bißchen dumme Frau. Eine solche würde er aber wieder vielleicht aus Eigenliebe nicht haben heiraten wollen; dann hätte er besser überhaupt nicht heiraten sollen.

Pjotr Iwanytsch ist vom Anfang bis zum Ende mit erstaunlicher Wahrheitstreue durchgeführt; den Helden des Romans erkennen wir jedoch im Epilog nicht wieder; er ist hier eine völlig verlogene, unnatürliche Figur. Sich so gänzlich verändern hätte er nur dann können, wenn er ein gewöhnlicher Schwätzer und Phrasendrescher gewesen wäre, der fremde Worte wiederholt, ohne sie zu verstehen, und sich fremde Empfindungen, Hochgefühle und Leiden zulegt, die er nie erlebt hat; der junge Adujew jedoch war zu seinem Unglück bei seinen Irrungen und Torheiten oft gar zu ehrlich. Er war von Natur romantisch veranlagt; solche Romantiker werden nie zu praktischen Menschen. Der Autor wäre eher berechtigt [529] gewesen, seinen Helden in der ländlichen Wildnis apathisch und träge verkommen als ihn in Petersburg eine einträgliche Stellung finden und eine reiche Mitgift erheiraten zu lassen. Noch besser und natürlicher wäre es gewesen, aus ihm einen Mystiker, Fanatiker oder Sektierer zu machen, am besten und natürlichsten jedoch wäre es gewesen, ihn z. B. einen Slawophilen werden zu lassen. Hierbei wäre Adujew seiner Natur treu geblieben, hätte sein altes Leben fortgesetzt und sich dabei eingebildet, Gott weiß wie fortgeschritten zu sein, während er tatsächlich nur die alten Banner seiner Schwärmereien auf neuem Boden aufgepflanzt hätte. Früher hatte er von Ruhm, von Freundschaft und von Liebe geschwärmt, hier aber würde er von Völkern und Stämmen schwärmen, davon, daß den Slawen die Liebe, den Teutonen dagegen der Haß zuteil geworden sei, daß die Slawen zur Zeit Gostomysls die höchste, der ganzen Welt zum Vorbild dienende Zivilisation besessen hätten, daß das moderne Rußland sich schnell auf eine solche Zivilisation zubewege, daß nur Blinde und durch kalten Verstand Verhärtete das nicht sehen, während jeder Sehende und durch Phantasie Aufgeschlossene es längst deutlich erkenne. So wäre der Held dann zum wahrhaft modernen Romantiker geworden, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß es Leute dieses Schlages heute nicht mehr gebe.

Der Ausklang, den der Autor seinem Roman gegeben hat, verdirbt den Eindruck dieses ganzen prächtigen Werks, weil er unnatürlich und verlogen ist. Gelungen sind im Epilog nur Pjotr Iwanytsch und Lisaweta Alexandrowna, und das bis zum Schluß; was den Helden des Romans angeht, so liest man den Epilog besser gar nicht... Wie konnte einem so bedeutenden Talent ein solcher Fehler unterlaufen? Oder ist er seines Stoffs nicht ganz Herr gewesen? Davon ist keine Rede! Der Autor hat dem Wunsch nachgegeben, seine Kräfte auf einem ihm fremden Felde zu versuchen – auf dem Felde des bewußten Denkens –, und hat damit aufgehört, Dichter zu sein. Hier zeigt sich am klarsten der Unterschied zwischen seinem Talent und dem Talent Iskanders: dieser hat es verstanden, sich auch in der Sphäre einer seinem Talent fremden Wirklichkeit kraft seines Denkens aus der Affäre zu ziehen; der Autor der „Alltäglichen Geschichte“ hat einen schwerwiegenden Fehler eben deshalb begangen, weil er sich für einen Augenblick der Führung seines unmittelbaren Talents entzog. Bei Iskander steht der Gedanke stets vornean, er weiß im voraus, was und wozu er schreibt; [530] er gibt mit erstaunlicher Treue eine Szene der Wirklichkeit nur dazu wieder, um seine Meinung über sie zu sagen, ein Urteil zu fällen. Herr Gontscharow zeichnet seine Figuren, Charaktere und Szenen vor allem dazu, um ein eignes Bedürfnis zu befriedigen und seine Zeichenbegabung zu ge-

nießen; das Dargestellte zu kommentieren, zu beurteilen, moralische Lehren daraus zu ziehen, muß er seinen Lesern überlassen. Die Bilder Iskanders zeichnen sich nicht so sehr durch die Treue der Zeichnung und die Feinheit des Pinselstrichs aus wie vielmehr durch ein tiefes Wissen um die dargestellte Wirklichkeit, mehr durch tatsächliche als durch poetische Wahrheit, sie ziehen nicht so sehr durch einen poetischen Stil an wie durch eine Fülle von Geist, Gedanken, Humor und Witz, die stets durch ihre Originalität und Neuheit frappieren. Die Hauptstärke von Herrn Gontscharows Talent liegt immer in der Eleganz und Feinheit der Pinselführung und der Treue der Zeichnung; er wird unerwartet poetisch sogar bei der Darstellung von Kleinigkeiten und Nebenumständen, wie z. B. bei der poetischen Beschreibung des Vorgangs, wie die Werke des jungen Adujew im Kaminfeuer verbrennen. Im Talent Iskanders ist die Poesie ein sekundärer Faktor, der Hauptfaktor dagegen das Denken; im Talent des Herrn Gontscharow ist die Poesie der erste, der hauptsächliche und einzige Faktor...

Ungeachtet des mißlungenen oder, besser gesagt, verdorbenen Epilogs bleibt der Roman des Herrn Gontscharow eines der bemerkenswertesten Werke der russischen Literatur. Zu seinen besonderen Vorzügen gehört unter anderem eine saubere, exakte, beschwingte, frei dahinfließende Sprache. In dieser Hinsicht ist die Erzählungsweise des Herrn Gontscharow nicht die eines gedruckten Buchs, sondern lebendige Improvisation. Manche Leute haben die ermüdende Länge der Unterhaltungen zwischen Onkel und Neffe bemängelt. Für uns jedoch gehören diese Unterhaltungen zu den besten Seiten des Romans. Sie enthalten nichts Abstraktes, nichts, was nicht zur Sache gehörte; das sind nicht Dispute, sondern lebendige, leidenschaftliche, dramatische Auseinandersetzungen, wo jede der handelnden Personen sich als Mensch und Charakter äußert und sozusagen seine moralische Existenz verteidigt. Gewiß hätte, besonders angesichts des leichten didaktischen Anflugs, der über dem Roman liegt, in Unterhaltungen dieser Art jedes beliebige Talent gar leicht zu Fall kommen können; um so mehr Ehre macht es Herrn Gontscharow, daß er die an sich schwere Aufgabe so glücklich gelöst hat, und auch [531] dort, wo er so leicht in den Ton eines Räsonierers hätte verfallen können, Poet geblieben ist.[23]

Und jetzt werden wir uns mit den „Erzählungen eines Jägers“ von Herrn Turgenjew zu beschäftigen haben. Das Talent des Herrn Turgenjew hat viel Analoges mit dem Talent Luganskis (des Herrn Dal). Die eigentliche Gattung des einen wie des anderen sind physiologische Skizzen verschiedener Seiten des russischen Alltags und der einfachen russischen Menschen. Herr Turgenjew hat seine literarische Laufbahn mit lyrischer Poesie begonnen; unter seinen kleineren Gedichten gibt es drei, vier Stücke, die gar nicht übel sind, wie z. B. „Der alte Gutsherr“, „Ballade“, „Fedja“, „Ein Mensch wie viele“, aber diese Stücke sind ihm gelungen, weil sie entweder überhaupt nichts Lyrisches enthalten oder weil die Hauptsache an ihnen nicht das Lyrische ist, sondern die Dinge, die auf das russische Leben deuten. Die eigentlich lyrischen Gedichte des Herrn Turgenjew zeigen, daß es ihm ausgesprochen an selbständigem lyrischem Talent fehlt. Er hat einige Poeme geschrieben. Das erste von ihnen, „Parascha“, erregte beim Publikum bei seinem Erscheinen Aufmerksamkeit durch einen munteren Vers, eine vergnügliche Ironie, durch treffende Bilder der russischen Landschaft, hauptsächlich aber durch gelungene physiologische Skizzen des Gutsherrenlebens in allen Einzelheiten. Dauernden Erfolg jedoch konnte das Poem deshalb nicht erzielen, weil der Autor, als er es schrieb, durchaus nicht an eine physiologische Skizze gedacht, sondern sich um ein Poem von jener Art bemüht hatte, für die er kein selbständiges Talent besitzt. Deshalb blitzen die besten Züge dieses Poems irgendwie nur zufällig, unversehens auf. Danach schrieb er das Poem „Ein Gespräch“; es hat klangvolle, starke Verse, zeigt viel Gefühl, Geist und Gedan-

[23] Belinski begriff den wahren Sinn der „Alltäglichen Geschichte“ Gontscharows sofort und deckte die tiefe Bedeutung dieses Werks so hervorragend auf, weil er selbst mit seinen Freunden in den 30er Jahren durch Romantik und Schwärmerei hindurchgegangen war und in den 40er Jahren Überreste dieser Verirrungen bei den Slawophilen beobachtete.

ken; da diese Gedanken jedoch fremde, entlehnte sind, konnte das Poem zwar beim ersten Lesen sogar gefallen, es ein zweites Mal zu lesen jedoch hat man schon keine Lust mehr. Im dritten Poem des Herrn Turgenjew, „Andrej“, gibt es viel Schönes, weil es viele treue Skizzen aus dem russischen Alltag enthält; im ganzen jedoch ist das Poem wiederum mißlungen, weil es eine Liebesgeschichte ist, die dem Talent des Autors nicht liegt. Der Brief der Heldin an den Helden des Poems zieht sich zu sehr in die Länge, er ist mehr empfindsam als pathetisch. Überhaupt ließ sich in diesen Versuchen des Herrn Turgenjew Talent erkennen, aber ein irgendwie unentschiedenes, unbestimmtes Talent. Er versuchte sich auch in der Erzählung und schrieb „Andrej Ko-[532]lossow“, der viele prächtige Skizzen von Charakteren und russischen Lebensgewohnheiten enthält; als Ganzes jedoch ist diese Erzählung ein so sonderbares Werk, so unmotiviert, so plump, daß sehr wenige Leser nicht bemerkt haben, was es Gutes enthält. Es ließ sich erkennen, daß Herr Turgenjew seinen Weg suchte und ihn immer noch nicht gefunden hatte, denn das ist nicht immer und nicht für jeden leicht und gelingt nicht schnell. Schließlich schrieb Herr Turgenjew die Verserzählung „Der Gutsherr“, kein eigentliches Poem, sondern eine physiologische Skizze des Gutsherrenlebens, eine Art Scherz, wenn man will; aber dieser Scherz nimmt sich irgendwie bei weitem besser aus als alle Poeme des Autors. Ein beflügelter epigrammatischer Vers, eine vergnügliche Ironie, wahrheitsgetreue Bilder und dazu eine von Anfang bis zu Ende konsequente Einheitlichkeit des ganzen Werks alles wies darauf hin, daß Herr Turgenjew auf die eigentliche Gattung seines Talents gestoßen war, sich an sein Eigenstes gemacht hatte und durchaus keine Ursache hatte, das Verseschreiben ganz aufzugeben. Gleichzeitig erschien seine Prosaerzählung „Drei Porträts“, aus der sich erkennen ließ, daß Herr Turgenjew auch in der Prosa seinen eigentlichen Weg gefunden hatte. Schließlich druckte der „Sowremennik“ in der ersten Nummer des letzten Jahrgangs die Erzählung „Chorj und Kalinytsch“ ab. Der Erfolg, den diese kleine, in der Abteilung „Vermischtes“ erschienene Erzählung beim Publikum hatte, kam für den Autor unerwartet und veranlaßte ihn, die „Erzählungen eines Jägers“ fortzusetzen. Hier kam sein Talent voll zur Geltung. Offensichtlich hat er kein rein schöpferisches Talent, kann keine Charaktere schaffen und sie so miteinander in Beziehung setzen, daß sich daraus von selbst Romane und Erzählungen bilden. Er kann eine Wirklichkeit, die er gesehen und studiert hat, gestalten, wenn man will, auch schaffen, aber nur aus fertigem, von der Wirklichkeit gegebenem Material. Es ist keine einfache Kopie der Wirklichkeit, die Wirklichkeit liefert dem Autor nicht Ideen, aber sie führt oder stößt ihn sozusagen auf Ideen hin. Er verarbeitet einen fertig von ihm übernommenen Inhalt nach seinem Ideal, und dabei ergibt sich bei ihm ein Bild, das lebendiger, beredter und gedankenreicher ist als der wirkliche Vorfall, der ihm den Anlaß zu diesem Bild lieferte; und dazu bedarf es eines gewissen Maßes von poetischem Talent. Gewiß besteht sein ganzes Können manchmal nur darin, einen ihm bekannten Menschen oder einen Vorgang, dessen Zeuge er war, [533] getreu wiederzugeben, denn es gibt in der Wirklichkeit manchmal Erscheinungen, die man nur wahrheitsgetreu zu Papier zu bringen braucht, um sie alle Merkmale eines künstlerischen Einfalls annehmen zu lassen. Aber auch dazu ist Talent nötig, und die Talente dieser Art haben ihre Abstufungen. In diesen beiden Fällen beweist Herr Turgenjew ein höchst bemerkenswertes Talent. Der kennzeichnende Hauptzug seines Talents besteht darin, daß es ihm schwerlich gelingen dürfte, das treue Bild eines Charakters zu formen, dessengleichen ihm in der Wirklichkeit nicht begegnet ist. Er muß sich stets auf dem Boden der Wirklichkeit halten. Für diese Art von Kunst hat die Natur ihm reiche Mittel mitgegeben: Beobachtungsgabe, die Fähigkeit, jede Erscheinung richtig und schnell zu verstehen und zu beurteilen, ihre Ursachen und ihre Folgen instinktiv zu erraten und auf diese Weise den ihm nötigen Vorrat von Tatsachenkenntnissen durch Ahnung und Phantasie da zu ergänzen, wo ein Befragen wenig herausbringt.

Es ist nicht verwunderlich, daß das kleine Stück „Chorj und Kalinytsch“ so großen Erfolg hatte: hier ist der Autor dem Volk von einer Seite her nahegekommen, von der aus noch nie-

mand herangegangen war. Mit seinem praktischen Sinn und seiner praktischen Natur, seinem groben, aber kräftigen, klaren Verstand, seiner tiefen Verachtung für die „Weiber“ und seiner heftigen Abneigung gegen Sauberkeit und Reinlichkeit ist Chorj der Typ des russischen Bauern, der es verstanden hat, sich unter recht ungünstigen Umständen eine bedeutende Stellung zu schaffen. Aber Kalinytsch stellt einen noch frischeren und vollkommneren Typus des russischen Bauern dar: das ist eine poetische Natur im einfachen Volk. Mit was für einer gutmütigen Anteilnahme beschreibt der Autor uns seine Helden, wie versteht er es, den Leser sie von ganzem Herzen liebgewinnen zu lassen! Insgesamt sind von den „Erzählungen eines Jägers“ im letzten Jahrgang des „Sowremennik“ sieben veröffentlicht worden. In ihnen macht der Autor seine Leser mit verschiedenen Seiten des Alltagslebens der Provinz und mit Menschen verschiedenen Standes und Rangs bekannt. Nicht alle Erzählungen stehen auf der gleichen Höhe: die einen sind besser, die anderen schwächer, aber es gibt unter ihnen nicht eine, die nicht irgendwie interessant, fesselnd und lehrreich wäre. „Chorj und Kalinytsch“ bleibt bis jetzt die beste aller Erzählungen; nach ihr kommt der „Dorfschulze“, dann der „Hofbauer Owsjannikow“ und „Das Kontor“. Man kann [534] nur wünschen, daß Herr Turgenjew unseretwegen noch ganze Bände solcher Erzählungen schreibt.

Obschon die in der zweiten Nummer des letzten Jahrgangs des „Sowremennik“ veröffentlichte Erzählung des Herrn Turgenjew „Pjotr Petrowitsch Karatajew“ nicht zu den „Erzählungen eines Jägers“ gehört, ist sie doch ebenso eine meisterhafte physiologische Skizze eines rein russischen Charakters, diesmal von Moskauer Tönung. Hier kommt das Talent des Autors ebenso vollständig zum Ausdruck wie in den besten der „Erzählungen eines Jägers“.

Wir müssen auch die ungewöhnliche Meisterschaft des Herrn Turgenjew in der Schilderung des russischen Naturlebens erwähnen. Er liebt die Natur nicht als Dilettant, sondern als Artist, und ist deshalb bestrebt, sie nicht nur als poetische Landschaft darzustellen, sondern nimmt sie so, wie sie sich ihm darbietet. Seine Bilder sind stets echt, und man erkennt in ihnen stets unsere russische Natur wieder...[24]

Herr Grigorowitsch hat sein Talent ausschließlich der Darstellung des Lebens der unteren Volksklassen gewidmet. Auch sein Talent weist viele Analogien mit dem des Herrn Dal auf. Er hält sich ebenfalls stets auf dem Boden einer ihm wohlbekannten und von ihm studierten Wirklichkeit, seine zwei jüngsten Versuche jedoch, „Ein Dorf“ (in „Ot. Sap.“, Jahrgang 1846) und besonders „Der arme Anton“ (in „Sowr.“, Jahrgang 1847), gehen weit über den Rahmen physiologischer Skizzen hinaus. „Der arme Anton“ ist mehr als eine Erzählung: das ist ein Roman, in dem alles einer Grundidee entspricht, alles sich auf sie bezieht und die Dramatik der Handlung sich aus dem Wesen der Sache selbst ergibt. Obwohl die Erzählung sich äußerlich immer nur um das Verschwinden eines Bauernpferdchens dreht; obwohl Anton ganz und gar nicht zu den Flinken und Schlauen gehört, sondern ein einfaches Bäuerlein ist – ist er eine tragische Figur im vollen Sinn des Worts. Es ist eine rührende Erzählung, nach deren Lektüre einem ungewollt traurige und bedeutsame Gedanken durch den Sinn gehen. Wir möchten von ganzem Herzen wünschen, daß Herr Grigorowitsch auch weiter diesen Weg geht, auf dem sich von seinem Talent so viel erwarten läßt... Möge er sich nicht durch das Geschimpfe der Tadler beirren lassen: diese Herrschaften sind nützlich und nötig, um das genaue Ausmaß eines Talents festzustellen; je größer der Schwarm ist, in dem sie hinter dem Erfolg herkläffen, um so größer ist demnach der Erfolg...

[535] In der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs des „Sowremennik“ erschien „Polinka Sadis“, eine Erzählung von Herrn Drushinin, der in der russischen Literatur eine völlig neue

[24] Belinski hat keine zureichende Darstellung und Einschätzung des Talents von I. S. Turgenjew, weder nach seinem Umfang noch nach seinem Charakter, gegeben, obwohl er die Entwicklung seiner literarischen Wirksamkeit aufmerksam verfolgte.

Figur ist. Vieles in dieser Erzählung läßt Unreife des Gedankens erkennen, scheint übertrieben, die Gestalt der Sadis ist etwas idealisiert; dennoch enthält die Erzählung so viel Wahres, so viel Herzenswärme und richtiges, wissendes Verständnis für die Wirklichkeit, so viel Originalität, daß sie sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Besonders gut ist in ihr der Charakter der Heldin durchgeführt; man sieht, daß der Autor die russische Frau gut kennt. Die zweite, in diesem Jahr veröffentlichte Erzählung des Herrn Drushinin bestätigt die durch die erste Erzählung nahegelegte Meinung, daß wir es bei diesem Autor mit einem selbständigen Talent zu tun haben, und erlaubt, in Zukunft viel von ihm zu erwarten.

Zu den beachtenswertesten Erzählungen des vergangenen Jahres gehört „Pawel Alexejewitsch Igriwy“ von Herrn Dal („Ot. Sap.“). Karl Iwanytsdi Gonobobel und Rittmeister Schilochwastow gehören als Charaktere, als Typen zu den meisterhaftesten Skizzen aus der Feder dieses Autors. Im übrigen sind alle Figuren dieser Erzählung ausgezeichnet skizziert, besonders die werten Eltern der jungen Ljuba, aber der junge Gonobobel und sein Freund Schilochwastow sind geniale Schöpfungen.[25] Diese Typen sind vielen aus der Wirklichkeit genugsam bekannt, aber die Kunst hat sich ihrer hier zum erstenmal bedient und der ganzen Welt ihre angenehme Bekanntschaft vermittelt. Diese Erzählung gefällt nicht nur durch Einzelzüge und Details wie alle größeren Erzählungen des Herrn Dal; sie hält auch als Ganzes, als Erzählung, *fast* jeder Kritik stand. Wir sagen: fast, weil das für den Helden tragisch ausgehende Ereignis den Leser wie etwas Unerwartetes, Unverständliches berührt. Der Mann hat die Frau sehr geliebt, hat viel für sie getan; sie hat ihn allem Anschein nach sehr geliebt; ihr verkommner Gatte stirbt; der Freund eilt, von Liebeshoffnungen beflügelt, ins Ausland, um sie aufzusuchen, und sieht sie mit einem anderen verheiratet. Die Sache ist die, daß der Autor seiner Erzählung nicht die Tönung hat geben wollen, die dem Leser einen solchen Ausgang als natürlich hätte erscheinen lassen können. Igriwy ist komisch schüchtern und verschämt – deshalb hat er denn auch zwei Halunken gestattet, ihm die Braut aus den Händen zu reißen. Während ihrer Leiden in der Ehe benahm er sich ihr gegenüber höchst delikat und edel, aber [536] durchaus nicht wie ein Liebhaber; dadurch verwandelte sich das verschüchterte und verängstigte Gefühl, das sie für ihn empfand, bald in Dankbarkeit, in Achtung, Bewunderung und schließlich Ehrfurcht; sie sah in ihm den Freund, den Bruder, den Vater, die verkörperte Tugend und schon allein deswegen nicht den Geliebten. So wird der Ausgang ebenso verständlich, wie daß aus Igriwy für den ganzen Rest seines Lebens eine Art wirrer Narr wurde.

In der „Lesebibliothek“ schleppten sich das vergangene Jahr hindurch die „Abenteuer aus dem Meere des Lebens“ von Herrn Weltman hin, die in der zweiten Nummer des laufenden Jahrgangs ihr Ende gefunden haben. Da dieser Roman, scheint’s, im Jahre 1846 begonnen hat, hatten wir schon Gelegenheit, von ihm zu reden.[26] Deshalb wiederholen wir noch einmal, daß in diesem Werk Roman und Märchen, Unwahrscheinliches mit Wahrscheinlichem, Unmögliches mit Möglichem vermengt sind. So beschafft sich z. B. Dmitrizki, der Held des Romans, die Dokumente und die Kleider eines Einfaltspinsels, eines Kaufmannssöhnchens, der ihm ausgerechnet sehr ähnlich sieht, und gibt sich bei dessen Vater als sein Sohn aus. Er spielt seine Rolle so geschickt, daß weder der Vater noch die Mutter, noch sonst jemand von den Hausbewohnern auch nur einen Augenblick hinsichtlich der Identität des Usurpators mit dem echten Sohn Verdacht schöpft. Der Usurpator heiratet die reiche Braut, als er jedoch in

[25] Zweifellos hatte Belinski in den letzten Monaten seines Lebens Momente, wo ihn, im Zusammenhang mit seiner Krankheit, sein sonst so exaktes ästhetisches Urteil im Stich ließ. Nur in einem solcher Momente konnte er die Helden der mehr als mittelmäßigen Erzählung Dals als „geniale Schöpfungen“ bezeichnen. Das ist um so wahrscheinlicher, als Belinski den vorliegenden Aufsatz bereits nicht mehr selbst geschrieben, sondern im Bett liegend diktiert hat.

[26] Von dem Roman „Abenteuer aus dem Meere des Lebens...“ war bereits in Belinskis Aufsatz „Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1846“ die Rede, siehe S. 437-439 der vorliegenden Ausgabe.

der Hochzeitsnacht erfährt, daß der echte Sohn eingetroffen ist, verschwindet er sofort aus dem fremden Nest mit einem riesigen Packen Banknoten, die er als Mitgift bekommen hat, und beginnt gleich am nächsten Tage in der großen Lebewelt Moskaus die Rolle eines ungarischen Magnaten zu spielen. Reichlich unwahrscheinlich! Dennoch versteht es der Autor, die Abenteuer der Personen, die er in so unwahrscheinliche Situationen versetzt hat, spannend zu beschreiben. An den Stellen gar, wo der Roman nicht so bei den Haaren herbeigezogen ist, zeigt sich das Talent des Autors im vorteilhaftesten Licht. So sind z. B. die Erlebnisse des echten Sohns, der sich trotz allen Anläufen nicht dazu entschließen kann, sich seinem „Papachen“ zu Füßen zu werfen, weil er fürchtet, der teure Erzeuger könnte ihn gleich zu Tode prügeln, voller Wahrheits- und Wirklichkeitssinn und fesseln das Interesse. Derartiger prächtiger Episoden gibt es in dem Roman des Herrn Weltman viele. Am besten gelingt ihm die Schilderung der Sitten der Kaufleute, der Kleinbürger und der Menschen aus dem Volk. Vor allem schwach [537] sind die Bilder der großen Welt. Eine bedeutende Rolle spielt z. B. bei ihm der junge Lebemann Tsdiarow, der sich einzig dadurch als Mann von Welt zu erkennen gibt, daß er alle seine Freunde und Bekannten mit: Schwa-anehund, Schei-sal! tituliert. Ungeachtet all seiner absonderlichen und, man kann sagen, absurden Seiten ist der Roman des Herrn Weltman doch ein recht spannendes Werk.

Wir wollen nun noch einige weniger bemerkenswerte Werke erwähnen. In den „Otetschestwennyje Sapiski“ ist die Erzählung „Sbojew“ von Herrn Nestrojew erschienen.[27] Mit großer Kunst wird in ihr das intime Familienleben eines Moskauer Beamten beschrieben. Besonders originell und fein gezeichnet ist der Charakter Anna Iwanownas, der armen Frau Iwan Kirillowitschs. Der aus Versehen zertrümmerte große Spiegel erfüllt den Leser unwillkürlich mit Schrecken: so meisterhaft hat es der Autor anzudeuten verstanden, was die arme Familie dafür von ihrem ehrenwerten Oberhaupt zu erwarten hat... Das ist aber nur der Hintergrund der Erzählung; hauptsächlich beruht sie auf der Liebe zwischen Sbojew und Olga, der Tochter eines Titularrats[*], und überhaupt auf den originellen Charakteren dieser zwei Personen. Aber diese Hauptseite der Erzählung ist grade mißlungen. Als Persönlichkeiten sind der Held und die Heldin irgendwie unnatürlich, nicht als ob es derartige Menschen im Leben nicht geben könnte – sie sind dem Autor nur nicht gelungen. Das ist auch nicht verwunderlich: der Autor sagt zu Beginn der Erzählung selber, daß sie durch eine fremde Erzählung angeregt worden sei: entlehnte Gedanken führen selten zum Gelingen. Am Ende wird eine neue Erzählung versprochen, die den Abschluß der ersten bilden soll: solche Versprechungen führen auch selten zum Gelingen... Im „Sowremennik“ war eine Erzählung desselben Autors abgedruckt – „Ohne Morgenlicht“. Der Gedanke der Erzählung ist ausgezeichnet und hätte ihr einen größeren Erfolg versprechen können, als sie gehabt hat; die Ursache hierfür liegt, scheint uns, in dem Umstand, daß die zweitrangigen Figuren der Erzählung alle mehr oder weniger gelungen gezeichnet sind (der Charakter des Gatten der Heldin sogar meisterhaft), während ihm der Charakter der Heldin höchst farblos geraten ist. Sie ist ein mattes, negatives Wesen, das den sie bedrückenden Verhältnissen keinen Widerstand entgegensetzt; konnte sie bei den Lesern irgendwelche Sympathie erwecken? Wie anders ist Polina Sachs! Die Erziehung hatte ein Kind aus ihr gemacht, aber die Lebenserfahrung [538] weckte ihr Selbstbewußtsein und machte eine Frau aus ihr. Sterbend schrieb sie ihrer Freundin: „Vergebens liegt dein Bruder mir zu Füßen und liest mir jeden Wunsch von den Augen ab. Ich kann ihn nicht lieben, ich kann ihn nicht verstehen, er ist kein Mann, er ist ein Kind: ich bin zu alt für seine Liebe. *Er* dagegen ist ein Mensch, *er* ist im vollen Sinn des Worts ein Mann: sein Herz ist groß und ruhig zugleich ... Ich liebe ihn, ich werde nie aufhören, ihn zu lieben.“

---

[27] Unter dem Pseudonym A. Nestrojew (auch: A. N.) veröffentlichte P. N. Kudrjawzew seine belletristischen Werke.

[*] Beamter im Rang eines Rats ohne festes Amt

Es bleiben uns noch die „Aufzeichnungen eines Menschen“ von Sto-odin („Otetschestwennyje Sapiski“), „Kirjuscha“, die Erzählung eines unbekannten Autors[28], und „Der Jude“ des Herrn Turgenjew zu erwähnen, um unsere Aufzählung aller einigermaßen bemerkenswerten Erscheinungen des vergangenen Jahrs auf dem Gebiet des Romans und der Erzählung abzuschließen. Aber wir müssen noch ein paar Worte über die „Hausfrau“, eine Erzählung des Herrn Dostojewski, sagen, die höchst bemerkenswert ist, jedoch nur nicht im gleichen Sinn wie die, von denen bisher die Rede war. Trüge sie die Unterschrift irgendeines Unbekannten, würden wir sie mit keinem Wort erwähnen. Der Held der Erzählung ist ein gewisser Ordynow; er ist ganz in wissenschaftliche Arbeit vergraben; von welcher Art diese ist, davon hat der Autor seinen Lesern nichts gesagt, obwohl ihre Neugier diesmal sehr begründet ist. Die Wissenschaft drückt nicht nur den Meinungen, sondern auch den Handlungen des Menschen ihren Stempel auf; man erinnere sich an Doktor Krupow. Aus den Worten und den Handlungen Ordynows läßt sich nicht im geringsten erkennen, daß er sich mit irgendeiner Wissenschaft beschäftigt; aber man kann erraten, daß er sich lebhaft mit Kabbalistik, mit der Schwarzen Kunst beschäftigt, kurz, mit „*Tscharomutije*“ ... Aber das ist doch nicht Wissenschaft, sondern purer Unfug; dennoch hat auch diese Beschäftigung Ordynow ihren Stempel aufgedrückt, d. h. ihn einem geistigen Krüppel und Irren ähnlich gemacht. Ordynow begegnet irgendwo einer hübschen Kaufmannsfrau; wir entsinnen uns nicht, ob der Autor irgend etwas über die Farbe ihrer Zähne gesagt hat, aber sie müssen wohl weiß gewesen sein, der Ausnahme wegen, um die Erzählung poetischer zu machen. Sie ging am Arm eines bejahrten Kaufmanns in Kaufmannstracht und mit Bart. Des Kaufmanns Augen verfügten über so viel Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus, daß manch ein Physiologe ihm einen guten Preis geboten haben würde, wenn er ihn zeitweise, wenn nicht mit [539] seinen Augen, so doch wenigstens mit seinen blitzgeladenen, funkensprühenden Blicken beliefert hätte, um wissenschaftliche Beobachtungen und Versuche mit ihnen anzustellen. Unser Held verliebte sich auf der Stelle in die Kaufmannsfrau; ungeachtet der magnetischen Blicke und des giftigen Lächelns des phantastischen Kaufmanns bekam Ordynow nicht nur heraus, wo sie wohnen, sondern drängte sich ihnen sogar dank irgendeiner Schicksalsfügung als Untermieter auf und bezog ein eignes Zimmer. Hier kam es zu interessanten Szenen: die Kaufmannsfrau redete irgendein wildes Zeug daher, von dem wir kein einziges Wort verstanden haben, Ordynow aber fiel, wenn er ihr zuhörte, von einer Ohnmacht in die andere. Oft mischte sich hier der Kaufmann ein mit seinen feurigen Blicken und seinem sardonischen* Lächeln. Was sie zueinander sagten, warum sie so mit den Händen fuchtelten, sich zierten und wandten, erstarrten, in Ohnmacht fielen und wieder zu sich kamen – davon wissen wir entschieden nichts, weil wir von all diesen langen pathetischen Monologen nicht ein Wort verstanden haben. Nicht nur der Grundgedanke, sondern auch der Sinn dieser offenbar sehr interessanten Erzählung ist und bleibt für unser Verständnis ein Geheimnis, bis der Autor die nötigen Erklärungen und Kommentare zu diesem wundervollen Rätsel seiner wunderlichen Phantasie veröffentlicht. Was hat das zu bedeuten – ist das Mißbrauch oder ein Armutszeugnis eines Talents, das sich über sein Vermögen aufschwingen will und sich deshalb scheut, einen gewöhnlichen Weg zu gehen, und sich irgendeinen nie dagewesenen Pfad ausgesucht hat? Wir wissen es nicht; wir hatten nur den Eindruck, daß der Autor versuchen wollte, Marlinski mit Hoffmann zu versöhnen, wobei er noch etwas Humor neuester Fasson hineingequirlt und das Ganze dick mit dem Lack russischen Volksgeistes überzogen hat. Soll man sich wundern, daß dabei etwas Ungeheuerliches herausgekommen ist, was jetzt an die phantastischen Erzählungen Tit Kosmokratows erinnert, mit denen dieser das Publikum der zwanziger Jahre unseres Jahr-

[28] Unter dem Pseudonym „Sto-odin schrieb A. D. Galachow; der Autor der Erzählung „Kirjuscha“ ist P. W. Annenkow.

* boshaft, hämisch und fratzenhaft verzerrt

hunderts amüsiert hat. In dieser ganzen Erzählung ist kein einziges Wort, kein Ausdruck einfach und lebendig: alles ist gesucht, gekünstelt, geht auf Stelzen, ist imitiert und verlogen. Was für Wortgebilde: Ordynow *geißelt sich* mit irgendeinem unerhört süßen und hartnäckigen Gefühl; er geht an der *geistreichen* Werkstatt eines Sargmachers vorbei; er nennt seine Geliebte Turteltäubchen und erkundigt sich, aus welchem Himmel sie in seine Himmelsbreiten [540] hereingeflogen ist; aber genug – wir könnten sonst gar zu viele von den wunderlichen Wortgebilden aus dieser Erzählung zitieren und kein Ende finden. Was soll das bedeuten? Sonderbare Geschichte! Unbegreifliche Geschichte!

Unter den im vergangenen Jahr auf dem Gebiet des belletristischen Schrifttums in Einzelausgaben erschienenen Büchern verdienen nur die „Reisenotizen“ von T. Tsch.[29] Beachtung. Das ist ein kleines, hübsch gedrucktes Büchlein, das in Odessa herausgekommen ist; der Verfasser ist eine Frau; das läßt sich an vielem erkennen, besonders an der Einstellung zu den Dingen. Viel Herzenswärme viel Gefühl, ein Stück Leben, nicht immer verstanden oder allzu weiblich verstanden, aber nie weiß oder rot geschminkt, nicht übertrieben, nicht entstellt, eine fesselnde Erzählungsweise, eine schöne Sprache – das macht den Wert der zwei Erzählungen von Frau T. Tsch. aus. Besonders interessant ist die erste Erzählung – „Drei Variationen über ein altes Thema“. Ein erwachsenes Mädchen hatte sich in einen Knaben verliebt. Später verlor sie ihn aus den Augen und heiratete einen guten, anständigen Mann, für den sie jedoch kein besonderes Gefühl empfand. Plötzlich begegnet sie dem kleinen Lex wieder, aus dem inzwischen schon ein Alexis geworden ist. Es entspinnt sich zwischen ihnen eine Art von besonderen Beziehungen, die mit einem leidenschaftlichen Kuß von beiden Seiten und offnen Liebesgeständnissen endeten und auf inständiges Drängen der Heldin, in der die Liebe das Pflichtgefühl nicht besiegte, zur Abreise von Alexis führten. Danach fuhr sie mit ihrem kranken Gatten in einen Badeort ins Ausland. Dort erhielt sie einen Brief von einer ihrer Freundinnen, aus dem sie erfuhr, daß Alexis sie leidenschaftlich liebe. Dieser Brief versetzte sie in tiefe Erregung. Einmal, als sie ihn wieder las und von Alexis träumte, hörte sie plötzlich im Nebenzimmer, wo sich ihr Mann befand, ein sonderbares Geräusch. Sie läuft hinüber und findet ihren Mann einer Ohnmacht nahe; der Lungenkranke hatte einen schweren Anfall gehabt. Wieder etwas zu sich gekommen, begann er ein Gespräch mit ihr über seinen bald bevorstehenden Tod, dankte ihr für die Aufmerksamkeit und Pflege, die sie ihm hatte angedeihen lassen, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß er sie nicht unvermögend zurücklasse, und riet ihr, sich wieder zu verheiraten, da sie jung und schön sei und keine Kinder habe. Wie alle exaltierten Frauen zu tun pflegen, wies sie diesen letzteren Vorschlag entsetzt zurück. Dann begannen Gewissensbisse [541] sie zu plagen. Und wie auch anders: ihr Gatte lag im Sterben und dankte ihr für ihre Liebe und Aufmerksamkeit, sie aber dachte zur gleichen Zeit an einen anderen, liebte einen anderen. Fast hätte die arme Frau ihrem sterbenden Mann ihr Geheimnis erzählt: glücklicherweise verhinderte eine Ohnmacht, die sie überfiel, dieses unnötige und törichte Geständnis, das nur die letzten Augenblicke eines guten, edlen Menschen vergiftet hätte. Das ist die Logik einer exaltierten Frau ... Der Gatte der Heldin starb, sie war 35 Jahre alt, als sie Alexej Petrowitsch wiedersah; er war verheiratet und lebte ganz dem Ehrgeiz. Als sie ihn zu sehen bekam, konnte unsere Heldin kaum ihre Erregung unterdrücken; aber er behandelte sie mit kalter Höflichkeit. Das machte ihre Enttäuschung über die Scheusale von Männern vollkommen, und sie weinte bitterlich. Wie! er hatte alles vergessen! Ja, aber woran sollte er sich auch erinnern? An die Küsse? An eine Liebesgeschichte, die zu nichts geführt hatte und gleich zu Anfang abbrach, eine jener Geschichten, wie sie viele Männer mehr als einmal im Leben mitmachen? Ein Mann hat viele Interessen im Leben, und deshalb bewahrt sein Gedächtnis nur solche Geschichten auf, die etwas ernsthafter sind als

[29] Unter den Initialen „T. Tsch.“ und dem Pseudonym A. Temrisowa veröffentlichte Anastasija Jakowlewna Martschenko in verschiedenen Zeitschriften ihre Gedichte, Erzählungen und Romane.

ein Kuß. Bei der Frau liegen die Dinge anders: sie lebt ganz und ausschließlich in der Liebe, und um so mehr ihren intimen Empfindungen, je mehr sie gezwungen ist, sie zu verbergen. Frauen sind besonders erpicht auf Liebesgeschichten, die kein ernstes Ende nehmen, in denen man nichts zu riskieren, nichts zu opfern braucht und die Möglichkeit hat, dem Mann im Herzen die Treue zu brechen – und formal seinem Gelöbnis treu zu bleiben, ihr Bedürfnis nach Liebe zu befriedigen und die von der Gesellschaft auferlegten Verpflichtungen getreulich zu erfüllen. Die Heldin der zweiten Erzählung ist eine *Gouvernante*, eine von jenen Frauen, deren Phantasie mächtiger ist als ihr Herz und die man vom Kopf her attackieren, d. h. vor allem irgendwie verblüffen, frappieren, neugierig machen muß, wenn nicht durch Schönheit, dann durch Häßlichkeit, nicht durch Geist, dann durch Dummheit, nicht durch Vorzüge, dann durch Sonderbarkeiten, nicht durch Tugend, dann durch Laster. Hinter ihr schwänzelt ein mordshäßlicher, sie gar nicht liebender Mann her; ebenso wird sie leidenschaftlich geliebt von einem edlen, schönen Mann. Sie weiß, was beide wert sind, und wirft sich, wie die Motte dem Licht, dem ersten entgegen. Die Geschichte ist gut erzählt; aber die Heldin hat offenbar keine besondere Anteilnahme erregt, und deshalb hat die [542] erste Erzählung besser gefallen als die zweite. In beiden läßt sich ein Talent erkennen, von dem man noch Gutes erwarten kann, wenn es sich weiterentwickelt.

Von bemerkenswerten ausländischen Romanen ist im „Sowremennik“ und in den „Otetschestwennyje Sapiski“ eine Übersetzung der „Lukrezia Floriani“ erschienen (von der in unsrer Zeitschrift schon die Rede war) und dauert der Abdruck der Übersetzung von „Das Handelshaus Dombey und Sohn“ an; wenn dieser hervorragende Roman, der alle früheren Werke Dickens’ weit hinter sich läßt, in vollständiger russischer Übersetzung vorliegen wird, werden wir uns mit ihm beschäftigen.[30]

Zur Abteilung „Schrifttum“ gehören Aufzeichnungen oder Erinnerungen aus der Vergangenheit. Der „Sowremennik“ hat zwei interessante Aufsätze dieser Gattung aufgenommen: „Aus den Aufzeichnungen eines Artisten“ von ...n und „Iwan Philippowitsch Vernet, gebürtiger Schweizer und russischer Schriftsteller“ von L.[31] Bei dieser Gelegenheit wollen wir den schönen, durch Inhalt und Darstellung gleich interessanten Aufsatz des Herrn Nebolsin: „Erzählungen von den sibirischen Goldfeldern“ erwähnen, der sich so lange durch die Abteilung „Vermischtes“ der „Otetschestwennyje Sapiski“ hingezogen hat. Herrn Botkins „Briefe über Spanien“ (im „Sowremennik“) waren eine unerwartet erfreuliche Neuerscheinung in der russischen Literatur. Spanien ist für uns terra incognita[*]. Die politischen Nachrichten führen jeden, der sich ein Bild von der Situation dieses Landes machen möchte, nur in die Irre. Das Hauptverdienst des Autors der „Briefe über Spanien“ besteht darin, daß er alle Dinge mit seinen eigenen Augen betrachtet hat, ohne sich durch die in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen verstreuten fertigen Urteile über Spanien mitreißen zu lassen; wir spüren aus seinen Briefen, daß er zuerst hingeschaut, hingehorcht, nachgefragt und studiert und sich dann erst seine Meinung über das Land gebildet hat. Deshalb ist seine Betrachtungsweise neu und originell, und alles bestärkt den Leser darin, daß sie richtig ist, daß er hier nicht irgendein phantastisches, sondern ein wirklich existierendes Land kennenlernt. Die fesselnde Darstellungsweise erhöht noch mehr den Wert der Briefe des Herrn Botkin. Die „Briefe aus der Avenue Marigny“ stießen bei manchen Lesern fast auf Unzufriedenheit, obwohl sie bei der Mehrheit nur Billigung fanden. Wirklich ist der Autor, ohne es zu wollen, bei seinem Urteil über den

[30] Seine schwere Krankheit hinderte Belinski daran, ausführlich über Dickens’ Roman „Dombey und Sohn“ zu schreiben.

[31] Hier irrte sich Belinski: Der Autor des Aufsatzes „Aus den Aufzeichnungen eines Artisten“ war M. S. Schtschepkin, der berühmte Schauspieler und Freund Belinskis. Hinter dem Buchstaben „L.“ verbarg sich N. A. Melgunow, ein Freund Belinskis noch aus dem Zirkel N. W. Stankewitschs her.

[*] unbekanntes, unerforschtes Gebiet

Zustand des heutigen Frankreichs in [543] sofern in einen Fehler verfallen, als er die Bedeutung des Worts „bourgeoisie“ zu eng gefaßt hat. Er versteht unter diesem Wort nur die reichen Kapitalisten und hat die zahlreichere und darum wichtigere Masse dieses Standes ausgeschlossen... Trotzdem ist vieles in den „Briefen aus der Avenue Marigny“ so lebendig, so fesselnd, interessant, klug und wahr, daß man sie nur mit Vergnügen lesen kann, auch wenn man in vielem mit dem Autor nicht einverstanden ist.[32] Zu der gleichen Kategorie der Artikel vermischten Inhalts, die aber ihrer Form nach mehr der Literatur angehören, rechnen wir die „Neuen Variationen über alte Themen“ von Iskander (im „Sowremennik“); die „Erzählungen“ von Herrn Ferry (ebendort); die „Wanderungen des Portugiesen Fernando Mendez Pinto, von ihm selbst beschrieben und herausgegeben im Jahre 1614“, aus dem Altportugiesischen übersetzt von Herrn Butkow, und „Antonio Perez und Philipp II.“ von Mignet (in den „Otetschestwennyje Sapiski“).

Im vergangenen Jahr waren unsere Zeitschriften besonders reich an bemerkenswerten wissenschaftlichen Aufsätzen. Wir wollen hier die wichtigsten nennen. In den „Otetschestwennyje Sapiski“: „Die Proletarier und der Pauperismus in England und Frankreich“ (drei Aufsätze); „Physikalisch-astronomische Beschreibung des Sonnensystems“ von D. M. Perewoschtschikow; „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (drei Aufsätze); „Die Entdekkung Enckes und Leverriers“ von D. M. Perewoschtschikow; „Die Ursachen der Schwankungen der Getreidepreise“ von A. P. Sablozki. Im „Sowremennik“: „Betrachtung über die juristischen Lebensformen Altrußlands“ von K. O. Kawelin; „Eine Untersuchung über die Eleusinischen Mysterien“ von Graf S. S. Uwarow; „Daniel Romanowitsch, König von Galizien“ von S. M. Solowjow; „Die Bedeutung und die Ergebnisse der Physiologie“ von E. Littré „Versuch eines gemeinverständlichen Berichts darüber, wie der neue Planet Neptun entdeckt wurde“ von A. Sawitsch; „Konstantinopel im 4. Jahrhundert“; „Über die Möglichkeit bestimmender Maßstäbe für die Zuverlässigkeit der Resultate der beobachtenden Wissenschaften, besonders der Statistik“ von Bunjakowski, Mitglied der Akademie; „Die staatliche Wirtschaft unter Peter dem Großen“ (zwei Aufsätze) von A. Afanasjew; „Malthus und seine Gegner“ von W. Miljutin; „Alexander Humboldt und sein ‚Kosmos‘“ (zwei Aufsätze) von N. Frolow; „Irland“ von N. Satin. In der „Lesebibliothek“ zog sich länger als ein halbes Jahr ein sehr interessanter Aufsatz hin, der den [544] Titel trägt: „Reisen und Entdeckungen des Leutnants Sagoskin in RussischAmerika“, der jetzt auch unter anderem Titel als Buch erschienen ist.

Herrn Kawelins Aufsatz „Betrachtungen über die juristischen Lebensformen Altrußlands“ und der Aufsatz des Herrn Sablozki „Die Ursachen der Schwankungen der Getreidepreise in Rußland“ gehören zweifellos zu den bedeutendsten Erscheinungen unsrer wissenschaftlichen Literatur im vergangenen Jahr. Außerordentlich beachtenswert in ihrer Art sind auch die Aufsätze des Herrn Poroschin, die in den „Sankt-Peterburgskije Wjedomosti“ veröffentlicht wurden.

Wir wollen hier nicht die Werke verschiedener Art aufzählen, die im verflossenen Jahr in Buchform herausgekommen sind, weil sie in der Mehrzahl bereits in der Abteilung „Kritik und Bibliographie“ des „Sowremennik“ behandelt, im übrigen aber in den „Bibliographischen Nachrichten“ genannt worden sind, die den Nummern 7 und 12 des „Sowremennik“ im vergangenen Jahr beigegeben waren...

Unter den kritischen Aufsätzen des vergangenen Jahrs sind bemerkenswert die den folgenden Büchern gewidmeten: „Historisch-kritische Fragmente“ von Herrn Pogodin; „Die Studien, Kommentare und Vorlesungen M. Pogodins über die russische Geschichte“; „Verhandlungen der Kaiserlichen Gesellschaft für Geschichte und russische Altertümer bei der Moskauer Universität“; „Jüdische religiöse Sekten in Rußland“ von Herrn Grigorjew; „Die Werke

[32] Die „Briefe aus der Avenue Marigny“, von denen hier die Rede ist, hatte A. I. Herzen aus dem Ausland geschickt; sie waren im Jahre 1847 im „Sowremennik“ erschienen.

Fonwisins“, herausgegeben von Smirdin (in den „Otetschestwennyje Sapiski“). Die letztgenannten beiden Aufsätze sind außer durch ihren inhaltlichen und formalen Wert auch noch dadurch besonders interessant, daß sie von einem Autor stammen, der bisher noch nirgends in der Presse aufgetreten ist. In den Aufsätzen des Herrn Dudyschkin läßt sich gute Sachkenntnis erkennen; er bedient sich erfolgreich des historischen Studiums der Entwicklung einer gegebnen Epoche, um ihre literarischen Werke durch sie zu erklären. Erste Aufsätze leiden gewöhnlich vor allem an zu großer Länge und Redseligkeit; manchmal wird in solch einem Aufsatz fast nichts über das Buch gesagt, von dem er handelt, sondern wird viel dahergeredet, was manchmal wohl ganz gut ist, aber stets nicht zur Sache gehört und mit dem kritisierten Buch nichts zu tun hat. Herr Dudyschkin hat es verstanden, diese Mängel zu vermeiden; man sieht, daß er mit einem bereits fertigen Inhalt im Kopf ans Werk gegangen ist, seine Gedanken [545] völlig beherrscht, ihnen nicht erlaubt, auseinanderzulaufen oder ihn bald hierhin, bald dahin abzulenken, sondern sie ständig auf den Gegenstand konzentriert hält und infolgedessen mit dem Anfang beginnt und mit dem Ende aufhört, mit Maßen redet und deshalb den Leser in vollem Umfang mit dem Stoff bekannt macht, über den er schreibt. Wir können nicht alle kritischen Aufsätze besprechen, die im vergangenen Jahr im „Sowremennik“ erschienen sind: die engen Beziehungen, in denen einige der Verfasser dieser Aufsätze zu dieser Zeitschrift stehen, erlauben es uns nicht. Deshalb müssen wir uns darauf beschränken, auf die folgenden Aufsätze hinzuweisen: „Die letzten Romane George Sands“ von Herrn Kroneberg; „Die Geschichtsliteratur Frankreichs und Deutschlands im Jahre 1847“ von Herrn Granowski; „Herrn Butowskis Werk ‚Versuch über den Volksreichtum oder die Grundprinzipien der politischen Ökonomie‘“ (drei Aufsätze von Herrn Miljutin); Herrn Kawelins Aufsatz über „Die Geschichte der Beziehungen zwischen den Fürsten des Hauses Rjurik“ von S. Solowjow. Bemerken wir hierzu noch, daß der „Sowremennik“ ständig lückenlose Berichte über alle bemerkenswerten Erscheinungen auf dem Gebiet der russischen Geschichte gebracht hat. Gleichzeitig muß jedoch der „Sowremennik“ sagen, daß er aus Gründen, die ganz und gar nicht von der Redaktion abhängen, in mancher anderen Hinsicht die Erwartungen des Publikums in puncto Kritik nicht ganz erfüllt hat. Im laufenden Jahr jedoch hofft er, diese Abteilung bedeutend vervollständigen und entwickeln zu können.[33]

Die russische Kritik steht jetzt auf einem festeren Fundament: dank der ständig zunehmenden Entwicklung des Geschmacks und der Bildung ist sie nicht mehr allein in den Zeitschriften zu Hause, sondern auch im Publikum. Das muß die Entwicklung der Kritik selbst außerordentlich fördern; sie ist bereits eine dem Urteil der öffentlichen Meinung unterliegende Angelegenheit und nicht nur eine papierne Beschäftigung, die keine Verbindung mit dem Leben hat. Heutzutage kann nicht mehr jeder, der da will, Kritiker werden, nicht jede Meinung wird einfach nur deshalb anerkannt, weil sie gedruckt ist. Einseitige Parteilichkeit ist nicht mehr imstande, ein gutes Buch umzubringen und einem schlechten Erfolg zu verschaffen. In den heutigen Büchern lassen sich oft Überzeugungen vernehmen, und Leute, die sie gar nicht teilen, versuchen sich wenigstens hinter ihnen zu verstecken. Der Meinungskampf, der in der Kritik zum Ausdruck [546] kommt, bezeugt, daß die russische Literatur erst im schnellen Fortschreiten zur Mannesreife begriffen ist, diese aber noch nicht erreicht hat. Gewiß gibt es überall Leute, die wie von Natur dazu bestimmt zu sein scheinen, bei jedermann anzuecken, alle Welt zu schikanieren und zu tadeln, ständig Zank, Krach und Geschimpf anzuzetteln. Außer durch unüberwindliche angeborene Neigung werden sie dazu auch durch gekränkte Eigenliebe und kleinliche persönliche Interessen angetrieben, die nicht das geringste mit Literatur zu tun haben. Derartige Leute sind, überall ein unvermeidliches Übel, das sogar seine nützliche Seite hat: diese Leute nehmen vor der Gesellschaft freiwillig jene Rolle auf sich, die die Spartaner ge-

[33] Anspielung Belinskis auf seine Krankheit und seine Auslandsreise, infolge deren die Abteilung „Kritik“ des „Sowremennik“ nicht ganz den Erwartungen des Publikums entsprach.

genüber ihren Kindern den Heloten* aufzwangen... Sonderbar und betrüblich ist es jedoch, daß in den Ton dieser Leute immer wieder auch Menschen verfallen, die ganz offensichtlich nichts mit ihnen zu tun haben und in ihren Handlungen anscheinend von irgendwelchen ihnen teuren Überzeugungen ausgehen, schließlich Menschen, die durch ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Alter, ihre Berühmtheit verpflichtet wären, in der Literatur ein Beispiel für guten Ton und Achtung der Anstandsregeln zu geben. Hier ein paar frische Beispiele.

In Nummer 1 des vorigen Jahrgangs des „Syn Otetschestwa“ ist eine kritische Abhandlung über die Vorlesungen des Herrn Schewyrjow erschienen. In diesem Aufsatz war gesagt und dargelegt worden, das Werk des Herrn Schewyrjow sei „ein schönes Luftschloß; eine bezaubernde, aber rückwärts gewandte Utopie“. Das bezieht sich mehr auf den theoretischen Teil der Vorlesungen; in ihrem Tatsachenteil sieht die Rezension nur eine Kompilation. Der Rezensent des „Syn Otetschestwa“ hat seinen Namen verschwiegen, aber nicht seine Gelehrtheit, seine Bekanntschaft mit den byzantinischen und den bulgarischen Quellen.[34] Deshalb machte der Aufsatz einen so starken Eindruck auf Herrn Schewyrjow, daß er erst ein Jahr später imstande war, auf ihn zu antworten. Je heftiger der Angriff auf Herrn Schewyrjow war, um so mehr Würde konnte man von ihm bei der Verteidigung erwarten. Hat Herr Schewyrjow dementsprechend gehandelt? Zuerst einmal gab er seinem Unwillen darüber Ausdruck, daß der Kritiker des „Syn Otetschestwa“ seinen Namen verschwiegen hatte, als ob es hier auf Namen ankäme und nicht auf die Wissenschaft, auf Ideen und Überzeugungen. Vermutlich unter dem Einfluß seines Unwillens über diese ärgerliche Namenlosigkeit fiel Herr Schewyrjow mir nichts, dir nichts über Herrn Nadeshdin her. Er [547] nennt ihn ironisch: „besagter gelahrter Herr“, „hochgelahrter Philologe“, verspottet seine Meinung über die slawischen Dialekte, ohne im geringsten zu ahnen, daß sein attisches Salz reichlich nach altslawischem Viehsalz schmeckt. Man darf und soll fremde Meinungen widerlegen, wenn sie einem unberechtigt erscheinen; aber das soll man erstens da tun, wo es am Platz ist, und zweitens unter Wahrung des Anstands. Herr Schewyrjow täte gut daran, nicht zu vergessen, daß er Gelehrter ist, daß er in der russischen Literatur einen mindestens zwanzigjährigen Ruf genießt und daß das alles ihn verpflichtet, den jüngeren Literaten ein positives und nicht ein negatives Beispiel zu geben. Ebenso würde es Herrn Schewyrjow nicht schaden, sich daran zu erinnern, daß Herr Nadeshdin einst sein Universitätskollege war, ein ebensolcher Professor wie er. Aber es fehlt Herrn Schewyrjow völlig an jener literarischen Ruhe, die die Stärke von Menschen ausmacht, die an der Wissenschaft und durch Lebenserfahrung groß geworden sind; er ist in literarischen Dingen vielmehr unruhig und aufgeregt und verfällt daher ständig in Extreme und tut Fehlgriffe, wie sie sonst nur bei jungen Leuten vorkommen, die sich von der Schulbank weg eben erst auf die Literatur geworfen haben. Hier noch ein Beispiel: gelegentlich einer Äußerung über einen bekannten ehemaligen Mitarbeiter der „Otetschestwennyje Sapiski“, der jetzt am „Sowremennik“ mitarbeitet, hat Herr Schewyrjow sich zu sagen erlaubt, er sei „dem Banner der ‚Otetschestwennyje Sapiski‘ untreu geworden“![35] Ist dieser Satz nicht auch eine Folge jener erregten und gereizten Stimmung, von der wir gesprochen haben? Herr Schewyrjow glaubt doch nicht etwa wirklich seinen eignen Worten? Nein, er wollte einem Gegner einen Stich versetzen und vergaß, daß man nur mit der Wahrheit, aber nicht mit Erfindungen treffen kann. Der Mann, von dem er spricht, hat etwas ganz Natürliches getan: er hat es im eignen Interesse für praktischer und besser gehalten, seine Aufsätze in einer anderen Zeitschrift unterzubringen, und war dazu vollauf berechtigt, weil er

* Angehörige einer sozialen Schicht von Menschen im Staat Lakedaimon (heute üblicherweise nach seinem Hauptort Sparta genannt), die zwar im Staat seßhaft, aber keine Bürger waren. Sie waren an die Scholle gebunden und wurden als zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe der „öffentlichen Sklaven“ angesehen. Sie waren für jedermann an ihrer Kleidung erkennbar.

[34] Der Verfasser war Nikolai Iwanowitsch Nadeshdin.

[35] Es handelt sich hier um Belinski selber.

sich als keiner Zeitschrift fest zugeordnet betrachtet. Zu seinen Ausfällen dieser Art gehört auch der von vielen unaufhörlich immer wieder vorgebrachte Gedanke, Gogol habe uns dadurch, daß er sich von seinen früheren Werken lossagte, in eine schwierige Lage versetzt, und wir wüßten nicht, was wir tun sollen. Mehr als ein Jahr ist seit dem Erscheinen jenes Buchs vergangen, und wir haben bereits einige Male über die Werke Gogols im gleichen Geist gesprochen [548] wie vor Erscheinen des Buchs. Überhaupt haben wir stets die Werke Gogols gelobt und nicht Gogol selber, haben sie um ihrer selbst willen und nicht um des Autors willen gelobt. Seine früheren Werke sind für uns auch heute dasselbe, was sie früher waren; uns geht es nichts an, was Gogol selbst jetzt über seine früheren Werke denkt. Aber der ungesundeste Ausfall des Herrn Schewyrjow gilt Iskander: die höchst unruhige geistige Haltung des Herrn Schewyrjow diesem Autor gegenüber hat ihn einen ganz und gar nicht literarischen Ton anschlagen lassen: er hat aus dem Roman „Wer ist schuld?“ alle Sätze und Wörter ausgeschrieben, in denen es ihm beliebte, eine Entstellung der russischen Sprache zu sehen. Einige dieser Sätze und Wörter verdienen wirklich, verurteilt zu werden; in der Mehrzahl aber beweisen sie nur, daß Herr Schewyrjow Iskander nicht leiden kann. Wir begreifen nicht, wie Herr Schewyrjow Zeit findet, sich mit solchen Kinkerlitzchen abzugeben, die höchstens des Fleißes eines gewissen Professors der Eloquenz und der poetischen Spitzfindigkeit seligen Angedenkens würdig sind![36] Und wie, wenn irgend jemand auf den Gedanken käme, aus den Aufsätzen des Herrn Schewyrjow ganze Perioden, wie die folgende, auszuschreiben: „Aber daß heute der einen oder anderen russischen Seele, die den wahren Sinn des altrussischen Lebens nicht versteht, als ausschließlich byzantinische und irgendwie mystische und theoretisierende Superklugheit und sogar als ‚kleinliche Spekulation‘ *das* erscheint, *was* die einfachsten und höchsten Wahrheiten in sich trägt, *so* bedeutet *das nichts anderes als nur das, daß diese* russische Seele das Band zu den wurzelhaften Grundlagen des Lebens des russischen Volkes zerrissen und sich in die Einsamkeit ihrer abstrakten Persönlichkeit zurückgezogen hat, aus deren engem Rahmen sie nur ihre Hirngespinste, aber nicht die Sache sieht.“ Übrigens können wir in einer solchen Periode nicht eine Verhunzung der russischen Sprache sehen, sondern nur eine Verhunzung der Sprache bei Herrn Schewyrjow, und in dieser Hinsicht muß man Iskander als einen einflußreichen Schriftsteller natürlich strenger behandeln; sich über derartige Kleinigkeiten aufhalten, bedeutet, dennoch mehr eine Abneigung gegen den Gegner als eine Neigung zur russischen Sprache und Literatur zu erkennen geben und dem Gegner aus der Entfernung mit einer Haar oder Stecknadel drohen, wenn man ihn nicht mit dem Speer treffen kann.

Im vergangenen Jahr galt die Aufmerksamkeit der Kritiker vorwiegend dem „Briefwechsel Gogols mit Freunden“. Man kann sagen, [549] daß man sich auch heute an dieses Buch nur dank den über es geschriebenen Aufsätzen erinnert. Der beste gegen es geschriebene Aufsatz stammt von N. F. Pawlow. In seinen Briefen an Gogol stellte er sich auf dessen Standpunkt, um zu beweisen, daß er seinen eignen Prinzipien untreu geworden ist, daß er nicht recht hatte. Feinheit der Gedankenführung, eine geschickte Dialektik und dazu eine im höchsten Grade elegante Darlegung machen die Briefe N. F. Pawlows zu einer mustergültigen und durchaus einzig dastehenden Erscheinung in unserer Literatur. Es wäre schade, wenn es nur bei diesen drei Briefen bliebe!

Unser wohlbekannter Verleger Herr Smirdin hat durch seine Ausgaben russischer Autoren der russischen Kritik viel Arbeit und Sorge gemacht und hat die Absicht, ihr noch mehr dergleichen zu bereiten. Er hat bereits Lomonossow, Dershawin, Fonwisin, Oserow, Kantemir, Chemnitzer, Murawjow, Knjashnin und Lermontow herausgebracht. In einer Zeitung war die Rede von einem baldigen Erscheinen der Werke Bogdanowitschs, Dawydows, Karamsins

[36] Gemeint ist W. K. Tredjakowski.

und Ismailows. Ebendort wurde behauptet, daß nach ihnen weitere Werke in Druck gehen sollen: „Die Geschichte des russischen Staates“ von Karamsin, die Werke der Zarin Katharina II., die Werke Sumarokows, Cheraskows, Tredjakowskis, Kostrows, Fürst Dolgorukis, Kapnists, Nachimows, Nareshnys – und daß darüber hinaus Vorbereitungen zur Erwerbung der Verlagsrechte der Werke Shukowskis, Batjuschkows, Dmitrijews, Gneditschs, Chmelnizkis, Schachowskois und Baratynskis getroffen seien. Das gibt reichlich Arbeit für die Kritik! Möge jeder seine Meinung sagen, ohne sich darüber Sorge zu machen, daß andere nicht so denken wie er. Man muß fremden Meinungen gegenüber tolerant sein. Man kann nicht jedermann zwingen, ein und dasselbe zu denken. Widerlegt fremde Meinungen, die mit den eurigen nicht übereinstimmen, aber verfolgt sie nicht voller Wut nur deshalb, weil sie euch zuwider sind; bemüht euch nicht, sie in außerliterarischer Beziehung in ein für sie ungünstiges Licht zu stellen. Das ist ein schlechtes Geschäft: aus dem Wunsch heraus, für eure eignen Meinungen größeren Spielraum zu bekommen, werdet ihr ihnen eben dadurch vielleicht überhaupt den Boden entziehen. [551]

Briefe
1847-1848

[553]

Briefe aus dem Jahre 1847

An W. P. Botkin vom 17. Februar (1. März) 1847[1]

(Bruchstück)

St. Petersburg, 17. Februar (1. März) 1847

Ich habe in der „Revue des Deux Mondes“ den Aufsatz Saissets über die Positive Philosophie Comtes und Littrés gelesen. Sofern man aus dritter Hand einen Begriff von dem Gegenstand bekommen kann, habe ich Comte verstanden, wobei mir besonders die Gespräche und Debatten mit Dir geholfen haben, die mir erst jetzt ganz klar geworden sind. Comte ist ein ausgezeichneter Mann; aber daß er der Begründer einer neuen Philosophie sein soll – die Schnepfe hat’s weit bis St. Peter, wie die Russen sagen! Dazu braucht’s Genie, wovon bei Comte keine Spur zu merken ist. Dieser Mann ist eine bemerkenswerte Erscheinung – als Reaktion auf die Einmischung der Theologen in die Wissenschaft, eine energische, unruhige, alarmierende Reaktion. Comte ist ein kenntnisreicher Mann von großem Geist, aber sein Geist ist trocken, es fehlt ihm jener Höhenflug, den alles Schöpferische, sogar der Mathematiker braucht, wenn er die Kraft haben soll, die Grenzen der Wissenschaft zu erweitern. Obwohl Littré sich auf die bescheidne Rolle eines Schülers Comtes beschränkt hat, läßt sich jetzt noch erkennen, daß er von Natur reicher ist als Comte.

Über Herrn Saisset, der der positiven Philosophie Comtes und Littrés das Todesurteil verkündet, ist nicht viel zu sagen: für ihn ist die Metaphysik „la science de Dieu“[*], dabei ist er aber ein Vorkämpfer der Erfahrung und ein Feind des deutschen Transzendentalismus. Von der deutschen Philosophie spricht er mit Verachtung, ohne die geringste Vorstellung von ihr zu haben. Ich hatte hier wieder einmal Gelegenheit, mich an der unverfrorenen Gewissenlosigkeit

[1] Die drei folgenden Briefe Belinskis an W. P. Botkin wurden im vollen Wortlaut zum erstenmal in der Ausgabe seiner „Briefe“ vom Jahre 1914 veröffentlicht. Die vorliegende Ausgabe bringt Bruchstücke aus diesen Briefen. Dem Text liegt das sogenannte „Korrekturexemplar“ der ersten Ausgabe der „Briefe“ von 1914 zugrunde.
[*] Wissenschaft von Gott; Gotteswissenschaft

zu weiden, die den Franzosen eigen ist, und mußte an Pierre Leroux denken, der, nachdem er Hegel heruntergemacht hatte, Schelling pries, in der Annahme, in letzterem einen Verbündeten zu be-[554]sitzen und sich dann, als man ihm seine Ignoranz nachwies, damit entschuldigte, er habe das alles von einem zuverlässigen Mann erfahren. – Dabei enthalten die Angriffe Saissets viel Brauchbares, vor allem, was er über den komischen Anspruch Comtes sagt, das Wort *Idee* durch Naturgesetz zu ersetzen. Es wird noch gut für Comte sein, wenn seine Gegner sich voller Wut für das Wort in den Kampf stürzen; aber was soll aus ihm werden, wenn sie so gescheit sind, ihm zuzustimmen? Hier geht es ja nicht um die Sache (ich meine um die Idee), sondern um eine neue Bezeichnung für ein altes Ding, eine Bezeichnung, die nichts am Wesen ändert, mit dem einzigen Unterschied, daß die alte Bezeichnung den großen Vorzug eines historischen Ursprungs und einer auf jahrhundertelanger Gewohnheit beruhenden Vertrautheit mit ihr für sich hat und daß von ihr das Wort *Ideal* abgeleitet ist, das nicht in der Kunst allein gebraucht wird. Absolute Idee, absolutes Gesetz: das ist ein und dasselbe, denn beides drückt etwas Allgemeines, Universelles, Unveränderliches, den Zufall Ausschließendes aus. Comte gibt sich also, während er Neues zu schaffen glaubt, mit altem Kram ab. Das ist lächerlich. Comte findet die Natur unvollkommen: hierin sehe ich den schlagendsten Beweis dafür, daß er kein Führer ist, sondern nur ein Plänkler, daß er keine neue philosophische Lehre vertritt, sondern eine Reaktion, d. h. ein Extrem, das durch ein andres Extrem ausgelöst ist. Die Pietisten bewundern die Vollkommenheit der Natur, für sie ist alles höchst weise berechnet und bemessen, sie glauben, daß selbst in dem abscheulichen, schnell heckenden Geschlecht der Nagetiere, d. h. in den Ratten und den Mäusen, ein hoher Nutzen stecken müsse, einfach deshalb, weil die Natur sie dummerweise freigebig in ungeheurer Zahl hervorbringt. Und nun kommt Comte und stellt ihrer Torheit, nur aus dem Gefühl des Widerspruchs und der Notwendigkeit einer Reaktion heraus, eine neue Torheit gegenüber, daß nämlich die Natur unvollkommen sei und vollkommener sein könnte. Das letztere ist Unsinn, das erstere ist richtig, doch in der Unvollkommenheit der Natur liegt grade ihre Vollkommenheit. Vollkommenheit ist eine Idee des abstrakten Transzendentalismus und deshalb das niederträchtigste Ding von der Welt. Der Mensch ist sterblich, ist Krankheit und Hunger unterworfen, muß sein Leben im Kampf verteidigen. Das ist seine Unvollkommenheit, aber eben durch sie ist er groß, eben um ihretwillen ist ihm sein Leben lieb und wert. Sichere ihn gegen Tod, Schmerz, Unglücksfall, Kummer – und er wird zum [555] türkischen Pascha, der sich in fauler Glückseligkeit langweilt; schlimmer – er verwandelt sich zum Vieh. Comte sieht nicht den historischen Fortschritt, das lebendige Band, das sich als lebendiger Nerv durch den lebendigen Organismus der Menschheitsgeschichte zieht. Daraus sehe ich, daß der Bereich der Geschichte seiner Beschränktheit verschlossen ist. Lomonossow war zu seiner Zeit in den Naturwissenschaften ein großer Gelehrter, was jedoch die Geschichte betrifft, war er dem Esel Tredjakowski gleich: es ist klar – der Bereich der Geschichte lag jenseits seiner Natur. Comte vernichtet die Metaphysik nicht als die Wissenschaft transzendentalistischer Ungereimtheiten, sondern als die Wissenschaft von den Gesetzen des Geistes: die höchste Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften ist für ihn die Physiologie. Das beweist, daß der Bereich der Philosophie ebenso jenseits seiner Natur liegt wie der Bereich der Geschichte und daß die einzige ihm zugängliche Wissenssphäre die Mathematik und die Naturwissenschaften sind. Daß die Wirkung, d. h. die Tätigkeit des Geistes, das Resultat der Tätigkeit der Gehirnorgane ist, unterliegt keinem Zweifel; aber wer hat den Akt dieser Organe bei der Tätigkeit unsres Geistes belauert? Wird man diese je belauern können? Comte hat seine Hoffnungen auf weitere Erfolge der Phrenologie* gesetzt; aber diese Erfolge werden nur die Identität der physischen Natur des Menschen mit seiner geistigen bestätigen – nichts mehr. Die geistige Natur des Menschen soll man nicht als

* topologisch ausgerichtete Lehre, die versuchte, geistige Eigenschaften und Zustände bestimmten, klar abgegrenzten Hirnarealen zuzuordnen

etwas Besonderes und von ihr Unabhängiges von seiner physischen Natur *trennen*, sondern soll sie von ihr *unterscheiden*, wie man die Anatomie von der Physiologie unterscheidet. Die Gesetze des Geistes müssen an den Taten des Geistes studiert werden. Das ist Sache der Logik, jener Wissenschaft, die sich unmittelbar an die Physiologie anschließt, wie die Physiologie sich an die Anatomie anschließt. Zum Teufel mit der Metaphysik: dieses Wort bezeichnet etwas Übernatürliches, also einen Unsinn, während die Logik schon ihrer etymologischen Bedeutung nach sowohl *Gedanke* wie auch *Wort* meint. Sie muß ihren eignen Weg gehen, darf aber keinen Augenblick vergessen, daß der Gegenstand ihrer Untersuchungen eine Blume ist, die in der Erde wurzelt, d. h. ein Geistiges, das nichts anderes ist als die Tätigkeit eines Physischen. Die Wissenschaft von den Hirngespinsten des Transzendentalismus und der „théologie" befreien, die Grenzen des Geistes aufzeigen, in denen seine Tätigkeit fruchtbar ist, ihn ein für allemal von allem Phantastischen und [556] Mystischen trennen – das ist das, was der Begründer einer neuen Philosophie tun wird und was Comte nicht tun wird, was er jedoch in Gemeinschaft mit vielen ihm ähnlichen bedeutenden Geistern dem zu tun helfen wird, *der dazu berufen ist*. Er selbst ist zu eng gebaut für ein so weitgreifendes, umfassendes Werk. Er ist Redakteur, aber nicht Schöpfer, Wetterleuchten, das einen Sturm ankündigt, aber nicht der Sturm, eine jener alarmierenden Erscheinungen, die das Nahen einer geistigen Revolution ankünden, aber nicht diese Revolution. Das Genie ist eine große Sache: es trägt wie Gogols Petruschka seinen eigenen Geruch mit sich herum: Comte riecht nicht nach Genialität. Vielleicht irre ich mich, aber das ist meine Meinung.

In derselben Nummer der „Revue des Deux Mondes" hat mich der kleine Aufsatz eines gewissen Thomas: „Un nouvel écrit de M. de Schelling" sehr interessiert. Ich hatte nur eine sehr dunkle Vorstellung von der neuen mystischen Auffassung Schellings. Thomas sagt, Schelling nenne den Deismus imbécile [närrisch] (wozu ich Herrn Leroux beglückwünsche) und verachte ihn noch mehr als den Atheismus, den er unsagbar verachtet. Und was ist er selber? Er ist pantheistischer Christ und hat für auserwählte Naturen (für die Aristokratie der Menschheit) eine wunderschöne Kirche gegründet, in der es viele Klöster gibt. Arme Menschheit! Der gute Odojewski hat mir einmal in allem Ernst versichert, daß es zwischen dem Wahnsinn und dem normalen Geisteszustand keinen scharfen Trennungsstrich gebe und daß man bei keinem Menschen ganz sicher sein könne, daß er nicht verrückt ist. Wie richtig ist das doch, nicht nur in bezug auf Schelling allein! Wer ein System, eine Überzeugung hat, der muß um seinen normalen Verstand besorgt sein. Fast alle Wahnsinnigen zeigen doch im Gespräch einen erstaunlich klaren Verstand, solange sie nicht auf ihre idée fixe [fixe Idee] zu sprechen kommen...

An W. P. Botkin vom 7. (19.) Juli 1847

(Bruchstück)

Dresden, 7. (19.) Juli 1847

Sei mir gegrüßt, mein bester Wassili Petrowitsch. Mit Mühe hab' ich mich aufgerafft, Dir zu schreiben. Da bin ich nun schon zum zweitenmal in diesem elenden, langweiligen Dresden. Übrigens ist [557] das vielleicht auch Unsinn (das heißt, daß Dresden eine elende, langweilige Stadt ist, nicht daß ich zum zweitenmal hier bin – letzterer Umstand unterliegt nicht dem geringsten Zweifel). Leider bin ich, mein lieber Glatzkopf, nur dazu nach Europa gereist, um festzustellen, daß ich ganz und gar nicht zum Reisen tauge. Ich war z. B. in der Sächsischen Schweiz; für einen Augenblick wollte mich diese malerische Gegend schon fesseln, aber bald war ich ihrer überdrüssig, als kennte ich sie seit uralten Zeiten in- und auswendig. Langeweile ist mein unzertrennlicher Begleiter, und ich kann es nicht erwarten, nach Hause zurückzukehren. Was für ein stumpfsinniges, triviales Volk sind doch die Deutschen – die reinen Ho-

henpriester! Ihnen fließt kein Blut in den Adern, sondern der dicke Bodensatz des scheußlichen Getränks, das unter dem Namen Bier bekannt ist und das sie ohne jedes Maß verschlingen und verdudeln. Kürzlich kam bei Tisch die Rede auf die Stände. Und da sagte einer: „Ich liebe den Fortschritt, aber einen gemäßigten Fortschritt, und auch dabei lieb' ich mehr die Mäßigung als den Fortschritt." Als Turgenjew mir die Worte dieses echten Deutschen übersetzte, hätte ich beinahe geweint, daß ich nicht Deutsch verstand und ihm sagen konnte: „Ich liebe Suppe, die im Topf gekocht ist, aber dabei liebe ich mehr den Topf als die Suppe." Dieser selbe junge Deutsche sagte von einem Redner, den er loben wollte: „Er ist gemäßigt hochtrabend." Aber es läßt sich nicht alles über dieses Volk erzählen, das aus Resten und Abfällen zusammengeflickt ist. Kurz gesagt · · · · · · · · · · · · · ·! Hinsichtlich des Urteils über die Deutschen bin ich zur Autorität für Annenkow und Turgenjew geworden: wenn ein Deutscher sie mit seiner Stumpfsinnigkeit aus der Fassung bringt, sagen sie: „Belinski hat recht!" Was für eine Armut in Deutschland, besonders in dem unglücklichen Schlesien, das Friedrich der Große für die schönste Perle in seiner Krone hielt. Erst hier habe ich die furchtbare Bedeutung der Worte: *Pauperismus* und *Proletariat* verstehen gelernt. In Rußland haben diese Worte keinen Sinn. Dort gibt es hier und da Mißernte und Hunger, dort gibt es Gutsherren, die mit ihren Bauern umspringen wie Plantagenbesitzer mit ihren Negern, dort gibt es Diebe und Räuber unter den Beamten; aber es gibt keine Armut, obwohl auch keinen Reichtum. Faulheit und Trunksucht bringen dort Schmutz und Lumpen hervor, aber das ist alles noch nicht Armut. Armut ist Ausweglosigkeit vor dem ewigen Schreckgespenst des Hungertods. Ein Mensch hat gesunde Hände, [558] ist fleißig und ehrlich, bereit zu arbeiten – und es gibt keine Arbeit für ihn: das ist Armut, das ist Pauperismus, das ist Proletariat! Glücklich ist hier noch, wer mit seinem Hund und seinen minderjährigen Kindern, barfuß vor den Karren gespannt, aus der Gegend von Salzbrunn Steinkohle nach Freiburg bringen kann. Wer dagegen keine Anstellung als Hund oder als Pferd findet, der geht betteln. Gesicht, Stimme und Gesten lassen erkennen, daß er kein Berufsbettler ist, daß er den ganzen Schrecken, die ganze Schmach seiner Situation empfindet: wie sollte man ihm einen Silbergroschen verweigern, aber wie soll man ihnen allen etwas geben, wo es ihrer doch viel mehr gibt, als ich Pfennige in der Tasche habe. Schrecklich!

Ich war in der Dresdner Galerie und habe Raffaels Madonna gesehen. Was für einen Unsinn haben die Romantiker, besonders Shukowski, über sie zusammengeschrieben. Nach meiner Meinung hat ihr Gesicht ebensowenig Romantisches wie Klassisches an sich. Das ist nicht die Mutter des Christengottes: das ist eine aristokratische Dame, eine Königstochter, idéal sublime du comme il faut*. Sie blickt uns nicht grade mit Verachtung an – das würde nicht zu ihr passen, sie ist zu wohlerzogen, um irgend jemanden mit Verachtung zu kränken, selbst Menschen nicht, sie sieht uns nicht als Canaillen an: dies Wort wäre zu grob und unsauber für ihren edlen Mund; nein, sie betrachtet uns mit kühlem Wohlwollen und befürchtet dabei gleichzeitig sowohl sich an unseren Blicken zu beflecken wie auch uns Plebejer zu kränken, wenn sie sich etwa von uns abwendet. Der Knabe, den sie auf dem Arm hält, ist offenherziger als sie; bei ihr ist die Unterlippe kaum merklich hoffärtig geschürzt, bei ihm dagegen atmet der ganze Mund Verachtung für uns Nichtswürdige. Aus seinen Augen blickt nicht der künftige Gott der Liebe und des Friedens, der Verzeihung und der Erlösung, sondern der alttestamentliche Gott des Zorns und der Rache, der Vergeltung und der Strafe. Aber wie edel, wie graziös die Pinselführung! Man kann sich gar nicht satt sehen! Ich mußte unwillkürlich an Puschkin denken: der gleiche Adel, die gleiche Grazie im Ausdruck bei der gleichen Treue und Strenge der Zeichnung! Nicht umsonst hat Puschkin Raffael so geliebt: er ist ihm naturverwandt. Sehr hat mir auch das Bild Michelangelos – Leda im Augenblick ihrer Vereinigung mit dem Schwan – gefallen: ganz zu schweigen von ihrem Körper (besonders les fesses [das

* ???

Gesäß]), ist in ihrem Gesicht wundervoll die Sterbensqual der Wollust erfaßt. Es hat mir auch noch manches andere gefallen, aber ich mag nicht über alles schreiben.

[559] Ich fahre nach Paris und weiß im voraus, daß ich mich dort langweilen werde. Dabei hab' ich aber auch, weiß der Teufel, was für ein Glück! Vor meiner Abreise aus Petersburg war von nichts anderem zu hören als von der Diebsbande mit Trischatny und Dobryschin an der Spitze[1], bei meiner Ankunft in Paris wird von nichts andrem zu hören sein als von dem Dieb Teste[2] und andern Dieben aus der Zahl der konstitutionellen Minister, die der Dieb Emile Girardin erst verdächtigt, aber noch nicht überführt hat. O tempora! O mores![*] O neunzehntes Jahrhundert! O Frankreich – Land der Schmach und der Erniedrigung! Sein Antlitz ist jetzt der Spucknapf für alle europäischen Staaten. Nur wer zu faul ist, gibt ihm keine Ohrfeige. Neulich war es die portugiesische Intervention, und bald ist, sagt man, eine schweizerische an der Reihe, die Frankreich noch mehr Ehre einbringen wird als die erste.

Ich habe das Buch Louis Blancs[3] gelesen. Diesem Mann hat die Natur weder Kopf noch Herz versagt; aber er wollte sie aus eignen Mitteln größer machen – und dabei ist statt eines bedeutenden Kopfs und eines großen Herzens ein Wasserkopf und ein aufgeschwemmtes Herz herausgekommen. Sein Buch enthält viel Brauchbares und Interessantes: es hätte ein außerordentlich gutes Buch werden können; aber der kleine Blanc hat es fertiggebracht, ein höchst langweiliges und höchst banales Buch daraus zu machen. Ludwig XIV. hat, siehst Du wohl!, das monarchische Prinzip herabgewürdigt, indem er in Frankreich die Kirche von Rom emanzipierte! O dies Roß! Die Bourgeoisie ist bei ihm seit Erschaffung der Welt der Feind der Menschheit und konspiriert gegen ihr Wohlergehen, während doch aus seinem eignen Buch hervorgeht, daß es ohne sie nicht zu der Revolution gekommen wäre, von der er so begeistert ist, und daß ihre Erfolge ihre legitimen Errungenschaften sind. Uff, wie blöd – nicht auszuhalten! Jetzt lese ich Lamartinechen[4] und begreife nicht, warum er auf einer Seite kluge und gut formulierte Dinge über ein Ereignis sagt und sich dann beeilt, auf einer anderen Dummheiten daherzuplappern, die dem bereits Gesagten offenkundig widersprechen – ob deshalb, weil er bloß zur Hälfte gescheit ist oder weil er hofft, irgendwann mal Minister zu werden, und es deshalb allen Parteien recht machen will. Ich hab' sie bis dahin, diese Schurken: ich weine vor Langerweile und Ärger, und lese doch!

Mit meiner Kur bin ich fertig, und es geht mir ein bißchen besser. Wie es heißt, wirkt aber das Heilwasser auf viele erst wesentlich [560] später, nach der Trinkkur; ich hoffe, es wird mir noch besser gehn. Jedenfalls werde ich gleich bei meiner Ankunft in Paris den berühmten Tirat de Malmort aufsuchen.

Meine Frau hat mir geschrieben, daß Krajewski in Moskau ist und bei Dir Wohnung genommen hat. Herzlichen Glückwunsch zu dem neuen Freund! Einen Freund auf Erden finden, ist eine große Sache, wie Schiller mehr als einmal so schön gesagt hat, besonders einen Freund mit gefühlvollem Herzen, mit einem Wort, so einen wie A. A. Krajewski. Es heißt, die Affä-

---

[1] Belinski spielt hier auf die großen Unterschlagungen und Diebstähle an, die im Militärdepartement aufgedeckt worden waren, wo eine „Diebsbande", mit General Trischatny, dem Chef der Heeresreserven, an der Spitze, ihr Unwesen trieb.

[2] Jean-Baptiste Teste (1780-1852) – französischer Minister der öffentlichen Arbeiten und später Vorsitzender des Kassationshofs. Er wurde wegen Bestechungen vor Gericht gestellt und verurteilt.

[*] „O (was für) Zeiten, o (was für) Sitten!"

[3] Mit dem „Buch Louis Blancs" ist dessen „Geschich d Französischen Revolution" gemeint, die 1847 zu erscheinen begann.

[4] „Jetzt lese ich Lamartinechen" – diese Ausdrucksweise zeigt die Geringschätzung Lamartines durch Belinski, der damals die 1847 erschienene achtbändige „Geschichte der Girondisten" las. In diesem Werk entstellte Lamartine tendenziös die geschichtlichen Tatsachen, um die Girondisten zu verherrlichen und die Jakobiner mit Schmutz zu bewerfen.

ren dieses Vampirs, der mir den letzten Rest Gesundheit ausgesaugt hat, stehn schlecht, und alle Welt läßt ihn im Stich. Wenn das stimmt, bin ich froh, denn ich wünsche ihm von ganzem Herzen das Allerärgste, alles erdenkliche Unheil. Leb wohl, Botkin. Grüß mir all die Unsrigen – Kawelin, Granowski, Korsch, Ketscher, Schtschepkin usw. usw.

W. B.

An W. P. Botkin, Dezember 1847

(Bruchstück)

St. Petersburg, Dezember 1847

Jetzt über die Briefe Herzens[1]. Der Eindruck, den sie bei Korsch, Granowski, Dir und andern Moskauern hinterlassen haben, zeigt mir nur, daß es Euch Moskauern an jener Toleranz fehlt, die Ihr für Eure Haupttugend haltet. In Deinem Urteil sehe ich wirklich noch etwas, was nach Toleranz aussieht: Du bist wenigstens nicht böse auf die Briefe, weil sie nicht auf Deine Weise denken, sondern auf ihre eigne, Du wirst nicht rot vor Ärger wie Korsch und nennst nicht Unfug, was man richtiger als Scherz, Witz, Freisein von Pedanterie und Schulmeisterei bezeichnen muß. Du hast nach meiner Meinung nur insofern nicht recht, als Du an einer Auffassung und Meinung, die der Deinen widerspricht, nichts Gutes lassen wolltest. Diese Briefe, besonders der letzte, wurden in meiner Gegenwart, unter meinen Augen geschrieben, als Folge jener täglichen Eindrücke, über die alle ehrlichen Franzosen erröteten und die Köpfe hängen ließen und bei denen selbst die Schufte etwas verlegen mit den Augen zwinkerten. Und wenn Herzens Briefe wirklich Übertreibungen enthalten – mein Gott –, was ist das schon für ein Verbrechen [561] – und wo gibt's Vollkommenheit? Wo absolute Wahrheit? Herzens Ansichten aber für unbestreitbar falsch und nicht einmal einer Entgegnung für würdig zu halten – ich weiß nicht, meine Herren, vielleicht habt Ihr sogar recht, aber dann bin ich eben wohl zu dumm, um Euch in Eurer Weisheit zu verstehen. Ich will nicht sagen, daß Herzens Ansichten fehlerlos richtig sind, daß sie alle Seiten der Frage erfassen, ich räume ein, daß die Frage der Bourgeoisie noch offen ist und bisher noch niemand sie endgültig entschieden hat und niemand sie entscheiden wird – entscheiden wird sie die Geschichte, dieses oberste Gericht über die Menschen. Aber ich weiß, daß die Herrschaft der Kapitalisten das heutige Frankreich mit ewiger Schmach bedeckt und die Erinnerung an die Zeiten der Regentschaft heraufbeschworen hat, die Amtszeit Dubois', der Frankreich an England verkaufte, und daß sie eine Orgie der Industrie entfesselt hat. Alles an dieser Herrschaft ist kleinlich, nichtswürdig, widerspruchsvoll; kein Gefühl für Nationalehre, Nationalstolz. Sieh Dir die Literatur an – was soll das bedeuten? Alles, worin auch nur ein Funke von Leben und Talent blitzt, all das gehört zur Opposition – nicht zu der lausigen Parlamentsopposition, die natürlich sogar tief unter der konservativen Partei steht, sondern zu jener Opposition, für die die Bourgeoisie das Syphilisgeschwür am Körper Frankreichs ist. Viel dummes Zeug steckt in den Bannflüchen, die sie gegen die Bourgeoisie schleudert – dafür aber zeigen sich nur in diesen Bannflüchen sowohl Leben wie Talent. Sieh zu, was sich in den Pariser Theatern tut. Die kluge, sorgfältige Inszenierung, das ausgezeichnete Spiel der Schauspieler, die Grazie und der Scharfsinn des französischen Geistes überdecken hier Leere, Nichtigkeit, Banalität. Die Kunst macht sich nur in der Rachel und in Racine bemerkbar, höchstens erinnert an sie hin und wieder durch seine „Lumpenhändler" mit Hilfe Lemaitres ein Félix Pyat, ein völlig talentloser Mann, der es aber kraft (à force) seines Hasses gegen die Bourgeoisie zu Talent bringt. Herzen hat nicht gesagt, daß die französischen Staatsanwälte Narren und Dummköpfe

[1] Es handelt sich um die „Briefe aus der Avenue Marigny" von A. I. Herzen. Diese Briefe entstanden in den Monaten Juli bis September 1847 in Paris zu der Zeit, als sich Belinski im Ausland aufhielt.

seien, sondern hat sich nur über das Verhalten eines Staatsanwalts (im Prozeß gegen den Sekundanten Beauvallons) ausgelassen, ein Verhalten, das wirklich eines Narren, Dummkopfs und obendrein Halunken würdig war.[2] Diesen Vorfall hat er nicht erfunden – er ging durch alle französischen Zeitschriften. Bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über die französischen Zeitschriften, aus deren Nachrichten Herzen angeblich seine Briefe [562] zusammenflickt: dieser Vorwurf ist derart lächerlich, daß es sich gar nicht lohnt, ernst auf ihn zu antworten. Ja, kann man denn über Frankreich von irgendeinem Vorfall reden, der nicht in den französischen Zeitschriften besprochen worden wäre? Nicht hierauf kommt es an, sondern darauf, wie sich dieser Vorfall in der Persönlichkeit des Autors widerspiegelt, wie er von ihm dargestellt ist. Was diesen Punkt betrifft, so ist Herzen auch in seinen Briefen, wie in allem, was er geschrieben hat, ein Mann von Talent geblieben, und die Lektüre seiner Briefe ist selbst für jene ein Genuß, die die Übertreibungen in ihnen bemerken oder mit dem Autor nicht ganz in den Anschauungen übereinstimmen. Und wenn's drauf ankommt, hat sich Herr Arapetow auch über die Briefe Annenkows verächtlich als über Kompilationen aus den Feuilletons Pariser Zeitschriften geäußert.[3] Und was N. F. Pawlow betrifft, würde ich ihm raten, sich, statt vom Sretenka-Boulevard aus Briefe über Paris zu schreiben, lieber an seinen dritten Brief an Gogol zu machen und damit dann aufzuhören, weil weiterzugehen ihm von der Vorsehung offenbar nicht vergönnt ist. Als wir in Paris jene Nummer des „Sowremennik" erhielten, die den vierten Brief enthält, mußte ich lachen, aber Herzen rief mich ganz ernst mit der Bemerkung zur Ordnung, daß der dritte Brief wahrscheinlich nicht die Zensur passiert habe. Ich errötete sogar über die Absurdität meiner Annahme. Aber bei der Rückkehr nach Piter erfuhr ich, daß ich recht gehabt hatte und daß in literarischen wie in vielen anderen Dingen die Moskauer beim gesunden Verstand wirklich Sonderrechte genießen und kühn zuerst den Schluß, dann die Mitte und *schließlich* – den Anfang ihres Werks herausbringen können.[4]

Ich gebe zu, daß sich mit der Bourgeoisie allein die abscheuliche, schändliche Situation des modernen Frankreichs nicht à fond [gründlich] und endgültig erklären läßt, daß diese Frage schrecklich kompliziert und verworren und vor allem und in erster Linie eine historische und dann erst, je nach Belieben, eine moralische, philosophische usw. Frage ist. Ich verstehe, daß die Bourgeoisie keine zufällige Erscheinung, sondern durch die Geschichte hervorgerufen, daß sie nicht erst gestern aufgekommen, wie ein Pilz aufgeschossen ist, und daß sie schließlich ihre große Vergangenheit, ihre glänzende Geschichte besitzt und der Menschheit die größten Dienste geleistet hat. Ich habe sogar Annenkow zugestimmt, daß das Wort Bourgeoisie dank seiner Weiträumigkeit und elastischen Dehnbarkeit nicht eigentlich recht [563] bestimmt ist. „Bourgeois" sind sowohl die großen Kapitalisten, die so blendend die Geschicke des modernen Frankreichs lenken, als auch alle möglichen anderen Kapitalisten und Eigentümer, die nur geringen Einfluß auf den Gang der Geschäfte und nur geringe Rechte besitzen, und schließlich Leute, die überhaupt nichts besitzen, d. h. unterhalb des Zensus stehen. Wer ist denn kein Bourgeois? – Höchstens der ouvrier [Arbeiter], der mit dem Schweiße seines Angesichts fremde Felder düngt. Alle heutigen Feinde der Bourgeoisie und Verteidiger des Volks gehören ebensowenig zum Volk und ebensosehr zur Bourgeoisie wie Robespierre und Saint-Just. Vom Standpunkt dieser Unbestimmtheit und Unklarheit im Wort Bourgeoisie sind die Briefe Herzens attaquables [angreifbar; beanstandbar]. Das hat ihm gleich damals Sasonow gesagt, auf

[2] Im Jahre 1845 tötete in Paris ein französischer Journalist, Beauvallon, einen anderen Journalisten, Dujarriet, im Duell. Bald stellte es sich heraus, daß dieses „Duell" nur ein maskierter Mord war, an dem außer Beauvallon dessen Sekundant beteiligt war. Beauvallon wurde zu acht, sein Sekundant zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.
[3] Gemeint sind die „Briefe aus Paris" von P. W. Annenkow, die im Jahre 1847 im „Sowremennik" erschienen.
[4] Von den „Briefen an Gogol" N. F. Pawlows erschienen der erste und der zweite in Nummer 5, der vierte in Nummer 8 des „Sowremennik", Jahrgang 1847.

dessen Seite Annenkow trat, gegen Michel[5] (diesen Deutschen, der als Mystiker, Idealist und Romantiker geboren wurde und als solcher sterben wird, denn sich von der Philosophie lossagen, heißt noch nicht, seine Natur ändern), und Herzen hat sich mit jenen gegen diesen einverstanden erklärt. Aber wenn die Briefe wirklich diesen Mangel an sich haben, so folgt daraus noch nicht, daß sie nichts taugen. Doch lassen wir das. Also nicht die Bourgeoisie im allgemeinen, sondern die großen Kapitalisten muß man angreifen wie die Pest und die Cholera des modernen Frankreichs. Das Land ist in ihrer Hand, und eben das dürfte nicht sein. Die Mittelklasse ist stets groß im Kampf, im Verfolgen und im Erreichen ihrer Ziele. Hier ist sie ebensogut großherzig und schlau, heldenhaft und egoistisch, denn in ihren Reihen handeln, opfern und fallen immer nur Auserwählte, die Früchte der Taten und des Sieges aber genießen alle. Im Mittelstand ist der ésprit de corps [Korpsgeist] stark entwickelt. Dieser Stand hat in Frankreich erstaunlich gescheit und geschickt gehandelt und, um die Wahrheit zu sagen, die Volksmassen mehr als einmal ausgenutzt; erst setzt er sie in Brand, und dann schickt er einen La Fayette und einen Bailly aus, um sie, d. h. eben wieder diese selben Volksmassen, aus Kanonen niederzuschießen. In dieser Hinsicht ist Louis Blancs Grundauffassung von der Bourgeoisie nicht ganz unbegründet, nur hat er sie zu jener Zuspitzung gebracht, wo jeder Gedanke, so richtig er im Grunde sein mag, lächerlich wird. Außerdem hat er übersehen, daß die Bourgeoisie im Kampf und die triumphierende Bourgeoisie nicht ein und dasselbe sind, daß der Beginn ihrer Bewegung ein unmittelbarer war, daß sie damals ihre Interessen nicht von denen des Volkes losgetrennt hatte. Selbst bei der Assemble Constituante [verfassunggebende Versammlung] hatte sie [564] durchaus nicht daran gedacht, sich auf den Siegeslorbeeren auszuruhen, sondern daran, den Sieg zu festigen. Sie hatte nicht für sich allein, sondern auch für das Volk Rechte erwirkt; ihr Fehler bestand anfangs darin, daß sie glaubte, das Volk könne mit Rechten auch ohne Brot satt werden; jetzt hat sie das Volk ganz bewußt durch Hunger und Kapital geknechtet – aber jetzt ist sie ja auch keine kämpfende, sondern eine triumphierende Bourgeoisie. Aber das ist immer noch nicht das, was ich Dir sagen will, sondern nur das Vorwort dazu, nicht die eigentliche Geschichte, sondern eine Beigeschichte. Und hier ist die Geschichte: ich sagte schon, es taugt nicht, wenn der Staat sich in den Händen der Kapitalisten befindet, und ich füge jetzt hinzu: wehe dem Staat, der in der Hand der Kapitalisten ist, das sind Leute ohne jeden Patriotismus, ohne jedes erhabnere Gefühl. Für sie bedeuten Krieg und Frieden nur soviel wie Steigen oder Fallen der Effekten[*] – darüber hinaus sehen sie nichts. Der Händler ist ein von Natur gemeines, lumpiges, niedriges und verächtliches Wesen, denn er dient Plutos, und dieser Gott ist eifersüchtiger als alle anderen und kann mit mehr Recht als sie sagen: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Er fordert den ganzen Menschen, ungeteilt, und dann belohnt er ihn freigebig; wer ihm jedoch nur halb dient, den stürzt er in den Bankrott, ins Gefängnis und schließlich ins Elend. Der Händler ist das Wesen, dessen Lebensziel der Profit ist – dem Profit Grenzen zu setzen, ist unmöglich. Er ist wie das Seewasser, das den Durst nicht stillt, sondern nur noch stärker reizt. Der Händler kann keine Interessen haben, die sich nicht auf seine Tasche beziehen. Für ihn ist das Geld nicht Mittel, sondern Zweck, und auch die Menschen sind Zweck; er aber kennt für sie weder Liebe noch Mitleid, er ist wilder als das wilde Tier und unerbittlicher als der Tod, ihm sind alle Mittel recht; er zwingt Kinder, für seine Rechnung zu arbeiten, und läßt sie dabei zugrunde gehn, er bedrängt den Proletarier mit der Angst vor dem Hungertod (d. h. er peitscht ihn mit Hunger aus, wie sich ein russischer Gutsbesitzer ausdrückte, dem ich auf meiner Reise begegnete), er reißt für eine Schuld auch dem Bettler noch die Lumpen vom Leibe, nützt das Laster aus, frönt ihm und wird reich an den Armen...

---

[5] Mit „Michel“ ist Michael Alexandrowitsch Bakunin gemeint. Der Name ist hier französisch auszusprechen (mischal), doch hat der Anklang an „Michel“ auch eine gewisse Beziehung zur scherzhaft-spöttischen Bezeichnung Bakunins als „Deutscher“.

[*] börsentechnischer Sammelbegriff für am Kapitalmarkt handelbare und vertretbare (das heißt fungible) Wertpapiere

Wenn man sich die Händler ansieht, muß man feststellen, daß jede üble Leidenschaft den Menschen, wenn sie von ihm Besitz ergreift, entstellt und daß es außer der Profitgier noch viele solcher Leidenschaften gibt. Das stimmt, aber sie ist doch wohl die aller [565] übelste dieser Leidenschaften. Und dann bestimmt sie den ésprit de corps [Korpsgeist] und den Ton des ganzen Standes. Wie soll nun ein solcher Stand aussehen? Und wie der Staat, wenn er in seinen Händen liegt? In England hat die Mittelklasse große Bedeutung – sie ist durch das Unterhaus vertreten; die Handlungen dieses Hauses haben viel Großartiges und sind einfach mächtig patriotisch. Aber in England hat der Mittelstand ein Gegengewicht in der Aristokratie, was die englische Regierung ebenso staatsmännisch, großartig und ruhmreich macht, wie die französische liberal, niedrig, trivial, nichtswürdig und schändlich ist. Hört die Zeit der Aristokratie in England einmal auf – dann wird das Volk das Gegengewicht gegen die Mittelklasse bilden: geschieht das aber nicht – dann wird England vielleicht ein noch widerlicheres Schauspiel darbieten als heute Frankreich. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die es als Axiom hinstellen, daß die Bourgeoisie ein Übel ist, daß man sie vernichten muß, daß nur ohne sie alles gut wird. Dieser Meinung ist unser Deutscher – Michel[6], dieser oder fast dieser Meinung ist Louis Blanc. Ich werde ihr erst dann zustimmen, wenn ich aus Erfahrung einen Staat kennenlerne, der ohne Mittelklasse gedeiht; da ich bisher aber immer nur gesehen habe, daß Staaten ohne Mittelklasse zu ewiger Schwächlichkeit verurteilt sind, will ich es auch nicht unternehmen, a priori eine Frage zu entscheiden, die nur durch Erfahrung entschieden werden kann. Solange es die Bourgeoisie gibt und sie stark ist, weiß ich, daß es sie geben muß und daß sie nicht nichtexistieren kann. Ich weiß, daß die Industrie eine Quelle großer Übel ist; aber ich weiß auch, daß sie ebenso eine Quelle großer Wohltaten für die Gesellschaft ist. Eigentlich ist sie nur das letzte Übel in der Herrschaft des Kapitals, in seiner Tyrannei über die Arbeit. Ich bin einverstanden, daß selbst die verruchte Sippe der Kapitalisten ihren Anteil am Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben muß; aber wehe dem Staat, wenn sie allein an seiner Spitze steht! ... [566]

[6] Siehe Fußnoten 5.

Brief an N. W. Gogol

Vom 8. (15.) Juli 1847[1]

Sie haben nur teilweise recht, wenn Sie in meinem Artikel einen verärgerten Menschen erblicken: dieses Beiwort ist viel zu schwach und zu milde, um den Zustand auszudrücken, in den mich die Lektüre Ihres Buches versetzt hat. Aber Sie haben ganz und gar nicht recht, wenn Sie das Ihren in der Tat nicht ganz schmeichelhaften Äußerungen über die Verehrer Ihres Talentes zuschreiben. Nein, hier lag ein gewichtigerer Grund vor. Beleidigte Eigenliebe läßt sich noch verwinden, und ginge es wirklich nur darum, würde ich genügend Klugheit besitzen, diesen Gegenstand mit Schweigen zu übergehen, aber beleidigte Wahrheitsliebe, beleidigte Menschenwürde lassen sich nicht verwinden; man darf nicht schweigen, wenn unter dem Mantel der Religion und im Schutz der Knute Lüge und Sittenlosigkeit als Wahrheit und Tugend gepredigt werden.

---

[1] Als Gogol seine „Ausgewählten Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“ im Druck erscheinen ließ, kam das für Belinski nicht völlig unerwartet. Ein halbes Jahr vorher hatte Gogol im „Sowremennik“, in den „Moskowskije Wedomosti“ und im „Moskwitjanin“ einen Aufsatz über die „Odyssee“ veröffentlicht, der später als besonderes Kapitel in den „Ausgewählten Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“ Aufnahme fand. Belinski äußerte damals, dieser Aufsatz habe durch seine paradoxen Gedanken und den „anspruchsvoll-hochtrabenden Prophetenton“ ... „alle Freunde und Verehrer von Gogols Talent betrübt und allen seinen Feinden Freude bereitet“. Nach diesem Aufsatz ließ Gogol eine zweite Ausgabe der „Toten Seelen“ mit einem Vorwort erscheinen, das in Belinski „lebhafte Besorgnis um den zukünftigen Autorenruhm des Schöpfers des ‚Revisors‘ und der ‚Toten Seelen‘“ erregte. In einer Rezension dieser zweiten Ausgabe erwähnte Belinski unter den wesentlichen Mängeln der „Toten Seelen“ jene Stellen, wo „der Autor sich anstrengt, sich aus einem Dichter, einem Künstler in eine Art Wahrsager zu verwandeln, und in einen etwas aufgeblasenen und gespreizten Lyrismus verfällt“. Belinski fand sich jedoch mit diesem Mangel ab, da diese Stellen nicht zahlreich sind und man sie „beim Lesen überspringen kann, ohne etwas von dem Genuß einzubüßen, den der Roman gewährt“. Viel bedeutsamer jedoch war, daß „diese mystisch-lyrischen Entgleisungen in den ‚Toten Seelen‘ nicht einfach zufällige Fehler des Autors waren, sondern der Keim eines vielleicht völligen Verlustes seines Talents für die russische Literatur“.
Auf diese Weise war Belinski auf die „Ausgewählten Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“ vorbereitet. Dennoch machte ihr Erscheinen einen niederschmetternden Eindruck auf ihn. In einem großen Aufsatz, den er diesem Buch widmete, konnte er aus Rücksicht auf die Zensur nur in geringem Grade dem Unwillen und der Empörung Ausdruck geben, die das Erscheinen des „abscheulichen“ Buches bei ihm hervorgerufen hatte. In einem Brief an W. P. Botkin, der mit diesem Aufsatz Belinskis nicht zufrieden war, schrieb dieser: „Ich bin ... gezwungen, gegen meine Natur, gegen meinen Charakter zu handeln: die Natur hat mich dazu verurteilt, wie ein Hund zu bellen und wie ein Schakal zu heulen, aber die Umstände gebieten mir, wie eine Katze zu schnurren und wie ein Fuchs mit dem Schwanz zu wedeln. Du sagst, der Aufsatz sei ‚nicht genügend durchdacht und mit zu leichter Hand geschrieben, wo man die Sache doch sehr geschickt anpacken mußte‘. Mein lieber Freund, gerade deshalb konnte mein Aufsatz, im Gegenteil, ganz und gar nicht durch bemerkenswerte Eigenschaften der (wenn auch negativen) Wichtigkeit des Buches entsprechen, von dem er handelte, weil ich ihn gut durchdacht hatte. Wie wenig kennst Du mich doch! Alle meine besten Aufsätze sind nicht ein bißchen durchdacht, sie sind Improvisationen; wenn ich mich ans Schreiben machte, wußte ich nie, was ich schreiben würde... Der Aufsatz über das abscheuliche Buch Gogols hätte wunderbar gelingen können, wenn ich mich in ihm mit geschlossenen Augen ganz meiner Empörung und Wut hätte hingeben können ... Aber ich habe meinen Aufsatz durchdacht und wußte deshalb im voraus, daß nichts Hervorragendes daraus werden würde, und habe mich nur darum bemüht, daß etwas Brauchbares dabei herauskäme und die Abscheulichkeit des Schufts sichtbar würde. Lind das ist mir auch gelungen, und der Aufsatz ist nicht das, als was Du ihn gelesen hast. Ihr lebt auf dem Lande und wißt nicht, was geschieht. Der Eindruck dieses Buches war derart, daß Nikitenko, der es durchgelassen hatte, bei mir einen Teil der Zitate aus dem Buch herausstrich und noch wegen derer zitterte, die er in meinem Aufsatz drin gelassen hatte. Von dem, was von mir und vom Zensor stammt, hat er ein ganzes Drittel gestrichen ... Du wirfst mir vor, ich sei verärgert und meines Zorns nicht Herr geworden? Ja, eben das wollte ich nicht. Toleranz Irrtümern gegenüber verstehe ich noch und schätze sie, wenigstens bei anderen, wenn auch nicht bei mir, aber der Schuftigkeit gegenüber kann ich keine Toleranz vertragen. Du hast dieses Buch entschieden nicht verstanden, wenn Du in ihm nur eine Verirrung siehst, nicht aber die artistisch berechnete Schufterei, die mit ihr Hand in Hand geht. Gogol ist durchaus kein K. S. Aksakow. Er ist ein Talleyrand, ein Kardinal Fesch, der sein Leben lang Gott betrog und im Sterben den Teufel anschmierte“. [*Fortsetzung der Fußnote auf den nächsten Seiten*]

Jawohl, ich habe Sie geliebt mit der ganzen Leidenschaft, mit der ein Mann, der zutiefst mit seinem Land verwachsen ist, die Hoffnung, die Ehre und den Ruhm dieses Landes, einen seiner größten Führer auf dem Weg zu Wissen, Entwicklung und Fortschritt lieben kann. Und Sie hatten allen Grund, wenigstens für kurze Zeit ihre Gemütsruhe zu verlieren, nachdem Sie das Recht auf solche Liebe verloren hatten. Ich sage dies nicht, weil ich etwa meine Liebe als Belohnung für großes Talent betrachte, sondern weil ich in dieser Hinsicht nicht nur eine einzelne, sondern eine Vielheit von Personen repräsentiere, deren Mehrzahl weder Sie noch ich je gesehen haben und denen auch Sie nie vor Augen gekommen sind. Ich vermag Ihnen keine, auch nur annähernde Vorstellung weder von der Entrüstung zu geben, die Ihr Buch in allen edlen Herzen erweckt hat, noch auch von jenem wüsten Freudengeschrei, in das alle Ihre Feinde bei seinem Erscheinen ausbrachen, sowohl die nichtliterarischen: die Tschitschikows, die Nosdrews und die Stadthauptleute... als [567] auch die literarischen, deren Namen Ihnen wohlbekannt sind. Sie sehen selbst, daß sich sogar Leute von Ihrem Buch abgewandt haben, die offenbar Geist von seinem Geiste sind. Auch wenn dieses Buch aus tiefer, innerer Überzeugung geschrieben wäre, hätte es doch auf das Publikum den gleichen Eindruck machen müssen. Und wenn es von allen (mit Ausnahme von ein paar Leuten, die man nur zu sehen und zu kennen braucht, um sich ihrer Billigung nicht zu freuen) als ein schlaues, aber allzu ungeniertes Gaunerstück aufgefaßt wurde, das auf himmlischem Wege rein irdische Zwecke verfolgt – dann sind einzig Sie daran schuld. Und das ist nicht im mindesten verwunderlich; verwunderlich ist vielmehr, daß Sie es verwunderlich finden. Ich glaube, das kommt daher, daß Sie Rußland wahrhaft lediglich als Künstler, aber nicht als denkender Mensch kennen, dessen Rolle Sie in ihrem phantastischen Buch mit so großem Mißerfolg auf sich nahmen. Und das nicht etwa darum, weil Sie kein denkender Mensch wären, sondern weil Sie nun schon seit so vielen Jahren Rußland aus Ihrer „*schönen Ferne*“[2] zu betrachten

---

Der Aufsatz Belinskis machte, auch so wie er war, auf Gogol starken Eindruck, obwohl er ihn nicht verstand. Er glaubte, Belinski habe sich über ihn nur geärgert, weil er die Angriffe auf die Kritik und die Journalisten, die sich überall in dem „Briefwechsel“ zerstreut finden, auf sich bezöge. Er schrieb hierüber am 20. Juni 1847 an Prokopowitsch: „Diese Gereiztheit macht mich sehr betrübt ... Sprich doch bitte mit Belinski und schreib mir, wie er jetzt mir gegenüber gesonnen ist. Wenn die Galle in ihm kocht, soll er sie ruhig im ‚Sowremennik‘, wie immer es ihm paßt, gegen mich ausschütten, er soll es nur nicht in seinem Herzen gegen mich herumtragen. Wenn sich aber seine Unzufriedenheit etwas gelegt hat, dann gib ihm das beiliegende Briefchen.“ Prokopowitsch gab dieses „Briefchen“ in der Redaktion des „Sowremennik“ ab, und N. A. Nekrassow schickte es nach Salzbrunn weiter, wo sich Belinski damals aufhielt. Gogol schrieb Belinski unter anderem: „Ich habe mit Bekümmernis Ihren Aufsatz über mich in Nummer 2 des ‚Sowremennik‘ gelesen. Nicht deshalb, weil es mich bekümmert, daß Sie mich vor aller Welt erniedrigen wollen, sondern deshalb, weil in ihm die Stimme eines Menschen zu vernehmen ist, der sich über mich geärgert hat. Und ich hätte selbst nicht einen Menschen ärgern mögen, der mich nicht liebte, wieviel weniger Sie, an den ich stets als an einen Menschen gedacht habe, der mich liebt. Ich habe nicht im geringsten die Absicht gehabt, Ihnen mit irgendeiner Stelle meines Buches weh zu tun. Wie ist es bloß gekommen, daß sich ganz Rußland bis zum letzten Mann über mich geärgert hat; das kann ich bis heute noch nicht verstehen.“

Als Belinski den Brief Gogols überflogen hatte, fuhr er, wie P. W. Annenkow berichtet, hoch und brach in die Worte aus: „Ah, er versteht noch immer nicht, warum man sich über ihn ärgert – man muß es ihm klarmachen, ich werde ihm antworten.“ Drei Tage später war die Antwort fertig. Belinski las sie P. W. Annenkow vor. Dieser schreibt über den Eindruck, den die Antwort auf ihn machte: „Ich erschrak sowohl über den Ton als auch über den Inhalt dieser Antwort, aber natürlich nicht Belinskis wegen, denn besondere Folgen ließen sich damals bei einer Auslandskorrespondenz zwischen Bekannten noch nicht voraussehen. Ich erschrak Gogols wegen, der diese Antwort erhalten mußte, und ich stellte mir lebhaft seine Lage in dem Augenblick vor, wo er diese furchtbare Züchtigung lesen würde. Der Brief enthielt nicht nur die Widerlegung seiner Meinungen und Auffassungen; der Brief deckte die Leere und die Häßlichkeit aller Ideale Gogols auf, aller seiner Begriffe von Gut und Ehre, aller moralischen Grundlagen seiner Existenz – ebenso auch die barbarische Situation des Milieus, als dessen Verteidiger er auftrat. Ich wollte Belinski die ganze Tragweite seiner leidenschaftlichen Rede klarmachen, aber er kannte sie, wie sich herausstellte, besser als ich. ‚Was soll man machen?‘ sagte er, ‚man muß die Menschen mit allen Mitteln vor einem wildgewordenen Mann retten, auch wenn der Tollwütige Homer selbst sein sollte. Und wenn Gogol sich beleidigt fühlen sollte, so kann ich ihn niemals so beleidigen, wie er mich in meiner Seele und in meinem Glauben

gewohnt sind, wo doch bekanntlich nichts leichter ist, als die Dinge aus der Entfernung so zu sehen, wie wir sie sehen möchten; weil Sie in Ihrer „*schönen Ferne*“ völlig wie ein ihr Fremder dahinleben, ganz für sich und in sich, oder in der Eintönigkeit eines kleinen Kreises von Gleichgesinnten, die unfähig sind, sich Ihrem Einfluß zu widersetzen. Deshalb ist es Ihnen entgangen, daß Rußland seine Rettung nicht im Mystizismus, nicht im Asketismus oder im Pietismus sieht, sondern im Fortschreiten der Zivilisation, der Aufklärung und der Menschlichkeit. Es braucht keine Predigten (es hat ihrer genug gehört!), keine Gebete (es hat ihrer genug heruntergeleiert!), sondern das Wiedererwachen des Gefühls der Menschenwürde im Volke, das so viele Jahrhunderte hindurch in Schmutz und Unrat verlorengegangen war – es braucht Rechte und Gesetze, die nicht den Lehren der Kirche entsprechen, sondern dem gesunden Menschenverstand und der Gerechtigkeit, und die möglichst streng gehandhabt werden. Statt dessen bietet Rußland den abscheulichen Anblick eines Landes, wo Menschen mit Menschen Handel treiben, ohne dafür auch nur jene Rechtfertigung zu besitzen, deren sich pfiffigerweise die amerikanischen Plantagenbesitzer bedienen, daß nämlich der Neger kein Mensch sei; eines Landes, wo sich die Menschen nicht mit ihrem Namen anreden, sondern sich mit verächtlichen Spitznamen wie Wanjka, Wassjka, Stjeschka, Palaschka bezeichnen; eines [568] Landes endlich, wo es nicht nur keinerlei Garantien für die Unantastbarkeit der Person, der Ehre und des Eigentums gibt, sondern nicht einmal eine Polizeiordnung, sondern nur riesige Korporationen von beamteten Dieben und Räubern! Die brennendsten und aktuellsten nationalen Fragen in Rußland sind heute: die Vernichtung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der Prügelstrafe, die möglichst strenge Einhaltung wenigstens jener Gesetze, die es gibt. Das spürt sogar die Regierung (die sehr gut unterrichtet ist, was die Gutsherren mit ihren Bauern treiben und wie viele von diesen alljährlich durch jene umgebracht werden), was durch ihre zaghaften und fruchtlosen halben Maßnahmen zugunsten der weißen Neger und durch die komische Einführung der dreischwänzigen Peitsche an Stelle der einschwänzigen Knute bewiesen wird.[3]

Das sind die Fragen, die Rußland in seinem apathischen Schlaf erregen und bewegen! Und in ebendieser Zeit tritt ein großer Schriftsteller, der mit seinen herrlich-künstlerischen, tiefwah-

---

an ihn beleidigt hat.‘“ A. I. Herzen, dem Belinski seinen Brief an Gogol vorlas, sagte zu P. W. Annenkow: „Das ist eine geniale Leistung, und das ist auch wohl sein Testament.“ W. L Lenin hielt diesen Brief an Gogol, „der die literarische Tätigkeit Belinskis zusammenfaßt“, ... „für eines der besten Werke der unzensurierten demokratischen Presse, die bis zum heutigen Tage eine riesige, lebendige Bedeutung bewahrt haben“.

Belinski unterzog in diesem Brief nicht nur das reaktionäre Buch Gogols einer vernichtenden Kritik, sondern riß auch dem ganzen autokratischen Leibeigenschaftssystem die Maske ab. Nur sein Tod rettete ihn vor strengster Bestrafung für das großartige Dokument. Der Chef der III. Abteilung, L. W. Dubelt, „bedauerte“, daß es ihm nicht mehr gelungen war, den großen Kritiker „in einer Kasematte verfaulen zu lassen“. Bekanntlich wurde über F. M. Dostojewski für die Verlesung von Belinskis Brief im Kreise der Anhänger Petraschewskis die Todesstrafe verhängt, die dann in Zwangsarbeit in Sibirien umgewandelt wurde. Die schärfsten Maßnahmen der Regierung konnten jedoch nicht verhindern, daß der Brief Belinskis in Tausenden von Exemplaren über ganz Rußland verbreitet wurde. L. S. Aksakow schrieb seinem Vater am 9. (21.) Oktober 1856, d. h. mehr als neun Jahre nach der Entstehung von Belinskis Brief: „Ich bin viel in Rußland herumgekommen; der Name Belinskis ist jedem auch nur einigermaßen denkenden jungen Menschen bekannt, jedem, der in dem stinkenden Sumpf des Provinzlebens nach frischer Luft lechzt. Es gibt keinen Gymnasiallehrer in den Gouvernementsstädten, der den Brief Belinskis an Gogol nicht auswendig wüßte.“

Dieser berühmte Brief Belinskis wurde zum erstenmal von A. I. Herzen in der Zeitschrift „Poljarnaja Swesda“, Jahrgang 1855, abgedruckt. Nach diesem Text ist er im Ausland mehrmals nachgedruckt worden Der vollständige Text des Briefes erschien in mehreren Ausgaben der Werke Belinskis sowie in den „Briefen“, die im Jahre 1914 herauskamen. Das Original des Briefes ist nicht auf uns gekommen. Der vorliegenden Ausgabe ist der Text der „Poljarnaja Swesda“ zugrunde gelegt.

[2] Im Juni 1836 war Gogol ins Ausland gefahren, wo er sich mit kurzen Unterbrechungen viele Jahre lang aufhielt.

[3] Die einschwänzige Knute, die in Rußland jahrhundertelang als Züchtigungsinstrument Verwendung fand, wurde im Strafvollzugs-Kodex vom Jahre 1845 durch eine dreischwänzige Peitsche ersetzt.

ren Schöpfungen so machtvoll dazu beigetragen hat, daß Rußland sich seiner selbst bewußt wird, indem er ihm Gelegenheit gab, sich wie im Spiegel anzuschaun, mit einem Buch an die Öffentlichkeit, in dem er im Namen Christi und der Kirche den barbarischen Gutsherrn, aus seinen Bauern noch mehr herauszupressen, sie noch mehr zu schmähen lehrt... Und so etwas sollte mich nicht in Empörung versetzen? ... Ja, selbst wenn Sie mir nach dem Leben getrachtet hätten, könnte ich Sie nicht mehr hassen als für diese schändlichen Zeilen... Und nach alldem wollen Sie, man solle an die Aufrichtigkeit der Tendenz ihres Buches glauben! Nein! Wenn Sie wirklich der Wahrheit Christi und nicht des Teufels Lehre teilhaftig wären, Sie hätten in Ihrem neuen Buch nicht so etwas geschrieben. Sie hätten dem Gutsherrn gesagt, daß er, da der Bauer sein Bruder in Christo ist und der Bruder nicht seines Bruders Sklave sein kann, den Bauern entweder die Freiheit geben oder sich wenigstens ihrer Arbeit zu ihrem eigenen, denkbar größten Nutzen bedienen, sich dabei aber in der Tiefe seines Gewissens stets der Zweideutigkeit seiner Lage ihnen gegenüber bewußt sein müsse.

Und der Ausdruck: „*Ach, du ungewaschene Schnauze*!“ Ja, welchem Nosdrew oder welchem Sobakewitsch haben Sie denn diesen Ausdruck abgelauscht, um ihn nachher der Welt als eine große Entdeckung zu Nutz und Frommen der Bauern zu unterbreiten, die sich ohnedies nicht waschen, weil sie ihren Herren glauben und sich da-[569]her nicht für Menschen halten? Und Ihre Vorstellungen von dem nationalrussischen Gericht und Strafvollzug, deren Ideal Sie in der dummen Redensart „man peitsche den Schuldigen wie den Unschuldigen“ gefunden haben? So wird’s ja bei uns ohnehin gewöhnlich gemacht, obschon häufig genug nur der Unschuldige die Peitsche kriegt, wenn er nämlich nichts hat, um sich von dem Vergehen freizukaufen, und dann sagt eine andere Redensart: „Schuldlos schuldig.“ Und ein solches Buch soll die Frucht eines schwierigen inneren Prozesses, einer erhebenden geistigen Erleuchtung gewesen sein! Ausgeschlossen! Entweder sind Sie krank, und dann sollten Sie schleunigst Heilung suchen, oder... ich wage es nicht, meinen Gedanken auszusprechen!

Prediger der Knute, Apostel der Ignoranz, Vorkämpfer für Obskurantismus und Dunkelmännertum, Verherrlicher tatarischer Sitten – was tun Sie? Blicken Sie auf die Erde nieder – Sie stehen ja am Rande eines Abgrunds! ... Daß Sie sich mit einer solchen Lehre auf die orthodoxe Kirche stützen, kann ich noch verstehen: sie war von jeher ein Bollwerk der Knute und eine Handlangerin des Despotismus. Aber warum haben Sie Christus mit ins Spiel gezogen? Was haben Sie Gemeinsames zwischen ihm und irgendeiner, vor allem aber der orthodoxen Kirche entdeckt? Er brachte den Menschen als erster die Lehre von der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und besiegelte und bekräftigte mit seinem Martertod die Wahrheit seiner Lehre. Und sie war nur so lange eine Heilslehre für die Menschen, bis sie sich zur Kirche organisierte und die Orthodoxie zu ihrem Grundprinzip erhob. Die Kirche aber trat als Hierarchie in Erscheinung, mithin als Vorkämpferin der Ungleichheit, als Liebediener der weltlichen Macht, als Gegner und Verfolger der Brüderlichkeit unter den Menschen – was sie auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Aber der Sinn des Wortes Christi ist durch die philosophische Bewegung des vorigen Jahrhunderts aufgedeckt worden. Und das ist der Grund, warum ein Voltaire, der mit der Waffe des Spottes in Europa die Scheiterhaufen des Fanatismus und der Ignoranz auslöschte, selbstredend mehr ein Sohn Christi, mehr Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut ist als alle Ihre Popen, Bischöfe, Metropoliten und Patriarchen! Sollten Sie das wirklich nicht wissen? Das ist doch heutzutage für keinen Gymnasiasten eine Neuigkeit mehr... Und da konnten wirklich Sie, der Verfasser des „Revisor“ und der „Toten Seelen“, da konnten Sie [570] ehrlichen und aufrichtigen Herzens einen Lobgesang auf die schmierige russische Geistlichkeit anstimmen und sie dabei unvergleichlich höher stellen als die katholische? Nehmen wir einmal an, Sie wüßten nicht, daß die letztere einstmals etwas war, während die erstere niemals etwas gewesen ist, außer ein Diener und Sklave der weltlichen Macht; aber wissen Sie denn wirklich und wahrhaftig nicht, daß unsere Geistlichkeit in der russischen Ge-

sellschaft und im russischen Volk allgemein verachtet wird? Über wen erzählt sich das russische Volk zotige Geschichtchen? Über den Popen, die Popenfrau, die Popentochter, den Popenknecht. Ist der Pope in Rußland nicht für jedermann der Inbegriff der Gefräßigkeit, des Geizes, der Unterwürfigkeit und der Schamlosigkeit? Und Sie tun so, als wüßten Sie das alles nicht? Seltsam! Ihrer Ansicht nach ist kein Volk der Erde so religiös wie das russische: Lüge! Die Grundlage der Religiosität sind Pietismus, Demut, Gottesfurcht. Der Russe aber kratzt sich, wenn er den Namen Gottes ausspricht, an einer gewissen Stelle. Und vom Heiligenbild sagt er: „*Taugt's was, beten wir vor ihm, taugt's nichts, decken wir Töpfe mit zu.*"

Blicken Sie schärfer hin, und Sie werden sehen, daß es ein von Natur tief atheistisches Volk ist. Es steckt zwar noch viel Aberglauben in ihm, aber keine Spur von Religiosität. Der Aberglaube verschwindet mit fortschreitender Zivilisation, die Religiosität dagegen verträgt sich oft recht gut auch mit ihr, wofür wir ein lebendiges Beispiel in Frankreich haben, wo es auch heute noch unter aufgeklärten und gebildeten Menschen zahlreiche aufrichtige Katholiken gibt und wo viele, die sich vom Christentum losgelöst haben, auch weiterhin beharrlich an einem Gott festhalten. Das russische Volk ist von anderm Schlag: mystische Exaltiertheit liegt ihm nicht; dafür hat es zu viel gesunden Sinn, Klarheit und nüchternen Verstand im Kopf, und darauf beruht vielleicht die gewaltige Größe seines historischen Schicksals in der Zukunft. Die Religiosität steckt bei ihm nicht einmal den Geistlichen im Blut, denn die paar einzelnen, außerordentlichen Persönlichkeiten, die sich durch solchen kühlen, kontemplativen Asketismus hervorgetan haben, beweisen gar nichts. Die Mehrzahl unserer Popen hat sich von jeher nur durch feiste Bäuche, scholastische Pedanterie und dazu noch haarsträubende Unwissenheit ausgezeichnet. Ihnen religiöse Intoleranz und Fanatismus vorzuwerfen, wäre grundfalsch, man könnte sie eher für mustergültige Indifferenz in Glaubensdingen beloben. Religiosität ist bei uns nur in den [571] Sekten der Spalter zutage getreten, die ihrem Geist nach in solchem Gegensatz zur Masse des Volkes stehen und ihr gegenüber zahlenmäßig so unbedeutend sind.

Ich will mich nicht weiter über Ihren Dithyrambus auf den Herzensbund des russischen Volkes mit seinen Herrschern auslassen. Ich sage geradezu: dieser Dithyrambus* hat nirgends Sympathie erweckt und hat Sie sogar in den Augen von Leuten herabgesetzt, die Ihnen ihrer Richtung nach sonst sehr nahestehen. Was mich persönlich anlangt, überlasse ich es Ihrem Gewissen, sich weiter an der Betrachtung der göttlichen Schönheit der Autokratie zu berauschen (das ist nicht riskant und zudem – vorteilhaft); bloß sollten Sie es vernünftigerweise auch weiterhin aus Ihrer „*schönen Ferne*" tun: aus der Nähe ist es nicht so schön und auch nicht ganz so ungefährlich... Ich will nur das eine bemerken: wenn ein Europäer, besonders ein Katholik, vom religiösen Geist ergriffen wird, so wird er zu einem Ankläger der ungerechten Macht, gleich den jüdischen Propheten, die die Willkür der Mächtigen dieser Erde an den Pranger stellten. Bei uns dagegen ist es umgekehrt: wird einmal ein Mann (er mag sonst redlich sein) von jener Krankheit befallen, die bei den Nervenärzten den Namen religiosa mania** führt, dann bringt er dem irdischen Gott alsbald mehr Weiheopfer dar als dem himmlischen und haut dabei dermaßen über die Schnur, daß jener, wenn er ihn auch gern für seinen knechtischen Eifer belohnen möchte, doch ein sieht, daß er sich damit in den Augen der Gesellschaft nur kompromittieren würde... Eine Bestie ist unser Bruder, der russische Mensch!

Dabei fällt mir ein, daß Sie in Ihrem Buch als große, unumstößliche Wahrheit behaupten, die Kenntnis des Lesens und des Schreibens sei für das einfache Volk nicht nur nicht nützlich, sondern ausgesprochen schädlich. Was soll ich Ihnen hierauf entgegnen? Möge Ihr byzantini-

* Gattung der antiken griechischen Chorlyrik, ein Hymnos zu Ehren des Gottes Dionysos, vorgetragen im Rahmen der Dionysien im Wechselgesang zwischen Chor und Vorsinger.
** religiöser Wahn

scher Gott Ihnen diesen byzantinischen Gedanken verzeihen, falls Sie wirklich nicht wußten, was Sie taten, als Sie ihn zu Papier brachten... Vielleicht werden Sie mir sagen: „Angenommen, ich habe mich geirrt und alle meine Erwägungen sind falsch, warum spricht man mir aber das Recht darauf ab, mich zu irren, und weigert sich, an die Aufrichtigkeit meiner Irrungen zu glauben ?“ Darum, antworte ich Ihnen, weil diese Geistesrichtung in Rußland längst nicht mehr neu ist. Sogar erst unlängst noch ist sie von Buratschok und seiner Kumpanei erschöpfend vertreten worden. [572] Natürlich steckt in Ihrem Buch mehr Geist und selbst Talent (wenngleich es am einen wie am andern nicht grade reich ist) als in deren Schriften; dafür haben diese aber die auch von Ihnen geteilte Lehre mit größerer Energie und größerer Folgerichtigkeit entwickelt, sind kühn bis zu den letzten Konsequenzen gegangen, haben sich ganz dem byzantinischen Gott ergeben und Satan leer ausgehen lassen; während Sie, in der Absicht, dein einen wie dem andern eine Kerze zu stiften, in Widersprüche geraten sind und z. B. Puschkin, die Literatur und das Theater gelten lassen, die von Ihrem Standpunkt aus, wären Sie auch nur so gewissenhaft, um konsequent zu sein, nicht im mindesten zur Rettung, dafür ungemein zur Verderbnis der Seele beitragen können... Wessen Kopf konnte sich wohl mit dem Gedanken an eine Identität Gogols und Buratschoks abfinden? Sie haben sich in der Meinung des russischen Publikums einen viel zu hohen Platz erobert, als daß es solche Überzeugungen bei Ihnen für aufrichtig halten konnte. Was bei Dummköpfen natürlich erscheint, kann nicht ebenso erscheinen bei einem genialen Menschen. Manche wollten sich schon bei dem Gedanken beruhigen, Ihr Buch sei die Folge einer geistigen Störung, die an ausgesprochenen Wahnsinn grenze. Aber sie gaben dieses Urteil bald wieder auf – es ist klar, daß Ihr Buch nicht an einem Tag, in einer Woche oder einem Monat entstanden ist, sondern vielleicht im Laufe von ein, zwei oder auch drei Jahren; es hat Zusammenhang; durch die zwanglose Darstellungsweise blickt ein wohldurchdachter Plan hindurch, und der Hymnus auf die Obrigkeit ist der irdischen Position des gottesfürchtigen Verfassers recht förderlich. So konnte sich in Petersburg das Gerücht verbreiten, Sie hätten dieses Buch zu dem Zweck geschrieben, eine Anstellung als Erzieher beim Sohn des Thronfolgers zu bekommen. Schon vorher war in Petersburg Ihr Brief an Uwarow bekanntgeworden, in dem Sie betrübt davon reden, daß man Ihre Werke in Rußland falsch auslege, und weiter Unzufriedenheit mit Ihren früheren Büchern äußern und erklären, Sie würden mit Ihren Schriften erst dann zufrieden sein, wenn auch der Zar mit ihnen zufrieden sei.[4] Nun urteilen Sie selbst, soll man sich wundern, wenn Ihr Buch Sie in den Augen des Publikums sowohl als Schriftsteller wie auch mehr noch als Mensch herabgesetzt hat? ...

Soweit ich sehe verstehen Sie das russische Publikum nicht recht. Seine Wesensart wird durch den Zustand der russischen Gesellschaft bestimmt, in der neue Kräfte gären und zum Durchbruch drängen, [573] aber von einem schweren Joch bedrückt und, ohne einen Ausweg finden zu können, nur Pessimismus, Trübsal und Apathie verbreiten. Einzig in der Literatur gibt es trotz der tatarischen Zensur noch Leben und Vorwärtsentwicklung. Daher steht auch der Schriftstellerberuf bei uns so hoch in Ansehen und läßt sich literarischer Erfolg selbst bei geringem Talent so leicht erreichen. Der Titel Dichter, die Bezeichnung Schriftsteller haben bei uns längst den Flitterglanz der Epauletten und der farbenprächtigen Uniformen in den Schatten gestellt. Aus demselben Grunde wird bei uns jede sogenannte liberale Tendenz so besonders mit allgemeiner Aufmerksamkeit ausgezeichnet, auch wenn die Begabung dürftig ist, und sinkt die Beliebtheit selbst hochbegabter Schriftsteller so rasch, sobald sie sich, sei es aufrichtig oder unaufrichtig, zu Liebesdiensten für Orthodoxie, Autokratie und Volkstümelei hergeben. Ein frappantes Beispiel ist Puschkin, der nur zwei oder drei alleruntertänigste Gedichte zu schreiben und die Livree eines Kammerjunkers anzulegen brauchte, um sofort die Liebe des Volkes zu verlieren! Und Sie sind sehr im Irrtum, falls Sie im Ernst annehmen daß

[4] Gogol hatte das alles wirklich in einem Brief vom April 1845 an den Grafen S. S. Uwarow geschrieben.

Ihr Buch nicht wegen seiner üblen Tendenz durchgefallen sei, sondern wegen der Schroffheit der Wahrheiten, die Sie angeblich allen und jedem ins Gesicht gesagt haben. Gesetzt den Fall, Sie könnten das von Ihren Kollegen von der Feder annehmen, wie aber konnte das Publikum in diese Kategorie geraten? Haben Sie ihm etwa im „Revisor“ und in den „Toten Seelen“ weniger schroff, mit weniger Überzeugungskraft und Talent, weniger bittere Wahrheiten ins Gesicht gesagt? Und wirklich raste die alte Schule damals vor Wut, aber das brachte den „Revisor“ und die „Toten Seelen“ nicht zu Fall, während Ihr letztes Buch schmählich und radikal durchgefallen ist! Und hier hat das Publikum recht, es sieht in den russischen Schriftstellern seine einzigen Führer, Beschützer und Erretter vor der russischen Autokratie, Orthodoxie und Volkstümelei und ist daher stets bereit, einem Schriftsteller ein schlechtes Buch zu verzeihen, wird ihm aber nie ein böswilliges verzeihen. Das zeigt, wieviel frisches, gesundes Feingefühl, wenn auch noch im Keim, in unserm Volke steckt, und das zeigt weiter, daß es eine Zukunft hat. Wenn Sie Rußland lieben, dann freuen Sie sich gemeinsam mit mir über den Mißerfolg Ihres Buches! ...

Nicht ohne ein gewisses Gefühl der Genugtuung sage ich Ihnen, daß ich das russische Publikum ein wenig zu kennen glaube. Ihr [574] Buch hat mich erschreckt, weil es einen ungünstigen Einfluß auf die Regierung, auf die Zensur, nicht aber auf das Publikum haben kann. Als in Petersburg das Gerücht umging, die Regierung wolle Ihr Buch in einer Auflage von vielen Tausenden von Exemplaren drucken und möglichst wohlfeil in den Handel bringen, ließen meine Freunde die Köpfe hängen; ich sagte ihnen aber schon damals, daß das Buch allem zum Trotz keinen Erfolg haben und bald vergessen sein würde. Und tatsächlich ist es mehr durch all die Artikel bekannt geblieben, die darüber erschienen sind, als durch sich selbst. Ja, der russische Mensch hat einen tiefen, wenn auch noch nicht entwickelten Instinkt für Wahrheit.

Ihre Bekehrung konnte, das gebe ich zu, auch aufrichtig sein, aber der Gedanke, dem Publikum von ihr Kenntnis zu geben, war höchst unglücklich. Die Zeiten naiver Frömmigkeit sind auch für unsere Gesellschaft längst dahin. Sie weiß bereits, daß es sich überall gleich gut beten läßt und daß nur solche Leute Christus in Jerusalem suchen, die ihn entweder nie im Herzen getragen oder ihn verloren haben. Wer beim Anblick fremden Leids selbst zu leiden fähig ist, wem es Qualen bereitet, wenn er fremde Menschen unterdrückt sieht – der trägt Christus im Herzen und der braucht nicht erst zu Fuß nach Jerusalem zu pilgern.[5] Die Demut, die Sie predigen, ist erstens nicht neu, und zweitens schmeckt sie einesteils nach furchtbarer Überheblichkeit und andernteils nach erbärmlichster, menschenunwürdiger Selbsterniedrigung. Der Gedanke, es durch Demut zu irgendeiner abstrakten Vollkommenheit zu bringen, sich über alle andern zu erheben, kann die Frucht entweder des Dünkels oder des Schwachsinns sein und führt in beiden Fällen unvermeidlich zu Heuchelei, Scheinheiligkeit und Chinoiserie[*]. Und dabei haben Sie sich in Ihrem Buch nicht nur zynisch-schmutzige Äußerungen über andere erlaubt (das wäre nur unhöflich), sondern auch über Ihre eigene Person, und das ist schon widerwärtig, denn wenn ein Mensch, der seinen Nächsten ins Gesicht schlägt, Entrüstung hervorruft, so ruft ein Mensch, der sich selbst ins Gesicht schlägt, Verachtung hervor. Nein, Sie sind nur verdüstert und nicht erleuchtet; Sie haben weder den Geist noch die Form des heutigen Christentums erfaßt. Nicht die Wahrheit der christlichen Lehre, sondern krankhafte Furcht vor Tod, Teufel und Hölle schlägt einem aus Ihrem Buche entgegen.

Und was soll diese Sprache, was sollen diese Ausdrücke? „Ein Lump und Jammerlappen ist

[5] Gogol hatte in den „Ausgewählten Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“ unter anderem seine Absicht zu verstehen gegeben, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten.

[*] an chinesischen Vorbildern orientierte Richtung der europäischen Kunst, die besonders im 18. Jahrhundert populär wurde und auf die vermeintlich heile Welt der Chinesen verweisen sollten

heute jeglicher Mensch“, glauben Sie [575] denn wirklich, „*jeglicher*“ statt „*jeder*“ sagen bedeute, sich biblisch ausdrücken? Wie sehr wahr ist es doch, daß der Mensch von Geist und Talent verlassen wird, sobald er sich ganz der Lüge ergibt. Stünde auf Ihrem Buch nicht Ihr Name – wer würde glauben, daß dieser aufgeblasene und schmuddlige Wort und Phrasenschwall den Schöpfer des „Revisor“ und der „Toten Seelen“ zum Verfasser hat.

Was aber mich persönlich anlangt, so wiederhole ich Ihnen: Sie haben sich geirrt, als Sie meinen Aufsatz für einen Ausdruck des Ärgers über die Äußerungen ansahen, die Sie über mich als einen Ihrer Kritiker getan haben. Hätte mich nur das aufgebracht, so würde ich mich auch nur darüber ärgerlich geäußert, mich über alles andere aber ruhig und leidenschaftslos ausgesprochen haben. Das allerdings ist wahr, daß Ihre Äußerungen über ihre Verehrer doppelt häßlich sind. Ich begreife, daß man einen Dummkopf, der einen mit seinem Lob und seiner Begeisterung nur lächerlich macht, manchmal einen Nasenstüber versetzen muß, aber auch das fällt einem schwer, denn es ist irgendwie menschlich peinlich, selbst falsche Liebe mit Feindschaft zu vergelten. Sie aber hatten es auf Männer abgesehen, die, wenn auch nicht mit hervorragendem Verstand begabt, dennoch keine Dummköpfe sind. Diese Männer haben in ihrer Bewunderung für Ihre Werke möglicherweise mehr begeisterte Ausrufe von sich gegeben als sich über den sachlichen Inhalt geäußert; aber ihre Begeisterung entspringt doch so reinen und edlen Quellen, daß Sie sie wirklich nicht mit Haut und Haaren den gemeinsamen Feinden hätten ausliefern und sie darüber hinaus noch beschuldigen dürfen, sie legten Ihre Werke vorsätzlich falsch aus.[6] Sie haben das natürlich nur getan, weil Sie sich von dem Hauptgedanken Ihres Buches hin. reißen ließen, und auch aus Unbedachtsamkeit, Wjasemski aber, dieser Fürst in der Aristokratie und Knecht in der Literatur, hat Ihren Gedanken weiter ausgeführt und eine private Denunziation gegen Ihre Verehrer (also vor allem gegen mich) veröffentlicht.[7] Er hat das vermutlich zum Dank dafür getan, daß Sie ihn, diesen schlechten Reimerling, zum großen Dichter ernannt haben, wenn ich mich recht entsinne, für seine „matten, am Boden hinschleifenden Verse“.[8] Das alles ist nicht schön. Daß Sie jedoch nur auf die Zeit gewartet haben wollen, da Sie auch den Verehrern Ihres Talentes würden Gerechtigkeit widerfahren lassen können (nachdem Sie sie mit stolzer Demut Ihren Feinden gewährt haben) – das wußte ich nicht; ich konnte es und, ehrlich gesagt, ich wollte es auch gar nicht [576] wissen. Ich hatte Ihr Buch vor mir und nicht Ihre Absichten: Ich habe es gelesen und wohl hundertmal wieder gelesen, und habe doch nichts darin gefunden als das, was es enthält, das aber, was es enthält, hat mein Gemüt tief empört und beleidigt.

Wollte ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen, so würde dieser Brief bald ein starkes Heft füllen. Ich habe nie daran gedacht, über diesen Gegenstand an Sie zu schreiben, wenn ich es auch sehnlichst wünschte und Sie allen und jedem schwarz auf weiß das Recht gaben, Ihnen ohne Umschweife zu schreiben, einzig um der Wahrheit willen.[9] Solange ich in Rußland leb-

---

[6] Gogol nennt in seinem „Briefwechsel“ Belinski nicht beim Namen. Es war jedoch für jedermann klar, daß er eben ihn meinte, wenn er zum Beispiel in Kapitel 7 von der Kritik sagte: „Die ‚Odyssee‘ ... wird der Kritik auf die Beine helfen Die Kritik ist müde geworden und hat sich verirrt in den Analysen der rätselhaften Werke der neusten Literatur, ist vor Kummer vom Wege abgekommen und redet, die literarischen Fragen verlas-send, irre daher.“

[7] Gemeint ist der Aufsatz P. A. Wjasemskis: „Jasykow und Gogol“.

[8] In seinem Aufsatz „Über den ‚Sowremennik‘„ hatte Gogol geschrieben: „Gottlob sind noch zwei ... erstklassige Poeten unter uns bei guter Gesundheit: Fürst Wjasemski und Jasykow.“ Außerdem hatte Gogol, als er an eine Neuausgabe des „Briefwechsels“ dachte, den Fürsten Wjasemski gebeten, sein Buch „zu lesen, zu wägen, streng zu kritisieren und zu korrigieren ... Betrachten Sie mein Manuskript“, schrieb er, „ganz wie Ihr eigenes... Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht im Stich, lieber Fürst, und Gott wird Sie dafür belohnen, denn Ihre Tat wird echt christlich und erhaben sein“. Das Lob und diese Bitte taten offenbar ihre Wirkung: Fürst Wjasemski schrieb den Aufsatz „Jasykow und Gogol“, in dem er die Verteidigung von Gogols Buch übernimmt.

[9] Im Vorwort zur zweiten Ausgabe der „Toten Seelen“ schrie Gogol: „In diesem Buch ist vieles unwahr beschrieben, nicht so, wie es ist und wie es wirklich auf der russischen Erde zugeht. Ich bitte dich, Leser, mich zu verbessern. Laß es dich nicht verdrießen... Ich bitte dich, daß du es tust.“

te, hätte ich es nicht tun können, denn die dortigen „Schpekins“ öffnen fremde Briefe nicht nur zum eigenen Zeitvertreib, sondern auch von Amts wegen, zur Denunziation. Eine beginnende Schwindsucht trieb mich diesen Sommer ins Ausland, und Nekrassow sandte mir Ihren Brief nach Salzbrunn, von wo aus ich mit Annenkow noch heute über Frankfurt am Main nach Paris weiterreise. Ihr unerwartet eintreffender Brief hat mir die Möglichkeit gegeben, Ihnen offen alles zu sagen, was ich anläßlich Ihres Buches gegen Sie auf dem Herzen hatte. Ich bin nicht der Mensch, um die Dinge halb auszusprechen, ich kann nicht heucheln. Ich überlasse es Ihnen oder der Zeit, mir zu beweisen, daß ich mich in meinen Schlußfolgerungen über Sie geirrt habe. Ich bin der erste, der sich darüber freuen wird, aber ich bereue nichts von dem, was ich Ihnen gesagt habe. Es geht hier nicht um meine oder Ihre Persönlichkeit, sondern um eine Sache, die unvergleichlich höher steht nicht nur als ich, sondern auch als Sie: es geht hier um die Wahrheit, um die russische Gesellschaft, um Rußland.

Und dies ist mein letztes Wort zum Abschluß: wenn Ihnen das Unglück widerfahren ist, sich in stolzer Demut von Ihren wahrhaft großen Werken loszusagen, so müssen Sie sich jetzt in aufrichtiger Demut von Ihrem letzten Buch lossagen und die schwere Sünde seiner Herausgabe mit neuen Schöpfungen sühnen, die wieder an Ihre früheren erinnern.

Salzbrunn, den 3. (15.) Juli 1847